0I
3 D
24

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's

vermischte Schriften.

Herausgegeben

von

D. Friedrich Förster

und

D. Ludwig Boumann.

Zweiter Band.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

Berlin, 1835.

Verlag von Duncker und Humblot.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's

Werke.

2522

Vollständige Ausgabe

durch

einen Verein von Freunden des Verewigten:

D. Ph. Marheineke, D. J. Schulze, D. Ed. Gans,
D. Lp. v. Henning, D. H. Hotho, D. K. Michelet,
D. F. Förster.

Siebenzehnter Band.

Τἀληθὲς ἀεὶ πλεῖστον ἰσχύει λόγου.
Sophocles.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Hessischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegium gegen den Nachdruck und Nachdrucks-Verkauf.

Berlin, 1835.
Verlag von Duncker und Humblot.

Inhaltsanzeige.

Seite

IV. Kritiken. (Fortsetzung.)

5. Ueber Friedr. Heinr. Jakobi's Werke. Dritter Band 3
6. Ueber Hamann's Schriften 38
7. Ueber „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zur christlichen Glaubenserkenntniß; von Karl Friedrich G....l." 112
8. Recension der Schriften: „1. Ueber die hegel'sche Lehre, oder: absolutes Wissen u. moderner Pantheismus. — 2. Ueber Philosophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere. Ein Beitrag zu Beurtheilung der letztern; von D. K. E. Schubarth und D L. A. Carganico. — 3. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaften, in besonderer Beziehung auf das System Hegel's; von E. H. Weisse. — 4. Briefe gegen die hegel'sche Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Erstes Heft. Vom Standpunkte der Encyklopädie und der Philosophie. — 5. Ueber Seyn, Nichts und Werden. Einige Zweifel an der Lehre des Herrn Prof. Hegel" 149

(NB. Die Recensionen über die drei letzten Schriften sind nicht erschienen.)

9. Ueber: „Der Idealrealismus. Erster Theil. Von D. Albert Leopold Julius Ohlert" 229
10. Recension der Schrift: „Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der Ludwig Max-Universität zu München; von J. Görres" 249

V. Vorrede zu Hinrichs' Religionsphilosophie 280

VI. Drei lateinische Reden, gehalten an der Friedrich Wilhelm's-Universität zu Berlin.

1. Rede bei der Promotion des D. Rose 307
2. Rede beim Antritt des Rektorats an der berl. Universität ... 311
3. Rede bei der dritten Säkular-Feier der Uebergabe der augsburg'schen Konfession 318

Seite

VII. Schreiben in amtlichen Angelegenheiten.
Aus einem Briefe Hegel's vom 23. Oktober 1812 an Niethammer: Ueber den Vortrag der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften auf Gymnasien 333
An den königlich preußischen Regierungsrath und Professor Friedrich v. Raumer: Ueber den Vortrag der Philosophie auf Universitäten 349
An das Ministerium des Unterrichts: Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien 357
Ueber die Errichtung einer kritischen Zeitschrift. (An das Ministerium des Unterrichts eingesandt) 368

VIII. Aufsätze vermischten Inhalts.
1. Maximen des Journals der deutschen Literatur (1806) 393
2. Wer denkt abstrakt? 400
3. Ueber Lessing's Briefwechsel mit seiner Frau 406
4. Ueber Wallenstein 411
5. Ueber die Bekehrten 414
6. Ueber die englische Reform-Bill 425

IX. Briefe.
1. Aus dem Koncepte zu einem Briefe an J. H. Voß in Heidelberg 473
2. An van Ghert in Amsterdam 475
3. An Daub in Heidelberg 483
4. An Goethe 501
5. An den D. Hinrichs in Heidelberg 508
6. An den Rektor und Professor D. Gabler in Bayreuth 517
7. An Duboc 520
8. An Lieutenant Ravenstein 529
9. An Geh. Legations-Rath Varnhagen von Ense 530
10. An den Professor Gans 532
11. An den Oberlandesgerichtsrath Göschel 535
12. An den D. Förster 538
13. An den Minister v. Altenstein 540
Antwort des Ministers von Altenstein an Hegel 542
14. Auszüge aus Hegel's Briefen an seine Gattin.
A. Reise nach den Niederlanden im Jahre 1822 544
B. Reise nach Wien im Jahre 1824 566
C. Reise nach Paris im Jahre 1827 594

X. Nachtrag zu den Briefen.
1. An den Studiosus Zellmann 627
2. An Knebel 629
3. An Heinrich Beer 633

IV.

Kritiken.

(Fortsetzung.)

5. Ueber: „Friedrich Heinrich Jacobi's Werke. Dritter Band. Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngeren, 1816. XXXVI und 568 S.“

(Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur 1817. Nr. 1, 2.)

Referent freut sich der bald nach dem vorhergehenden, erfolgten Erscheinung eines neuen Bandes der gesammelten Werke Jacobi's, und wünscht dem edlen Greise ebenso wie dem Publikum Glück zu der ungestörten Fortführung dieses Geschäfts. — Der vorliegende dritte Band enthält vier Schriften, die, nach dem Ausdrucke der Vorrede, „gewissermaßen auch zugleich entstanden, und nur auseinander getretene Theile eines Ganzen sind, das sich in jedem dieser Theile auf eine andere Weise wiederholt.“ Es sind: 1) der im Jahre 1799 erschienene Brief Jacobi's an Fichte. 2) Die Abhandlung, die wir zuerst in Reinhold's Beiträgen u. s. w. 31. Heft 1801 lasen: Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen und der Philosophie überhaupt eine neue Ansicht zu geben. 3) Ueber eine Weissagung Lichtenberg's, zuerst gedruckt 1801. 4) Die Schrift: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung, mit einem Vorberichte zu der gegenwärtigen neuen Ausgabe. Eine interessante Zugabe von 23 Briefen an Joh. Müller, G. Forster, Herder, Kant (darunter auch einem von Kant an Jacobi), Geh. Rath Schlosser, J. G. Jacobi und an einige Ungenannte beschließt den Band.

Vielleicht hätte man wünschen mögen, daß in der Folgenreihe dieser Sammlung die frühere Schrift Jacobi's, die Briefe über die Lehre des Spinoza, den im gegenwärtigen Bande enthaltenen Abhandlungen vorausgeschickt worden wäre, da diese Briefe sich an ein Zeit-Interesse knüpfen, das der Erscheinung nach älter ist, als die philosophischen Gestalten, mit denen sich jene Abhandlungen beschäftigen, nämlich an die zur letzten Mattheit herabgesunkene Leibnitzisch-Wolfische Metaphysik, an welcher die jacobische Philosophie zugleich den gemeinschaftlichen Ausgangspunkt mit der kantischen Philosophie hat, welcher sie später gegenüber getreten ist. Die genannten Briefe stellen auch die Ansicht Jacobi's, von der Nichtigkeit aller wissenschaftlichen Erkenntniß des Göttlichen, in einer gewissen Ausführung und Begründung dar, — eine Ansicht, die in den vorliegenden Schriften nicht etwa mit der Einschränkung auf die darin behandelten philosophischen Systeme, sondern in ihrer ganzen Allgemeinheit herrschend ist, und mit so viel Geist und Wärme begleitet sie auch vorkommt, doch für die, welche über die Wahrheit noch nach Gründen zu fragen gewohnt sind, weitere Wünsche zuläßt; die Voraussschickung der Briefe hätte mehr noch als die Voraussschickung des Gesprächs: David Hume über den Glauben, im II. Bande, als eine dieser Gewohnheit erzeigte Ehre angesehen werden können. — Die in gegenwärtiger Anzeige darzustellende Art und Weise, wie sich Jacobi den in vorliegendem Bande behandelten Philosophien gegenüber stellt, wird mehr Klarheit und Anschaulichkeit gewinnen, wenn wir vorher daran erinnert haben, wie sein Geist sich in das Studium des Spinozismus vertieft, und sich in dieser Beschäftigung sein Standpunkt fixirt hat, auf welchem ihn schon mit sich fertig, die kantische Philosophie bei ihrer Erscheinung antraf. Zur Erläuterung dessen ist aber Einiges über den damaligen Zustand der Philosophie ins Gedächtniß zu rufen.

Die französische Philosophie hatte den großen Geist des Karteſianiſchen: cogito ergo sum, den Gedanken als den Grund des Seyns zu wiſſen, und die Geſtaltungen des letztern nur aus und in jenem zu erkennen, aufgegeben, und den umgekehrten Weg des Lockeanismus eingeſchlagen, den Weg, aus dem unmittelbar Gegebenen der Erſcheinungswelt den Gedanken abzuleiten. Inſofern noch das Bedürfniß blieb, auch in der Erſcheinungswelt einen allgemeinen Grund zu faſſen, wurde eine begriffloſe Allgemeinheit, nämlich eine unbeſtimmte Natur oder vielmehr eine Natur, an welche die ganze Oberflächlichkeit einiger dürftigen Reflexions-Beſtimmungen von Ganzem, Kräften, Zuſammenſetzung und dergleichen Formen der Aeußerlichkeit und des Mechanismus geheftet wurde, als Grundweſen ausgeſprochen. Die deutſche Bildung hatte der Sache nach dieſelbe Richtung genommen, und die Aufklärung die Traditionen ehrwürdiger Lehre und Sitte, den empfangenen und unmittelbar gegebenen Inhalt einer göttlichen Welt nach allen Seiten aufgelöſt, und dieſes ſogenannte Poſitive, weil und inſofern das Selbſtbewußtſeyn ſich in ihm nicht, oder, was daſſelbe iſt, weil es ſich nicht im Selbſtbewußtſeyn fand, aufgegeben und verworfen. Was übrig blieb, war der Todtenkopf eines abſtrakten leeren Weſens, das nicht erkannt werden könne, d. h. in welchem das Denken ſich ſelbſt nicht habe, das an und für ſich Seyende war damit eigentlich auf Nichts reducirt; denn was das Selbſtbewußtſeyn in ſich fand, waren endliche Zwecke, und die Nützlichkeit als die Beziehung aller Dinge auf ſolche Zwecke. Dieſer Anſteckung begnügten ſich Andere ihr religiöſes Gefühl entgegenzuſetzen, ſchrieben auch die theoretiſchen Reſultate Fehlern, die das Erkennen begehe, zu, und ſuchten etwa die Wahrheit durch Berichtigung und Verbeſſerung der Erkenntniß derſelben zu ſtützen und zu retten. Jacobi dagegen ſetzte nicht nur die Sicherheit ſeines Gemüths entgegen, ſondern die tiefe Gründlichkeit ſeines

Geiſtes blieb nicht bei den kahlen Reſten, in denen die Metaphyſik ein ermattetes Leben dürftig friſtete und noch ſchaale Hoffnungen nährte, ſtehen; ſie faßte vielmehr die Philoſophie in den Quellen des Wiſſens auf, und verſenkte ſich in ihre kräftigſte Gediegenheit. Wie auch das philoſophiſche Beſtreben ſonſt in Materien der Metaphyſik ſich mit Analyſiren, Unterſcheiden oder Zuſammenleimen, mit Erfinden von Denkmöglichkeiten und Widerlegung anderer Möglichkeiten abmühen mag; wenn es die gediegene unendliche Anſchauung und Erkenntniß des Einen Subſtantiellen, welche der Spinozismus iſt, und in deren Beſitz wir Jacobi ſehen, nicht zu ſeiner Grundlage hat, und alle weiteren Beſtimmungen nicht daran mißt, ſo fehlt diejenige Beziehung, durch welche alle Erkenntniß-Beſtimmungen allein Wahrheit erhalten, — die Beziehung, welche Spinoza ſo ausdrückt, daß Alles unter der Geſtalt des Ewigen betrachtet werden müſſe. Jacobi trat mit dieſer ausgezeichneten Ueberlegenheit in der Zeit der vormaligen Metaphyſik auf, weil ihm die Gediegenheit jener Anſchauung beiwohnte, die Anderen aber das Intereſſe des Erkennens in etliche dürftige, begriffloſe Verſtandesbeſtimmungen von Daſeyn, Möglichkeit, Begriff und dergleichen legten. Es macht keinen Unterſchied, daß bei dieſem Philoſophiren Gott der Gegenſtand und das Ziel war; indem er durch Beſtimmungen jener Art gefaßt werden ſoll, ſo ſind ſie es, die den Inhalt der Erkenntniß ausmachen. Die Idee Gottes ſelbſt bleibt außer ſolchem endlichen Inhalt, eine bloße Vorſtellung oder Empfindung, die nach ihrer Unendlichkeit nicht in jenes Erkennen eintritt. In dem Einen Abſoluten aber ſind dieſe Endlichkeiten des Inhalts und damit ebenſo das ſubjektive Abmühen mit denſelben aufgezehrt; der Geiſt erreicht daſſelbe und wird Bewußtſeyn der Vernunft, nur indem er dieſe ſeine Beſchränkungen als nichtige, als Formen bloß der Erſcheinung erkennt, und ſie ſomit in jenen Abgrund verſenkt. — Jacobi hatte dieſe höchſte Anſchauung nicht bloß im Gefühl und

in der Vorstellung erreicht, — einer Form, bei welcher die bloße Religiosität stehen bleibt, — sondern auf dem höhern Wege des Gedankens, mit Spinoza gefunden, daß sie das letzte wahrhafte Resultat des Denkens sey, daß jedes konsequente Philosophiren auf den Spinozismus führen müsse.

Hier tritt nun aber der große Unterschied ein, daß die Eine absolute Substanz nur als die nächste Form des nothwendigen Resultats gefaßt, und daß über dieselbe hinausgegangen werden muß. In Jacobi zeigte sich daher das ebenso feste Gefühl, daß das Wahre in dieser seiner ersten Unmittelbarkeit, für den Geist, der nicht ein Unmittelbares ist, ungenügend, daß es noch nicht als der absolute Geist erfaßt ist. Das Objekt, wie es vom sinnlichen Bewußtseyn aufgenommen wird, ist das geglaubte Seyn endlicher Dinge. Das zur Vernunft fortschreitende Bewußtseyn verwirft aber solche Wahrheit des Unmittelbaren und den Glauben der Sinnlichkeit. Das zur Unendlichkeit erhobene Seyn ist die reine Abstraktion des Denkens, und dieß Denken des reinen Seyns ist nicht sinnliche Anschauung, sondern intellektuelle oder Vernunftanschauung. Weil aber das unendliche Seyn in dieser Unmittelbarkeit das nur abstrakte, unbewegte, ungeistige ist, vermißt sich das Freie als das sich aus sich selbst Bestimmende, in jenem Abgrund, in den sich alle Bestimmtheit geworfen und zerbrochen hat; die Freiheit ist sich unmittelbar Persönlichkeit, als der unendliche Punkt des an und für sich Bestimmens. In der Einen gediegenen Substanz aber, oder, was dasselbe ist, in dem reinen Anschauen, als dem abstrakten Denken, ist nur die Eine Seite der Freiheit enthalten, nämlich die Seite, wonach das Denken zwar aus den Endlichkeiten des Seyns und Bewußtseyns zum einfachen Elemente der Allgemeinheit gekommen ist, aber darin noch nicht die Selbstbestimmung und Persönlichkeit gesetzt hat. Denn es hilft nichts, daß in der absoluten Substanz das Denken, das Princip der

Freiheit und Persönlichkeit, ebenso wohl wie das Seyn oder die Ausdehnung Attribut ist. Weil die Substanz die ununterschiedene und ununterscheidbare Einheit der Attribute ist, so ist ihre Grundbestimmung wieder nur die Unmittelbarkeit oder das Seyn. Aus diesem Seyn ist daher kein Uebergang zu dem Verstande und zum Einzelnen vorhanden. Die noch näher liegende Forderung wäre, daß ein Uebergang von dem Absolut-Einen zu den göttlichen Attributen aufgezeigt würde. Es ist aber nur angenommen, daß es solche Attribute giebt, so wie ferner, daß ein endlicher Verstand, oder Einbildungskraft, und in denselben einzelne und endliche Dinge sind. Das Seyn derselben wird zwar immer zurückgenommen, und als ein Unwahres in die Unendlichkeit der Substanz versenkt; sie haben dabei die Stellung eines gegebenen Ausgangspunktes für dieses Erkennen ihrer Negativität; aber umgekehrt ist die absolute Substanz nicht als Ausgangspunkt gefaßt für Unterschiede, Vereinzelung, Individuation, überhaupt für alle Unterschiede, wie sie erscheinen mögen, als Attribute und Modi, als Seyn und Denken, Verstand, Einbildungskraft u. s. w. Alles geht daher in der Substanz nur unter, sie ist unbewegt in sich, nichts kehrt aus ihr zurück.

Es ist aber in der That eine einfache Betrachtung, welche in der Substanz selbst das Princip der Abscheidung erkennen läßt, — eine Betrachtung nur dessen, was die Substanz, faktisch so zu sagen, enthält. Indem sie nämlich als die Wahrheit der einzelnen Dinge, welche in ihr aufgehoben und ausgelöscht sind, erkannt worden, so ist die absolute Negativität, welche der Quell der Freiheit ist, die in sie selbst bereits gesetzte Bestimmung. — Es kommt hierbei nur darauf an, die Stellung und Bedeutung des Negativen richtig ins Auge zu fassen. Wenn dasselbe nur als Bestimmtheit der endlichen Dinge genommen wird (omnis determinatio est negatio), so ist die Vorstellung mit dem Negativen aus der absoluten Substanz heraus,

hat die endlichen Dinge aus ihr herausfallen laſſen, und erhält ſie außer ihr. So wird die Negation, wie ſie Beſtimmtheit der endlichen Dinge iſt, nicht aufgefaßt als im Unendlichen oder als in der Subſtanz vorhanden, die vielmehr das Aufgehobenſeyn der endlichen Dinge iſt. — Wie aber dagegen die Negation in der Subſtanz iſt, dieß iſt ſchon geſagt, und das ſyſtematiſche Fortſchreiten im Philoſophiren beſteht eigentlich in nichts Anderem, als darin, zu wiſſen, was man ſelbſt ſchon geſagt hat; — die Subſtanz ſoll nämlich ſeyn das Aufgehobenſeyn des Endlichen, damit ſagt man, daß ſie iſt die Negation der Negation, da dem Endlichen nur die Negation zugetheilt iſt; — als Negation der Negation iſt die Subſtanz hiermit die abſolute Affirmation, und ebenſo unmittelbar Freiheit und Selbſtbeſtimmung. — Der Unterſchied, ob das Abſolute nur als Subſtanz oder als Geiſt beſtimmt iſt, beſteht hiernach allein in dem Unterſchiede, ob das Denken, welches ſeine Endlichkeiten und Vermittlungen vernichtet, ſeine Negationen negirt und hierdurch das Eine Abſolute erfaßt hat, das Bewußtſeyn deſſen beſitzt, was es im Erkennen der abſoluten Subſtanz bereits gethan, oder ob es dieß Bewußtſeyn nicht hat. — Jacobi hatte dieſen Uebergang von der abſoluten Subſtanz zum abſoluten Geiſte, in ſeinem Innerſten gemacht, und mit unwiderſtehlichem Gefühle der Gewißheit ausgerufen: Gott iſt Geiſt, das Abſolute iſt frei und perſönlich. — In Rückſicht auf die philoſophiſche Einſicht war es von der bedeutendſten Wichtigkeit, daß durch ihn das Moment der Unmittelbarkeit der Erkenntniß Gottes auf's beſtimmteſte und kräftigſte herausgehoben worden iſt. Gott iſt kein todter, ſondern lebendiger Gott; er iſt noch mehr als der Lebendige, er iſt Geiſt und die ewige Liebe, und iſt dieß allein dadurch, daß ſein Seyn nicht das abſtrakte, ſondern das ſich in ſich bewegende Unterſcheiden, und in der von ihm unterſchiedenen Perſon Erkennen ſeiner ſelbſt iſt; und ſein Weſen iſt die unmittelbare,

d. i. *ſeyende* Einheit, nur inſofern es jene ewige Vermittlung zur Einheit ewig *zurückführt*, und dieſes Zurückführen iſt ſelbſt dieſe Einheit, die Einheit des Lebens, Selbſtgefühls, der Perſönlichkeit, des Wiſſens von ſich. — Was das Erkennen betrifft, ſo hat Jacobi von der *Vernunft*, als dem *Uebernatürlichen* und *Göttlichen* im Menſchen, welches von Gott weiß, behauptet, daß ſie *Anſchauen* iſt. Die Vernunft, indem ſie als Leben und Geiſt weſentlich die Vermittlung iſt, iſt unmittelbares Wiſſen nur als Aufheben jener Vermittlung. Ein todtes, ſinnliches Ding iſt allein ein Unmittelbares nicht durch die Vermittlung ſeiner mit ſich ſelbſt. — Jedoch hat bei Jacobi der Uebergang von der Vermittlung zur Unmittelbarkeit mehr die Geſtalt einer *äußerlichen* Wegwerfung und Verwerfung der Vermittlung. Es iſt inſofern das reflektirende Bewußtſeyn, welches getrennt, von der Vernunftanſchauung, jene vermittelnde Bewegung des Erkennens von dieſer Anſchauung entfernt; ja er geht noch weiter und erklärt jene Bewegung ſogar für etwas, was dieſer Anſchauung hinderlich und verderblich ſey. Es ſind hier zwei Aktus zu unterſcheiden, erſtlich das endliche Erkennen ſelbſt, welches nur mit Gegenſtänden und Formen zu thun hat, die nicht an und für ſich, ſondern bedingt und begründet durch Anderes ſind, — ein Erkennen, deſſen Charakter ſomit die Vermittlung ausmacht; — das zweite Erkennen iſt dann die ſo eben genannte Reflexion, welche ſowohl die Gegenſtände als die ſubjektiven Erkenntnißweiſen des erſten für einen Inhalt und für Formen der Vermittlung, und damit für nicht abſolut erkennt. Das zweite Erkennen iſt daher einer Seits ſelbſt vermittelt, denn es iſt weſentlich auf jenes erſte Erkennen bezogen, hat daſſelbe zu ſeiner Vorausſetzung und Gegenſtande; anderer Seits iſt es Aufheben jenes erſten Erkennens; — alſo, wie vorhin geſagt wurde, ein Vermitteln, welches Aufhebung der Vermittlung iſt; — oder ein ſolches Aufheben der Vermittlung, nur inſofern es ſelbſt ein Vermitteln iſt. Das Erkennen, als Auf-

heben der Vermittlung, ist eben damit unmittelbares Erkennen; faßt es seine Unmittelbarkeit nicht so auf, so wird nicht aufgefaßt, daß dieselbe so allein die Unmittelbarkeit der Vernunft, nicht eines Steines ist. Im natürlichen Bewußtseyn mag das Wissen von Gott die Erscheinung von einem bloß unmittelbaren Wissen haben, es mag die Unmittelbarkeit, in welcher ihm der Geist ist, der Unmittelbarkeit seines Wahrnehmens des Steines gleich erachten; aber das Geschäft des philosophischen Wissens ist es, zu erkennen, worin wahrhaft das Thun jenes Bewußtseyns besteht, — zu erkennen, daß in ihm jene Unmittelbarkeit eine lebendige, geistige ist, und nur aus einer sich selbst aufhebenden Vermittlung hervorgeht. Das natürliche Bewußtseyn entbehrt diese Einsicht gerade so, wie es als organisch-lebendiges verdaut, ohne die Wissenschaft der Physiologie zu besitzen. Wie es scheint, ist Jacobi durch die Form der Erkenntniß von Gott, welche man früher die Beweise vom Daseyn Gottes genannt hat, zu der Vorstellung veranlaßt worden, daß dem Bewußtseyn damit zugemuthet worden sey, zu glauben, daß es kein Wissen von Gott seyn könne, ohne die Reihe der Schlüsse, vorausgesetzter Begriffe und Folgerungen, die jene Beweise enthielten, förmlich durchgemacht zu haben; — gerade, wie so eben erinnert, als ob man dem Menschen zumuthete, zu glauben, er könne nicht verdauen, noch gehen, noch sehen, noch hören, ohne Anatomie und Physiologie studirt zu haben. — Ein damit zusammenhängendes Mißverständniß ist dieses, daß das Wissen von Gott und das Seyn Gottes selbst, durch die Vermittlung des Erkennens zu einem abhänglgen, in einem Andern gegründeten gemacht worden sey. Dieß scheinbare Mißverhältniß ist aber schon durch die Sache selbst aufgehoben; — indem nämlich Gott das Resultat ist, so erkiärt sich im Gegentheil darin diese Vermittlung selbst als sich durch sich aufhebend. Was das Letzte ist, ist als das Erste erkannt; das Ende ist der Zweck; dadurch, daß es als der Zweck und zwar

als der absolute Endzweck erfunden wird, ist dieß Produkt vielmehr für das unmittelbare, erste Bewegende erklärt. Dieses Fortgehen zu einem Resultat ist hiermit ebenso sehr das Rückgehen in sich, der Gegenstoß gegen sich; es ist das, was vorhin als die einzige Natur des Geistes angegeben worden, als des wirkenden Endzwecks, der sich selbst hervorbringt. Wäre er ohne Wirken, ein unmittelbares Seyn, so wäre er nicht Geist, nicht einmal Leben; wäre er nicht Zweck, und ein Wirken nach Zwecken, so fände er nicht in seinem Produkt, daß dieses Wirken nur ein Zusammengehen mit sich selbst, nur eine Vermittlung ist, durch welche ihre Bestimmung zur Unmittelbarkeit vermittelt wird.

Indem nun Jacobi die Vermittlung, die im Erkennen ist, wegwirft, und sie sich ihm nicht innerhalb der Natur des Geistes, als dessen wesentliches Moment, wiederherstellt, — so hält sich sein Bewußtseyn des absoluten Geistes in der Form des unmittelbaren, nur substantiellen Wissens fest. Die einfache Grundanschauung des Spinozismus hat die Substantialität zum einzigen Inhalt. Wenn aber, wie bei Jacobi der Fall ist, die Anschauung des Absoluten sich als intellektuelle, d. h. erkennende Anschauung weiß, wenn ferner ihr Gegenstand und Inhalt nicht die starre Substanz, sondern der Geist ist, so mußte ebenso die bloße Form der Substantialität des Wissens, nämlich die Unmittelbarkeit desselben, weggeworfen werden. Denn eben durch das Leben und die wissende Bewegung in sich selbst unterscheidet sich allein der absolute Geist von der absoluten Substanz, und das Wissen von ihm ist nur ein Geistiges, Intellektuelles. — Es ist nun hauptsächlich die von Jacobi in seiner Vernunftanschauung gefundene Bestimmung von Geist, woran er die philosophischen Systeme mißt, die er in den in dem vorliegenden Bande enthaltenen Abhandlungen zu seinem Gegenstande macht. Er spricht diesen Philosophien gegenüber nicht nur den Inhalt, sondern ebenso hartnäckig diese substantielle Form seiner Vernunftanschauung aus. Die kan-

tiſche, fichteſche und die Natur-Philoſophie ſind es, welche hier von ihm betrachtet werden; und der Grundcharakter ſeiner Behandlungsweiſe iſt durch das Angegebene bezeichnet.

Die Abhandlungen ſelbſt ſind dem Publikum ſattſam bekannt. Die Leidenſchaft der Zeit, in der ſie erſchienen, darf als vorbeigegangen angeſehen werden; die Betrachtung ihrer Momente kann darum um ſo kürzer und auch unverfänglicher ſeyn und ſich auf das Weſentliche beſchränken. Ueberflüſſig darf die vorliegende Sammlung und deren Studium nicht etwa ſcheinen, weil ein Theil der Philoſophien, auf die ſie ſich bezieht, vergangen ſey. Ungern ſehe ich auch Jacobi S. 340 in dem Tone ſprechen, daß es bekannt ſey, wie ſchnell die philoſophiſchen Syſteme ſeit 25 Jahren in Deutſchland gewechſelt haben. Denn dieß pflegt ſonſt vornehmlich die Sprache derer zu ſeyn, die ſich über ihre Verachtung der Philoſophie nicht nur bei ſich rechtfertigen, ſondern auch auf die Bemerkung ſich etwas zu Gute thun wollen, daß ja die philoſophiſchen Syſteme ſich ſo ſehr widerſprechen und ſo oft wechſeln, daß es hiermit eine ſimple Klugheit ſey, ſich nicht einzulaſſen, um ſo mehr, da dieß Einlaſſen den Sinn habe, in einem ſo Vergänglichen nicht ein Vergängliches ſuchen und haben zu wollen, ſondern vielmehr unvergängliche Wahrheit. — Was in der That vergänglich iſt und geweſen iſt, ſind die vielerlei Beſtrebungen, ohne Philoſophie philoſophiren und eine Philoſophie haben zu wollen. Doch dieſes Vergängliche ſelbſt kann auch als unvergänglich, der Wechſel als perennirend angeſehen werden. —

Die jacobiſchen Behauptungen von der Unfähigkeit der Wiſſenſchaft, das Göttliche zu erkennen, können wohl nicht davon freigeſprochen werden, die Folge gehabt zu haben, daß die Unwiſſenheit und Geiſtloſigkeit ſolche Sätze als ein bequemes Polſter utiliter acceptirt, und ſich daraus ein gutes Gewiſſen, und ſogar Hochmuth bereitet hat, wie die kantiſche Philoſophie das Objekt zu einem problematiſchen Etwas herabgeſetzt, und

ihm nach einem geistreichen Ausdrucke Jacobi's S. 74 als Ding-an-sich, ein otium cum dignitate zu genießen verschafft hat.

Die kantische Philosophie ist hauptsächlich der Gegenstand der zweiten Abhandlung, deren Titel oben angegeben worden; die anderen Abhandlungen, insbesondere die dritte, kommen häufig auf diese Philosophie zurück. Ich will von ihr, als der ersten, und von der jacobischen Polemik gegen dieselbe zuerst sprechen, und kurz angeben, warum ihre Lehrsätze, an dem großen Grundsatze Jacobi's gemessen, daß das Absolute als Geist zu erfassen ist, sich für denselben sehr ungenügend zeigen müssen. Was diese Philosophie nämlich auf dem theoretischen Wege, das heißt, ein Erkennen dessen, was ist, als das Höchste findet, sind im Allgemeinen bloße Erscheinungen. Als deren Wesenheiten aber ergeben sich drei Bestimmungen, in welche sie analysirt sind, nämlich erstens ein Ding-an-sich, dem gar keine weitere Bestimmung zukommt, als dieß ganz begrifflose Ding-an-sich zu seyn; zweitens das Ich des Selbstbewußtseyns, insofern es aus sich Verknüpfungen macht, aber hierbei durch ein gegebenes Mannigfaltiges bedingt ist, und nur endliche Verknüpfungen des Endlichen hervorbringt, endlich drittens das andere Extrem zum reinen Ding-an-sich, das Ich als reine Einheit.

Ich in jener endlichen Thätigkeit hat Kant Verstand, Ich als die reine Einheit Vernunft genannt. Die beiden Extreme des Schlusses, als welcher das Erkennen dessen, was ist, dargestellt wird, das Ding-an-sich und die reine Einheit des Selbstbewußtseyns, sind somit abstrakte Allgemeinheiten; und so fixirt, sind sie durchaus ein ungeistiges. Die Mitte des Schlusses ist zwar ein Konkretes, aber dafür ein äußerliches Zusammenkommen und Zusammenbringen wesentlich gegen einander äußerlich bleibender Ingredienzien; ebenso wenig ist daher hierin der nicht nur seiner selbst, sondern auch des Andern als eines Wahren gewisse Geist zu erkennen. Für das

Wiſſen aber deſſen, was ſeyn ſoll, des Praktiſchen, fand Kant im Selbſtbewußtſeyn dieſelbe formale Einheit, die das eine Extrem des vorigen Schluſſes ausmachte, als das Princip, wodurch das Gute und die Pflicht konſtituirt werden ſoll. Dieſem Princip gegenüber macht eine mannigfaltige Natur das andere Extrem aus; die konkrete, allgemeine Einheit dieſer Extreme bleibt im kantiſchen Syſteme ein Jenſeits. Die innere Gewißheit nur ſeiner ſelbſt, und die als äußerlich vorgefundene Wirklichkeit werden als ſchlechthin geſchiedene und wahrhaft ſeyende erhalten; die Einheit deſſen, was iſt, und deſſen, was ſeyn ſoll, des Daſeyns und des Begriffs kann deßwegen nur als perennirendes Poſtulat, nicht als das, was wahrhaftig iſt, hervorkommen.

Das Praktiſche hat darum auch den Geiſt nicht zu ſeinem letzten Reſultate, und damit, wie vorhin erläutert wurde, findet er ſich nicht in ihm als erſte Grundlage und Wahrheit.

Jacobi hat nun an die kantiſche Philoſophie nicht bloß ſeinen Maaßſtab als vorausgeſetzt angelegt, ſondern hat ſie auch auf die wahrhafte Weiſe, nämlich dialektiſch, behandelt. Die kantiſche Beſtimmung der Form, nach welcher die Aufgabe der Philoſophie gefaßt und gelöſt werden ſollte, gab ſelbſt unmittelbar die Waffe dazu. Kant ſtellte die Frage auf: wie ſind ſynthetiſche Urtheile a priori möglich? ſtatt die Nothwendigkeit dieſer Urtheile als den Gegenſtand der Philoſophie zu beſtimmen. Er theilte die Stellung der Aufgabe mit der Methode der Metaphyſik ſeiner Zeit, welche von den Begriffen, ſo auch von dem Begriffe Gottes, allererſt die Möglichkeit darthun zu müſſen meinte. Solcher Möglichkeit, da ſie von Wirklichkeit und Nothwendigkeit noch getrennt gehalten werden ſoll, hiermit ein Abſtraktum iſt, liegt die abſtrakte Identität, die formelle Einheit des Verſtandes, zu Grunde. Jacobi nimmt dieſe Form auf, und hält ſo Raum als Eines, die Zeit als Eines, das Bewußtſeyn als Eines, deſſen reine

Syntheſis, die Syntheſis an ſich, von Theſis und Antitheſis unabhängig, d. h. die ganz abſtrakte Kopula, Iſt, Iſt, Iſt, ohne Anfang und Ende, nach dem trocknen Verſtande feſt, in dem ſie vorkommen, und fragt nun mit Recht, wie hier die Möglichkeit, daß ein Knoten geſchlungen werde, Statt finden ſollte. In der That, wenn das Weiße nur weiß, das Schwarze gegenüber nur ſchwarz bleiben ſoll, ſo iſt nicht möglich, daß ein Grau oder ſonſt eine Farbe entſtehe, noch beſtehe. — Ferner ſchildert nun Jacobi mit gleichem Recht ſolche Abſtraktionen als leere Gedankendinge, als Schatten und Hexenräuche. — Nur bleibt er dabei ſtehen, die Richtigkeit des abſtrakten Raumes, der abſtrakten Zeit, der abſtrakten Identität und der abſtrakten Verſchiedenheit, als ſeine eigene, dieſen Abſtraktionen äußerliche Reflexion zu betrachten. Dieß iſt inſofern ganz konſequent, als die Dialektik hier nur gegen die kantiſche Darſtellung gerichtet war, und nur deren gleichfalls abſtraktes Nichts daraus hervorgehen ſollte. Die ſolchen Abſtraktionen immanente Richtigkeit aber wäre die objektive Dialektik derſelben geweſen, und hätte zur Nothwendigkeit des Konkreten geführt, des hier ſogenannten Synthetiſchen a priori. Der Beweis von der Unmöglichkeit des Konkreten, der aus der vorausgeſetzten Gültigkeit jener Gedankendinge geführt wird, wäre ſomit, vermittelſt ihrer aufgezeigten Unwahrheit, in das Gegentheil, in den Beweis der Nothwendigkeit des Konkreten umgeſchlagen. — Ferner kommt dann auch das Konkrete, als Einbildungskraft, Urtheilen, Apperception des Selbſtbewußtſeyns, in Beziehung auf jene Abſtraktionen, vor. Für dieß Verhältniß, indem die Abſtraktionen als für ſich beſtehende fixirt ſind, ergiebt ſich nur, daß ſie, und ebenſo auch die Konkreta, in ihrer Verſchiedenheit wieder abſtrakt feſtgehalten, die nicht ſich ſelbſt aufhebende, dialektiſche, ſondern beſtehende Grundlage von einander ſind; — daß die Vernunft auf dem Verſtande ruhe, der Verſtand auf der Einbildungskraft, dieſe

auf der Sinnlichkeit, und dieſe auch wieder auf der Einbildungskraft. — Es ließe ſich jedoch noch darüber ſtreiten, ob nicht das Verhältniß von Bedingung und Bedingtem genauer die Beziehung ausdrückte, in welcher jene Kräfte bei Kant gegen einander erſcheinen. — Wichtiger aber iſt es, nicht zu überſehen, daß bei dieſer Behandlung der kantiſchen Kritik der Vernunft das unendliche Verdienſt derſelben nicht bemerklich gemacht iſt, die Freiheit des Geiſtes auch in der theoretiſchen Seite als Princip erkannt zu haben. Dieß Princip, freilich in einer abſtrakten Form, liegt in der Idee einer urſprünglich-ſynthetiſchen Apperception des Selbſtbewußtſeyns, welches auch im Erkennen weſentlich ſelbſtbeſtimmend ſeyn will. So abſtrakt dieſe theoretiſche Freiheit iſt, ſo iſt ſie nicht abſtrakter als die moraliſche, von der Jacobi S. 324 ſagt, daß ſie zwar das Vermögen im Menſchen iſt, „wodurch er ſein Leben in ihm ſelbſt hat, einer, jeden Widerſtand überwindenden, Kraft zum Guten ſich bewußt iſt; — aber die Theils durch einen Widerſtand bedingt iſt, Theils nicht zur Wirklichkeit kommt, und nur ein Annähern und Streben iſt.“ — Erwähnt iſt dieſer Seite etwa inſofern, als S. 80 geſagt iſt, daß ein urſprüngliches Syntheſiren, ein urſprüngliches Beſtimmen ſeyn würde; dieſer Begriff iſt jedoch daſelbſt damit beſeitigt, daß geſagt wird, daß ein urſprüngliches Beſtimmen ein Erſchaffen aus Nichts ſeyn würde. Mit dieſer Konſequenz, oder vielmehr mit dem Ausdrucke Erſchaffen aus Nichts, kann man aber den Begriff der Freiheit im Theoretiſchen um ſo weniger für abgefertigt halten, als auch die moraliſche Freiheit damit abgefertigt wäre.

Sonſt aber giebt die erzählende Manier Kants, dem es auf ſeinem Standpunkt zunächſt nur überhaupt um eine Baſis eines Allgemeinen und Nothwendigen im Erkennen zu thun war, — allerdings die gegründete Veranlaſſung an die Hand, die Materialien ſeiner Hiſtorie vom Erkennen, — Gefühl, Zeit und Raum, Einbildungskraft, Verſtand

und zuletzt Vernunft, — als ganz zufällig gegen einander, wie ihr Zusammenkommen in einer bloßen Historie erscheint, zu nehmen, und indem sie als abstrakte Grundlagen fixirt werden, den Widerspruch geltend zu machen, der darin liegt, daß sie zusammengebracht und in Eins gesetzt werden. Diese Geistlosigkeit ihrer Auffassung, der Mangel dieser Darstellung, an das Aufzeigen sowohl der Nothwendigkeit dieser Geistesthätigkeiten in ihrer Bestimmtheit, als des Konkreten derselben nicht gedacht zu haben, ist das, was durch die jacobische Kritik klar gemacht wird. Diese Kritik erhält dermalen eine um so größere Bedeutsamkeit, als selbst Freunde Jacobi's haben meinen können, sogar eine Verbesserung der kritischen Philosophie damit gefunden zu haben, daß sie die Erkenntniß des erkennenden Geistes zur Sache einer Anthropologie machen, — zu einem simplen Erzählen von Thatsachen, die im Bewußtseyn sollen vorgefunden werden, wobei das Erkennen dann in nichts Weiterem bestehe, als in einer Zergliederung des Vorgefundenen. Sie geben damit vorsätzlich, als ob dieß das Rechte wäre, den Gedanken auf, die Thätigkeiten des Geistes in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen, da doch der Mangel dieser Nothwendigkeit, die Zufälligkeit und Aeußerlichkeit, in welcher die Bestimmungen des Geistes gegen einander bei Kant erscheinen, das ist, was Jacobi'n den Grund seiner Dialektik gegen deren Synthesis überhaupt und gegen die schlechten, endlichen Verhältnisse giebt, welche bei jener vorausgesetzten Aeußerlichkeit der Thätigkeiten des Geistes zum Vorschein kommen.

Es ist hiernach noch kürzlich zu erwähnen, wie der Mangel dessen, was die kantische Philosophie von der praktischen Vernunft lehrt, in der jacobischen Abhandlung aufgefaßt wird. Der theoretischen Vernunft sind die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit unerweislich, diese ihre Gegenstände können nicht erkannt werden; sie geht auf das, was ist; zur

Erkenntniß deſſelben bedarf ſie des Verſtandes, der ſeiner Seits zur Anwendung ſeiner Kategorien einer Erfahrung oder vielmehr der Wahrnehmung von Zeitlichem und Räumlichem und eines Gefühlſtoffes bedarf. Solche Erkenntniß bringt es hiermit nur zu Erſcheinungen; Gott, Freiheit und Unſterblichkeit fallen aber nicht in ſolches Erfahren und in die Erſcheinungswelt. Die praktiſche Vernunft poſtulirt nun dieſe Ideen, die theoretiſch unerweislich ſind; die Subjektivität derſelben braucht jedoch nicht poſtulirt zu werden, denn dieſe haben ſie als Ideen, ihre Objektivität aber iſt eben dieſe Seite, welche der erkennenden Vernunft angehört. Die Rüge dieſer Einſeitigkeit des Praktiſchen iſt höchſt bedeutſam, um ſo mehr, da es beinahe zu einem Vorurtheil geworden iſt, im Praktiſchen, im Triebe des Herzens, ſey allein das Wahrhafte zu finden, und Erkenntniß, Wiſſen, theoretiſche Vernunft ſey dazu entbehrlich, ja ſelbſt nachtheilig und gefährlich. Das Bewußtſeyn, daß Gott iſt, daß Freiheit iſt, daß Unſterblichkeit iſt, iſt etwas ganz Anderes als das Poſtulat, daß dieſe Ideen nur ſeyn ſollen; jene theoretiſche Seite macht das Komplement zum Sollen aus, und erſt die Ueberzeugung, daß das Vernünftige ebenſo iſt, als es ſeyn ſoll, kann die Grundlage für's Praktiſche ausmachen; das bloße Sollen, der ſubjektive Begriff ohne Objektivität iſt ebenſo geiſtlos, wie ein bloßes Seyn ohne den Begriff, ohne ſein Seyn-Sollen in ſich zu haben und ihm gemäß zu ſeyn, ein leerer Schein iſt.

Wir gehen nun zu dem Briefe an Fichte über. Das Ungenügende, was an der fichteſchen Philoſophie in dieſem Aufſatze, dem erſten dieſes Bandes, aufgezeigt wird, iſt im Weſentlichen daſſelbe, was Jacobi an der kantiſchen beſtritt. Das fichteſche Syſtem iſt bekanntlich durch das kantiſche in eine höhere Abſtraktion erhoben, und konſequenter durchgeführt. Es iſt ein Verſuch, die Kategorien, die Denkbeſtimmungen der theoretiſchen ſowohl als der praktiſchen Sphäre, auf eine ſyſte-

matiſche Weiſe im Zuſammenhange der Nothwendigkeit darzuſtellen. Wenn bei Kant das Objekt zu einem unerkannten und unerkennbaren Ding-an-ſich erſt gewiſſermaßen durch den ganzen Verlauf der Kritik zuſammenſchrumpft, und außer dem Bereich des Verſtandes und dann auch der Vernunft erſt durch die Erkenntniß dieſer ſogenannten Seelenvermögen geſetzt wird; ſo tritt bei Fichte gleich unmittelbar die reine Einheit des Ich mit ſich ſelbſt, und ihm gegenüber ſogleich ebenſo abſtrakt das Ding-an-ſich, als Nicht-Ich auf; die fernere Entwicklung der Formen, welche die Beſtimmung des einen durch das Andere annimmt, hat jenen Gegenſatz fortdauernd zum Grunde liegen, indem jede weitere Form zwar eine reichere Syntheſis deſſelben iſt, aber nicht dazu kommt, ihn zu überwinden. Dieſe Auflöſungen bleiben deßwegen Verhältniſſe und endliche Formen, deren letzte Auflöſung gleichfalls ins Praktiſche hinübergewieſen wird, welches aber ebenſo nicht weiter gebracht iſt, als zu einem einſeitigen, mit einem Jenſeits behafteten Sollen und Streben. Von ſo unendlicher Wichtigkeit das fichteſche Princip als Moment ſeinem Inhalt nach iſt, oder von Seiten der Form, durch welche Fichte dem kantiſchen Princip dieſe hohe Abſtraktion gegeben hat; ſo muß es, weil es in ſeiner Einſeitigkeit abſolutes Princip bleiben ſoll, und nicht zum Moment herabgeſetzt wird, dem konkreten Geiſte gegenüber, gleichfalls als ein Geiſtloſes erſcheinen.

Jacobi hat dieſe Philoſophie nicht dialektiſch behandelt, wie die kantiſche, obgleich ſie ihrer wiſſenſchaftlichen Form wegen ſich einfacher dieſer Behandlung dargeboten hätte. Denn indem Fichte mit Ich = Ich als dem erſten abſoluten Grundſatz ſeiner Philoſophie anfängt, ſo läßt er unmittelbar den zweiten folgen, daß das Ich ſich ein Nicht-Ich ſchlechthin entgegenſetzt, welcher Grundſatz ſeiner Form nach, als Entgegenſetzen nämlich, gleichfalls unbedingt ſey. Dieſe beiden Unbedingten ſind eben ſolche mit ſich identiſche Abſtraktionen, wie

der abstrakte Raum und die abstrakte Zeit oder das abstrakte Ist bei Kant. Gegen den dritten Grundsatz bei Fichte, welcher die Synthese jener Abstraktionen und die Grundlage aller folgenden Synthesen enthält, konnte dieselbe Unmöglichkeit geltend gemacht werden, wie gegen die kantische Synthese. Jacobi begnügt sich hier, seine gediegene Anschauung des absolut Konkreten, des Geistigen, gegen jene Abstraktion des Ich, die auch in ihrer Synthese noch immer dieselbe bleibt, auszusprechen, und aus jenem Standpunkt heraus die Einseitigkeit der fichteschen Subjektivität zu verwerfen. Was Jacobi S. 40 das Moralprincip der Vernunft nennt, was aber eigentlich nur das Princip einer zum Verstand heruntergebrachten Vernunft ist, nämlich die abstrakte Einstimmigkeit des Menschen mit sich selbst, bestimmt er richtig als öde, wüst und leer, und stellt ihr das Vermögen der Ideen als nicht leerer, die konkrete Vernunft, unter dem populären Namen Herz entgegen. — Im Grunde ist dieß dasselbe, was schon Aristoteles an dem moralischen Princip tadelt (*Ἠθικ. μεγ. Α.*); er sagt nämlich, der erste Lehrer der Moral, Sokrates habe die Tugenden zu einem Wissen (*ἐπιστήμη*) gemacht, — das Gute und Schöne ist die praktische Idee nur als Allgemeines, — dieß aber ist unmöglich, setzt er hinzu, denn alles Wissen ist mit einem Grunde (*λόγος*), der Grund aber gehört der denkenden Seite des Geistes an; es wiederfährt ihm daher, daß er die alogische Seite der Seele aufhebt, den Trieb und die Sitte (*πάθος καὶ ἦθος*). — Das Allgemeine des Praktischen enthält nur, was seyn soll; Aristoteles vermißt, wie Jacobi, daran die Seite, durch und nach welcher das Allgemeine ist. Trieb und Sitte des Aristoteles sagen aber etwas viel Bestimmteres als das bloße Herz. — Es ist von jeher für das Werk der weisesten Männer erachtet worden, nicht nur das Allgemeine, die abstrakten Gesetze zu kennen, sondern auch die Einsicht in das zu haben, was dem Trieb,

BIBLIOTECA NAZIONALE ROMA

der Gewohnheit und Sitte, als bewußtloſer Seite, angehört, und die Regulirung dieſer Seite zu finden und zu Stande zu bringen. Durch eine ſolche Regulirung hat jene abſtrakte Seite eine natürliche Realität in einem beſondern Volke, und das Geſetz hat als Sitte für den Einzelnen eine ſeyende Gültigkeit; ſo iſt es nicht nur als ſein Trieb, ſondern iſt auch als das Beſtimmende für den noch unbeſtimmten, richtungsloſen Trieb gegeben. Für die höher gebildete Geſinnung und für deren Moralität iſt aber eine noch allgemeinere Erkenntniß erforderlich, nämlich, das, was ſeyn ſoll, nicht nur als das Seyn eines Volkes vor ſich zu haben, ſondern es auch als das Seyn, welches als Natur, Welt und Geſchichte erſcheint, zu wiſſen. Das Fehlen dieſes Wiſſens iſt daſſelbe, was vorhin als die Einſeitigkeit des praktiſchen Grundſatzes, wie er im kantiſchen Syſteme gefaßt iſt, aufgezeigt wurde, daß er nämlich vom theoretiſchen Momente abſtrahirt, und daher ſubjektiv iſt. — Es kann ſcheinen, daß der Tadel des Ariſtoteles vielmehr gerade das Gegentheil betreffe, und darauf gehe, daß die Tugend von Sokrates zu einem Wiſſen gemacht, d. i. das moraliſche Princip etwas Theoretiſches ſey. — Eines Theils aber tadelt Ariſtoteles es nicht, daß das, was im Sittlichen das Allgemeine iſt, d. i. das Gute, gefaßt werde, vielmehr findet er im weitern Verfolge die Betrachtung deſſelben nothwendig, nur unterſcheidet er ſie von der Unterſuchung über die Tugend. Jacobi weicht inſofern hiervon ab, als er dieſe Form des Guten und eine Pflichtenlehre verwirft, und darüber an das Herz verweiſt. — Als immanenter Zweck des Selbſtbewußtſeyns iſt nun das Gute, und ſein Seyn iſt ein An- und Fürſichſeyn, inſofern gehört es zum Theoretiſchen; es iſt aber inſofern einſeitig, als es in der Form der Allgemeinheit gegen die konkrete Idee feſtgehalten wird. Sein Inhalt iſt dagegen das, was ſeyn ſoll, alſo was als ſubjektiver Zweck geſetzt iſt. Hiervon iſt die andere Seite die Realität, das eigentlich theore-

tiſche Moment, was als Unvernünftiges, als Natur, ſowohl als äußerliche, körperliche, wie auch als innerliche, Gefühl, Trieb, Gewohnheit, Sitte vorgefunden wird. Das Wiſſen von dieſer Natur erhält ihr ſeiner Seits dieſe Form der Unvernünftigkeit, inſofern es des Begriffes, wie ſie ſeyn ſoll, entbehrt, in ihr nicht den abſoluten Endzweck, ſie nicht als bloße Realiſation und Darſtellung deſſelben weiß; ſo wie das Gute geiſtlos bleibt, und ſich nicht über den Standpunkt des Daſeyns, nämlich das bloße Streben, erhebt, inſofern es ſich nicht durch die Anſicht der Realität ergänzt.

Es geſchieht jedoch noch in einem andern Sinne, daß Jacobi das Herz hier dem an ſich Guten, dem an ſich Wahren gegenüberſtellt; er ſagt S. 37, daß er daſſelbe nicht kenne, von ihm nur eine ferne Ahnung habe; er erklärt, daß es ihn empöre, wenn man ihm den Willen, der Nichts will, dieſe hohle Nuß der Selbſtſtändigkeit und Freiheit im abſolut Unbeſtimmten aufdringen wolle; denn das ſey jenes an ſich Gute. Jacobi erklärt ſich feierlicher in der darauf folgenden ſchönen Stelle: „Ja, ich bin der Atheiſt und Gottloſe, der dem Willen, der Nichts will, zuwider, lügen will, wie Desdemona ſterbend log; lügen und betrügen will, wie der für Oreſt ſich darſtellende Pylades; morden will, wie Timoleon; Geſetz und Eid brechen, wie Epaminondas, wie Johann de Witt; Selbſtmord beſchließen, wie Otho; Tempelraub unternehmen, wie David; — ja, Aehren ausraufen am Sabbath, auch nur darum, weil mich hungert, und das Geſetz um des Menſchen willen gemacht iſt, nicht der Menſch um des Geſetzes willen; — mit der heiligſten Gewißheit, die ich in mir habe, weiß ich, daß das Privilegium aggratiandi wegen ſolcher Verbrechen wider den reinen Buchſtaben des abſolut-allgemeinen Vernunftgeſetzes, das eigentliche Majeſtätsrecht des Menſchen, das Siegel ſeiner Würde, ſeiner göttlichen Natur iſt.“ — Man kann die Abſolutheit, die das Selbſtbewußtſeyn in ſich

weiß, nicht wärmer und edler aussprechen, als hier geschieht. Warum erscheint aber diese Majestät, die in demselben ist, diese Würde, diese göttliche Natur hier der Vernunft entgegengesetzt? Ist es nicht sonst allenthalben die ausdrücklichste Behauptung Jacobi's, daß die Vernunft das Uebernatürliche, das Göttliche im Menschen ist, welches Gott offenbart? — Aber dieß Göttliche ist hier nur dem Vernunftgesetze, dem Buchstaben des Gesetzes, und in den aufgenommenen Beispielen, den Gesetzen von bestimmtem Inhalt, welche diesen bestimmten Inhalt zu einem Absoluten machen, entgegengestellt, — den bestimmten Gesetzen, welche absolut verbieten zu lügen, zu betrügen, zu morden, Gesetz und Eid zu brechen, Selbstmord zu beschließen, die Tempel zu berauben, den Sabbath zu brechen. — Ich will, sagt Jacobi, solches thun, berechtigt durch die Majestät, die im Menschen ist! — Spricht er hier nicht einen absoluten Willen aus, der Nichts will, d. i. nicht ein bestimmtes Gesetz, nicht ein bestimmtes Allgemeines, — eine Selbstständigkeit und Freiheit im absolut Unbestimmten? Die Handlungen Desdemona's, des Pylades, Timoleons u. s. f. sind äußerlich-konkrete Wirklichkeiten, aber ihr Inneres ist der Willen, das innerlich Konkrete, das diese Hoheit und Majestät nur durch die unendliche Kraft der Abstraktion von dem Bestimmten erreicht, und das allein dadurch Selbstständigkeit und Freiheit ist, daß es sich als das absolut Unbestimmte, das Allgemeine, an sich Gute weiß, und sich zum absolut Unbestimmten macht, zugleich aber eben darum sich nur aus sich selbst bestimmt, und konkretes Handeln ist. — So wichtig ferner es nun ist, daß der Wille als diese allmächtige, rein allgemeine Negativität gegen das Bestimmte erkannt werde, so wichtig ist es, auch den Willen in seiner Besonderung, die Rechte, Pflichten, Gesetze, zu erkennen und anzuerkennen; sie machen den Inhalt der sittlichen oder moralischen Sphäre aus. Wenn Jacobi an die unbestimmte

Seite der Majeſtät der Perſönlichkeit nur appellirt, und nur aus der Gewißheit, die er in ſich findet, von ihr ſpricht, ſo iſt eines Theils die Grundlage und das Reſultat daſſelbe mit dem, welches eine Dialektik hat, die an den beſtimmten Rechten, Pflichten, moraliſchen oder religiöſen Geboten ihre Schranke zum Bewußtſeyn bringt. Aber andern Theils iſt ebenſo wichtig, daß das Erkennen dieſer Schranken nicht bloß dem Herzen überlaſſen bleibe. Jacobi's Appellation geht, wie vorhin bemerkt, nicht gegen das an ſich Gute, d. i. nicht gegen den Willen, der in dieſem reinen Selbſtbewußtſeyn ſeiner Weſenheit alle Beſtimmtheit aufgehoben hat; wenn ſie gegen die beſtimmte Einſicht der Endlichkeit der beſtimmten Geſetze, Rechte und Pflichten gehen ſollte, ſo bedarf es keiner Ausführung, wohin dieß führen würde; ebenſo wenig als einer Rechtfertigung dieſer beſtimmten Einſicht ſelbſt, da ja dasjenige, deſſen Einſicht ſie iſt, ſelbſt ein Beſtimmtes, ein Recht, eine Pflicht, ein Geſetz iſt.

Aber dieſe Appellation kann auch nicht abſolut gegen dieſe Beſtimmungen ſelbſt gehen. Wenn die Dialektik zwar die Schranken derſelben darſtellt, und damit ihre Bedingtheit und Endlichkeit, ihre Unterwürfigkeit unter ein Höheres erkennt, ſo muß ebenſo ſehr ihre Sphäre, wo ſie ein poſitives Gelten haben, anerkannt werden. Es iſt gleichmäßig an die Philoſophie die Forderung zu machen, daß ſie dieſe Nothwendigkeit der ſittlichen Beſtimmungen und ihres Geltens, und zugleich das Höhere aufzeige, in welchem ſie gegründet ſind, das eben darum auch Macht und Majeſtät über ſie hat. — Ja, man könnte ſogar geneigt werden, das Bewußtſeyn dieſer Majeſtät für den Ort der Wiſſenſchaft oder das Allerheiligſte der Religion aufzuſparen, und es von einer popularen Behandlung, in welcher Appellationen an das Gefühl und die innere Gewißheit des Subjekts geſtattet ſind, ferne zu halten, wenn man nämlich betrachtet, wie die Romantik leicht auch in die Sittlichkeit einbricht,

wie gern die Menschen lieber großmüthig als rechtlich, lieber edel als moralisch zu handeln geneigt sind, und indem sie wider den Buchstaben des Gesetzes zu handeln sich erlauben, sich nicht so sehr vom Buchstaben als vom Gesetz lossprechen. — Außerdem ist jenes, aus göttlicher Majestät sich vom Gesetze lossagende Handeln, auf dessen Beispiele sich Jacobi beruft, gleichfalls bedingt, bedingt durch besonderes Naturell des Charakters, vornehmlich durch Lage und Umstände, und durch welche Umstände? durch Verwickelungen des höchsten Unglücks, durch seltene höchste Noth, in welche seltene Individuen versetzt sind. Es wäre traurig mit der Freiheit beschaffen, wenn sie nur in außerordentlichen Fällen grausamer Zerrissenheit des sittlichen und natürlichen Lebens und in außerordentlichen Individuen ihre Majestät beweisen, und sich Wirklichkeit geben könnte. Die Alten haben dagegen die höchste Sittlichkeit in dem Leben eines wohlgeordneten Staates gefunden. Von einem solchen Leben könnte man auch sagen, daß darin der Mensch vielmehr um des Gesetzes willen, als das Gesetz um des Menschen willen gemacht ist und gilt. Der umgekehrte bekannte Satz, der oben angeführt wurde, schloß eine hohe Wahrheit in sich, indem er das positive, d. i. bloß statutarische Gesetz meinte; aber das sittliche Gesetz allgemein genommen, so ist es wohl wahrer, zu sagen, daß der Mensch um dasselbe gemacht ist; denn wenn man einmal Gesetz und Mensch so trennen und entgegensetzen will, so bleibt dem Menschen nur die Einzelnheit, die sinnlichen Zwecke der Begierde übrig, und diese können nur als Mittel im Verhältniß zum Gesetze betrachtet werden.

Wir gehen nun noch zu der Schrift von den göttlichen Dingen über. Sie ist aber ohne Zweifel von ihrer ersten Erscheinung her noch so in der Erinnerung des Publikums, daß es unzweckmäßig seyn würde, sich länger dabei aufzuhalten. — Der erste Theil betrifft die Einseitigkeit des Positiven in der Religion, wenn dasselbe in bloß äußerlicher Hal-

tung bleiben soll, hiermit das Verhältniß des Menschen als ein geistloses vorgestellt wird. Jacobi macht in einer schönen Ausführung hier die Nothwendigkeit des subjektiven Moments geltend, indem er S. 292 sagt, daß das Sehen nicht aus den Dingen hervorgehe, die gesehen werden, das Vernehmen nicht aus dem, was vernommen wird, das Selbst nicht aus dem Andern; wie auf der andern Seite das Sehen für sich allein Nichts sehe, das Vernehmen allein Nichts vernehme, das Selbst endlich — nicht zu sich selbst komme, sondern wir unser Daseyn von einem andern erfahren müssen; — daß der Geist im Menschen allein von einem Gott zeuge. — Der andere Theil dieser Schrift betrifft die Natur-Philosophie. Die Grund-Idee dieser Philosophie ist nicht mehr eine der Abstraktionen und Einseitigkeiten, die so eben bezeichnet worden, oder die in den oben betrachteten Systemen die Basis ausmachen, sondern das Konkrete, der Geist selbst. Hier gilt es also nicht mehr, die Anschauung des Geistes entgegenzusetzen, noch sich bloß an die Aufzeigung des Widerspruchs, die darin, wie in allem Konkreten, leicht bewerkstelligt werden kann, zu halten. Es würde eine vergebliche und unfruchtbare Mühe seyn, die Mißverständnisse entwirren zu wollen, die in den Verhandlungen hierüber vorgekommen sind; ich schränke mich auf zwei Bemerkungen ein. Erstens geht schon aus den wiederholt erneuerten Versuchen, der Natur-Philosophie ihre wissenschaftliche Form zu finden, hervor, daß sie sich in Rücksicht der Form selbst noch nicht befriedigt; keine der nach einander folgenden Darstellungen erschöpft die Vollständigkeit des Inhalts, sondern jede ist nach mehr oder weniger weit fortgeführtem Anfang vor der Vollendung wieder abgebrochen. Beide Umstände können einer Polemik Seiten für vortheilhafte Angriffe gewähren. Wenn die wissenschaftliche Form nicht ihre bestimmte und sichere Methode gewonnen hat, so muß das Verhältniß von Natur und Geist eine Bestimmung von Unmittelbarkeit behalten, welche einer ge-

gründeten Dialektik bloßgestellt ist. Dieß Verhältniß kann außerdem nur vermittelst der vollständigen Durchführung zur Wahrheit verklärt werden, und alle die unvollkommenen Verhältnisse abstreifen, in denen es vor dem Ende erscheint.

Was aber zweitens die Dialektik Jacobi's hierbei betrifft, so hängt sie nicht sowohl von dem Gehalte seines Standpunktes, als von der beharrlichen Form ab, in welcher er diesen Standpunkt behauptet. Nur diese Form will ich daher näher zu beschreiben suchen. Sie hat bekanntlich das Eigenthümliche, der Entwickelung aus Begriffen, dem Beweisen und der Methode im Denken entgegengesetzt zu seyn. Entblößt von diesen Erkenntnißformen, durch welche eine Idee als nothwendig aufgezeigt wird, zeigen sich die positiven Ideen Jacobi's nur mit dem Werthe von Versicherungen; Gefühl, Ahnung, Unmittelbarkeit des Bewußtseyns, intellektuelle Anschauung, Glauben, — unwiderstehliche Gewißheit der Ideen sind als die Grundlagen ihrer Wahrheit angegeben. Was nun aber dem Vortrage von Versicherungen und dem bloßen Berufen auf solche Grundlagen die Trockenheit benimmt, ist der edle Geist, das tiefe Gemüth, und die ganze vielseitige Bildung des verehrten, liebevollen Individuums. Hiervon umgeben treten die Ideen gefühlvoll, gegenwärtig oft mit tiefer Klarheit, immer geistreich hervor. Das Geistreiche ist eine Art von Surrogat des methodisch ausgebildeten Denkens, und der in solchem Denken fortschreitenden Vernunft. Ueber den Verstand erhaben hat es die Idee zu seiner Seele; es ergreift die Antithese, in der die Idee liegt; indem es aber nicht deren abstrakten Gedanken, noch den dialektischen Uebergang in Begriffen zum Bewußtseyn bringt, so hat es nur konkrete Vorstellungen, auch verständige Gedanken zu seinem Material, und ist ein Ringen, darin das Höhere reflektiren zu machen. Dieser Schein des Höhern in Verständigem und in Vorstellungen, der durch die Gewalt des Geistes in solchem Material hervorgebracht

wird, ist mit dem eigenen milden Reize vergesellschaftet, mit dem uns die Dämmerung anzieht. Es begegnet uns daher auch in den sämmtlichen vorliegenden Abhandlungen ein Reichthum geistreicher Wendungen und Bilder, durch welche das Tiefe in seiner Klarheit und Naivetät hervortritt, — oft ganz einfache Gegensätze, die eine Fülle von großem Sinn bemerklich machen, einzelne Stellen, die für sich weit übergreifende Gnomen sind. Das Verdienst solcher glücklichen Eingebungen und sinnreichen Erfindungen ist nicht nur nicht zu verkennen, sondern wir dürfen uns ihrem Genusse überlassen, insofern sie dafür da sind, durch Sinn und Vorstellung den Gedanken und das Geistige anzuregen. In diesem Genusse dürfen wir uns da noch nicht stören lassen, wenn das Bestreben des Geistreichen, seine Gesichtspunkte klar zu machen, zur Uebertreibung derselben und der Konsequenzen geführt wird. Denn es ist sein Recht, sich auf die Spitze zu treiben, weil die Form und Gestalt der Aeußerung nur Mittel ist, und die Gewaltsamkeit, die darin erscheint, gleichfalls nur zum Mittel gehört.

Nur dann wird diese Manier störender, wenn sie sich im Spekulativen, besonders wenn sie sich darin polemisch zeigt. Denn obgleich das Geistreiche der Philosophie selbst nur das Spekulative zu seiner innern, aber verborgenen Triebfeder hat, so vermag dieses doch, wo es als Spekulatives seyn soll, nur in der Form des Begriffes offenbar zu werden. Wenn die Dämmerung des Geistreichen darum lieblich ist, weil das Licht der Idee in derselben scheint, so verliert sie dieß Verdienst da, wo das Licht der Vernunft leuchtet, und was ihr gegen dieses eigenthümlich zukommt, ist dann nur die Dunkelheit; Alles, was sonst dieser Weise gestattet wird, das Unzusammenhängende, die Sprünge, die Kühnheit des Ausdrucks, die Schärfe des Verstandes, und seine Uebertreibung und Hartnäckigkeit, der Gebrauch von sinnlicher Vorstellung, die Berufung auf's Gefühl und auf den gesunden Menschenverstand, wird hier dem Gegenstande un-

angemeſſen. — Auch die äußere Geſtalt der Abhandlungen, welche der vorliegende Band enthält, zeigt keine methodiſche und doktrinelle, ſondern zufällige Abſichten und Veranlaſſungen, deren die Vorberichte Erwähnung thun, zugleich mit der Angabe der erlittenen Unterbrechungen, ſo wie der auch mehrfachen Abänderung der urſprünglichen Abſicht im Fortgange der Zeit und der Arbeit; — Umſtände, die für das Verſtändniß der Geſtalt dieſer Schriften angegeben ſind, welche Angabe ihnen auch von dieſer Seite den Charakter zufälliger Ergießungen oder einer Mittelgattung, die mehr vom Briefe als einer Abhandlung hat, bewährt.

Es hat aber bei Jacobi die eigene Bewandtniß, daß er dieß Zufällige der Form und das Geiſtreiche nicht nur unbefangen als Manier ſeines Geiſtes hat, ſondern daß er poſitiv und polemiſch an dem Standpunkte hält, ſpekulatives Wiſſen, begreifendes Erkennen für unmöglich zu erklären, — ja ſelbſt für etwas Aergeres als das Unmögliche, indem wir z. B. bei ihm die Rede finden, daß ein Gott, der gewußt würde, kein Gott mehr wäre, daß ſich ſelbſt der Menſch und das Weſen Gottes unergründlich ſey, weil ſonſt im Menſchen ein übergöttliches Vermögen wohnen, Gott von dem Menſchen müßte erfunden werden können, — und anderes in dieſem Sinne. Es wird nicht leicht in Abrede geſtellt werden, daß es das gemeinſame Werk Jacobi's und Kant's iſt, der vormaligen Metaphyſik nicht ſo ſehr ihrem Inhalte nach, als ihrer Weiſe der Erkenntniß, ein Ende gemacht, und damit die Nothwendigkeit einer völlig veränderten Anſicht des Logiſchen begründet zu haben. Jacobi hat hierdurch in der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und, da außer Deutſchland die Philoſophie ganz verkommen und ausgegangen iſt, in der Geſchichte der Philoſophie überhaupt eine bleibende Epoche gemacht. Bei Anerkennung dieſes Verdienſtes in Anſehung des Erkennens muß ſtehen geblieben werden; denn das Weitere iſt, daß, wie Kant

das negative Resultat gegen die endlichen Erkenntnißformen, Jacobi es gegen das Erkennen an und für sich fixirt hat. Er hat sich enthalten, weiter zu gehen, und anstatt des Verstandes, der vorher so zu sagen die Seele des Erkennens war, nun die Vernunft und den Geist zur Seele des Erkennens zu machen, es aus Vernunft und Geist wieder zu gebähren; es mit diesem, nach der Wassertaufe des Verstandes, wieder zu taufen. — Den Versicherungen Jacobi's in Betreff des Erkennens ließen sich nur Versicherungen entgegenstellen, seinen Autoritäten andere Autoritäten, z. B. die Autorität des Christenthums, welches, Gott erkennen, zur höchsten Forderung macht, wie der delphische Apoll die Erkenntniß seiner selbst, nämlich die Erkenntniß des absoluten Wesens des Selbstbewußtseyns.

Worauf es der Sache nach ankommt, ist oben angedeutet worden. Polemisch aber und dialektisch gegen das Geistreiche verfahren zu wollen, würde ungeschickt seyn. Einer Seits ist dasselbe schon von seiner Seite zu Mißverständnissen geneigt. Indem seiner Form überhaupt der Charakter der Zufälligkeit beiwohnt, so steht ihm offen, diese oder eine andere Seite eines philosophischen Systems anzugreifen, und diesen oder einen andern Gesichtspunkt gegen dasselbe festzuhalten. Für so gegründet daher oben die Dialektik gegen das kantische System anerkannt wurde, wenn sie den trocknen Verstand seiner Abstraktionen dem Ursprünglich-Synthetischen oder eigentlich Geistigen desselben entgegenhält, das mit jenen so ungeistig zusammengehängt ist; so konnte umgekehrt dieses gegen jene geltend gemacht, und statt die Unstatthaftigkeit des Ursprünglich-Synthetischen durch das Beharren auf der Abstraktion zu zeigen, vielmehr die Unwahrheit der Abstraktion durch die Behauptung des Synthetischen gezeigt, oder besser aus der Unwahrheit der erstern die Wahrheit des letztern hergeleitet werden. — Insofern aber das Geistreiche seine Art, sein Auffassen und Haben des Wahren nur

als ein unmittelbares Bewußtſeyn kennt, und die Ausſchließung des Begriffs aus ſich thetiſch behauptet, ſo muß ihm der Mißverſtand widerfahren, ſich ſelbſt, ſeine eigene Anſchauung, ſowohl der Form als dem Inhalte nach, in Ausdrücken und Geſtalten nicht wieder zu erkennen, welche denſelben Inhalt, dieſelben materiellen Reſultate enthalten, und nur dadurch von ſeiner Anſchauung verſchieden ſind, daß ſie das Denken und den Begriff zu ihrer Seele haben. So hält es nicht ſchwer, z. B. ſchon in den erſten Definitionen Spinoza's, in dem Begriffe der causa sui für ſich, in der Definition derſelben, als einer ſolchen, deren Natur nur als exiſtirend begriffen werden könne, in der Definition der Subſtanz, als eines ſolchen, das in ſich ſey, und aus ſich begriffen werde, d. i. deſſen Begriff nicht des Begriffs einer andern Sache bedürfe, — etwas Höheres zu finden, als bloß das ſtarre Seyn, die geiſtloſe Nothwendigkeit. Es iſt vielmehr der reine Begriff der Freiheit, des für-ſich-ſeyenden Denkens, des Geiſtes darin enthalten, ſo ſehr als in dem Subjekt-Objekt. — Nur müßte z. B. die causa sui nicht auf die mechaniſche Weiſe entſtanden vorgeſtellt werden, wie dieß S. 416 über die Lehre des Spinoza geſchehen iſt, als ob nur dem Satze, daß Alles ſeine Urſache habe, zu Liebe, um Gott darunter einſchließen zu können, bei Gott eine andere Urſache, ſo wie auch eine andere Wirkung formeller Weiſe weggeſchnitten, und er ſelbſt ſich auch zur Urſache, ſo wie zur Wirkung hinzugeſetzt worden ſey; ſo daß der Begriff der causa sui eigentlich eine bloße äußerliche Zurichtung, nicht an und für ſich ein Gedanke ſeyn würde.

Bei Gelegenheit des Begriffes der Urſache mag im Vorbeigehen erwähnt werden, daß es als eine Inkonſequenz gegen die Abneigung von Begriffen und Begriffsbeſtimmungen erſcheinen kann, wenn wir Jacobi ein Gewicht darauf legen ſehen, daß Gott nicht als Grund, ſondern als Urſache der Welt gedacht werden ſollte. Man kann es als eine populare Befug-

niß, oder im Philoſophiren als einen augenblicklichen Nothbehelf gelten laſſen, ſolche Verhältniſſe zur Beſtimmung der Natur Gottes oder ſeiner Beziehung zur Welt zu gebrauchen; es möchte ſeyn, daß das eine in Rückſicht einer Seite einen kleinen Vorzug vor dem andern hätte, aber beide ſind gleichmäßig nur Verſtandesbeſtimmungen, Verhältniſſe der Endlichkeit (vergl. S. 413), die hiermit den Begriff des Geiſtes nicht zu faſſen vermögen. Die causa sui iſt auch in dieſer Rückſicht das Geiſtreichere, weil ſie das urſachliche Verhältniß zugleich in ſeinem Gegenſtoße gegen ſich ſelbſt, und das Aufheben der Endlichkeit deſſelben enthält, — nicht daß es gar nicht ſey, ſondern es iſt ſo, daß es zugleich dieſe Bewegung, ſich ſelbſt aufzuheben iſt; ſo wie auch, wenn Gott als Grund ſich beſtimmend gedacht wird, er ebenſo weſentlich als ewig ein ſolches Verhältniß aufhebend gedacht werden muß. — Dergleichen Beſtimmungen, noch mehr die dunkleren, welche in bloßen Präpoſitionen, z. B. außer mir, über mir u. ſ. f. enthalten ſind, mögen nicht wohl dazu dienen, Mißverſtändniſſe zu entfernen; der Erfolg hat vielmehr gezeigt, daß ſie ſolche eher veranlaſſen und vermehren. Denn der bloßen Verſtändigkeit, die zunächſt damit ausgedrückt iſt, und zwar in den Präpoſitionen auf eine unvollkommnere Weiſe, iſt die im Uebrigen herrſchende Idee des Geiſtes zuwider. Indem aber doch der Nachdruck auf ſie gelegt wird, als ob in ihnen der Gegenſatz, der gemeint iſt, wahrhaft gefaßt ſey, ſo geben ſie ſchon für ſich zu Angriffen eine Berechtigung, noch mehr, da andere Stellen ſolchen Behauptungen der einen Seite des Gegenſatzes widerſprechen müſſen. Oft iſt die Seite ganz nahe gelegt und ſelbſt verbunden, durch welche diejenige berichtigt und aufgehoben wird, welche behauptet werden ſollte. So behauptet Jacobi durchaus, daß es das Uebernatürliche im Menſchen iſt, wodurch Gott offenbaret wird, S. 424, das höchſte Weſen im Menſchen, was von einem Allerhöchſten außer ihm zeugt; der Geiſt in ihm allein von einem Gotte (S. 325); dieſe Ma-

jestät im Menschen wird auch, wie oben angeführt, seine göttliche Natur genannt. — Somit ist es selbst gesagt, daß Gott ebenso sehr nicht außer mir ist, denn was wäre das gottverlassene Göttliche in mir? nicht einmal das Gott, wie Jacobi geistreich den bewußtlosen Naturgott nennt; — auch nicht das Böse, denn dieß Göttliche in mir ist der heilige Zeuge von Gott. Mit der Idee des Geistes, als dieses Zeugen in mir, wird man auch den Hauptsatz im Briefe an Fichte nicht übereinstimmend finden können, der S. 49 so ausgedrückt ist: „Gott ist, und ist außer mir, ein lebendiges, für sich bestehendes Wesen, oder Ich bin Gott; es giebt kein Drittes." Man wird diesen Gegensatz vielmehr als dem ganzen übrigen Sinn Jacobi's widersprechend ansehen können, und namentlich demjenigen, was S. 253 mit einem schönen Bilde in Ansehung des Christenthums ausgedrückt, und als die offenbare Richtung der Schrift von den göttlichen Dingen angegeben wird, welche Schrift auf mannigfaltige Weise darthun soll, daß der religiöse bloße Idealist, und der religiöse bloße Materialist sich nur in die beiden Schaalen der Muschel theilen, welche die Perle des Christenthums enthält.

In obigem Entweder, Oder: es giebt kein Drittes, ist das principium exclusi tertii zu Grunde gelegt und anerkannt, ein Verstandes-Princip der vormaligen Logik, welche sowohl in ihrem übrigen Umfange, als insbesondere nach diesem höchsten Grundsatze der Einseitigkeit des Verstandes, gerade das Erkenntnißgesetz der vormaligen Metaphysik ausmachte, — ein Erkenntnißgesetz, das ausdrücklich zu verwerfen ein Hauptgedanke, und, wie oben erwähnt, ein Hauptverdienst Jacobi's ist.

Der Geist und die Grundanschauung Jacobi's ist soweit von solchen Bestimmungen des trocknen Verstandes entfernt, daß dieser dennoch gemachte Gebrauch derselben, um die Natur Gottes zu bestimmen, wohl nichts als Mißverständnisse veranlassen

konnte, wenn er für ernstlicher gelten und genommen werden sollte, als mit dem Sinne des tiefen Denkers und dessen übrigen geistreichen Formen verträglich war. — In der allgemeinen Vorrede dieses Bandes und in dem besondern Vorberichte zu der Schrift von den göttlichen Dingen läßt sich Jacobi auf einige solche Mißverständnisse ein, die ihm widerfahren sind, unter Andern auch in Betreff seines Christenthums. Es begegnen uns überhaupt in diesen philosophischen Verhandlungen viele Aeußerungen über Persönlichkeit. Jacobi sagt z. B. zu Fichte, in dem Briefe an denselben S. 46, daß er ihn persönlich für keinen Atheisten, für keinen Gottlosen halten würde, wenn er schon dessen Lehre, gleich der des Spinoza, atheistisch nennen müßte; eben solches Zeugniß legt er von diesem ab, und führt die schöne Stelle über ihn an, worin er ihn anrief: „Sey du mir gesegnet, großer, ja heiliger Benedictus! wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten dich verirren mochtest; seine Wahrheit war in deiner Seele, und seine Liebe war dein Leben.“ — Diese gefühlvolle und wahre Huldigung betrifft einen edeln, so verkannten Schatten; etwas Fremdartiges und Anderes aber liegt in öffentlichen Behauptungen über die persönliche Gesinnung und Religion eines gegenwärtigen Individuums.

Bei der vorhin dargestellten Art und Weise Jacobi's, seine Ansichten über die höchsten Ideen zu äußern, war die Abgleitung von diesen Ideen und deren Untersuchung auf die Person nahe gelegt; so will dann auch ich, ohne weiteren vergeblichen Versuch, jene Mißverständnisse zu vermitteln, diese Anzeige mit der Aeußerung des Gefühls schließen, das die meisten Leser der jacobischen Schriften wohl mit mir theilen, sich im Studium derselben mit einem liebevollen und edeln Geiste unterhalten zu haben, und vielfältig, tief, lehr- und sinnreich angeregt worden zu seyn.

Es knüpft sich hieran von selbst die noch zu machende Er-

wähnung der angenehmen Zugabe von 23 Briefen, in denen wir Jacobi in seiner eigenthümlichsten Gestalt, der liebenden, gedankenreichen und heitern Persönlichkeit sehen; sie werden daher keiner weitern Empfehlung bei unseren Lesern bedürfen. Ich hebe zur Probe aus denselben nur Einiges über einen besonders merkwürdigen Freund Jacobi's, Hamann, heraus, der uns darin näher auf eine interessante Weise zur Anschauung gebracht wird, und dessen Schriften wir vielleicht von Jacobi noch gesammelt zu sehen hoffen dürfen. Jacobi schreibt an seinen Bruder in Freiburg, den 5. September 1787, Folgendes über ihn: „Der Genuß, den ich an ihm habe, läßt sich nicht beschreiben, wie denn immer bei außerordentlichen Menschen, was ihren besondern und eigentlichen Eindruck ausmacht, gerade das ist, was sich nicht beschreiben oder angeben läßt. Es ist wunderbar, in welch' hohem Grade er fast alle Extreme in sich vereinigt. Deswegen ist er auch von Jugend auf dem principio contradictionis" (— damit um so mehr dem vorhin erwähnten principio exclusi tertii —), „so wie dem des zureichenden Grundes von Herzen gram gewesen, und immer nur der coincidentiae oppositorum nachgegangen. Die Coincidenz" (— Jacobi faßt sie hier nicht als einen leeren Abgrund, als Ungestalt, Chaos, durchaus Unbestimmtes, das Nichts als Nichts, sondern vielmehr als die höchste Lebendigkeit des Geistes, auf —), „die Formel der Auflösung einiger entgegengesetzten Dinge in ihm, bin ich noch nicht im Stande, vollkommen zu finden, aber ich erhalte doch fast mit jedem Tage darüber neues Licht, unterdessen ich mich an der Freiheit seines Geistes, die zwischen ihm und mir die köstlichste Harmonie hervorbringt, beständig weide. — Er ist ebenso geneigt, wie ich, seiner Laune freien Lauf zu lassen, und die Ansicht des Augenblicks zu verfolgen; — — Buchholz sagte im Scherz von ihm, er sey ein vollkommener Indifferentist, und ich habe diesen Beinamen

nicht abkommen laſſen. Die verſchiedenſten, heterogenſten Dinge, was nur in ſeiner Art ſchön, wahr und ganz iſt, eigenes Leben hat, Fülle und Virtuoſität verräth, genießt er mit gleichem Entzücken; omnia divina, et humana omnia. — Lavater's Durſt nach Wundern iſt ihm ein bitteres Aergerniß, und erregt ihm Mißtrauen in Abſicht auf die Gottſeligkeit des Mannes, den er übrigens von Herzen liebt und ehrt, u. ſ. f." — Dürften wir hiernach nicht die Gewißheit haben, daß Jacobi, wie er hier den Geiſt Hamanns ſchildert und ſich mit ihm harmoniſch findet, auch ebenſo ſich in Harmonie mit einem Erkennen finden muß, das nur ein Bewußtſeyn der Coincidenz, und ein Wiſſen der Ideen von Perſönlichkeit, Freiheit und Gott, nicht in der Kategorie von unbegreiflichen Geheimniſſen und Wundern iſt?

6. Ueber: „Hamann's Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. VII Thle. Berlin, bei Reimer 1821 — 1825."

(Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1828. Nr. 77 — 80, 109 — 114.)

Das Publikum ist dem verehrten Hrn. Herausgeber den größten Dank dafür schuldig, daß es durch dessen Veranstaltung und Ausdauer sich Hamann's Werke in die Hände gefördert sieht, nachdem sie früher schwer, und vollständig nur Wenigen zugänglich gewesen waren, und nachdem sich so manche Aussichten zu einem gesammten Wiederabdrucke derselben zerschlagen hatten; Hamann leistete (S. X Vorr.) der vielfältigen Aufforderung, eine Sammlung seiner Schriften zu veranstalten, nicht selbst Genüge. Wenige nur besaßen eine vollständige Sammlung derselben; Goethe (I. aus meinem Leben XII. B.) hatte den Gedanken gehabt, eine Herausgabe der hamann'schen Werke zu besorgen, aber ihn nicht ausgeführt. Jacobi, der ernstliche Anstalten dazu machte, wurde daran durch das Schicksal verhindert; ein jüngerer Freund Hamann's, wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Hr. L. Nicolovius in Berlin, hatte diese Besorgung abgelehnt und den jetzigen Hrn. Herausgeber vielmehr dazu aufgefordert, welcher als der in der letzten Lebens-Periode Jacobi's mit ihm auf's Innigste vertraute Freund von diesem zum Gehülfen der Herausgabe gewählt worden war; so vollführte denn dieser das Vermächtniß des ehrwürdigen, theuren Freundes und befriedigte

die Wünſche des Publikums, ausnehmend begünſtigt zugleich von dem weitern Glücke (S. XII), von Freunden Hamann's oder deren Erben eine große Anzahl von Briefen, und zum Theil in einer mehrjährigen Reihenfolge, zum Abdruck überlaſſen zu erhalten, und dadurch dieſe Ausgabe ſo ausſtatten zu können, daß nur wenige Umſtände oder Verwickelungen des Lebens Hamann's ſeyn werden, über die man nicht Auskunft erhielte. Zu dem in dieſer Sammlung Vereinigten iſt noch die dritte Abtheilung des IV. Bandes von Jacobi's Werken hinzuzunehmen, worin ſich der vorzüglich intereſſante Briefwechſel Hamann's mit dieſem innigen Freunde befindet; der Verleger der jacobiſchen Werke hat nicht eingewilligt, daß ein neuer Abdruck dieſes Briefwechſels für die gegenwärtige Sammlung gemacht würde. Dem verſprochenen achten Bande dieſer Ausgabe, welcher Erläuterungen, zum Theil von Hamann ſelbſt, vielleicht Nachträge von Briefen und ein Regiſter enthalten ſoll, haben wir ein Paar Jahre vergebens entgegen geſehen; da die Erſcheinung deſſelben ſich dem Vernehmen nach leicht noch geraume Zeit verzögern kann, wollen wir dieſe längſt vorgehabte Anzeige nicht länger aufſchieben, ſo wünſchenswerth es geweſen wäre, die verſprochenen Erläuterungen ſchon zur Hand zu haben. Man fühlt deren dringendes Bedürfniß beim Leſen hamann'ſcher Schriften; aber die Hoffnung, durch das Verſprochene große Erleichterung zu erhalten, vermindert ſich ohnehin ſchon ſehr, indem man Vorr. S. X zum erſten Theil lieſt, daß die von Hamann ſelbſt anerkannte Unmöglichkeit, alles Dunkle in ſeinen Schriften aufzuhellen, es war, was ihn zurückgehalten hatte, die Ausgabe derſelben zu veranſtalten. Auch Jacobi wurde durch die Scheu dieſer Forderung früher daran verhindert, und der jetzige Herr Herausgeber ſagt S. XIII ebendaſ., daß die Erläuterungen, die im achten Bande folgen ſollen, nur eine ſehr mäßige Erwartung vielleicht befriedigen werden, und daß die Zeitfolge der Schriften, hauptſächlich die vielen auf Hamann's Autorſchaft bezüg-

lichen Briefe die vornehmlichſte Erleichterung des Verſtändniſſes gewähren müſſen. Außerdem findet man bald heraus, daß das Räthſelhafte ſelbſt zum Charakteriſtiſchen der Schriftſtellerei und der Individualität Hamann's gehört und einen weſentlichen Zug derſelben ausmacht. Das Hauptdunkel aber, das über Hamann überhaupt lag, iſt damit ſchon verſchwunden, daß deſſen Schriften nun vor uns liegen. Die allgemeine deutſche Bibliothek hatte ſich freilich viel mit ihm zu thun gemacht, aber nicht auf eine Weiſe, die ihm Anerkennung und Eingang beim Publikum verſchaffen ſollte. Herder dagegen und Jacobi insbeſondere (abgeſehen von Goethe's einzelner Aeußerung, die Vorr. S. X angeführt iſt, aber durch deſſen ausführlichere gründliche Würdigung Hamann's am vorhin angeführten Orte ihre Einſchränkung erhält) erwähnten deſſelben ſo, daß ſie ſich auf ihn wie auf Einen zu berufen ſchienen, der da habe kommen ſollen, der im vollen Beſitze der Myſterien ſey, in deren Abglanz ihre eigenen Offenbarungen nur ſpielten, wie in den Freimaurer-Logen die Mitglieder vornehmlich auf höhere Obere hingewieſen werden ſollen, welche ſich in dem Mittelpunkte aller Tiefen der Geheimniſſe Gottes und der Natur befänden. Ein Nimbus hatte ſich ſo um den Magus aus Norden (dieß war eine Art von Titel Hamann's geworden) verbreitet. Dem entſprach, daß er ſelbſt in ſeinen Schriften überall nur fragmentariſch und ſibylliniſch geſprochen hatte, und die einzelnen Schriften, deren man habhaft werden konnte, auf die übrigen neugierig machten, in denen man ſich Aufſchluß verſprechen mochte. Durch dieſe Ausgabe ſeiner Werke, die nun vor uns liegen, ſind wir in Stand geſetzt, zu ſehen, wer Hamann, was ſeine Weisheit und Wiſſenſchaft war.

Faſſen wir zuerſt die allgemeine Stellung auf, in welcher Hamann ſich zeigt, ſo gehört er der Zeit an, wo in Deutſchland der denkende Geiſt, dem ſeine Unabhängigkeit zunächſt in der Schul-Philoſophie aufgegangen war, ſich nunmehr in

der Wirklichkeit zu ergehen, was in dieſer als feſt und wahr galt, in Anſpruch zu nehmen, und ihr ganzes Gebiet ſich zu vindiciren begann. Es iſt dem deutſchen Vorwärtsgehen des Geiſtes zu ſeiner Freiheit eigenthümlich, daß das Denken ſich in der wolfiſchen Philoſophie eine methodiſche nüchterne Form verſchaffte; nachdem der Verſtand nun, mit Befaſſung auch der anderen Wiſſenſchaften, der Mathematik ohnehin, unter dieſe Form, den allgemeinen Unterricht und die wiſſenſchaftliche Kultur durchdrungen hatte, fing er jetzt an, aus der Schule und ſeiner ſchulgerechten Form herauszutreten und mit ſeinen Grundſätzen alle Intereſſen des Geiſtes, die poſitiven Principien der Kirche, des Staats, des Rechts auf eine populare Weiſe zu beſprechen. Ebenſo wenig als dieſe Anwendung des Verſtandes etwas Geiſtreiches an ſich hatte, zeigte der Inhalt einheimiſche Originalität. Man muß es nicht verhehlen wollen, daß dieß Aufklären allein darin beſtand, die Grundſätze des Deismus, der religiöſen Toleranz und der Moralität, welche Rouſſeau und Voltaire zur allgemeinen Denkweiſe der höheren Klaſſen in Frankreich und außer Frankreich erhoben hatten, auch in Deutſchland einzuführen. Als Voltaire in Berlin am Hofe Friedrich II. ſelbſt ſich eine Zeitlang aufhielt, viele andere regierende deutſche Fürſten (vielleicht die Mehrzahl) es ſich zur Ehre rechneten, mit Voltaire oder ſeinen Freunden in Bekanntſchaft, Verbindung und Korreſpondenz zu ſeyn, ging von Berlin der Vertrieb derſelben Grundſätze aus in die Sphäre der Mittel-Klaſſen, mit Einſchluß des geiſtlichen Standes, unter dem, während in Frankreich der Kampf vornehmlich gegen denſelben gerichtet war, vielmehr in Deutſchland die Aufklärung ihre thätigſten und wirkſamſten Mitarbeiter zählte. Dann aber fand ferner zwiſchen beiden Ländern der Unterſchied ſtatt, daß in Frankreich dieſem Emporkommen oder Empören des Denkens Alles ſich anſchloß, was Genie, Geiſt, Talent, Edelmuth beſaß, und dieſe neue Weiſe der Wahrheit mit dem Glanze aller Talente und mit der

Frische eines naiven, geistreichen, energischen, gesunden Menschenverstandes erschien. In Deutschland dagegen spaltete sich jener große Impuls in zwei verschiedene Charaktere. Auf der einen Seite wurde das Geschäft der Aufklärung mit trockenem Verstande, mit Principien kahler Nützlichkeit, mit Seichtigkeit des Geistes und Wissens, kleinlichen oder gemeinen Leidenschaften, und wo es am respektabelsten war, mit einiger, doch nüchternen Wärme des Gefühls betrieben, und trat gegen Alles, was sich von Genie, Talent, Gediegenheit des Geistes und Gemüths aufthat, in feindselige, tracassirende, verhöhnende Opposition. Berlin war der Mittelpunkt jenes Aufklärens, wo Nicolai, Mendelsohn, Teller, Spalding, Zöllner u. s. f. in ihren Schriften, und die Gesammtperson, die allgemeine deutsche Bibliothek, in gleichförmigem Sinne, wenn auch mit verschiedenem Gefühle thätig waren; Eberhard, Steinbart, Jerusalem u. s. f. sind als Nachbarn in diesen Mittelpunkt einzurechnen. Außerhalb desselben befand sich in Peripherie um ihn her, was in Genie, Geist und Vernunfttiefe erblühte, und von jener Mitte aus auf's Gehässigste angegriffen und herabgesetzt wurde. Gegen Nordost sehen wir in Königsberg Kant, Hippel, Hamann, gegen Süden in Weimar und Jena Herder, Wieland, Goethe, später Schiller, Fichte, Schelling u. A.; weiter hinüber gegen Westen Jacobi mit seinen Freunden; Lessing, längst gleichgültig gegen das Berliner Treiben, lebte in Tiefen der Gelehrsamkeit wie in ganz anderen Tiefen des Geistes, als seine Freunde, die vertraut mit ihm zu seyn meinten, ahneten. Hippel etwa war unter den genannten großen Männern der Literatur Deutschlands der Einzige, der den Schmähungen jenes Mittelpunktes nicht ausgesetzt war. Obgleich beide Seiten im Interesse der Freiheit des Geistes übereinkamen, so verfolgte jenes Aufklären, als trockener Verstand des Endlichen, mit Haß das Gefühl oder Bewußtseyn des Unendlichen, was sich auf dieser Seite befand, dessen Tiefe in der Poesie wie in der denkenden Ver-

nunft. Von jener Wirksamkeit ist das Werk geblieben, von dieser aber auch die Werke.

Wenn nun diejenigen, welche dem Geschäfte der Aufklärung verfallen waren, weil formelle Abstraktionen und etwa allgemeine Gefühle von Religion, Menschlichkeit und Rechtlichkeit ihre geistige Höhe ausmachten, nur unbedeutende Eigenthümlichkeit gegen einander haben konnten, so war jene Peripherie ein Kranz origineller Individualitäten. Unter ihnen ist wohl Hamann nicht nur auch originell, sondern mehr noch ein Original, indem er in einer Koncentration seiner tiefen Partikularität beharrte, welche aller Form von Allgemeinheit, sowohl der Expansion denkender Vernunft als des Geschmacks, sich unfähig gezeigt hat.

Hamann steht der Berliner Aufklärung zunächst durch den Tiefsinn seiner christlichen Orthodoxie gegenüber, aber so, daß seine Denkweise nicht das Festhalten der verholzten orthodoxen Theologie seiner Zeit ist; sein Geist behält die höchste Freiheit, in der nichts ein Positives bleibt, sondern sich zur Gegenwart und Besitz des Geistes versubjektivirt. Mit seinen beiden Freunden in Königsberg, Kant und Hippel, die er ehrt, und mit denen er auch Umgang hat, steht er in dem Verhältnisse eines allgemeinen Zutrauens, aber keiner Gemeinschaftlichkeit der Interessen. Von jener Aufklärung ist er ferner nicht nur durch den Inhalt, sondern auch aus dem Grunde geschieden, aus dem er von Kant getrennt ist, nämlich weil ihm das Bedürfniß der denkenden Vernunft fremd und unverstanden bleibt. Hippel'n steht er insofern näher, als er seinen innern Sinn, wie nicht zur Expansion der Erkenntniß, ebenso wenig der Poesie herausführen kann, und nur der humoristischen, blitzenden, desultorischen Aeußerung fähig ist; aber dieser Humor ist ohne Reichthum und Mannigfaltigkeit der Empfindung und ohne allen Trieb oder Versuch von Gestalten; er bleibt ganz beschränkt subjektiv. Am meisten Uebereinstimmendes hat er mit demjenigen seiner Freunde,

mit dem ſich das Verhältniß auch in dem Briefwechſel am innigſten und rückhaltsloſeſten zeigt, mit Jacobi, welcher nur Briefe, und gleichfalls wie Hamann kein Buch zu ſchreiben fähig war; doch ſind Jacobi's Briefe in ſich klar, ſie gehen auf Gedanken, und dieſe kommen zu einer Entwickelung, Ausführung und einem Fortgang, ſo daß die Briefe zu einer zuſammenhängenden Reihe werden und eine Art von Buch ausmachen. Die Franzoſen ſagen: Le stile c'est l'homme même; Hamann's Schriften haben nicht ſowohl einen eigenthümlichen Styl, als daß ſie durch und durch Styl ſind. In Allem, was aus Hamann's Feder gekommen, iſt die Perſönlichkeit ſo zudringlich und das Ueberwiegende, daß der Leſer durchaus allenthalben mehr noch auf ſie als auf das, was als Inhalt aufzufaſſen wäre, hingewieſen wird. An den Erzeugniſſen, welche ſich für Schriften geben und einen Gegenſtand abhandeln ſollen, fällt ſogleich die unbegreifliche Wunderlichkeit ihres Verfaſſers auf, ſie ſind eigentlich ein und zwar ermüdendes Räthſel, und man ſieht, daß das Wort der Auflöſung die Individualität ihres Verfaſſers iſt; dieſe erklärt ſich jedoch nicht in ihnen ſelbſt. Dieß Verſtändniß vornehmlich wird uns nun aber in der Sammlung der Werke durch die Bekanntmachung zweier bisher ungedruckter Aufſätze Hamann's aufgeſchloſſen; der eine iſt die von ihm im Jahre 1758 und 1759 verfaßte Lebensbeſchreibung, welche freilich nur bis zu dieſem Zeitpunkt geht, ſomit nur den Anfang ſeines Lebens, aber den wichtigſten Wendungspunkt ſeiner Entwickelung enthält; der andere, am Ende ſeines Lebens verfaßt, ſollte die ganze Abſicht ſeiner Autorſchaft enthüllen (Bd. VII, Vorr. S. VII), und giebt eine Ueberſicht über dieſelbe. Die reichhaltige bisher ungedruckte Briefſammlung vervollſtändigt die Materialien zur Anſchaulichkeit ſeiner Perſönlichkeit. Es iſt jene Lebensbeſchreibung, von der wir auszugehen haben, die auch als das vornehmlichſte Neue dieſer Ausgabe eine ausführlichere Anzeige verdient.

Sie ist im I. Bde. S. 149 — 242 enthalten, und führt den Titel: Gedanken über meinen Lebenslauf, Ps. 94, 19 (der Anfang), datirt von London, d. 21. Apr. 1758. Die Stimmung, in der sich Hamann daselbst befand, ist in dem ruhig und sehr gut stylisirten und insofern besser als meist alle seine späteren Schriften geschriebenen Anfange eines andern Aufsatzes: Biblische Betrachtungen eines Christen, auch von London, d. 19. März am Palmsonntage 1758 datirt, ausgedrückt: „Ich habe heut, mit Gott, den Anfang gemacht, zum zweiten Mal die heilige Schrift zu lesen. Da mich meine Umstände zu der größten Einöde nöthigen, worin ich wie ein Sperling auf der Spitze des Daches sitze und wache, so finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft scheinen gleich Hiob's mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung bluten zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung (es scheint) in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bei Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher. Ich bin zu dem größten Vertrauen auf seine Gnade durch eine Rücksicht auf mein ganzes Leben berechtigt. Es hat weder an meinem bösen Willen gelegen, noch an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als

worin ich mich befinde. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß." Die Veranlassung zu dieser bußfertigen Stimmung, so wie zu dem Niederschreiben seines bisherigen Lebenslaufs waren die Verwickelungen, in welche er in dieser Epoche gerathen war, und die hier mit den früheren Haupt-Momenten seines Lebens kurz herauszuheben sind.

Hamann ist den 27. August 1730 in Königsberg in Preußen geboren; sein Vater war ein Bader, und, wie es scheint, von bemittelten Umständen. Das Andenken seiner Eltern (S. 152) „gehört unter die theuersten Begriffe seiner Seele, und ist mit zärtlicher Bewegung der Liebe und Erkenntlichkeit verknüpft;" ohne weiteres Detail über ihren Charakter ist gesagt, daß die Kinder (Hamann hatte nur noch einen etwas jüngeren Bruder) „zu Hause eine Schule an der Aufsicht, ja an der strengen Aufsicht und an dem Beispiele der Eltern fanden." Das elterliche Haus war jederzeit eine Zuflucht junger Studierenden, welche die Arbeit sittsam machte; in diesem Umgange trieb Hamann Sprachen, Griechisch, Französisch, Italienisch, Musik, Tanzen, Malen; „so schlecht und recht wir in Kleidern und in anderen Thorheiten kurz gehalten wurden, so viel Ausschweifung wurde uns hier verstattet und nachgesehen." In seiner Schulerziehung hatte er sieben Jahre Unterricht bei einem Manne, der ihm das Latein ohne Grammatik beizubringen gesucht hatte; alsdann bei einem mehr methodischen Lehrer, bei dem er dafür nun mit dem Donat anfangen mußte. Die Fortschritte, die er hierin machte, waren so, daß derselbe sich und Hamann schmeichelte, an diesem einen großen Lateiner und Griechen erzogen zu haben; Hamann nennt ihn einen Pedanten, und über die erlangte Fertigkeit im Uebersetzen griechischer und lateinischer Autoren, in der Rechnenkunst, in der Musik, läßt er sich in den damals sich verbreitenden Ansichten gehen, daß die Erziehung auf Bildung des Ver-

ſtandes und Urtheils gerichtet ſeyn müſſe. Der junge Adel und viele Bürgerskinder ſollten eher die Lehrbücher des Ackerbaues als das Leben Alexander's u. ſ. f. zu Lehrbüchern der römiſchen Sprache haben und dergleichen; Anſichten, von welchen die baſedow'ſchen, campe'ſchen u. a. Deklamationen und Aufſchneidereien, wie ihre pomphaften Unternehmungen ausgegangen, und welche auf die Organiſation und den Geiſt des öffentlichen Unterrichts ſo nachtheilige, noch jetzt, ſo ſehr man davon zurückgekommen, in ihren Folgen nicht ganz beſeitigte Einwirkungen gehabt haben. Hamann klagt, daß er in Hiſtorie, Geographie ganz zurückgelaſſen worden und nicht den geringſten Begriff von der Dichtkunſt erlangt habe, den Mangel der beiden erſten niemals gehörig habe erſetzen können, auch ſich in vieler Mühe finde, ſeine Gedanken mündlich und ſchriftlich in Ordnung zu ſammeln und mit Leichtigkeit auszudrücken. Wenn ein Theil dieſes Mangels auf den Schulunterricht kommt, ſo liegt jedoch davon, wie wir weiterhin ſehen werden, wohl am meiſten in der ſonſt charakteriſtiſchen Temperatur und Stimmung ſeines Geiſtes.

Ebenſo charakteriſtiſch für ihn, obgleich wohl nicht für den Schulunterricht, iſt, was er ferner angiebt, daß alle Ordnung, aller Begriff und Luſt an derſelben in ihm verdunkelt worden ſey. Mit einer Menge Wörter und Sachen überſchüttet, deren Verſtand, Grund, Zuſammenhang, Gebrauch er nicht gekannt, ſey er in die Sucht verfallen, immer mehr und mehr ohne Wahl, ohne Unterſuchung und Ueberlegung auf einander zu ſchütten; und dieſe Seuche habe ſich auf alle ſeine Handlungen ausgebreitet; auch in ſeinem übrigen Leben iſt er hierüber nicht reifer geworden. Als einen weitern Abweg, in den er verfallen, giebt er eine Neugierde und kindiſchen Vorwitz an, in allen Ketzereien bewandert zu werden; — „ſo ſucht der Feind unſerer Seelen und alles Guten den göttlichen Weizen durch ſein Unkraut zu erſticken.“ Nach ferneren Schulſtudien, worin er die erſten Begriffe von Philoſophie und Mathematik, von Theologie

und Hebräiſchem bekam, ein neues Feld von Ausſchweifungen: — „das Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren;" mit dieſem Wirbel kam er im Jahre 1746 auf die hohe Schule. Er ſollte Theologie ſtudieren, fand aber ein Hinderniß „in ſeiner Zunge, ſchwachem Gedächtniſſe, viele Heuchelhinderniſſe in ſeiner Denkungsart u. ſ. w." Was ihn vom Geſchmacke an derſelben und an allen ernſthaften Wiſſenſchaften entfernte, ſey eine neue Neigung geweſen, die in ihm aufgegangen, nämlich zu Alterthümern, Kritik, hierauf zu den ſogenannten ſchönen und zierlichen Wiſſenſchaften, Poeſie, Romanen, Philologie, den franzöſiſchen Schriftſtellern, und ihrer Gabe zu dichten, zu malen, zu ſchildern, der Einbildungskraft zu gefallen u. ſ. w., er bittet Gott inbrünſtig um Verzeihung dieſes Mißbrauchs ſeiner natürlichen Kräfte u. ſ. f. Er bekannte ſich alſo „zum Schein zur Rechtsgelehrſamkeit, ohne Ernſt, ohne Treue, ein Juriſt zu werden;" ſeine Thorheit, ſagt er, ließ ihn eine Art von Großmuth und Erhabenheit ſehen, nicht für Brod zu ſtudieren, ſondern nach Neigung, zum Zeitvertreibe und aus Liebe zu den Wiſſenſchaften ſelbſt, weil es beſſer wäre, ein Märtyrer denn ein Taglöhner und Miethling der Muſen zu ſeyn; „was für Unſinn läßt ſich," fügt er mit Recht gegen ſolchen Hochmuth hinzu, „in runden und wohllautenden Worten ausdrücken."

Er gedachte nun eine Hofmeiſterſtelle anzunehmen, um Gelegenheit zu finden, in der Welt ſeine Freiheit zu verſuchen, auch weil er im Geld etwas ſparſam gehalten wurde; er ſchiebt die Schuld, mit ſeinem Gelde nicht beſſer ausgekommen zu ſeyn, auf den Mangel des göttlichen Segens, die „Unordnung, den allgemeinen Grundfehler meiner Gemüthsart, eine falſche Großmuth, eine zu blinde Liebe und Wohlgefallen für Anderer Urtheile, und Sorgloſigkeit aus Unerfahrenheit;" — von dem Fehler des Wohlgefallens an Urtheilen Anderer iſt er bald nur zu ſehr geheilt worden.

Aus dem Detail der Mißverhältniſſe, in die er in ſeinen

Hofmeisterstellen sich verwickelte, mag hier nur ausgehoben werden, was er davon auf seinen Charakter schiebt; — „seine ungesellige oder wunderliche Lebensart," sagt er S. 177, „die Theils Schein, Theils falsche Klugheit, Theils eine Folge einer inneren Unruhe war, an der er sehr lange in seinem Leben siech gewesen; — eine Unzufriedenheit und Unvermögenheit sich selbst zu ertragen, eine Eitelkeit, sich selbige zum Räthsel zu machen — verdarben viel und machten ihn anstößig." In seiner ersten Stelle schrieb er an die Mutter seines Zöglings, eine Baronin in Liesland, zwei Briefe, die ihr das Gewissen aufwecken sollten; das Antwortschreiben gab ihm seine Entlassung; es ist S. 255 buchstäblich abgedruckt, der Anfang mag hier stehen: „Herr Hamann, da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechte Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen u. s. f." — Für die Demüthigungen seines Stolzes fand er in der Zärtlichkeit des Kindes, und in der Schmeichelei, unschuldig zu seyn und mit Bösem für Gutes belohnt zu werden, einige Genugthuung; „ich wickelte mich," sagt er, „in den Mantel der Religion und Tugend ein, um meine Blöße zu decken, schnaubte aber vor Wuth, mich zu rächen und mich zu rechtfertigen; doch verrauchte diese Thorheit bald." In ähnliche Mißverhältnisse gerieth er in einem zweiten Hause, und späterhin in noch weitere Mißstimmungen dadurch, daß er, nachdem er dasselbe verlassen, sich nicht enthalten konnte, sowohl seinem Nachfolger, einem Freunde, als auch den Zöglingen fernerhin seine brieflichen Belehrungen und Zurechtweisungen aufzudringen; „sein Freund schien diese Aufmerksamkeit für den jungen Baron als Eingriffe oder Vorwürfe anzusehen, und der Letztere bezahlte ihn (Hamann) mit Haß und Verachtung."

In Königsberg hatte Hamann die Freundschaft eines der Brüder Berens aus Riga gewonnen; — „der die Herzen kennt und prüft und zu brauchen weiß, hat seine weisen Absich-

ten gehabt, uns beide durch einander in Verſuchung zu führen." In der That ſind die Verwickelungen mit dieſem Freunde und deſſen Familie das Durchgreifendſte in Hamann's Schickſal. Er lebte eine Zeitlang in dieſem Hauſe, wo er, wie er ſagt, als ein Bruder, ja beinahe als ein älterer Bruder angeſehen wurde; aber er giebt zugleich an, daß er ungeachtet alles Anlaſſes zufrieden zu ſeyn, ſich der Freude in der Geſellſchaft der edelſten, munterſten, gutherzigſten Menſchen beides Geſchlechts doch nicht überlaſſen konnte; nichts als Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und Andere, nichts als Qual, wie er ſich ihnen nähern oder entdecken ſollte; er ſieht dieß als eine Wirkung der Hand Gottes an, die ſchwer über ihm geworden, daß er ſich ſelbſt unter allem dem Guten, was ihm von Menſchen geſchah, — als deren Bewunderer, Verehrer und Freund er ſich zugleich angiebt, — nicht erkennen ſollte. — Hamann beſchreibt dieſen Zuſtand ſeiner inneren Unruhe als ein Gedrücktſeyn, das gegenüber der wohlwollendſten Freundſchaft, die er auch empfand und anerkannte, nicht zu einem Wohlwollen gegen die Freunde, und damit nicht zur Offenheit und Freimüthigkeit des Verhältniſſes gelangen konnte. Die Franzoſen haben einen kurzen Ausdruck für einen Menſchen von dieſer Widerwärtigkeit des Gemüths, welche wohl Bösartigkeit zu nennen iſt; ſie nennen einen ſolchen un homme mal élevé, indem ſie Wohlwollen und Offenheit mit Recht für die nächſten Folgen einer guten Erziehung anſehen. Auch kein anderer Keim zu einer ſpäteren, höhern Selbſterziehung von Innen heraus, deſſen Zeit iſt, in der Jugend zu erwachen, thut in Hamann's Jugend ſich hervor — nicht irgend eine Poeſie dieſer Lebenszeit oder, wenn man will, Phantaſterei und Leidenſchaft, die ein zwar noch unreifes, ideales, aber feſtes Intereſſe für einen Gegenſtand geiſtiger Thätigkeit enthält und für das ganze Leben entſcheidend wird. Die Energie ſeines intelligenten Naturells wird nur zu einem wilden Hunger geiſtiger Zerſtreuung, die keinen Zweck enthält, in den ſie ſich reſumirte. Aber

das Uebel seiner Gemüthsart sollte bald in einer Prüfung auf eine schlimmere Weise zum Ausschlag kommen.

Er war auf kurze Zeit in die zweite Hofmeisterstelle zurückgekehrt, die er in Kurland bekleidet hatte. Jedoch zurückgerufen nach Haus, um seine sterbende Mutter noch einmal zu sehen, und auf das Anerbieten engerer Verbindungen mit dem Berens'schen Hause in Riga, verließ er jene Stelle wieder: „Gott," sagt er S. 189, „gab außerordentlichen Segen, daß ich von dem Hause aus Kurland, mit Scheingründen und ohne Aufrichtigkeit, losgelassen wurde, unter dem Versprechen wieder zu kommen, das eine offenbare Lüge, und wider alle meine Absichten und Neigungen war." Die Verbindung mit den Brüdern Berens war die Aufnahme Hamann's in ihre Dienste, Geschäfte und Familie; er sollte auf ihre Kosten eine Reise thun, „um sich aufzumuntern und mit mehr Ansehen und Geschick in ihr Haus zurückzukehren." Nachdem er seine Mutter sterben gesehen, wo, wie er gesteht, trotz der unsäglichen Wehmuth und Betrübniß, die er empfunden, „an ihrem Todtenbette sein Herz weit unter der Zärtlichkeit geblieben ist, die er ihr schuldig gewesen, und sich im Stande gefühlt hat, ungeachtet der nahen Aussicht, sie zu verlieren, sich auf der Welt anderen Zerstreuungen zu überlassen," — trat er am 1. Oktober 1756, mit Geld und Vollmacht versehen, die Reise nach London an, über Berlin, wo er unter Anderm die erste Bekanntschaft mit Moses Mendelssohn machte, — über Lübek, wo er bei Blutsverwandten die Wintermonate zubrachte, — und Amsterdam. In dieser Stadt, sagt er, habe er alles Glück verloren, Bekannte und Freunde nach seinem Stande und Gemüthsart zu finden, worauf er sonst so stolz gewesen sey; er glaubte, daß sich Jedermann vor ihm scheute, und er selbst scheute Jeden; von jener einfachen Erfahrung in einer ganz fremden holländischen Stadt weiß er sich keinen andern Grund anzugeben, als daß Gottes Hand schwer über ihm gewesen, weil er ihn aus den Augen gesetzt, nur mit

lauem Herzen ihn bekannt habe u. ſ. f. Auf der Weiterreiſe nach London wurde er von einem Engländer um Geld betrogen, den er Morgens auf den Knieen betend gefunden, und daher Zutrauen zu ihm gefaßt hatte. In London, wo Hamann den 18. April 1757 ankam, war ſein erſter Gang, einen Marktſchreier aufzuſuchen, von dem er gehört hatte, daß er alle Fehler der Sprache heilen könne, (ſchon oben war eines ſolchen Fehlers erwähnt, der wohl im Stottern beſtand). Weil aber die Kur koſtbar und langwierig ſchien, unterzog ſich Hamann derſelben nicht, und mußte alſo, wie er ſagt, ſeine Geſchäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen anfangen; er entdeckte ſelbige (wie es ſcheint Schuldforderungen) denjenigen, an die er gewieſen war. „Man erſtaunte über deren Wichtigkeit, noch mehr über die Art der Ausführung, und vielleicht am meiſten über die Wahl der Perſon, ‚der man ſelbige anvertraut hatte;" man lächelte, und benahm ihm die Hoffnung, etwas auszurichten. Hamann aber ſpiegelte ſich nun als das Klügſte vor, „ſo wenig als möglich zu thun, um nicht die Unkoſten zu häufen, ſich nicht durch übereilte Schritte Blößen zu geben und Schande zu machen." Er ging alſo unterdrückt und taumelnd hin und her, hatte keinen Menſchen, dem er ſich entdecken, und der ihm rathen oder helfen konnte, war der Verzweiflung nahe und ſuchte in lauter Zerſtreuungen ſelbige aufzuhalten und zu unterdrücken. „Mein Vorſatz war nichts, als eine Gelegenheit zu finden (und dafür hätte ich Alles angeſehen), meine Schulden zu bezahlen und in einer neuen Tollheit anfangen zu können; die leeren Verſuche, in die ich durch Briefe, durch die Vorſtellungen der Freundſchaft und Erkenntlichkeit aufwachte, waren lauter Schein; nichts als die Einbildung eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldenmuth." So beſchreibt er die Rath- und Haltungsloſigkeit, in der ſich ſein Charakter befand. Endlich zog er auf ein Kaffeehaus, weil er keine Seele zum Umgang

mehr hatte, „einige Aufmunterung in öffentlichen Gesellschaften zu haben, um durch diesen Weg vielleicht eine Brücke zum Glück zu bauen." So ganz heruntergekommen durch den Eigensinn einer herumlungernden, alle Haltung und Rechtlichkeit, wie den Zusammenhang mit seinen Freunden in Riga und mit seinem Vater verschmähenden Thorheit sehen wir ihn nach einem ohne alles Geschäft und Zweck verbrachten Jahre in einem Hause bei einem ehrlichen dürftigen Ehepaar vom 8. Febr. 1758 an einquartiert, wo er in drei Monaten höchstens vier Mal ordentliche Speise gehabt und seine ganze Nahrung Wassergrütze und des Tags einmal Kaffee war: Gott, sagt er, hat ihm selbige außerordentlich gedeihen lassen, denn er befand sich bei dieser Kost in guter Gesundheit; die Noth, fügt er hinzu, war der stärkste Beweggrund zu dieser Diät, diese aber vielleicht das einzige Mittel, seinen Leib von den Folgen der Völlerei wieder herzustellen.

Die innerlich und äußerlich rathlose Lage trieb ihn, eine Bibel aufzusuchen; hier beschreibt er die „Zerknirschung, die das Lesen derselben in ihm hervorbrachte, die Erkenntniß der Tiefe des göttlichen Willens in der Erlösung Christi, seiner eigenen Verbrechen und seines Lebenslaufs in der Geschichte des jüdischen Volkes; sein Herz ergoß sich in Thränen, er konnte es nicht länger, konnte es nicht länger seinem Gotte verhehlen, daß er der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war." Wir finden aus der damaligen Zeit häufig Schilderungen von der Angst und Qual, in welche Menschen von einfachem ruhigem Leben geriethen; wenn sie die Forderung zur Buße und die Bedingung der Gnade, in ihrem Herzen eine abscheuliche Sündhaftigkeit zu finden, bei aller Erforschung ihres Innern nicht erfüllen konnten; aber sie belehrten sich endlich, daß eben dieß, die Sündhaftigkeit nicht in sich zu entdecken, die ärgste Sünde selbst sey, und waren hiermit auf den Weg, Buße thun zu können, gediehen. Hamann hatte nach dem, wie er sei-

nen Aufenthalt in London ſchildert, dieſe Wendung nicht nöthig. Durch ſeine Buße und Reue fühlte er nun ſein Herz beruhigter als jemals in ſeinem Leben; der Troſt, den er empfangen, verſchlang alle Furcht, alle Traurigkeit, alles Mißtrauen, ſo daß er keine Spur davon mehr in ſeinem Herzen finden konnte. Die nächſte Anwendung, die er von dieſem empfangenen Troſte machte, war die Stärkung gegen die Laſt ſeiner Schulden; 150 Pfund Sterl. hatte er in London durchgebracht, ebenſo viel war er in Kurland und Liefland ſchuldig geblieben; „ſeine Sünden ſind Schulden von unendlich mehr Wichtigkeit und Folgen, als ſeine zeitlichen; wenn der Chriſt mit Gott wegen der Hauptſache richtig geworden, wie ſollte es dieſem auf eine Kleinigkeit ankommen, ſie obenein zum Kauf zu geben; die 300 Pfund Sterl. ſind ſeine Schulden; er überläßt nun Gott alle Folgen ſeiner Sünden, da derſelbe deren Laſt auf ſich genommen."

In ſo beruhigter Stimmung ſchrieb er dieſe höchſt charakteriſtiſche Schilderung ſeines Lebenslaufs und ſeines Innern, bis Ende April 1758, und ſetzte ſie auch von da noch weiter fort.

Auf Briefe von Hauſe und von Riga, die ihm ein Mann brachte, der ihn zufällig endlich auf der Straße traf, kam er zum Entſchluß, nach Riga zurückzukehren, wo er im Juli 1758 wieder eintraf, und in dem Hauſe des Herrn Berens, wie er ſagt, mit aller möglichen Freundſchaft und Zärtlichkeit bewillkommnet wurde. Er bleibt in demſelben; ſeine Geſchäfte beſtehen bloß in einem Briefwechſel mit dem Bruder des Hrn. Berens, in dem Unterricht der älteſten Tochter des Hauptes der Familie, und in kleiner Handreichung bei einem jüngern Bruder, der auf dem Komptoir war. Er dankt Gott, daß derſelbe bisher dieſe Arbeit mit ſichtbarer Hand geſegnet, und nach einer ſchlafloſen, in Ueberlegung zugebrachten Nacht ſteht er am 15. December mit dem Gedanken auf, zu heirathen, nachdem er ſich und ſeine Freundin, eine Schweſter ſeiner Freunde, der Herren Berens, der Barmherzigkeit Gottes empfohlen. Nach erhaltener

Zustimmung seines Vaters eröffnet er seinen Entschluß den Brüdern Berens und deren Schwester selbst, die einverstanden scheint; aber der letzte Tag des Jahrs 1758 ist voll außerordentlicher Auftritte zwischen ihm und einem der Brüder, den er wie Saul unter den Propheten mit ihm (Hamann) reden hört; das war ein Tag der Noth, des Scheltens und Lästerns; erbaulich genug spricht er aber auch dabei von der ungemeinen Rührung über die Sinnesänderung (?) und die Eindrücke der Gnade, die er in jenem wahrzunehmen schien, und wie er mit Freudigkeit, die Nacht zu sterben, ins Bett geht, wenn Gott so gnädig seyn sollte, die Seele dieses Bruders zu retten. „In einem Briefe an seinen Vater giebt er den Tag jener Auftritte der saul'schen Propheten-Sprache, der Noth, des Scheltens u. s. f. für einen Jahresschluß von vielem außerordentlichen Segen aus, den ihm Gott widerfahren lassen. Mit einem bußfertigen und salbungsvollen Gebete für alle seine Freunde, vom ersten Tage des Jahrs 1759, schließt das Tagebuch. Noch in jenem Briefe an seinen Vater vom 9. Januar schreibt er von den Hoffnungen, die Einwilligung des einen Bruders Berens, der sich zu Petersburg befand, und der Chef der Familie gewesen zu seyn scheint, zu der Heirath mit dessen Schwester zu erhalten. Aber die Sammlung ist hier lückenhaft; der nächste Brief derselben vom 9. März ist aus Königsberg; aus demselben geht hervor, daß er Riga verlassen hat, und zunächst alle Verhältnisse zwischen ihm und dem Berens'schen Hause abgebrochen sind. Im Verfolg des Briefwechsels zwischen Hamann und dem Rektor J. G. Lindner in Riga, dem gemeinschaftlichen Freunde Hamann's und der Gebrüder Berens, finden sich jene dunkel gebliebenen Vorfallenheiten nicht weiter aufgehellt, aber man liest genug, um die gänzliche Mißstimmung der beiden Theile zu sehen, bei den Herren Berens die tiefe Empfindung des Kontrasts zwischen Hamanns üblem Betragen in England, so wie der Fortsetzung eines unthätigen Lebens,

und zwiſchen dem breiten Auslegen ſeiner Frömmigkeit und der von Gott empfangenen Gnade, insbeſondere der Prätenſion, durch ſeine Frömmigkeit ſoviel vor ſeinen Freunden voraus zu haben, und von ihnen als ihr Meiſter und Apoſtel anerkannt zu werden. Hamann hatte ſeinen Lebenslauf, der durch das Angeführte genug charakteriſirt iſt, dem Herrn Berens, wie es ſcheint, nach dem Heirathsprojekt und den zur ſelben Zeit erfolgten Exploſionen, in die Hände kommen laſſen; es erhellt von ſelbſt, in welcher Abſicht und ebenſo mit welcher Wirkung; von Berens kommt die Aeußerung vor, daß er dieſen Lebenslauf mit Ekel geleſen, S. 362; um ſich zu überwinden, nach Riga zurückzukommen, damit er nicht Hungers ſtürbe, habe Hamann die Bibel nöthig gehabt; S. 355 ſogar lieſt man von der Drohung, Hamann zu ſeiner Beſſerung in ein Loch ſtecken zu laſſen, wo nicht Sonne noch Mond ſcheine. Der vorhin genannte Lindner, und dann auch Kant bei der Anweſenheit eines der Herren Berens in Königsberg, den Geſchäfte dahin geführt hatten, bemühten ſich als gemeinſchaftliche Freunde beider Theile, das Mißverhältniß auszugleichen. Die Briefe Hamann's in dieſer Angelegenheit, beſonders auch einige an Kant ſind von dem Lebendigſten, auch Offenſten und Verſtändlichſten, was aus ſeiner Feder gefloſſen. Nachdem Hamann's Frömmigkeit hauptſächlich die Stimmung der Bußfertigkeit, innerer Freudigkeit und nicht nur einer Ergebenheit gegen Gott, ſondern auch einer äußern Beruhigung gegen ein Verhältniß und den Zuſtand mit Menſchen gehabt hatte; ſo wird jetzt in dem Gedränge des Mißverhältniſſes mit ſeinen Freunden ſeine ganze Leidenſchaftlichkeit und geniale Energie erregt, und dieſe Leidenſchaftlichkeit und Unabhängigkeit ſeines Naturells in dieſe Frömmigkeit gelegt. Da in dieſem ein halbes Jahr fortgeſetzten Kampfe und Zanke die ganze Individualität Hamann's, wie ſeine Darſtellungsweiſe und Styl ihre Entwickelung erlangt, auch ſeine eigentliche ſchriftſtelleriſche Laufbahn hier ihre Veranlaſſung hat;

so verweilen wir bei der Heraushebung der Züge dieses Zanks, die für das Verständniß dieses Charakters die bedeutendsten werden; sie sind auf einen allgemeinern, wesentlichen und darum überall durchdringenden Gegensatz gegründet.

Beide Theile dringen und arbeiten auf eine Sinnesänderung des andern Theils; an Hamann wird die Forderung der Anerkennung und des wirklichen Eingehens in ein rechtliches, brauchbares und arbeitsames Leben gemacht, und die Prätension seiner Frömmigkeit, insofern diese ihn nicht auch zu jenem treibt, nicht geachtet. Hamann dagegen setzt sich in der Stellung seiner innern Zuversicht auch praktisch fest; seine Buße und der an die göttliche Gnade erlangte Glaube sind die Burg, in der er sich isolirt, und nicht nur gegen die Anforderungen seiner Freunde, mit ihnen über die Verhältnisse der Wirklichkeit zu etwas Gemeinsamem und Festem zu kommen und objektive Grundsätze anzuerkennen, sondern auch gegen ihre Vorwürfe die Haltung umkehrt, ihnen die Erkenntniß ihrer selbst zu erwerben aufgiebt und Buße und Bekehrung von ihnen verlangt. Der gemeinschaftliche Punkt, der sie zusammenhält, ist das, auch nach allen Differenzen scheinbar, wenigstens bei Hamann unerschütterlich gebliebene Band der Freundschaft; aber indem er daraus Rechte und Pflichten gegen die Freunde nimmt, weist er zugleich Alles ab, was sie daraus gegen ihn geltend machen wollen, und läßt sie nicht an ihn kommen. Das Princip, aus dem er seine Dialektik führt, ist das religiöse, welches seine Superiorität gegen die sogenannten weltlichen Pflichten und gegen die Thätigkeit in und für bestehende Verhältnisse abstrakt behauptet und in diese Superiorität seine zufällige Persönlichkeit einschließt: — eine Dialektik, die auf diese Weise Sophisterei wird. Als Hauptzüge mögen folgende mit einiger Ausführung der eigenthümlichen Weise, in der sich Hamann's Humor dabei ausspricht, ausgehoben werden. — Zunächst kommen die Freunde Lindner und Kant über ihr Vermittlergeschäft selbst sehr übel weg. Als ihm

jener unpartheilsch seyn wollende Mittelsmann die Aeußerungen des Freundes Berens mittheilt, fragt Hamann, „ob das neutral seyn heiße, wenn man geharnischte Männer unter dem Dache seiner Briefe einnehme, und sein Kouvert zum hölzernen Pferde mache;“ er setzt diese Gefälligkeit mit der einer Herodias gegen ihre Mutter, das Haupt des Johannes sich auszubitten, parallel; er heißt dieß als ein Heuchler in Schafskleidern zu ihm kommen u. s. f. An Kant schreibt er über dessen Bemühungen: „Ich muß über die Wahl eines Philosophen zu dem Endzweck, eine Sinnesänderung in mir hervorzubringen, lachen; ich sehe die beste Demonstration wie ein vernünftig Mädchen einen Liebesbrief, und eine baumgarten'sche Erklärung wie eine witzige Fleurette an.“ Am meisten charakteristisch drückte Hamann seine Stellung in diesem Kampfe durch die Worte aus, daß Kant, indem er mit hereingezogen worden, der Gefahr ausgesetzt worden sey, „einem Menschen zu nahe zu kommen, dem die Krankheit seiner Leidenschaft eine Stärke zu denken und zu empfinden gebe, die ein Gesunder nicht besitze.“ Dieß ist ein Zug, der für die ganze Eigenthümlichkeit Hamann's treffend ist. — Die Briefe an Kant sind mit besonderer, großartiger Leidenschaftlichkeit geschrieben. Wie es scheint, hatte Kant nicht mehr auf Hamann's Briefe oder dessen ersten Brief geantwortet, und Hamann vernommen, daß Kant dessen Stolz unerträglich gefunden habe; über diesen seinen Stolz und Kant's Stillschweigen entgegnet und fordert ihn Hamann mit weitläufiger Heftigkeit heraus; er fragt ihn: „Ob Kant sich zu Hamann's Stolz erheben wolle, oder Hamann sich zu Kant's Eitelkeit herablassen solle.“ — Den Vorwürfen, die ihm wegen seines frühern Benehmens und seiner jetzigen Bestimmungslosigkeit gemacht werden, entgegnet er auf die einfache Weise durch die Parrhesie des Bekenntnisses und Zugeständnisses, daß „er der vornehmste unter den Sündern sey; eben in dieser Empfindung seiner Schwäche liege der Trost, den er in der Erlösung genossen;“

die Demüthigung, die aus jenen Vorwürfen gegen ihn erwachse, erwiedere er mit „dem Stolze auf die alten Lumpen, welche ihn aus der Grube gerettet, und er prange damit, wie Joseph mit dem bunten Rocke.“ — Die nähere Besorgtheit seiner Freunde um seine Lage und Zukunft, seine Unbrauchbarkeit und Arbeitslosigkeit beantwortet er damit, daß seine Bestimmung weder zu einem Staats-, Kauf- noch Weltmann sey; er danke Gott für die Ruhe, die derselbe ihm gebe. — Hamann lebte, nachdem er Riga verlassen, bei seinem alten Vater; dieser, sagt er, gebe ihm Alles reichlich, was ihm zur Leibesnahrung und Nothdurft gehöre, und wer frei sey und frei seyn könne, solle nicht ein Knecht werden; er gehe seinem alten Vater zur Seite und frage nicht darnach, wie viel Vortheil oder Abbruch er diesem schaffe; Bibelleſen und Beten ſey die Arbeit eines Chriſten; seine Seele sey in Gottes Hand mit allen ihren moralischen Mängeln und Grundkrümmen. Wenn man ja wissen wolle, was er thue: — er lutheriſire; es müsse doch etwas gethan seyn. „Dieser abentheuerliche Mönch sagte zu Augsburg (!): hie bin ich — ich kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen!“ — Seine Geldschuld gegen das berens'sche Haus thut er zunächst (in dem einen Briefe an Kant S. 444) so ab, daß, wenn davon vielleicht die Rede würde, Kant dem Hrn. Berens sagen solle, daß er, Hamann, jetzt nichts habe, und selbst von seines Vaters Gnade leben müsse; — wenn er sterben sollte, wolle er dem Hrn. Berens seinen Leichnam vermachen, den er, wie die Aegyptier, zum Pfand nehmen könne. Ein Jahr später (III. Theil S. 17 f.) schreibt er an jenes Haus, um den Anspruch seiner Schulden auf einen ordentlichen Fuß zu bringen; er erhält die Erledigung in der Antwort, daß der Abschied, den er aus jenem Hause genommen, die Quittung aller Verbindlichkeiten seyn möge, die je zwischen ihnen gewesen.“ — Die hauptsächlichste Wendung seines Benehmens gegen seine Freunde ist die Umkehrung des Angriffs auf sie, die Anforderung an sie,

zunächst an einen der Brüder Berens, daß er bei allen den gründlichen Entdeckungen, die er über Hamann's Herz gemacht, in seinen eigenen Busen fühlen, und sich selbst so gut für einen Mischmasch von großem Geiste und elendem Tropf erkennen möge, als er ihn, Hamann, mit viel Schmeichelei (die Schmeicheleien, die Berens ihm mache, thuen ihm weher als seine beißenden Einfälle) und Treuherzigkeit dafür erkläre. Daß er in seiner Privatsache dem Freund Lindner so überläftig geworden, sey geschehen, sagt er, weil er gewünscht und gehofft, das Lindner mehr Anwendung davon auf sich selbst machen würde. Wie oft sey er (Hamann) aber an das Leiden unsers Erlösers erinnert worden, da seine Nächsten, seine Tischfreunde der keines vernahmen, und nicht wußten, was er redete und was er ihnen zu verstehen geben wollte. Man beschuldige ihn, daß er die Mittel verachte: aber sonst wäre er ein Verächter der göttlichen Ordnung; was für ein besser Mittel hätte sich sein Freund von Gott selbst erbitten können als ihn, den man für einen alten, wahren Freund ansehe, wenn er in seinem eigenen Namen komme? Weil man aber den nicht kenne, der ihn gesandt habe, so werde er (Hamann) auch verworfen, so bald er in dessen Namen komme; sie verwerfen den, den Gott versiegelt habe zum Dienste ihrer Seelen. Seine Freunde ekle vor der losen Speise, die sie in seinen Briefen finden; was lese er aber in den ihren? Nichts als die Schlüsse seines eigenen Fleisches und Blutes, das verderbter sey als ihres; nichts als das Murren seines eigenen alten Adams, den er mit seinen eigenen Satyren geißle, und die Striemen davon eher als sie selbst fühle, länger als sie selbst behalte, und mehr darunter brumme und girre als sie, weil er mehr Leben, mehr Affekt, mehr Leidenschaft besitze, nach ihrem eigenen Geständniß.

Den ihm von Gott zugetheilten Beruf, seinen Freunden zur Selbsterkenntniß zu verhelfen, bestätigt er noch weiter damit,

daß er ſagt, wie man den Baum an den Früchten erkenne, ſo wiſſe er, daß er ein Prophet ſey, — aus dem Schickſal, das er mit allen Zeugen theile, geläſtert, verfolgt und verachtet zu werden; — die größte Stufe des Gottesdienſtes, den Heuchler Gott bringen, ſagt er ſeinen Freunden ein ander Mal, beſtehe in der Verfolgung wahrer Bekenner. Dieſer angemaßten Stellung gemäß fordert er Kant (S. 505) heraus, ihn „mit eben dem Nachdruck zurückzuſtoßen und ſich ſeinen Vorurtheilen zu widerſetzen, als er (Hamann) ihn und ſeine Vorurtheile angreife; ſonſt werde in ſeinen Augen Kant's Liebe zur Wahrheit und Tugend ſo verächtlich als Buhlerkünſte ausſehen. Mitunter giebt er auch den ganzen Hader für eine gemeinſchaftliche Prüfung ihrer Herzen, ſeines mit eingeſchloſſen, an. So an Lindner S. 375, er ſoll richten, was er, Hamann, ſage, und das Gericht ſeines Nächſten als eine Züchtigung des Herrn anſehen, auf daß wir nicht ſammt der Welt verdammt werden; er, Lindner, ſolle die Wunden, die Hamann ihm ſchlagen, den Schmerz, den er ihm machen müſſe, als ein Chriſt vergeben. So erkennt, wie er S. 353 ſchreibt, Hamann die Heftigkeit nicht, die in des Freundes Berens Zuſchriften ſich finde; er ſehe Alles als eine Wirkung der Freundſchaft deſſelben, und dieſe ſowohl als ein Geſchenk wie als eine Prüfung Gottes an. Daß er (Hamann) S. 393 in einem ſo harten und ſeltenen Ton geſchrieben, ſey nur darum geſchehen, „daß eure Neigung, euer Herz gegen uns offenbar würde vor Gott; Gott wollte verſuchen, was in meinem Herzen die Liebe Chriſti gegen euch für Bewegungen hervorbringen würde, und was die Liebe Chriſti in euch gegen uns hervorbringen würde." — Bei einer Herausforderung an Kant und bei dem Scheine, ſich mit ſeinen Freunden in die Gemeinſamkeit der Prüfung zu ſtellen, iſt, wie angeführt, die Zuverſicht der eigenen Vollendung in der Buße und der Ueberlegenheit über die Freunde zu ſtark ausgeſprochen, als daß dieſe darin nicht Hamann's „Stolz" vornehm-

lich hätten empfinden müssen. Unter jenen Voraussetzungen von seiner Seite, sieht man wohl, konnte es zu keinem Verständnisse kommen. Kant scheint, wie erwähnt, schon früher sich mit Hamann über diese Sache nicht weiter eingelassen zu haben; der letzte Brief Hamann's an Kant (S. 504) macht ihm Vorwürfe über sein Stillschweigen und versucht ihn zu Erklärungen zu zwingen; auch fühlt Hamann ebenso, daß er vergebene Mühe aufwendet, den anderen Freunden Lindner und Berens (S. 469: „Alle meine Sirenen-Künste sind umsonst u. s. f.") zu imponiren, und macht (S. 405) den Vorschlag, da der Briefwechsel zwischen ihnen immer mehr ausarten möchte, von der Materie abzubrechen und denselben eine Weile ruhen zu lassen. In der That ist die Erfahrung, welche Hamann hierbei gemacht hat, für ihn nicht verloren gegangen; wir sehen ihn von nun an gegen Lindner, mit dem der Briefwechsel nach längerer Zeit wieder aufgenommen wurde, so wie auch gegen spätere Freunde in einem veränderten, verständigen Benehmen, das sich auf die Gleichheit des Rechts moralischer und religiöser Eigenthümlichkeit gründet, und die Freiheit der Freunde unbeeinträchtigt und unbedrängt läßt.

Allein dieser Verzicht, die Herzen seiner Freunde zu bearbeiten oder sie wenigstens zu Diskussionen über den Zustand ihrer Seelen zu drängen, ist mehr ein äußerlicher Schein und erstreckt sich nur auf das direkte Benehmen gegen sie. Sein Drang wirft sich jetzt, weil er es in der Korrespondenz aufgeben muß, sich als Meister und Prophet anerkannt zu sehen, in das andere Mittel, das Wort zu haben, — in das Mittel von Druckschriften. Wir sehen schon in den letzten Briefen an Lindner, und vornehmlich an Kant, die Keime und dann die nähere Ankündigung der sokratischen Denkwürdigkeiten, des Anfangs seiner Autorschaft, wie Hamann selbst diese Schrift nennt. Er stellt den jungen Berens mit Kant gegen sich in das Verhältniß von Alcibiades zu Sokrates, und bittet um die

Erlaubniß, als der Genius zu reden. In dem ganz charakteriſtiſchen, höchſt geiſtreichen Briefe (S. 430) an Kant geht er zu der Wendung über, daß es ihm (Hamann) „um die Wahrheit ſo wenig zu thun ſey als Kant's Freunden;" „ich glaube, wie Sokrates, Alles, was der Andere glaubt — und gehe nur darauf aus, Andere in ihrem Glauben zu ſtören." Im andern öfters angeführten Briefe an Kant (S. 506) wirft er dieſem vor, es ſey ihm nichts daran gelegen, ihn (Hamann) zu verſtehen oder nicht zu verſtehen; ſeine (Hamann's) Anerbietung ſey geweſen, die Stelle des Kindes zu vertreten; Kant hätte ihn daher ausfragen ſollen; dieß Einlaſſen iſt es, was er auf alle Weiſe hervorzurufen beſtrebt iſt, und zwar in dem Zwecke, die Freunde zur Selbſterkenntniß zu bringen. Die ſokratiſchen Denkwürdigkeiten ſind die Ausführung und ausdrückliche Expoſition der Stellung, die er ſich nehmen will — als Sokrates ſich zu verhalten, der unwiſſend geweſen, und ſeine Unwiſſenheit ausgeſtellt habe, um ſeine Mitbürger anzulocken und ſie zur Selbſterkenntniß und einer Weisheit zu führen, die im Verborgenen liege. Man ſieht im Verfolge, daß Hamann mit dem eigenthümlichen Zwecke dieſer Schrift nicht glücklicher geweſen als mit ſeinen Briefen; auf Kant hat ſie offenbar weiter keine Wirkung gemacht, und ihn nicht zum Einlaſſen vermocht; von der andern Seite her, wie es ſcheint, hat ſie ihm Verachtung und ſelbſt Hohn zugezogen. Aber ſie drückt ſowohl den allgemeinen Grundtrieb der ſämmtlichen Schriftſtellerei Hamann's aus, als auch aus ihr die Sätze geſchöpft worden ſind, welche ſpäterhin eine allgemeine Wirkung hervorgebracht haben. Wir verweilen daher bei ihr noch etwas, indem wir nur noch bemerken, daß Hamann zum Behuf dieſer Schrift ſich, wie er irgendwo zugeſteht, nicht einmal die Mühe gab, den Plato und Xenophon ſelbſt nachzuleſen.

In der Zueignung — ſie iſt gedoppelt, an Niemand, den Kundbaren (das Publikum) und an Zween — charakte-

risirt er diese Letzteren (Berens und Kant, II. Bd. S. 7): „Der erste arbeite am Stein der Weisen, wie ein Menschenfreund, der denselben für ein Mittel ansieht, den Fleiß, die bürgerlichen Tugenden und das Wohl des gemeinen Wesens zu fördern; der andere möchte einen so allgemeinen Weltweisen und guten Münzwardein abgeben, als Newton war." (Hamann =) Sokrates selbst sey ungeachtet der Reihe von Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen, die man ihm gegeben, unwissend geblieben; aber „er übertraf die Anderen an Weisheit, weil er in der Selbsterkenntniß weiter gekommen war als sie, und wußte, daß er nichts wußte. Mit diesem seinem: Nichts weiß ich! wieß er die gelehrten und neugierigen Athenienser ab, und erleichterte seinen schönen Jünglingen die Verläugnung ihrer Eitelkeit, und suchte ihr Vertrauen durch seine Gleichheit mit ihnen zu gewinnen." „Alle Einfälle des Sokrates, die nichts als Auswürfe und Absonderungen seiner Unwissenheit waren, schienen den Sophisten, den Gelehrten seiner Zeit, so fürchterlich, als die Haare an dem Haupte Medusens, dem Nabel der Aegide." Von dieser Unwissenheit geht er dazu über, daß unser eigen Daseyn und die Existenz aller Dinge außer uns geglaubt und auf keine andere Weise ausgemacht werden müsse. „Der Glaube," sagt er, „ist kein Werk der Vernunft, und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen. Für das sokratische Zeugniß von seiner Unwissenheit giebt es kein ehrwürdigeres Siegel als 1. Kor., 7: „So Jemand sich dünken läßt, er wisse Etwas, der weiß noch Nichts, wie er wissen soll. So aber Jemand Gott liebt, der wird von ihm erkannt." — „Wie aus der Unwissenheit, diesem Tode, diesem Nichts, das Leben und Wesen einer höhern Erkenntniß neu geschaffen hervorkeime, so weit reicht die Nase eines Sophisten nicht."

„Aus dieser Unwissenheit des Sokrates fließen als leichte

Folgen die Sonderbarkeiten seiner Lehr- und Denkart. Was ist natürlicher, als daß er sich genöthigt sah, immer zu fragen, um klüger zu werden; daß er leichgläubig that, jede Meinung für wahr annahm, und lieber die Probe der Spötterei und guten Laune als eine ernsthafte Untersuchung anstellte; Einfälle sagte, weil er keine Dialektik verstand; daß er, wie alle Idioten, oft so zuversichtlich und entscheidend sprach, als wenn er unter allen Nachteulen seines Vaterlandes die einzige wäre, welche der Minerva auf ihrem Helm säße." Man sieht, wie auch nach der Seite des Styls Hamann den Sokrates und sich selbst zusammenmengt; die letzteren Züge dieser Zeichnung passen ganz auf ihn selbst, und mehr als auf Sokrates; so auch Folgendes, worin schon oben Angeführtes nicht zu verkennen ist: „Sokrates antwortete auf die gegen ihn gemachte Anklage mit einem Ernst und Muth, mit einem „Stolz" und Kaltsinn, daß man ihn eher für einen Befehlshaber seiner Richter als für einen Angeklagten hätte ansehen sollen. Plato macht die freiwillige Armuth des Sokrates zu einem Zeichen seiner göttlichen Sendung; eine größeres ist seine Gemeinschaft an dem letzten Schicksale der Propheten und Gerechten (Matthäi 23, 29; s. oben: gelästert, verspottet zu werden)."

So ganz persönlich, wie der Sinn, Inhalt und Zweck dieser Schrift ist, während ihr zugleich gegen das Publikum der Schein eines objektiven Inhalts gegeben wird, ist zwar der Sinn anderer Schriften nicht, aber in allen ist mehr oder weniger das Interesse und der Sinn der Persönlichkeit eingemischt. Auch die Sätze über den Glauben sind auf ähnliche Weise zunächst vom christlichen Glauben hergenommen, aber zu dem allgemeinen Sinn erweitert, daß die sinnliche Gewißheit von äußerlichen, zeitlichen Dingen, — „von unserm eignen Daseyn und von der Existenz aller Dinge," auch ein Glaube genannt wird. In dieser Erweiterung ist das Princip des Glaubens von Jacobi bekanntlich zu dem Principe einer Phi-

losophie gemacht worden, und man erkennt in den jacobi'schen Sätzen nahezu wörtlich die hamann'schen wieder. Der hohe Anspruch, den der religiöse Glaube nur kraft seines absoluten Inhaltes hat, ist auf diese Weise auf das subjektive, mit der Partikularität und Zufälligkeit relativen und endlichen Inhalts behaftete Glauben ausgedehnt worden. Der Zusammenhang auch dieser Verkehrung mit Hamann's Charakter überhaupt wird sich weiterhin näher ergeben.

Die Freundschaft war im Verhältnisse der Gelehrten und Literatoren der damaligen Zeit eine wichtige Angelegenheit, wie wir aus den vielen Briefwechseln, die seitdem in Druck gekommen sind, ersehen. Die Vergleichung der verschiedenen Arten und Schicksale dieser Freundschaften würde wohl eine interessante Reihe von Charakteristiken liefern können, besonders wenn man jene Briefwechsel mit den gleichfalls zahlreichen Bänden von gedruckten Briefen der französischen Literatoren der damaligen Zeit paralleliſiren wollte. Hamann's religiöse Wendung hatte die Gestalt einer abstrakten Innerlichkeit genommen, deren hartnäckige Einfachheit objektive Bestimmungen, Pflichten, theoretische wie praktische Grundsätze nicht als schlechthin wesentlich anerkennt, noch ein letztes Interesse für dieselben hat. Eine über Grundsätze stattfindende Verschiedenheit kann daher allerdings sehr weit gehen, ohne die Freundschaft zu stören, welche aus demselben Grunde meist durch Zufall und subjektive Neigung entstanden ist; ein Hauptzug Hamann's ist daher auch seine Beständigkeit in derselben. Es ist interessant, ihn über seine Vorstellung von der Freundschaft sich erklären zu hören, was er besonders bei dem geschilderten frühern Hauptzwist mit seinen damaligen Freunden vielfach thut. Nach seinem Sinne gelten die heftigsten Vorwürfe, die leidenschaftlichsten Aeußerungen bloß als Prüfungen (Bd. I, S. 391); die Freundschaft ist ihm ein göttliches Geschenk, insofern Alles dasjenige, was auf ihre Vernichtung zu zielen scheint, nichts als ihre Läuterung und

Bewährung hervorbringt. Sie hat ihm (Bd. I, S. 474) mit Lehren, Unterrichten, Umkehren und Bekehren nichts zu schaffen. „Was ist denn das Augenmerk der Freundschaft?" fragt er. „Lieben, Empfinden, Leiden. Was wird Liebe, Empfindung, Leidenschaft aber eingeben und einen Freund lehren? Gesichter, Mienen, Verzuckungen, Figuren, redende Handlungen, Strategeme, Schwärmerei, Eifersucht, Wuth." — Ferner: „Ich würde der niederträchtigste und undankbarste Mensch seyn, wenn ich mich durch die Kaltsinnigkeit des Freundes, durch sein Mißverständniß, ja selbst durch *seine offenbare Feindschaft* so bald sollte abschrecken lassen, sein Freund zu bleiben; unter diesen Umständen ist es desto mehr meine Pflicht, Stand zu halten, und darauf zu warten, bis es ihm gefallen wird, mir sein Zutrauen wieder zu schenken." So behält Hamann dieselben warmen Gesinnungen gegen die Brüder Berens, mit denen er so hart zusammen gekommen, sein ganzes Leben bei. So wachen auch in ihm nach *Mendelssohn's* Tod frühere Empfindungen gegen denselben auf, dem „der Antritt von seiner (Hamann's) literarischen Laufbahn nicht verächtlich geschienen habe;" er überredet sich nach allen Heftigkeiten, in die er gegen denselben explodirt war, dessen Freund geblieben zu seyn, und daß er ihn hiervon noch hätte überzeugen können. — Mit *Herder'n* steht er fortdauernd, wenigstens in dem (oft sehr geschraubt oder auch persiflirend werdenden) Tone vertraulicher Freundschaft. Bei aller dieser Freundschaft erklärt Hamann einmal Herder'n (Bd. V, S. 61), was sonst offen genug daliegt, daß beider Gesichtspunkt und Horizont zu entfernt und verschieden sey, um sich über gewisse Dinge vergleichen zu können; er „*verdammt*" eine der Preisschriften Herder's (ebend. S. 77), die diesem sonst viel Ruhm erworben hatte; ja von dessen Schrift über die Apokalypse schreibt ihm Hamann (Bd. VI, S. 103) vom 29. Okt. 1779, daß dieß Buch das erste sey, welches er (Hamann) aus der Fülle des Herzens und Mundes

lieben und loben könne; welche Aeußerung um so weniger wahr ist, ein je geringeres Verhältniß jene Schrift überhaupt zur Fülle des Herzens und Geistes hat. Es ist ein allgemeiner, aber eben kein Zug des Wohlwollens, daß Hamann gerade durch die Schriften seiner besten Freunde so aufgeregt wird, daß er in Aufsätzen über sie herfällt, die, obgleich zum Drucke bestimmt, nach seiner sonstigen Weise mit leidenschaftlicher Heftigkeit und Muthwillen angefüllt, selbst nicht ohne ein Ingredienz sind, das als bitterer Hohn empfunden werden und kränkend seyn kann. Ueber Herder's Preisschrift vom Ursprung der Sprachen hatte Hamann in der königsberger Zeitung eine kurze Anzeige gemacht, welche sich nur versteckter Weise gegen deren Hauptgedanken erklärt; aber er verfaßte auch einen sehr heftigen Aufsatz unter dem Titel: Philologische Einfälle und Zweifel u. s. f.) Bd. IV, S. 37 ff.), worin er seine Zweifel bis zu der Frage ausdehnt: „ob es dem Verfasser je ein Ernst gewesen, sein Thema zu beweisen oder auch nur zu berühren;" die Merkmale zu diesem Zweifel fänden sich darin, daß der ganze Beweis (vom dem menschlichen Ursprung der Sprache) aus einem runden Cirkel, ewigen Kreisel, und weder verstecktem noch feinem Unsinn zusammengesetzt, auf verborgenen Kräften willkürlicher Namen und gesellschaftlicher Losungswörter oder Lieblings-Ideen beruhe u. s. f. Diesen Aufsatz enthielt sich Hamann jedoch drucken zu lassen, nachdem Herder, der davon gehört, ihm den Wunsch, daß derselbe nicht vor das Publikum gebracht werde, geäußert hatte. Ebenso ließ er eine für die königsberger Zeitung verfertigte Recension über Kant's Kritik der reinen Vernunft, und den Aufsatz: Metakritik, auf den wir späterhin zurückkommen werden, wenigstens ungedruckt. Daß Jacobi's Schriften in Betreff seiner Dissidien mit Mendelssohn, die Briefe über Spinoza u. s. f., auf die sich Jacobi sehr viel zu Gute that, vor Hamann keine Gnade fanden, wird noch späterhin berührt werden.

An dieſe beſondere Art von Freundſchaft ſchließt ſich das Eigenthümliche ſeiner Frömmigkeit an, der Grundzug in ſeiner Schriftſtellerei wie in ſeinem Leben überhaupt, welcher nun näher anzugeben iſt. Wir ſahen ihn früher in dem religiöſen Gefühle ſeines äußern und innern Elends, aber auch bald daraus zur Freudigkeit eines verſöhnten Herzens übergegangen, ſo daß die Qual und Unſeligkeit eines in die religiöſen Forderungen und in das denſelben widerſprechende Bewußtſeyn der Sündhaftigkeit perennirend entzweiten Gemüths überwunden war. Aber in dem, was über jene Periode aus ſeiner Lebensbeſchreibung ausgehoben worden iſt, und in dem Aufſatze ſelbſt in der breiteſten Fülle, liegt jene frömmelnde Sprache und der widrige Ton ſchon ganz fertig vor, welcher noch mehr die Sprache der Heuchelei als der Frömmigkeit zu ſeyn pflegte. Daß er der erſtern verfallen ſey, dafür vermehrt ſich der Anſchein, wenn Hamann, nachdem er ſich innerlich von ſeinen Sünden abſolvirt hat, nun nicht nur auf die Anerkenntniß, der größte Sünder zu ſeyn, gegen ſeine Freunde pocht, ſondern auch über ſeine lungernde, beſtimmungs- und arbeitsſcheue Lebensart ihnen mit dem Pantheismus der unächten Religioſität, daß Alles Gottes Wille ſey, entgegnet. „Der Chriſt," ſchreibt er an ſeine Freunde, „thut Alles in Gott: eſſen und trinken, aus einer Stadt in die andere reiſen, ſich darin ein Jahr aufhalten und handeln und wandeln, oder darin ſtillſitzen und harren (geht auf ſeinen Aufenthalt in England), ſind Alles göttliche Geſchäfte und Werke." Es würde ihm nicht gefehlt haben, einen vergnüglichen Kreis von neuen Freunden aufzufinden, mit denen er ſich gemeinſam in dem Dunſte ſelbſtgefälliger Sündhaftigkeit hätte laben und preiſen können. Goethe in ſeinem Leben erzählt, wie zu jener Zeit „die Stillen im Lande" zu Frankfurt dem Hamann ihre Aufmerkſamkeit zuwendeten und mit ihm ſich in Verhältniß ſetzten; wie dieſe frommen Menſchen ſich Hamann nach ihrer Weiſe fromm dachten, und ihn als „den Magus aus Norden" mit

Ehrfurcht behandelten; aber bald Aergerniß schon an seinen Wolken und noch mehr an dem Titelblatt zu den Kreuzzügen eines Philologen nahmen, auf welchem das Ziegen-Profil eines gehörnten Pans, und noch ein weiterer satyrischer Holzschnitt (die auch in dieser Ausgabe Bd. II, S. 103 u. 134 zu finden sind): ein großer Hahn, Takt gebend jungen Hühnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm standen, sich höchst lächerlich zeigte; worauf sie ihm ihr Mißbehagen zu erkennen gaben, er aber sich von ihnen zurückzog. Hamann würde wohl in seiner Gegend gleichfalls dergleichen neue Freunde haben finden können, und wenn etwa das Naturell seines Bruders, der in Blödsinn endete, eine weitere Wahrscheinlichkeit, daß er die Richtung der Heuchelei verfolgen würde, an die Hand gäbe, so bewahrte ihn hiervor die in seinem Gemüthe noch starke und frische Wurzel der Freundschaft, die geniale Lebendigkeit seines Geistes und das edlere Naturell. Jene Wurzel der Freundschaft erlaubte ihm nicht, in ihm selbst unredlich gegen sich und gegen sie zu werden, und das Princip weltlicher Rechtlichkeit zu verschmähen. Es hatte eines streng positiven Elements, eines harten Keils bedurft, der durch sein Herz getrieben werden mußte, um dessen Hartnäckigkeit zu überwinden; aber es wurde damit nicht getödtet, sondern vielmehr dessen energische Lebendigkeit ganz in die Frömmigkeit aufgenommen. Hamann hat darüber ein bestimmtes Bewußtseyn, so daß er auch Gott dafür dankt, (Bd. I, S. 373), daß er „wunderlich gemacht ist."

In dem oft angeführten Kampfe mit seinen Freunden spricht er vielfach diese Verknüpfung seiner Frömmigkeit und seiner eigenthümlichen Lebendigkeit aus; so sagt er (Bd. I, S. 393): „Wie Paulus an die Korinther in einem so harten und seltsamen Tone geschrieben (was er mit seinem eigenen Benehmen in Parallele setzt), was für ein Gemisch von Leidenschaften habe dieses sowohl in dem Gemüthe Pauli als der Korinther zu Wege gebracht? Verantwortung, Zorn, Furcht, Verlan-

gen, Eifer, Rache; — wenn der natürliche Menſch fünf Sinne habe, ſo ſey der Chriſt ein Inſtrument von zehn Saiten, und ohne Leidenſchaften einem klingenden Erz ähnlicher als einem neuen Menſchen." Dieſe Frömmigkeit, die ſo das weltliche Element einer eminenten Genialität zugleich in ſich trägt unterſchied ſich weſentlich ebenſo ſehr von den Arten einer bornirten pietiſtiſchen, ſüßlichen oder fanatiſchen Frömmigkeit, als auch von der ruhigern, unbefangenern Frömmigkeit eines rechtſchaffenen Chriſten, und geſtattete ferner auch Anderen, die nicht zu den „Stillen im Lande" gehörten, mit ihm in Gemeinſamkeit und Anerkennung zu ſeyn.

Der Hr. Herausgeber macht (Vorr. zu Bd. III, S. VI ff.) die in Bezug auf Hamann intereſſante Erwähnung einer von dem vieljährigen Freunde deſſelben, G. J. Lindner, noch im Jahre 1817 herausgegebenen Schrift, worin dieſer eine Schilderung von Hamann entwirft, und in Beziehung auf ſeine Religioſität ſagt, daß ſeine bewunderuswürdigen, nicht bloß Eigenheiten, ſondern talentvollen Geiſteskräfte, die Urſache geweſen, daß derſelbe in ſeiner moraliſchen und religiöſen Denkart ſchwärmte; er war, iſt hinzugefügt, „der ſtrenge Vertheidiger der kraſſeſten Orthodoxie." Mit dieſem Namen wurde damals dasjenige bezeichnet, was in der proteſtantiſchen Kirche die weſentliche Lehre des Chriſtenthums war. Der Name der Orthodoxie iſt nachher zugleich mit dem Namen der Heterodoxie, welcher letztere den Meinungen der Aufklärung gegeben worden war, verſchwunden, ſeitdem dieſe Meinungen beinahe aufgehört haben, etwas Abweichendes zu ſeyn, und eher faſt die allgemeine Lehre nicht nur der ſogenannten rationaliſtiſchen, ſondern meiſt ſelbſt der ſogenannten exegetiſchen und namentlich der Gefühls-Theologie geworden ſind. Hamann war in der für ſein Gemüth erlangten Verſöhnung ſich des objektiven Zuſammenhangs dieſer Verſöhnung wohl bewußt, welcher Zuſammenhang die chriſtliche Lehre von der Dreieinigkeit Gottes

ist. Mit Hamann's, wie mit dem lutherischen und christlichen Glauben überhaupt kontrastirt es auf das Stärkste, wenn heutiges Tages Theologen vom Fache noch der christlichen Versöhnungslehre zugethan seyn wollen, und zugleich leugnen, daß die Lehre von der Dreieinigkeit die Grundlage derselben sey; ohne diese objektive Grundlage kann die Versöhnungslehre nur einen subjektiven Sinn haben. Bei Hamann steht sie fest; in einem Briefe an Herder (Bd. V, S. 242) sagt er: „Ohne das sogenannte Geheimniß der heiligen Dreieinigkeit scheint mir gar kein Unterricht des Christenthums möglich zu seyn; Anfang und Ende fällt weg." Er sagt in diesem Zusammenhange von einer Schrift, mit der er damals umging, daß das, was man für die pudenda der Religion hält (eben das von Anderen krasse Orthodoxie Genannte), und dann der Aberglaube, selbige zu beschneiden, und die Ketzerei, sie gar auszuschneiden, der Inhalt dieses Embryons seyn werde. Mit der Orthodoxie aber pflegt die fernere Vorstellung verbunden zu seyn, daß sie ein Glaube sey, den der Mensch nur als eine todte, dem Geiste oder Herzen äußerliche Formel in sich trage. Hiervon war Niemand entfernter als Hamann, so daß sein Glaube vielmehr den Kontrast in sich hatte, bis zur ganz koncentrirten, formlos werdenden Lebendigkeit fortzugehen. Am nachdrücklichsten ist dieß in dem ausgedrückt, was Jacobi (auserlesener Briefwechsel II. Bd. 1827, S. 142) von Hamann in einem „Briefe an F. L. Graf von Stolberg" angiebt; Hamann sagte mir einmal ins Ohr: „Alles Hangen an Worten und buchstäblichen Lehren der Religion wäre Lama-Dienst." Ins Ohr pflegte sonst Hamann bei seiner Parrhesie eben nicht zu sprechen. Allenthalben beweist die geistige Weise seiner Frömmigkeit jene Freiheit von dem Tode der Formeln. Unter vielem Andern mag folgende direktere Stelle aus einem Briefe Hamann's an Lavater v. J. 1778 (Bd. V, S. 276) ausgehoben werden; im Gegensatze gegen Lavater's innere Unruhe, Unsicherheit, Durst und äußere

Geſchäftigkeit, gegen deſſen Anſtöße in derſelben und Plage damit, wie mit ſeinem Innern ſelbſt, faßt Hamann das Gebot ſeiner eigenen chriſtlichen Geſinnung ſo zuſammen: „Iß dein Brodt mit Freuden, trink' deinen Wein mit gutem Muth, denn dein Werk gefällt Gott; brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb haſt, ſo lange du das eitle Leben haſt, daß dir Gott unter der Sonne gegeben hat. Ihre (Lavater's) Zweifelknoten ſind ebenſo vergängliche Phänomene, wie unſer Syſtem von Himmel und Erde, alle leidigen Kopier- und Rechnungs-Maſchinen mit eingeſchloſſen." — Er fügt hinzu: „Ihnen von Grund meiner Seele zu ſagen, iſt mein ganzes Chriſtenthum ein Geſchmack an Zeichen, und an den Elementen des Waſſers, des Brodtes, des Weins. Hier iſt Fülle für Hunger und Durſt: eine Fülle, die nicht bloß, wie das Geſetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, ſondern *ἀυτὴν τὴν εἰκόνα τῶν πραγμάτων*, inſofern ſelbige durch einen Spiegel im Räthſel dargeſtellt, gegenwärtig und anſchaulich gemacht werden können; das *τέλειον* liegt jenſeits." Was Hamann ſeinen Geſchmack an Zeichen nennt, iſt dieß, daß ihm alles gegenſtändlich Vorhandene ſeiner eigenen inneren und äußeren Zuſtände, wie der Geſchichte und der Lehrſätze, nur gilt, inſofern es vom Geiſte gefaßt, zu Geiſtigem geſchaffen wird, ſo daß der durch dieſe Umſchaffung entſtehende Sinn des Gegenſtändlichen weder nur Gedanke, noch Gebilde einer ſchwärmenden Phantaſie, ſondern allein das Wahre, das Geiſtige iſt, das ſo gegenwärtige Wirklichkeit hat. Es hängt damit zuſammen, was der Herr Herausgeber am angeführten Orte noch aus der Schrift G. J. Lindner's ausbebt; dieſer erzählt dort auch, daß er einſt über Hamann's Auslegungen ganz gleichgültiger Stellen der Bibel gegen denſelben geäußert habe, daß er (Lindner) mit Hamann's originellem Talente, ſeinem Proteus-Witze, Erde in Gold und Strohhütten in Feen-Paläſte verwandeln könnte; daß er aus dem Schmutze crebillon'ſcher Romane u. ſ. f. Alles das ſublimi-

ren wollte, was Hamann aus jeder Zeile der Bücher der Chroniken, Ruth, Esther u. s. f. glossire und interpretire; Hamann habe erwiedert: darauf sind wir angewiesen. — Obgleich Hamann's Glaube eine feste positive Grundlage zur Voraussetzung behielt, so war für ihn doch weder ein äußerlich vorhandenes Ding (die Hostie der Katholiken), noch eine als buchstäbliches Wort behaltene Lehrformel (wie bei dem Wortglauben der Orthodoxie vorkommt), noch gar ein äußerlich Historisches der Erinnerung ein Göttliches; sondern das Positive ist ihm nur Anfang, und wesentlich zur belebenden Verwendung für die Gestaltung, für Ausdruck und Verbildlichung. Hamann weiß, daß dieß belebende Princip wesentlich eigener individueller Geist ist, und daß die Aufklärerei, welche sich mit der Autorität des Buchstabens, welchen sie nur erkläre, zu brüsten nicht entblödete, ein falsches Spiel spielte, da der Sinn, den die Exegese giebt, zugleich verstandener, subjektiver Sinn ist; welches Subjektive des Sinnes aber damals die Verstandes-Abstraktionen der wolfischen Schule, wie nachher anderer Schulen, waren.

So ist Hamann's Christenthum eine Energie lebendiger individueller Gegenwart; in der Bestimmtheit des positiven Elements bleibt er der freiste, unabhängigste Geist, daher für das am entferntesten und heterogensten Scheinende wenigstens formell offen, wie oben die Beispiele seiner Lektüre gezeigt haben. So erzählt Jacobi in dem angeführten Briefe an Graf Stolberg auch, daß Hamann gesagt: „Wer den Sokrates unter den Propheten nicht leiden kann, den muß man fragen: wer der Propheten Vater sey? und ob sich unser Gott nicht einen Gott der Heiden genannt habe?" — Er wird von Bahrdt's ausführlichem Lehrgebäude der Religion, wenigstens für ein paar Tage aufs Höchste begeistert, so sehr er ihn als einen „Irrlehrer" kennt, weil „der Mann mit Licht und Leben von der Liebe redet." Hamann's eigene geistige Tiefe hält sich dabei in vollkommen koncentrirter Intensität, und gelangt zu keiner Art von

Expanſion, es ſey der Phantaſie oder des Gedankens. Gedanke oder ſchöne Phantaſie, welche einen wahrhaften Gehalt bearbeitet und ihm Entfaltung giebt, ertheilt demſelben eine Gemeinſamkeit, und benimmt der Darſtellungsweiſe den Schein derjenigen Abſonderlichkeit, welche man ſehr häufig allein für Originalität nimmt. Weder Kunſtwerke oder etwas der Art, noch wiſſenſchaftliche Werke kann die Singularität hervorbringen.

Der ſchriftſtelleriſche Charakter Hamann's, zu dem wir nun übergehen, bedarf keiner beſondern Darſtellung und Beurtheilung, da er ganz nur der Ausdruck der bisher geſchilderten perſönlichen Eigenthümlichkeit iſt, über welche derſelbe kaum zu einem objektiven Inhalte hinausgeht. Der Herr Herausgeber ſagt in ſeiner treffenden Charakteriſirung der Schriften Hamann's Th. I, Vorr. S. X, daß ſie zur Zeit ihres Erſcheinens nur von einer kleinen Zahl mit Achtung und Bewunderung, von den Meiſten als *ungenießbar* mit Gleichgültigkeit, oder auch als Werke eines Schwärmers mit Verachtung aufgenommen worden ſeyen. Es mag ſich wohl bei uns, als bereits einer Nachwelt, jenes Beides — das Bewußtſeyn des Achtungswerthen und der Ungenießbarkeit — mit einander verbinden, die Ungenießbarkeit aber in einem noch ſtärkern Grade für uns vorhanden ſeyn als für die Zeitgenoſſen, für welche die Menge von Partikularitäten, mit denen die hamann'ſchen Schriften angefüllt ſind, noch eher ein Intereſſe und auch mehr Verſtändlichkeit haben konnte als für uns. — Die Unfähigkeit Hamann's, ein *Buch* zu ſchreiben, ergiebt ſich aus dem Bisherigen von ſelbſt. Der Herr Herausgeber giebt am angeführten Orte (Th. I, Vorr. S. VIII) von den zahlreichen Schriften Hamann's an, daß keine über fünf, die meiſten nicht über zwei Bogen ſtark waren. „Ferner: *Alle* waren durch beſondere Veranlaſſungen hervorgerufen, keineswegs aus eigener Bewegung, noch weniger um des Erwerbs willen (einige Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Anzeigen für die königsberger Zeitung und Anderes dergleichen hatte je-

doch wohl dieſen Zweck) unternommen; wahre Gelegenheitsſchriften, voll Perſönlichkeit und Oertlichkeit, voll Beziehung auf gleichzeitige Erſcheinungen und Erfahrungen, zugleich aber Anſpielungen auf die Bücherwelt, in der er lebte." Die Veranlaſſung und Tendenz aller iſt polemiſch; Recenſionen gaben ſeiner Empfindlichkeit die häufigſte Anregung zum Schreiben. Was ihn zu ſeiner erſten Schrift, den ſokratiſchen Denkwürdigkeiten, antrieb, war ein perſönlicher und auf etliche Perſonen gerichteter Zweck; die andere, hiermit halbe und ſchiefe Richtung gegen das Publikum iſt oben bemerkt worden. Dieſe Schrift hatte auch eine gedoppelte Kritik zur Folge, die eine von der Oeffentlichkeit her in den hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit vom Jahre 1760, die andere war, wie es nach dem Titel und der Kränkung, die Hamann darüber empfand, ſcheint, eine bittere Erwiederung aus dem Kreiſe der Bekannten, denen Hamann mit ſeinen Denkwürdigkeiten imponiren wollte; dieſe Angriffe veranlaßten Hamann zu weiteren Broſchüren. — Die Kreuzzüge des Philologen vom Jahre 1762, eine Sammlung einer Menge kleiner, unzuſammenhängender Aufſätze, die meiſten Theils ſehr unbedeutend, doch einige Perlen enthalten, brachten ihn in Beziehung zu den Literatur-Briefen, zu Nicolai und Mendelsſohn, welche, beſonders der Letztere, ſein Talent hochachtend, ihn für ihre literariſche Wirkſamkeit zu gewinnen ſuchten. Vergeblich! Hamann hätte in ſolcher Verbindung ebenſo wohl der Eigenthümlichkeit ſeiner Grundſätze als ſeiner zufälligen und barocken Art ſchriftſtelleriſcher Kompoſition entſagen müſſen. Dieſe Beziehung wurde vielmehr die nähere Veranlaſſung zu vielfachen Angriff- und Vertheidigungs-Broſchüren, voll partikularen Witzes und rächender Bitterkeiten. Andere Aufregungen erhielt er durch andere Zufälligkeiten, z. B. durch Klopſtock's Orthographie, durch des berüchtigten (als Katholik und proteſtantiſcher Hofprediger in Darmſtadt verſtorbenen), früher mit ihm in Verkehr geweſenen

Stark's (ſ. den Briefwechſel mit Herder und Anderen) Apologie des Freimaurerordens u. ſ. f., durch Eberhard's Apologie des Sokrates u. ſ. f. Auch ſein Acciſe-Amt verleitete ihn, einige franzöſiſche Bogen, unter Anderen an Q. Icilius, Guiſchard, in Druck ausgehen zu laſſen; ſie drücken ſeinen Unmuth ſowohl über ſeinen kärglichen Gehalt und über ſeine Noth, wie über das ganze Acciſeſyſtem und den Urheber deſſelben, Friedrich II, doch über dieſen mehr nur verbiſſen, aus. Keine Wirkung irgend einer Art, ſey's bei den Einfluß-habenden Individuen, ſey's beim Publikum, konnten dergleichen Aufſätze hervorbringen; die Partikularität des Intereſſes, der geſchraubte, froſtige Humor iſt hier vollends zu ſehr überwiegend, und weiter ſonſt kein Gehalt zu erſehen. Hamann hat ſich nicht an die gewöhnliche bewundernde Hochachtung ſeiner Landsleute und ſeiner Mitwelt gegen ſeinen König, den er ſpottweiſe häufig als „Salomon du Nord" bezeichnet, angeſchloſſen, noch weniger aber ſich dazu erhoben, ihn zu verſtehen und zu würdigen; vielmehr iſt er gegen ihn, über die Empfindung eines deutſchen Subalternen im Zollamt, welcher Franzoſen zu ſeinen Vorgeſetzten und einen allerdings kärglichen, ſelbſt einige Mal noch einer Reduktion ausgeſetzten Gehalt hat, und über die Anſicht eines abſtrakten Haſſes gegen die Aufklärung überhaupt nicht hinausgekommen. — Es iſt ferner bereits bemerkt, daß außer den Schriften von Solchen, die ſeine Gegner waren oder wurden, beſonders beinahe auch die jedesmaligen Schriften ſeiner Freunde eine Veranlaſſung für ihn zu leidenſchaftlichen, harten und bitteren Aufſätzen wurden; er ließ ſie zwar meiſt nicht drucken; — in der vorliegenden Ausgabe erſcheinen mehrere zum erſten Male; — auch enthielt er ſich, ſie die Freunde, gegen deren Schriften er ſo losgebrochen war, leſen zu laſſen, doch theilte er ſie unter der Hand anderen Freunden handſchriftlich mit. — Die ſtärkſte Aufregung gab Hamann die berühmte mendelsſohnſche Schrift: „Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Ju-

denthum; Hamann's dagegen gerichtete Broſchüre: Golgatha und Scheblimini, iſt ohne Zweifel das Bedeutendſte, was er geſchrieben.

Was nun die nähere Angabe des Inhalts der Schriften Hamann's und der Form betrifft, in der er denſelben ausgedrückt hat, ſo wird das folgende darüber Auszuhebende mehr Belege des bereits Geſchilderten geben als neue Züge. Von dem Gehalte ſahen wir ſchon, daß er das Tiefſte der religiöſen Wahrheit war, aber ſo koncentrirt gehalten, daß daſſelbe dem Umfange nach ſehr eingeſchränkt bleibt. Das Geiſtreiche der Form giebt dem gedrungenen Gehalte Glanz; aber ſtatt einer Ausführung bringt die Form nur eine Ausdehnung hervor, die aus ſubjektiven Partikularitäten, ſelbſtgefälligen Einfällen und dunkeln Schraubereien, nebſt vielem polternden Schimpfen und fratzenhaften, ſelbſt farcenhaften Ingredienzien zuſammengeſetzt iſt, mit denen er ſich ſelbſt wohl Spaß machen, die aber weder die Freunde, noch vielweniger das Publikum vergnügen oder intereſſiren konnten.

Wie er ſich ſeinen Beruf vorſtellte, drückt er in folgendem ſchönen Bilde aus (Bd. I, S. 397): „Eine Lilie im Thal, und den Geruch der Erkenntniß verborgen auszuduften, wird immer der Stolz ſeyn, der im Grunde des Herzens und in dem innern Menſchen am meiſten glühen ſoll.“ Unmittelbar vorher hatte er ſich mit der prophetiſirenden Eſelin Bileam's verglichen. In einem Briefe an Hrn. v. Moſer (Bd. V, S. 48) führt er das früher angeführte Paralleliſiren ſeines Berufs mit dem des Sokrates weiter ſo aus: „Der Beruf des Sokrates, die Moral aus dem Olymp auf die Erde zu verpflanzen, und ein delphiſches Orakel-Sprüchlein (das der Selbſterkenntniß) in praktiſchen Augenſchein zu ſetzen, kommt mit dem meinigen darin überein, daß ich ein höheres Heiligthum auf eine analogiſche Art zu entweihen und gemein zu machen geſucht, zum gerechten Aergerniß unſerer Lügen-, Schau- und Maut-Pro-

pheten (— wohl Maul-Propheten); alle meine Opuscula machen zusammengenommen ein alcibiadisches Gehäus aus — (Anspielung auf die Vergleichung von Sokrates mit den Silenen-Bildern). Jeder hat sich über die Façon des Satzes oder Plans aufgehalten, und Niemand an die alten Reliquien des kleinen lutherischen Katechismus gedacht, dessen Schmack und Kraft allein dem Papst- und Türkenmord jedes Aeons gewachsen ist und bleiben wird." Dasselbe besagt der Titel seiner Schrift: „Golgatha und Scheblimini" (Bd. VII, S. 125 ff.); jenes ist nach seiner Erklärung der Hügel, auf dem das Holz des Kreuzes, das Panier des Christenthums, gepflanzt worden; von Scheblimini erfährt man dort auch gelegentlich, daß es ein kabbalistischer Name sey, den „Luther, der deutsche Elias und Erneuerer des durch das Messen- und Maüsim-Gewand der babylonischen Baal entstellten Christenthums dem Schutzgeiste seiner Reformation gegeben;" — „reine Schattenbilder des Christenthums und Lutherthums, welche, wie der Cherubim, zu beiden Enden des Gnadenstuhls das verborgene Zeugniß meiner Autorschaft und ihrer Bundeslade bedeckten vor den Augen der Samariter, der Philister und des tollen Pöbels zu Sichem." Dieses Christenthum mit ebenso tiefer Innigkeit als glänzender geistreicher Energie ausgesprochen und gegen die Aufklärer behauptet, macht den gediegenen Inhalt der hamann'schen Schriften aus. In dem Angeführten springen auch die Mängel der „Façon" hervor, welche seinen Zweck mehr oder weniger „verbargen," d. h. nicht zur ausgeführtern und fruchtbringendern Manifestation kommen ließen. Ueber die Eigenthümlichkeit seines Christenthums faßt folgende Stelle (aus Golg. und Schebl. Bd. VII, S. 58) auf's Bestimmteste Alles zusammen: „Unglaube im eigentlichsten historischen Wortverstande ist die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, deren Herz im Himmel, wie ihr Himmel im Herzen ist. Nicht in Diensten, Opfern und

Gelübden, die Gott von den Menſchen fordert, beſteht das Geheimniß der chriſtlichen Gottſeligkeit, ſondern vielmehr in Verheißungen, Erfüllungen und Aufopferungen, die Gott zum Beſten der Menſchen gethan und geleiſtet; nicht im vornehmſten und größten Gebot, das er aufgelegt, ſondern im höchſten Gute, das er geſchenkt hat; nicht in Geſetzgebung und Sittenlehre, die bloß menſchliche Geſinnungen und menſchliche Handlungen betreffen; ſondern in Ausführung göttlicher Thaten, Werke und Anſtalten zum Heil der ganzen Welt. Dogmatik und Kirchenrecht gehören lediglich zu den öffentlichen Erziehungs- und Verwaltungsanſtalten, ſind als ſolche obrigkeitlicher Willkür unterworfen; — dieſe ſichtbaren, öffentlichen, gemeinen Anſtalten ſind weder Religion noch Weisheit, die von Oben herabkommt, ſondern irdiſch, menſchlich und teufliſch nach dem Einfluß welſcher Kardinäle oder welſcher Ciceroni, poetiſcher Beichtväter oder proſaiſcher Bauchpſaffen, und nach dem abwechſelnden Syſtem des ſtatiſtiſchen Gleich- und Uebergewichts, oder bewaffneter Toleranz und Neutralität." Man ſieht, daß für Hamann das Chriſtenthum nur eine ſolche einfache Präſenz hat, daß ihm weder Moral, das Gebot der Liebe als Gebot, noch Dogmatik, die Lehre und der Glaube an Lehre, noch Kirche, weſentliche Beſtimmungen ſind; Alles dahin Bezügliche ſieht er für menſchlich, irdiſch an, ſo ſehr, daß es nach Befund der Umſtände ſogar teufliſch ſeyn könne. Hamann hat ganz und gar verkannt, daß die lebendige Wirklichkeit des göttlichen Geiſtes ſich nicht in ſolcher einfachen Kontraktion hält, ſondern die Ausführung ſeiner zu einer Welt, eine Schöpfung und dieß nur iſt durch Hervorbringen von Unterſcheidungen, deren Beſchränkung freilich, aber ebenſo ſehr auch ihr Recht und ihre Nothwendigkeit im Leben des darin endlichen Geiſtes anerkannt werden muß. In den Schriften Hamann's können es daher nur einzelne Stellen ſeyn, welche einen, und zwar jenen angegebenen Gehalt haben;

eine Auswahl derſelben würde wohl eine ſchöne Sammlung geben, und vielleicht als das Zweckmäßigſte erſcheinen, was gethan werden könnte, um dem wirklich Werthvollen Eingang bei einem größern Publikum zu verſchaffen. Immer aber würde es Schwierigkeiten haben, Stellen ſo auszuheben, daß ſie von den übeln Ingredienzien, mit denen die Schreibart Hamann's allenthalben behaftet iſt, gereinigt wären.

Was unter den Gegenſtänden, auf welche Hamann zu ſprechen kommt, herauszuheben weiteres Intereſſe hat, iſt ſein Verhältniß zur Philoſophie und ſeine Anſicht derſelben. Er muß ſich ſchon deswegen darauf einlaſſen, weil das theologiſche Treiben ſeiner Zeit ohnehin unmittelbar mit der Philoſophie und zunächſt mit der wolfiſchen zuſammenhängt. Jedoch war ſeine Zeit noch ſo weit entfernt, über die hiſtoriſche Geſtaltung der religiöſen Dogmen hinaus im Innern derſelben einen ſpekulativen Inhalt zu ahnen (worauf am frühſten Kirchenväter ſchon und dann die Doktoren des Mittelalters neben dem abſtrakten hiſtoriſchen Geſichtspunkte ſich gewendet hatten), daß Hamann keine Aufregung zu ſolcher Betrachtung weder von Außen, noch weniger in ſich ſelbſt fand. Die beiden Schriften, die Hamann vornehmlich veranlaßten, über philoſophiſche Gegenſtände zu ſprechen, ſind Mendelsſohn's Jeruſalem und Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es iſt hier wundervoll zu ſehen, wie in Hamann die konkrete Idee gährt und ſich gegen die Trennungen der Reflexion wendet, wie er dieſen die wahrhafte Beſtimmung entgegenhält. Mendelsſohn ſchickt, um das Verhältniß der Religion und des Staats zu begründen, die wolfiſchen Grundſätze des Naturrechts ſeiner Abhandlung voraus. Er trägt die ſonſt gewöhnlichen Unterſcheidungen von vollkommenen und unvollkommenen Pflichten oder von Zwangs-, Gewiſſens- und Wohlwollenspflichten, von Handlungen und Geſinnungen vor; zu beiden werde der Menſch durch Gründe geleitet, zu jenen durch Bewegungsgründe, zu dieſen durch

Wahrheitsgründe; der Staat begnüge ſich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geiſt; aber auch der Staat könne der Geſinnungen nicht entbehren; damit Grundſätze in Geſinnungen und Sitten verwandelt werden, ſolle die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Geſellſchaft werden; die Kirche dürfe jedoch keine Regierungsform haben u. ſ. f. Das tiefer blickende Genie Hamann's iſt darin anzuerkennen, daß er jene wolfiſchen Beſtimmungen mit Recht nur als einen Aufwand betrachtet (Bd. VII, S. 26), „um ein kümmerliches Recht der Natur aufzuführen, das kaum der Rede werth ſey, und weder dem Stande der Geſellſchaft, noch der Sache des Judenthums anpaſſe!“ Ferner urgirt er gegen die angeführten Unterſcheidungen ſehr richtig (S. 39), daß Handlungen ohne Geſinnungen und Geſinnungen ohne Handlungen eine Halbirung ganzer und lebendiger Pflichten in zwei todte Hälften ſind; alsdann daß, wenn Bewegungsgründe keine Wahrheitsgründe mehr ſeyn dürfen, und Wahrheitsgründe zu Bewegungsgründen weiter nicht taugen, alle göttliche und menſchliche Einheit aufhört in Geſinnungen und Handlungen u. ſ. f. So fruchtbar an ſich die wahrhaften Principien ſind, an denen Hamann gegen die Trennungen des Verſtandes feſthält; ſo kann es bei ihm nicht zur Entwickelung derſelben kommen, noch weniger zu dem Schwereren (was aber das wahre Intereſſe der Unterſuchung wäre), mit der Bewährung der höheren Principien zugleich die Sphäre zu beſtimmen und zu rechtfertigen, in welcher die formalen Unterſcheidungen von ſogenannten Zwangs- und Gewiſſenspflichten u. ſ. f. eintreten müſſen und ihr Gelten haben. Hamann hält wohl das Weſen des Rechts und der Sittlichkeit, die Subſtanz der Geſellſchaft und des Staats gegen die Beſtimmungen von vollkommenen und von unvollkommenen Pflichten, von Handeln ohne Geſinnung, von Geſinnung ohne Handlungen feſt, — Beſtimmungen, die zu den Principien des

Rechts, der Sittlichkeit, des Staats gemacht, nur jenen bekannten Formalismus von vormaligem Naturrecht und die Oberflächlichkeiten eines abstrakten Staates hervorbringen; — aber ebenso nothwendig wie das Festhalten der Substanz ist die Anerkennung der Gültigkeit der untergeordneten Kategorien für ihre Stelle; die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und dem Werthe dieser Kategorien ist und bleibt ebenso unüberwindlich, wie die von der Nothwendigkeit der Substanz. Es hat daher keine wahrhafte Wirkung, nur jene Wahrheit zu behaupten, und diese Kategorien überhaupt nur zu verwerfen; solches Verfahren muß als leere Deklamation erscheinen. Daß Hamann die Trennung der Wahrheitsgründe von den Bewegungsgründen verwirft, verdient darum besonders ausgezeichnet zu werden, weil dieß auch die neueren Vorstellungen trifft, nach welchen Sittlichkeit und Religion nicht auf Wahrheit, sondern nur auf Gefühle und subjektive Nothwendigkeiten gegründet werden.

Der andere Fall, dessen wir noch erwähnen wollen, wo Hamann sich auf Gedanken einläßt, kommt in dem Aufsatze gegen Kant, die Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft, vor (im VII. Bande), nur sieben Blätter, aber sehr merkwürdig. Man hat (Rink in Mancherlei zur Geschichte der metakritischen Invasion 1800) diesen Aufsatz bereits an's Licht gezogen, um darin die Quelle nachzuweisen, aus welcher Herder seine, mit großem Dünkel aufgetretene und mit gerechter Herabwürdigung aufgenommene, nun längst vergessene Metakritik geschöpft habe, die, wie die Vergleichung ergiebt, mit dem geistreichen Aufsatze Hamann's nur den Titel gemein hat. Hamann stellt sich in die Mitte des Problems der Vernunft, und trägt die Auflösung desselben vor; er faßt diese aber in der Gestalt der Sprache. Wir geben mit dem Gedanken Hamann's auch ein weiteres Beispiel seines Vortrags. Er beginnt damit, historische Standpunkte der Reinigung der Philosophie anzugeben, wovon der erste der Theils

mißverſtandene, Theils mißlungene Verſuch geweſen ſey, die Vernunft von aller Ueberlieferung, Tradition und vom Glauben daran unabhängig zu machen; die zweite noch tranſcendentere Reinigung ſey auf nichts weniger hinausgelaufen als auf eine Unabhängigkeit von der Erfahrung und ihrer alltäglichen Induktion. Der dritte höchſte und gleichſam empiriſche Purismus betreffe alſo (?!) noch die Sprache, das einzige, erſte und letzte Organon und Kriterion der Vernunft; S. 7, und nun ſagt er: „Receptivität der Sprache und Spontaneität der Begriffe! Aus dieſer doppelten Quelle der Zweideutigkeit ſchöpft die reine Vernunft alle Elemente ihrer Rechthaberei, Zweifelſucht und Kunſtrichterſchaft, erzeugt durch eine ebenſo willkürliche Analyſis als Syntheſis des dreimal alten Sauerteigs neue Phänomene und Meteore des wandelbaren Horizonts, ſchafft Zeichen und Wunder mit dem Allhervorbringer und Zerſtörer, dem merkurialiſchen Zauberſtabe ihres Mundes, oder dem geſpaltenen Gänſekiel zwiſchen den drei ſyllogiſtiſchen Schreibefingern ihrer herkuliſchen Fauſt — — —.“ Hamann zieht auf die Metaphyſik mit ſeinen ferneren Verſicherungen los (S. 8), daß „ſie alle Wortzeichen und Rede-Figuren unſerer empiriſchen Erkenntniß zu lauter Hieroglyphen und Typen mißbrauche,“ daß ſie durch dieſen gelehrten Unfug die Biederkeit der Sprache in ein ſo ſinnloſes, läufiges, unſtätes, unbeſtimmbares = X verarbeite, daß nichts als ein windiges Sauſen, ein magiſches Schattenſpiel, höchſtens, wie der weiſe (!) Helvetius ſagt, der Talisman und Roſenkranz eines tranſcendentalen Aberglaubens an entia rationis, ihre leeren Schläuche und Loſung übrig bleibt.“ Unter ſolchen Expektorationen behauptet Hamann nun weiter, das ganze Vermögen zu denken beruhe auf Sprache, wenn ſie auch der Mittelpunkt des Mißverſtands der Vernunft mit ſich ſelbſt ſey.“ „Laute und Buchſtaben ſind alſo (!?) reine Formen a priori, in denen nichts, was Empfin-

dung oder zum Begriff eines Gegenſtandes gehört, angetroffen wird, und die wahren äſthetiſchen Elemente aller menſchlichen Erkenntniß und Vernunft.“ Nun erklärt er ſich gegen die kantiſche Trennung der Sinnlichkeit und des Verſtandes, — da dieſe Stämme der Erkenntniß aus Einer Wurzel entſpringen, — als gegen eine gewaltthätige, unbefugte, eigenſinnige Scheidung deſſen, was die Natur zuſammengefügt. „Vielleicht,“ fügt Hamann hinzu, „gebe es annoch einen chymiſchen Baum der Diana nicht nur zur Erkenntniß der Sinnlichkeit und des Verſtandes, ſondern auch zur Erläuterung und Erweiterung beiderſeitiger Gebiete und ihrer Grenzen;“ in der That kann es in dem Sinne der Wiſſenſchaft allein um die entwickelte Erkenntniß, welche Hamann den Dianenbaum nennt, zu thun ſeyn, und zwar ſo, daß dieſer zugleich ſelbſt der Prüfſtein der Grundſätze ſeyn muß, welche als Wurzel der denkenden Vernunft behauptet werden ſollen; weder dem Belieben und der Willkür noch der Inſpiration kann die Angabe und die Beſtimmung dieſer Wurzel anheimgeſtellt werden; nur ihre Explikation macht ihren Gehalt wie ihren Beweis aus. „Einſtweilen,“ fährt Hamann fort, „ohne auf den Beſuch eines neuen Lucifers zu warten, noch ſich ſelbſt an dem Feigenbaum der großen Göttin Diana zu vergreifen, gebe uns die ſchlechte Buſenſchlange der gemeinen Volksſprache das ſchönſte Gleichniß für die hypoſtatiſche Vereinigung der ſinnlichen und verſtändlichen Naturen, den gemeinſchaftlichen Idiomen-Wechſel ihrer Kräfte, die ſynthetiſchen Geheimniſſe beider korreſpondirenden und ſich widerſtreitenden Geſtalten a priori und a posteriori, ſammt“ (iſt der Uebergang zu der andern Seite, daß die Sprache auch der Mittelpunkt des Mißverſtandes der Vernunft mit ihr ſelbſt ſey) „der Transſubſtantiation ſubjektiver Bedingungen und Subſumtionen in objektive Prädikate und Attribute;“ und dieß „durch die Kopulam eines Macht- oder

Flickworts," und zwar zur Verkürzung der langen Weile und Ausfüllung des leeren Raums in periodischem Galimathias per Thesin und Antithesin (Anspielung auf die kantischen Antinomien)." Nun ruft er aus: „O um die Handlung eines Demosthenes (Hamann selbst war, wie erwähnt, von schwerer Zunge) und seine dreieinige (?) Energie der Beredsamkeit oder die noch kommen sollende Mimik, so würde ich dem Leser die Augen öffnen, daß er vielleicht sähe Heere von Anschauungen in die Veste des reinen Verstandes hinauf, und Heere von Begriffen in den tiefen Abgrund der fühlbarsten Sinnlichkeit herabsteigen, auf einer Leiter, die kein Schlafender sich träumen läßt, und den Reihentanz dieser Mahanaim oder zweier Vernunftheere, die geheime und ärgerliche Chronik ihrer Buhlschaft und Nothzucht, und die ganze Theogonie aller Riesen- und Heldenformen der Sulamith und Muse, in der Mythologie des Lichts und der Finsterniß, bis auf das Formenspiel einer alten Baubo mit ihr selbst, inaudita specie solaminis, wie der heilige Arnobius sagt, und einer neuen unbefleckten Jungfrau, die aber keine Mutter Gottes seyn mag, wofür sie der heilige Anselmus hielt."

Nach diesen ebenso großartigen als höchst barocken Expektorationen seines gründlichen Unwillens gegen die Abstraktion, wie gegen die Vermischung der beiden Seiten des Gegensatzes und gegen deren Produkte, geht Hamann zur nähern Bestimmung dessen über, was für ihn das konkrete Princip ist. Mit einem Also und Folglich, die zum Vorhergehenden eben kein solches Verhältniß haben, giebt er als die Natur der Wörter an, daß sie als Sichtliches und Lautbares zur Sinnlichkeit und Anschauung, aber nach dem Geiste ihrer Einsetzung und Bedeutung zum Verstande und zu den Begriffen gehören, sowohl reine und empirische Anschauungen als auch reine und empirische Begriffe seyen. Was er jedoch hieran weiter knüpft, scheint nur etwas gemein Psychologisches zu seyn. Nun

iſt ſein Urtheil über den kritiſchen Idealismus zuletzt dieß, „daß die von demſelben behauptete Möglichkeit, die Form einer empiriſchen Anſchauung ohne Gegenſtand noch Zeichen aus der reinen und leeren Eigenſchaft unſers äußeren und inneren Gemüths herauszuſchöpfen, das Δός μοι ποῦ στῶ und πρῶτον ψεῦδος, der ganze Eckſtein des kritiſchen Idealismus und ſeines Thurm- und Logenbaues der reinen Vernunft ſey.“ Er überlaſſe dem Leſer, wie er im Gleichniß der Sprache die Tranſcendentalphiloſophie vorgeſtellt, die „geballte Fauſt in eine flache Hand zu entfalten.“ Zu dem Angeführten nehmen wir noch eine Stelle aus einem Briefe an Herder (Bd. VI, S. 183); nachdem er geſagt, daß ihm alles das tranſcendentale Geſchwätz der kantiſchen Kritik am Ende auf Schulfüchſerei und Wortkram hinaus zu laufen ſcheine, und daß ihm nichts leichter vorkomme, als der Sprung von einem Extrem ins andere, wünſcht er Jord. Brunus Schrift de Uno aufzutreiben, worin deſſen principium coincidentiae erklärt ſey, das ihm (Hamann) Jahre lang im Sinne liege, ohne daß er es weder vergeſſen noch verſtehen könne; dieſe Koincidenz ſcheine immer der einzige zureichende Grund aller Widerſprüche und der wahre Proceß ihrer Auflöſung und Schlichtung, um aller Fehde der geſunden Vernunft und reinen Unvernunft ein Ende zu machen. Man ſieht, daß die Idee des Koincidirens, welche den Gehalt der Philoſophie ausmacht, und oben in Beziehung auf ſeine Theologie, ſo wie auf ſeinen Charakter ſchon beſprochen worden, und von ihm an der Sprache gleichnißweiſe vorſtellig gemacht werden ſollte, dem Geiſte Hamanns auf eine ganz feſte Weiſe vorſteht; daß er aber nur die „geballte Fauſt“ gemacht, und das Weitere, für die Wiſſenſchaft allein Verdienſtliche, „ſie in eine flache Hand zu entfalten,“ dem Leſer überlaſſen hat. Hamann hat ſich ſeiner Seits die Mühe nicht gegeben, welche, wenn man ſo ſagen könnte, Gott, freilich in höherem Sinne, ſich gegeben hat, den

geballten Kern der Wahrheit, der er ist (alte Philosophen sagten von Gott, daß er eine runde Kugel sey), in der Wirklichkeit zu einem Systeme der Natur, zu einem Systeme des Staats, der Rechtlichkeit und Sittlichkeit, zum Systeme der Weltgeschichte zu *entfalten*, zu einer offenen Hand, deren Finger ausgestreckt sind, um des Menschen Geist zu erfassen und zu sich zu ziehen, welcher ebenso nicht eine nur abstruse Intelligenz, ein dumpfes koncentrirtes Weben in sich selbst, nicht ein bloßes Fühlen und Prakticiren ist, sondern ein entfaltetes System intelligenter Organisation, dessen formelle Spitze das Denken ist, das heißt seiner Natur nach die Fähigkeit, über die Oberfläche der göttlichen Entfaltung zuerst hinaus oder vielmehr, durch Nachdenken *über* sie, in sie hinein zu gehen, und dann daselbst die göttliche Entfaltung nachzudenken: eine Mühe, welche die Bestimmung des denkenden Geistes an und für sich und die ausdrückliche Pflicht desselben ist, seitdem Er sich selbst seiner geballten Kugelgestalt abgethan und sich zum *offenbaren* Gott gemacht, — *was er ist*, dieß und nichts Anderes, und damit auch und nur damit die Beziehung der Natur und des Geistes *geoffenbart* hat.

Aus den obigen Urtheilen Hamann's über die kantische Kritik und aus den mannigfaltigsten Aeußerungen seiner Schriften, wie aus seiner ganzen Eigenthümlichkeit geht vielmehr hervor, daß seinem Geiste das Bedürfniß der Wissenschaftlichkeit überhaupt, das Bedürfniß, im Denken sich des Gehaltes bewußt zu werden, ihn in demselben sich entwickeln und hiermit ebenso sehr ihn sich bewähren zu lassen, als das Denken für sich zu befriedigen, ganz ferne lag. Die Aufklärung, welche Hamann bekämpft, dieses Aufstreben, das Denken und dessen Freiheit in allen Interessen des Geistes geltend zu machen, wird, so wie die von Kant durchgeführte, allerdings zunächst nur formelle Freiheit des Gedankens, ganz von ihm verkannt, und ob ihm gleich mit Recht die Gestaltungen, zu welchen es dieses Denken brachte, nicht genügen konnten, so poltert er ganz nur so, um das Wort

zu ſagen, ins Gelag und ins Blaue hinein gegen das Denken und die Vernunft überhaupt, welche allein das wahrhafte Mittel jener gewußten Entfaltung der Wahrheit und des Erwachſens derſelben zum Dianenbaume ſeyn können. Er muß ſo auch noch mehr dieß überſehen, daß ſeine, obgleich orthodoxe, Koncentration, die bei der intenſiven ſubjektiven Einheit feſtbleibt, mit dem, was er bekämpft, in dem negativen Reſultat übereinkommt, alle weitere Entfaltung von Lehren der Wahrheit und von deren Glauben als Lehren, ja von ſittlichen Geboten und rechtlichen Pflichten, für gleichgültig anzuſehen.

Es ſind nun aber noch die ſonſtigen Ingredienzien näher zu erwähnen, mit denen der große Grundgehalt von Hamann ausſtaffirt, und vielmehr verunziert und verdunkelt, als geſchmückt und verdeutlicht wird. Die Unverſtändlichkeit der hamann'ſchen Schriften, inſofern ſie nicht den aufgezeigten Gehalt, der freilich überdieß für Viele unverſtändlich bleibt, ſondern die Formirung deſſelben betrifft, iſt für ſich unerfreulich, aber ſie wird es noch mehr dadurch, daß ſie ſich beim Leſer mit dem widrigen Eindrucke der Abſichtlichkeit unausweichlich verbindet. Man fühlt Hamann's urſprüngliche Widerborſtigkeit hier als eine feindſelige Empfindung gegen das Publikum, für das er ſchreibt; nachdem er in dem Leſer ein tiefes Intereſſe angeſprochen und ſo ſich mit ihm in Gemeinſchaft geſetzt hat, ſtößt er ihn unmittelbar durch eine Fratze, Farce, oder ein Schimpfen, das durch den Gebrauch von bibliſchen Ausdrücken eben nichts Beſſeres wird, oder durch irgend einen Hohn und Myſtifikation wieder von ſich, und vernichtet auf eine gehäſſige Weiſe die Theilnahme, die er erweckt, oder erſchwert ſie wenigſtens und häufig auf unüberwindliche Weiſe, indem er barocke, ganz entfernt liegende Ausdrücke hinwirft oder vielmehr zuſammenſchraubt, und den Leſer vollends damit myſtificirt, daß nur ganz platte Partikularitäten unter ſolchen Ausdrücken verborgen ſind, durch welche er den Schein oder die Erwartung einer tiefſinnigen Bedeutung

erweckt hatte. Viele von ſolchen Anſpielungen geſteht Hamann, auf die Anfragen von Freunden, die ihn um Erläuterung erſuchen, nicht mehr zu verſtehen. Die damalige Recenſirliteratur aus den fünfziger und folgenden Jahren des vorigen Jahrhunderts, hamburger Nachrichten von gelehrten Sachen, allgemeine deutſche Bibliothek, Literatur-Briefe, eine Menge anderer längſt vergeſſener obſkurer Blätter und Schriften müßten durchſtudirt werden, um den Sinn vieler Ausdrücke Hamann's wieder aufzufinden; eine um ſo mehr undankbare und unfruchtbare Arbeit, als ſie in den meiſten Fällen auch äußerlich erfolglos ſeyn würde. Der Herr Herausgeber ſelbſt, indem er in einem achten Bande Erläuterungen verſpricht (Bd. I, Vorr. S. XIII), muß hinzufügen, daß ſie nur eine ſehr mäßige Erwartung befriedigen werden. Es bedürften die meiſten oder ſämmtlichen Schriften Hamann's eines Kommentars, der dickleibiger werden könnte als ſie ſelbſt. Man muß hierüber dem beiſtimmen, was ſchon Mendelsſohn (von Hamann in den Literatur-Briefen XV. Theil [Bd. II, S. 479] auf ſeine farcenhafte Weiſe kommentirt) darüber ſagt: „Noch überwindet ſich Mancher, die düſteren Irrwege einer unterirdiſchen Höhle durchzureiſen, wenn er am Ende erhabene und wichtige Geheimniſſe erfahren kann; wenn man aber von der Mühe, einen dunklen Schriftſteller zu enträthſeln, nichts als Einfälle zur Ausbeute hoffen darf, ſo bleibt der Schriftſteller wohl ungeleſen.“ Der Briefwechſel giebt Erläuterungen über mehrere ganz partikulare Anſpielungen, wovon die Ausbeute oft nur allzuroſtige Einfälle ſind; wenn man Luſt hat, ſehe man über Velo Veli Dei (Bd. IV, S. 187) die Aufklärung (Bd. V, S. 104) nach; oder über den Mamamuſchi von drei Federn (Bd. IV, S. 199); der Name ſey aus dem Gentilhomme bourgeois des Molière genommen, und nicht ein Baſſa von drei Roßſchweifen, ſondern ein Zeitungsſchreiber ſeines Verlegers und Papiermüllers in Trutenau verſtanden; ein anderer Mamamuſchi kommt (Bd. IV, S. 132) vor, in dem

Zuſammenhange, daß Hamann auf ſeine Art ſeine Angelegenheiten in ein Schriftchen: Die Apologie des Buchſtabens H., hineinbringt, und hier von ſich erzählt, „daß er (ſ. oben in ſeinem Lebenslauf) auf zwei Kanzleien einen Monat und ſechs Monate umſonſt gedient, und vor überlegener Konkurrenz invalider Schuhputzer und Broddiebe (Hamann's eigene Befähigung zu einem Amte und ſeine Amtsführung hat ſich aus dem früher Erzählten ergeben) nicht ein ehrlicher Thorſchreiber habe werden können, und jetzt ein der Jugend wahres Beſtes ſuchender Schulmeiſter, und dieß venerabler ſey, als ein wohlbeſtallter Landplacker, Stutenmäkler und Jordan Mamamuſchi von drei Schlafmützen ohne Kopf, außer zur Geldfüchſerei, zu ſeyn;" dieſe drei Schlafmützen bedeuten — wen? die drei „königl. Kammern zu Königsberg, Gumbinnen und Marienwerder!" Hamann hatte freilich um ſo mehr Urſache, ſeine Satyre auf königl. Behörden zu verſtecken, als er ſich gerade damals bei einer ſolchen um eine Anſtellung bewarb. Noch eine Myſtifikation der Art führen wir aus Golgatha und Scheblimini an, einer Schrift, deren Gehalt wohl verdient hätte, reiner von Farcenhaftigkeit gehalten zu werden. Indem Hamann (Bd. VII, S. 31 ff.) die Vorſtellung des geſellſchaftlichen Vertrags betrachtet, die in den damaligen wie noch jetzt in den meiſten Theorien des Naturrechts und Staats herrſchend iſt, und ſehr richtig die ſchlechte Vorausſetzung, die daraus für das Staatsleben genommen worden, erkennt, nämlich die der Abſolutheit des zufälligen, partikularen Willens, ſetzt er dieſem Princip den an und für ſich allgemeinen göttlichen Willen entgegen, und macht vielmehr das Verpflichtetſeyn des partikularen Willens und die Unterwürfigkeit deſſelben unter jene Geſetze der Gerechtigkeit und Weisheit zum wahrhaften Verhältniß. Vom Ich des partikularen Willens führt ihn die Konſequenz auf den Gedanken des monarchiſchen Princips, aber ſeine gedrückte Acciſe-Exiſtenz macht ihm daſſelbe ſogleich zur Farce; „für keinen Sa-

lomo, Nebukadnezar, nur für einen Nimrod, im Stande der Natur, würde es sich ziemen, mit dem Nachdruck einer gehörnten Stirn auszurufen: Mir und mir allein kommt das Entscheidungsrecht zu, ob? wie viel und wem? wann? ich zum Wohlthun (er hätte selbst hinzusetzen können: zum Recht) verbunden bin. Ist aber das Ich, selbst im Stande der Natur, so ungerecht und unbescheiden, und hat jeder Mensch ein gleiches Recht zum Mir! und Mir allein! so lasset uns fröhlich seyn über dem Wir von Gottes Gnaden, und dankbar für die Brosamen, die ihre Jagd- und Schooßhunde, Windspiele und Bärenbeißer unmündigen Waisen übrig lassen. „Siehe er schluckt in sich den Strom, und acht's nicht groß, lässet sich dünken, er wolle den Jordan mit seinem Munde ausschöpfen. Hiob 40, 18. Wer that (sic!) ihn zwingen, armen Erndtern ein Trinkgeld hinzuwerfen! Wer that ihm wehren, die Pfui! Pfui! armer Sünder einzuverleiben!" Wer wird ausfinden, daß, wie Hamann in einem Briefe an Herder erklärt, unter den Pfui! Pfui! armer Sünder die früher angeführten Foygelder der Accise-Beamten zu verstehen seyen, welche von Friedrich II. zur Accise-Kasse eingezogen wurden; und deren für Hamann sehr empfindlicher Verlust in seinen Briefen sehr häufig erwähnt wird. — Goethe (aus meinem Leben III. Th. S. 110) spricht von der schriftstellerischen Manier Hamann's; unter seiner Sammlung, erzählt er, befinden sich einige der gedruckten Bogen Hamann's, auf denen dieser an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehen; schlägt man jene auf, fügt Goethe hinzu, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man Verstehen nennt; Goethe führt dort an, daß er selbst sich zu solchem sybillinischen Styl durch Hamann habe verleiten lassen; wir wissen, wie sehr er davon zurückgekommen, und wie er namentlich den noch anzuführenden Gegensatz von Genie und

Geschmack, in dem er ebenso mit der ganzen energischen Parrhesie seines Geistes zuerst aufgetreten, überwunden hat.

In der Weise des letztern Gegensatzes, der damals an der Tagesordnung war, faßte Mendelssohn in den Literatur-Briefen sein Urtheil über Hamann ab, dessen ganzer schriftstellerischer Charakter zu auffallend ist, um nicht von den Besonneneren seiner Zeitgenossen richtig genommen worden zu seyn. „Man erkennt," sagt Mendelssohn, „das Genie in Hamann's Schriften, aber vermißt Geschmack in denselben;" eine Kategorie, die sonst gültig und erlaubt war, aber heutiges Tages aus der deutschen Kritik mehr oder weniger verbannt ist; Geschmack von einer Schrift zu verlangen, würde als eine wenigstens befremdende Forderung erscheinen. Hamann selbst erklärt bereits diese Kategorie für „ein Kalb, welches das Gemächte eines Originals (wohl Voltaire's) und ehebrecherischen Volks sey." Mendelssohn findet in Hamann einen Schriftsteller, der eine feine Beurtheilungskraft besitze, viel gelesen und verdaut habe, Funken von Genie zeige, und den Kern und Nachdruck der deutschen Sprache in seiner Gewalt habe; der so einer unserer besten Schriftsteller hätte werden können, der aber durch die Begierde, ein Original zu seyn, verführt, einer der tadelhaftesten geworden sey. In partikulare Subjektivität eingeschlossen, und darin nicht zur denkenden oder künstlerischen Form gedeihend, konnte das Genie Hamann's nur zum Humor werden, und noch unglücklicher zu einem mit zu viel Widrigem versetzten Humor. Der Humor für sich ist seiner subjektiven Natur nach auf dem Sprunge, in Selbstgefälligkeit, subjektive Partikularitäten und trivialen Inhalt überzugehen, wenn er nicht von einer gut gearteten und gut gezogenen großen Seele beherrscht wird. In Hamann's Mitbürger, Geistesverwandten und vieljährigem Bekannten oder auch Freunde, Hippel, der wohl ohne Widerspruch der vorzüglichste deutsche Humorist genannt werden darf, erblüht der Humor zur geistreichen Form, zum Ta-

lent eines Auszeichnens von höchſt individuellen Geſtalten und originellen Charakteren, Situationen und Schickſalen, von den feinſten und tiefſten Empfindungen und philoſophiſch gedachten Gedanken. Von dieſem objektiven Humor iſt der hamannſche eher das Gegentheil, und die Ausdehnung, die Hamann durch denſelben ſeiner koncentrirt bleibenden Wahrheit zu geben ſich den Spaß macht, kann nicht dem Geſchmack, ſondern nur dem zufälligen Guſtus zuſagen. Man kann über dergleichen Produktionen die verſchiedenſten Aeußerungen vernehmen. Hamann's Freund, Jacobi z. B., ſagte über deſſen „neue Apologie des Buchſtabens H." (Bd. IV, Vorr. S. VI), er wiſſe nicht, „ob wir in unſerer Sprache Etwas aufzuweiſen haben, das an Tiefſinn, Witz und Laune, überhaupt an Reichthum von eigentlichem Genie, ſowohl was Inhalt als Form angeht, dieſe Schrift überträfe." Es wird der Fall ſeyn, daß Andere außer dem Ref. auf keine Weiſe von dieſer Schrift ſo angeregt werden. Goethe hat den Einfluß Hamann's in ihrer gemeinſchaftlichen Zeit empfunden, und eine mächtige Aufregung durch denſelben erhalten, wie in einem reichen Gemüthe viele ſolche mächtige Erregungen ſich verſammelt haben. Was Goethe hin und wieder, wovon Einiges bereits angeführt worden, über Hamann geſagt, kann alles weitern Einlaſſens in die Schilderung des ſchriftſtelleriſchen Charakters deſſelben überheben. Hamann iſt für Viele nicht nur etwas Intereſſantes und Eingreifendes, ſondern ein Halt und Stützpunkt in einer Zeit geweſen, in der ſie eines ſolchen, gegen die Verzweiflung an ihr, nöthig hatten. Wir Spätere müſſen ihn als ein Original ſeiner Zeit bewundern, aber können bedauern, daß er in ihr nicht eine bereits ausgearbeitete geiſtige Form vorgefunden hat, mit welcher ſich verſchmelzend ſein Genie wahrhafte Geſtalten zur Freude und Befriedigung ſeiner Mit- wie der Nachwelt hätte produciren können, oder daß ihm zu ſolcher objektiven Geſtaltung ſich ſelbſt herauszuarbeiten das Schickſal den heitern und wohlwollenden Sinn nicht gewährt hatte.

Wir verlaſſen nun aber das Bild ſeines Daſeyns und Wirkens und heben aus den Materialien, welche uns die vorliegende Sammlung liefert, noch den Schluß ſeines Lebens aus. Was ſeine literariſche Laufbahn betrifft, ſo hatte er ſie mit einem „fliegenden Brief" beſchließen wollen, den wir hier zum erſten Male gedruckt erhalten. Drei Bogen davon hatte er bereits unter dem Ausarbeiten drucken laſſen, aber dabei gefühlt, daß er, wie er an Herder ſchreibt (Bd. VII, S. 312), „auf einmal in ein ſo leidenſchaftliches, blindes und taubes Geſchwätz gerathen, daß er den erſten Eindruck ſeines Ideals ganz darüber verloren und keine Spur davon wieder herſtellen könne." Die in der Sammlung abgedruckte Umarbeitung hat meiſten Theils die Manier des erſten Entwurfs behalten; die Stellen deſſelben, die dem zweiten, der 3½ Bogen ausmacht, fehlen, will der Herr Herausgeber im achten Bande nachliefern. Die nächſte Veranlaſſung zu dieſem Abſagebriefe war wieder eine Recenſion im 63. B. der allgem. deutſchen Bibl. über ſein Golgatha und Scheblimini; „an dem politiſchen Philiſter F. (Chiffre des Recenſ.) muß ich mich rächen mit einem Eſelskinnbacken," ſchreibt er (Bd. VII, S. 299). In dieſem Briefe giebt er vollſtändige literariſche Notizen über ſeine Schriften, bedauert, ſeinen alten Freund Mendelsſohn vor deſſen Tode nicht von der Redlichkeit ſeiner Geſinnungen überzeugt zu haben, wiederholt vornehmlich die Gedanken ſeines Golgatha und Scheblimini und ſpricht insbeſondere auf's Heftigſte ſeinen Unmuth über die „allgemeine deutſche Jeſabel," „die allemanniſche Schädelſtätte, deren blinden ſchlafenden Homer und ſeine Geſellen und Burſchen" aus, über „die geſchminkte Weltweisheit einer verpeſteten Menſchenfreundin," „den theologico-politico-hypokritiſchen Sauerteig eines in den Eingeweiden grundverderbter Natur und Geſellſchaft gährenden Machiavellismus und Jeſuitismus, der ſein Spiel mit den Suſannenbrüdern und Belialskindern unſeres erleuchteten Jahrhunderts trieb," u. ſ. f. Er kommt öfters dar-

auf zu reden, daß ihm die Art seiner Schriften zuwider sey, und daß er in Zukunft anders, ruhiger und deutlicher zu schreiben sich bemühen werde, aber er endigt in diesem Aufsatze in derselben geschraubten, eisernden, widerlichen Weise, einige Stellen ausgenommen, in denen er die gehaltvolle Tendenz seines Lebens und seines schriftstellerischen Auftretens mit rührender Empfindung und schöner Phantasie ausspricht. Es ist angeführt worden, wie im Anfang seiner Laufbahn, im Jahre 1759, er sich über seine Tendenz in dem schönen Bilde einer Lilie im Thale ausdrückte. Im Jahre 1786, am Schlusse seiner Laufbahn, spricht er die Bestimmung derselben so aus (Bd. VII, S. 120): „Diesem Könige (dessen Stadt Jerusalem ist), dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm, und jedes fliegende Blatt meiner Muse; weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markt sitzen, spielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königes, der mit der größten Sanftmuth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Hier ist mehr denn Salomo. Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet, und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont, so war das Gedächtniß des Schönsten unter den Menschenkindern mitten unter den Feinden des Königs eine ausgeschüttete Magdalenen-Salbe, und floß wie der köstliche Balsam vom Haupt Aarons hinab in seinen ganzen Bart, hinab in sein Kleid. Das Haus Simonis des Aussätzigen in Bethanien ward voll vom Geruche der evangelischen Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter aber waren unwillig über den Unrath und hatten ihre Nase nur vom Leichengeruche voll." Hamann kann sich nicht enthalten, den hohen Ernst, mit dem diese Schilderung anfängt, und die gefällige, wenn auch

selbstgefällige Tändelei, mit der er sie fortsetzt, mit einem (wie die meisten übrigen Ausdrücke, aus der Bibel entlehnten) Schlußbilde des Unraths zu verunzieren.

Während er auf diese Weise die feindselige und kämpfende Thätigkeit seines Lebens zu schließen beschäftigt war, sehnte er sich, seinen lebensmatten Geist im Schooße der Freundschaft zu erfrischen oder ihn wenigstens endlich darin ausruhen zu lassen. Das Schicksal dieser Freundschaft ist noch in seinem Verfolg zu betrachten. Obgleich die freundschaftlichen Gesinnungen Hamann's und Herder's, eines der ältesten seiner Freunde, im Ganzen dieselben blieben, und ihr Briefwechsel, an dem schon früh ein geschraubter Ton fühlbar wird, sich fortsetzte, so verloren die Mittheilungen immer mehr an Lebhaftigkeit der Empfindung, und der Ton fiel eher in die Langeweile der Klagseligkeit herab; Hamann schreibt an Herder von Pempelfort aus am 1. Sept. 1782: „Seit einigen Jahren muß Ihnen mein matter, stumpfer Briefwechsel ein treuer Spiegel meiner traurigen Lage gewesen seyn." Herder, der sich schon von jeher trübselig gegen Hamann zu thun gewöhnt hatte (wie er gegen Andere sich mehr mit widriger, auch hochfahrender, vornehmer Trübseligkeit benahm, s. Goethe's a. m. Leben), antwortet (28. Okt. 1787): „Ich erröthe über mein langes Stillschweigen, aber ich kann mir nicht helfen; auch jetzt bin ich so müde und matt von Predigt u. s. f. Alles ist eitel (ein häufiger Ausruf in seinen Briefen), Schreiben und Mühen u. s. f.; auch Sie haben des Lebens Ueberdruß geschmeckt u. s. f." — Was Hamann's Verhältniß zu Hippel und Scheffner betrifft, mit denen er in einem ganz kordaten, häufigen und vieljährigen Umgange war, so schreibt er an Jacobi (8. April 1787, Jacobi's Werke 4. Bd., 3. Abth., S. 330): „Der Gang dieser Leute ist ebenso sonderbar als ihr Ton; was ich für eine Figur zwischen ihnen vorstelle, weiß ich selbst nicht. Es scheint, daß wir uns einander lieben und schätzen, ohne uns selbst recht zu trauen. Sie scheinen gefunden

zu haben, was ich noch ſuche. Mit allem Kopfbrechen geht es mir wie dem Sancho Panſa, daß ich mich endlich mit dem Epiphonem beruhigen muß: „Gott verſteht mich.“ Ins Beſondere iſt ihm an Hippel das ein Wunder und Geheimniß, wie derſelbe bei ſeinen Geſchäften an ſolche Nebendinge (die Fortſetzung ſeiner Lebensläufe) denken kann, und wo er Augenblicke und Kräfte hernimmt, Alles zu beſtreiten; er iſt Bürgermeiſter, Policeidirektor, Ober-Kriminal-Richter, nimmt an allen Geſellſchaften Theil, pflanzt Gärten, hat einen Baugeiſt, ſammelt Kupfer, Gemälde, weiß Luxus und Oekonomie, wie Weisheit und Thorheit, zu vereinigen.“ — Eine intereſſante Schilderung eines ſo genialen lebens- und geiſtesfriſchen Mannes. — Von ſich ſagt Hamann ebendaſ. S. 336, er habe in Königsberg Niemand, mit dem er über ſein Thema ſprechen könne, nichts als Gleichgültige. Deſto inniger war die Freundſchaft mit Jacobi, deſto lebhafter ihr Briefwechſel geworden, (die Anrede von Sie an Hamann ließ Jacobi bald mit dem Du und Vater abwechſeln, in das ſie bald ganz überging; doch Hamann, im Begriffe zu reiſen, ſchreibt an Jacobi: dutzen kann ich mich nur unter vier Augen! Hamann's Briefw. mit Jacobi S. 376). Dazu hatte ſich die Freundſchaft eines Herrn Franz Buchholz, Barons von Wellbergen bei Münſter, eines jungen ſehr begüterten Mannes angeknüpft, der aus tiefſter Verehrung gegen Hamann dieſen gebeten, ihn zum Sohn anzunehmen, ihm bedeutende Geldſummen übermacht und dadurch die Sorge um ſeine und ſeiner Familie Subſiſtenz und Erziehung gemindert hatte, und nun auch die Reiſe nach Weſtphalen zu dieſen beiden Freunden möglich machte. Hamann fühlte das Drückende ſo weit reichender Verbindlichkeiten; er ſchreibt an Hartknoch, der ihm gleichfalls Geldanerbietungen gemacht hatte, daß „er unter dem Drucke der Wohlthaten jenes Freundes genug leide, und davon ſo gebeugt werde, daß er ſeinen Schultern keine andere Bürde aufladen könne, wenn er der Laſt nicht unterliegen

ſolle; er führt dann ſeine Empfindungen auf ein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt zurück, das ihn um ſo mehr an die Vorſehung anſchließe und zu einem gebundenen Knecht des einzigen Herrn und Vaters der Menſchen mache." Der Sinn der Freundſchaft dieſer beiden Männer und Hamann's benahm allerdings jener Wohlthätigkeit das unter anderen Verhältniſſen natürlich in beiderſeitige Verlegenheit Setzende. Nicht bloß in der Bizarrie eines Jean Jacques (auch J. G. Hamann unterſchreibt ſich zuweilen Hanns Görgel), der ſeine Kinder in das Findelhaus ſchickte (Hamann ließ ſeine Töchter in einer nicht wohlfeilen, von einer Baroneſſe gehaltenen Penſion erziehen), und vom Notenſchreiben ſubſiſtiren wollte, ſondern wohl auch allgemeiner iſt über den Punkt der Geldverhältniſſe (auch des Dutzens u. ſ. f.) die Delikateſſe der damaligen franzöſiſchen Genie's und Literatoren (man ſehe z. B. Marmontel's Leben) anders geweſen als die der deutſchen. Hamann erhielt auf ſeine Geſuche um Urlaub von ſeiner Behörde im erſten Jahre eine abſchlägige Antwort, im zweiten Erlaubniß zu einer Reiſe auf einen Monat; im dritten unter dem Nachfolger Friedrichs II. endlich erfolgte auf ſeine Eingabe, worin er, nach der Reſolution (am angef. Orte S. 363) zu urtheilen, die Ueberflüſſigkeit ſeines Dienſtthuns wohl zu ſtark *) geſchildert, doch nicht gedacht hatte, daß die Wirkung bis zu dieſer Länge gehen würde, ſeine Penſionirung (indem ſeine Stelle mit einer andern kombinirt wurde) mit der Hälfte ſeines Gehaltes (150 Thaler, die jedoch bald auf 200 vermehrt wurden). Niedergeſchlagen über jene Reſolution, die Jacobi ein „Tyrannen-Urtheil" nennt, in

*) Berlin, den 26. April 1787. „Daß bei der jetzigen Stelle des Packhofverwalters Hamann zu Königsberg wenige und Theils unnütze Geſchäfte zu verſehen ſind, ſolches iſt hier ſchon bekannt, und wird in deſſen unter dem 16. anhero eingereichter Vorſtellung von ihm ſelbſt bekräftigt. Da nun die überflüſſigen Poſten bei der jetzigen Accise-Einnahme auf ausdrücklichen Allerh. Befehl eingezogen, die wenig beſchäftigten aber mit anderen verbunden werden ſollten, ſo u. ſ. w."

der Aussicht der „Unmöglichkeit, sich und seine Kinder lange zu unterhalten, ohne seines Buchholz Wohlthat (ein von diesem zu der Erziehung der Kinder Hamann's bestimmtes Kapital) unverantwortlich zu verschleudern," machte er eine weitere Vorstellung beim Ministerium, reiste mit sehr angegriffener Gesundheit nach Westphalen ab, und kam den 16. Juli 1787 in Münster bei Fr. Buchholz an, wo und abwechselnd bei Jacobi zu Pempelfort er im Schooße inniger Freundschaft lebte und von der Hoffnung erfüllt war, daß die Wiederherstellung seiner Gesundheit und ein freies neues Herz zum Genuß der Freude und des Lebens bald die Ausbeute seiner Wallfahrt, wie er an Reichardt schreibt (Bd. VII, S. 362), seyn werden. Er befand sich in der That in einem höchst ausgezeichneten Kreise sehr edler, gebildeter und geistreicher Menschen, von denen er ebenso geliebt als hochgeachtet und verehrt war, und ebenso sorgfältig gepflegt wurde — in der Gesellschaft seines Jonathan's Jacobi und dessen edlen Schwestern, seines Sohnes Alcibiades Buchholz, der Diotima, Fürstin von Gallitzin, und des Perikles von Fürstenberg, des eigenen ältesten Sohnes Hamann's, und eines alten Freundes, des Arztes Lindner. So sehr die gegenseitige Achtung und Liebe und die Gleichheit im Grunde der Gesinnung diesen schönen Zirkel umschloß; so lag es doch in der Art und der Einbildung von der Freundschaft selbst, daß dieser Kreis zugleich in, wenn nicht Verstimmung, wenigstens in gegenseitige Unverständlichkeit verfiel, und sich darin herummühete; und die Unverständlichkeit ist hierin vielleicht schlimmer als die Verstimmung, indem jene mit dem Mißverständniß seiner selbst verknüpft und gequält, diese doch nur gegen Andere gerichtet seyn mag. Es war zwar nicht bei diesen Freunden Hamann's, wie bei den vorhin angeführten Königsbergern, der Fall, daß es ihm vorkommen konnte, als ob sie einander liebten und achteten, ohne sich recht zu trauen; aber wenn Hamann dort meinte, daß jene schon gefunden, was er noch suche, so galt er hier vielmehr für den,

der das gefunden, was die Anderen ſuchten, und was ſie in ihm verehren und genießen, für ſich ſelbſt gewinnen oder ſtärken ſollten. Sehen wir uns nach dem Grunde um, weshalb die Freude, in der ſo treffliche Individuen ſich beiſammen fanden, in den unerwarteten Erfolg, ſich doch in Nichtbefriedigung zu enden, überging; ſo liegt er wohl in dem Widerſpruche, in welchem ſie ſich gegenſeitig und ſich ſelbſt meinten und nahmen. Außer den Geſinnungen, Gedanken, Vorſtellungen, Intereſſen, Grundſätzen, Glauben und Empfindungen, *außer* und *hinter* dieſem mittheilbaren Konkreten der Individualität lag in der Anſicht dieſes Kreiſes noch die nackte koncentrirte Intenſität des Gemüths, des Glaubens; dieſes hinterſte Einfache ſollte allein abſoluten Werth haben, und nur durch die lebendige Gegenwart einer zutrauensvollen Innigkeit, die nichts zurückbehalte, ſich ganz gebe, finden, erkennen, genießen laſſen. Die, welche ſich ſolche Trennung feſt in ihrer Vorſtellung gemacht und daran ihren Begriff von Schönheit, ja Herrlichkeit der Seele geknüpft haben, können ſich gegenſeitig nicht mit Gedanken und Werken, mit dem *Objektiven* der Geſinnung, des Glaubens, der Empfindung genügen; aber das Innere läßt ſich nur durch Empfindungen, Vorſtellungen, Gedanken, Werke u. ſ. f. offenbaren, zeigen, mittheilen; indem nun in dieſem Mittheilen ſowohl die Verſchiedenheiten und Partikularitäten der Anſichten, und zwar zugleich in Unklarheit, hervortreten — denn die ganze Stellung iſt die Unklarheit ſelbſt — als auch das Erſcheinen als ſolches jener geſuchten, zu ſehen verlangten und *unſagbar* ſeyn ſollenden Innnerlichkeit nicht entſpricht, die Pſyche ſelbſt ſich als ſolche nicht zu greifen giebt: ſo iſt das Reſultat das Indéfinissable, eine Unverſtändlichkeit und unbefriedigte Sehnſucht; — eine Stimmung, in der die Menſchen, ohne eigentlich ſagen zu können warum, ſich getrennt und einander fremd finden, ſtatt ſich, wie ſie meinten, daß es nicht anders möglich ſey, gefunden zu haben; — Situationen und Erfolge, wovon Jacobi ſelbſt

die bekannten Schilderungen gegeben hat. — Wir ſtellen die Daten zuſammen, wie ſich in dieſem, wenn man will, Romane der Freundſchaft die handelnden Perſonen ſchildern.

Von der Diotima, Fürſtin Gallitzin, ſchreibt Hamann immer mit der größten Verehrung; er ſchildert ſie einmal (Bd. VII, S. 367), höchſt charakteriſtiſch für ſie wie etwa für einen Theil der umgebenden Vortrefflichkeiten, in einem Briefe an eine Freundin in Königsberg: „Wie ſehr würden Sie," ſagt er, „von dieſer einzigen Frau ihres Geſchlechts eingenommen ſeyn, die an der Leidenſchaft für Größe und Güte des Herzens ſiech iſt." Die Fürſtin durfte ohne Zweifel den Mann, der, da er ſchon ſo viel geſunden, wohl nicht weit hin zu haben ſcheinen konnte, um den letzten Schritt zu thun, mit ihrer bekannten Proſelyten-Macherei nicht unangefochten laſſen, was freilich bei Hamann nicht verfangen konnte. Als eine Spur ſolchen Verſuchs mag wohl nicht anzuſehen ſeyn, daß er nun, wie er ſagt, die Vulgata mit Vorliebe citirt; eher dieß, daß er ſich jetzt (nach einem Beſuch bei der „frommen Fürſtin") alle Morgen aus Sailer's Gebetbuche erbaue, in das er ärger als Johannes (d. i. Lavater) verliebt ſey, nachdem er es kennen gelernt (Hamann's Briefwechſel mit Jacobi S. 406). Er ſagt über jenes Buch richtig, wenn Luther nicht den Muth gehabt, ein Ketzer zu werden, Sailer nicht im Stande geweſen wäre, ein ſo ſchönes Gebetbuch zu ſchreiben (Bd. VII, S. 420). Dieß Gebetbuch war zu jener Zeit des Streits über Kryptokatholicismus ſehr berüchtigt gemacht, als ein Buch, das, wenn nicht dazu beſtimmt, doch dazu gebraucht worden ſey, die Proteſtanten über die Natur des Katholicismus zu täuſchen. Es findet ſich (Bd. VII, S. 404) ein intereſſanter Brief Hamann's an die Fürſtin vom 11. Dec. 1787, deſſen Anfang oder Veranlaſſung nicht ganz klar iſt, worin es aber im Verfolg heißt: „Ohne ſich auf die Grundſätze zu verlaſſen, die mehrentheils auf Vorurtheilen unſers Zeitalters beruhen, noch ſelbige zu ver-

ſchmähen, weil ſie zu den Elementen der gegenwärtigen Welt und unſeres Zuſammenhanges mit derſelben gehören (ein ſehr wichtiges, geiſtreiches Wort), iſt wohl der ſicherſte Grund aller Ruhe, ſich an der lautern Milch des Evangelii zu begnügen, ſich nach der von Gott, nicht von den Menſchen gegebenen Leuchte zu richten u. ſ. f." Es ſind hier Beſtimmungen angegeben, welche mehrere Ingredienzien der Religioſität der Fürſtin abſchneiden.

Mit Fritz Jonathan, Jacobi, hatte ſich Hamann in der letzten Zeit ſeines Briefwechſels in vielfache Aeußerungen und Gegenreden über deſſen philoſophiſche und Streitſchriften gegen Mendelsſohn und die Berliner eingelaſſen; Jacobi hatte darein das ganze Intereſſe ſeines Denkens, Geiſtes und Gemüths mit ſeiner im hohen Grade gereizten Perſönlichkeit gelegt; beinahe alles dieſes dabei von Jacobi geltend Gemachte machte Hamann auf ſeine, d. i. nichts fördernde, nichts entwirrende oder aufklärende Weiſe zum Theil ſchnöde herunter. Was Jacobi faſt ganz in Hamann's Worten über den Glauben mit großem Aufſehen und Wirkung, wenn hier und da auch nur auf ſchwache, ſchon mit dem bloßen Worte Glauben ſich begnügende Menſchen, aufgeſtellt hatte, machte Hamann heftig herunter; ſo auch die Gegenſätze von Idealismus und Realismus, die Jacobi auch in ſeinem, um dieſelbe Zeit herausgegebenen Hume und überhaupt beſchäftigten; ſie ſeyen, ſchreibt ihm Hamann, nur entia rationis, wächſerne Naſen, ideal; nur ſeine Unterſcheidungen von Chriſtenthum und Lutherthum ſeyen real, res facti, lebendige Organe und Werkzeuge der Gottheit und Menſchheit; ſo ſeyen ihm (Hamann) Dogmatismus und Skepticismus die „vollkommenſte Identität," wie Natur und Vernunft. Wenn freilich Chriſtenthum und Lutherthum ganz anders konkrete Realitäten und Wirklichkeiten ſind, als abſtrakter Idealismus und Realismus, und Hamann's in der Wahrheit ſtehender Geiſt über dem Gegenſatze von Natur und Vernunft u. ſ. f. ſteht; ſo iſt

ſchon früher ausführlicher bemerkt worden, daß Hamann gänzlich unfähig wie unempfänglich für alles Intereſſe des Denkens und der Gedanken, und damit für die Nothwendigkeit von jenen Unterſcheidungen war. Am ſchlimmſten kommt Jacobi's Werthſchätzung des Spinoza, welche doch nur ganz den negativen Sinn hatte, daß derſelbe die einzig konſequente Verſtandes-Philoſophie aufgeſtellt habe, bei Hamann weg, der wie gewöhnlich weiter nichts als ſchimpfendes Poltern zu Stande bringt. Jacobi trage den Spinoza, ſagt Hamann, „den armen Schelm von karteſianiſch-kabbaliſtiſchem Somnambuliſten, wie einen Stein im Magen herum; das ſeyen alles „Hirngeſpinnſte, Worte und Zeichen, de mauvais (es) plaisanteries mathematiſcher Erdichtung zu willkürlichen Konſtruktionen philoſophiſcher Fibeln und Bibeln" (Hamann's Briefwechſel mit Jacobi S. 349 — 357 u. f.). „Verba ſind die Götzen Deiner Begriffe," ruft er ihm zu (ebendaſ. S. 349), „wie Spinoza den Buchſtaben zum Werkmeiſter ſich einbildete" und dergl. Hemſterhuis, den Jacobi ſo ſehr verehrte, iſt Hamann ebenſo ſehr verdächtig („eine platoniſche Mausfalle"); er ahnet in dieſem wie in Spinoza nur taube Nüſſe, Lügen-Syſteme u. ſ. f. Er (ebendaſ. S. 341) geſteht Jacobi'n aufrichtig, daß ihm ſeine eigene Autorſchaft näher liege als Jacobi's, und ihm, der Abſicht und dem Inhalte nach, ſelbſt wichtiger und nützlicher zu ſeyn ſcheine." In derſelben Zeit kam Jacobi ſehr ins Gedränge mit ſeiner gegen die Berliner unternommenen Vertheidigung des von ihm ſelbſt verachteten Stark; er erfährt von Hamann keine beſſere Aufnahme mit einer ſolchen politiſchen Freundſchaft, wie Hamann jene Vertheidigung bezeichnet. Jacobi erwiederte auf dieſe Mißbilligungen aller ſeiner literariſchen Unternehmungen nur dieß, daß wiſſenſchaftliche Verſtellung nicht in ſeinem Charakter ſey, und daß ihm nie in den Sinn gekommen, weder dem Publikum noch irgend Jemand Etwas weiß zu machen. Aber gewiß hatte ihm unter dieſen vielfachen Verwickelungen, die alle Intereſſen ſeines

Geiſtes in Anſpruch nahmen, nichts Empfindlicheres geſchehen können als die Alles mißbilligenden Exploſionen Hamann's, die ohnehin ſo ins Blaue und in die Kreuz und Quere liefen, daß ſie das Verſtändniß einzuleiten oder zu fördern wenig geeignet waren. Doch ſchwächte Alles dieß das innige Vertrauen nicht; in der Gegenwart ſollte Jacobi die Seele Hamann's, jenen letzten Geund ihrer Freundſchaft, finden, und darin die Auflöſung aller Mißverſtändniſſe, die Erklärung der Räthſel des Geiſtes erkennen und verſtehrn lernen. Aber Jacobi ſchreibt nach dem Aufenthalte Hamann's bei ihm an Lavater, 14. Nov. 1787 (Fr. H. Jacobi's auserl. Briefw. I, S. 435): „Es hat mich gekoſtet, ihn zu laſſen (von dieſem Laſſen nachher); von einer andern Seite mag es gut ſeyn, daß er mir entzogen wurde, damit ich mich wieder ſammeln konnte. Seiner Kunſt zu leben und glücklich zu ſeyn, bin ich nicht auf den Grund gekommen, wie ſehr ich es mir auch habe angelegen ſeyn laſſen" *). An denſelben vom 21. Jan. 1788 (ebendaſ. S. 446): „Du ſprichſt von Buchholzens Sonderbarkeiten; der iſt, von dieſer Seite betrachtet, Nichts, platterdings Nichts gegen Hamann; ich kann Dir nicht ſagen, wie der Hamann mich geſtimmt hat, ſchwere Dinge zu glauben; ein wahres πᾶν iſt dieſer Mann an Gereimtheit und Ungereimtheit, an

*) Lavater (ebendaſelbſt S. 438) ſagt in ſeiner Antwort über dieſe Schilderung Hamann's: „Dieſes ſeltſame Gemiſch von Himmel und Erde könnte übrigens für unſre Eins als eine Fundgrube großer Gedanken benutzt werden." Späterhin, als Rehberg in Hannover gegen Jacobi den Ausdruck gebrauchte, daß dieſer ſich „zu ſo verwirrten Köpfen wie Lavater u. And. geſellt habe;" entgegnet Jacobi (ebend. S. 471) auf ähnliche Weiſe in Anſehung Lavater's, daß derſelbe „ein lichtvoller (?) Geiſt ſey, in deſſen Schriften ſich Vieles finde, was den Mann von Gemüth charakteriſirt, und auch von dem abſtrakteſten und tiefſinnigſten Philoſophen, und vielleicht von ihm am mehrſten, trefflich benutzt werden könne. Von Hamann hat Jacobi nur die zunächſt Humen entnommenen Sätze vom Glauben benutzt, nicht ſein principium coincidentiae, das Konkrete ſeiner Idee. Aber man kann ſich wundern, daß ſolche innige Freundſchaft ſich auf das kalte Ende der „Benutzung" reduciren ſoll.

Licht und Finsterniß, an Spiritualismus und Materialismus.“ Das Resultat, daß Jacobi „der Kunst Hamann's, glücklich zu seyn, nicht auf den Grund gekommen,“ ist nicht ein Mißverständniß, etwa ein Unverständniß zu nennen; er ist durch dessen Gegenwart an ihm nicht irre geworden, aber irre geblieben.

Was endlich den andern Sohn, den Alcibiades Buchholz betrifft, dessen großmüthige Geschenke und vertrauensvolles Verhältniß die Grundlage zu Hamann's Reise ausmachten; so schreibt Jacobi über denselben außer dem Angeführten, am 23. Juli 1788, an Lavater nach Hamann's Tode (am angef. Orte S. 482): „Buchholz mit Frau u. s. f. ist abgereist; Gott, was mich dieser Mann gedrückt hat. Ich habe diesen sonderbaren Menschen erst vorigen April, da ich Hamann zu besuchen in Münster war, näher kennen gelernt. Hamann hat ihm das Geschenk, das er von ihm erhielt, wahrscheinlich mit dem Leben bezahlt. Und doch hat eben dieser Buchholz Eigenschaften, die Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe einflößen. Ich glaube nicht, daß eine menschliche Seele reiner seyn kann als die seinige. Aber sein Umgang tödtet.“

Hamann selbst war zunächst von seinem körperlichen Zustande gedrückt; er hatte sich, wie er (Bd. VII, S. 411) schreibt, „mit geschwollenen Füßen und einer zwanzigjährigen Ladung böser Säfte, die er durch eine sitzende grillenfängerische Lebensart, leidenschaftliche Unmäßigkeit in Nahrungsmitteln des Bauchs und Kopfs gesammelt hatte,“ auf die Reise gemacht. Von derselben Unmäßigkeit im Essen und Lesen spricht er während seines Aufenthalts in Westphalen, und die im Lesen giebt sich aus seinen Briefen sattsam zu erkennen. Die Brunnenkuren, ärztliche Behandlung und sorgsamste, liebevollste Pflege, die er in seinem Aufenthalte zu Münster, Pempelfort und Wellbergen genoß, vermochten seinen geschwächten Körper nicht mehr zu erneuen. Er von seiner Seite drückt allenthalben die vollkommenste Befriedigung aus, die er in dem neuen Kreise des Um-

gangs genoß; „der Lobredner oder Kunstrichter seiner wohlthätigen Freunde zu seyn, könne ihm aber nicht einfallen“ (VII. Bd. S. 366). „Ich lebe hier,“ schreibt er noch am 21. März 1788 von Münster aus, „im Schooße der Freunde von gleichem Schlage, die wie die Hälften zu meinen Idealen der Seele passen. Ich habe gefunden, und bin meines Fundes so froh wie jener Hirte und das Weib im Evangelio; und wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden giebt, so ist mir dieser Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit“ Bd. VII, S. 409). Oefters sagt er, „die Liebe und Ehre, die ihm widerfahre, ist unbeschreiblich, und er habe Arbeit gehabt, sie zu erdulden und zu erklären;“ er war zunächst von „Allem übertäubt und verblüfft.“ Immer drückt er sich in diesem Sinne und in der Empfindung der Liebe aus, wie auch sonst die Briefe an seine Kinder aus dieser Periode sehr milde, anziehend und rührend sind. Aber Hamann, der das Bewußtseyn hatte, daß Jacobi „manche schwere Probe der Geduld mit seinen bösen Launen ausgehalten und deren noch mehr zu erwarten hatte“ (Bd. VII, S. 376); Hamann, der bei seiner innern vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Alles um so mehr selbst auszuhalten fähig war, konnte es doch nicht fortgesetzt unter diesen „Idealen der Menschheit,“ wie er seine Umgebung öfters bezeichnet, aushalten. Daß in seinem Innern so Vieles vorging, was er nicht beschreibt, und was in der Empfindung „des unbeschreiblich vielen Guten und Wohlthätigen, das er genoß,“ nicht ausblieb, wäre schon aus der gezeichneten Umgebung zu schließen; aber es drängen sich bestimmtere Blicke in Hamann's Inneres auf. Jacobi erzählt einige Monate nach dessen Tode (Jacobi's auserl. Briefw. S. 486), Hamann habe sich mit jenem Besessenen verglichen, den ein böser Geist wechselsweise bald ins Feuer, bald ins Wasser warf; dieser Vergleich passe gewissermaßen auch auf ihn (Jacobi). „O daß mir die Hand erschiene,“ ruft er aus, „die mich lehren könnte ge-

hen auf dem Wege menſchlichen Daſeyns." „Die Hand, die Hand!" rief ich mehrmals meinem Hamann zu. „Vielleicht" war unter einem Strom von Thränen eins der letzten Worte, die ich aus ſeinem Munde hörte." Man ſieht hier zwei Männer ſo gebrochen in ſich, der Belehrung, auf dem Wege menſchlichen Daſeyns zu gehen, noch ſo bedürftig, einander gegenüber ſtehen, die ſchon ein ſo tief bewegtes Leben des Gemüths durchlaufen hatten. — Nach dem Aufenthalte von etlichen Monaten bei Jacobi zu Pempelfort (vom 12. Auguſt an, und zu Düſſeldorf vom 1. Oktober bis 5. November 1787) verläßt Hamann das Haus ſeines Freundes plötzlich, wirft ſich, ohne ein Wort von ſeinem Vorhaben zu ſagen, bei kläglicher Witterung, mit einer ſeiner Meinung nach auflebenden Geſundheit in den Poſtwagen, und fährt wieder nach Münſter zu Buchholz. Der nähere Aufſchluß über dieſe Flucht, die er „mit Gewalt und Liſt habe ausführen müſſen" (einige hierher bezüglich ſcheinende Billete ſind nicht abgedruckt; ſ. Hamann's Briefwechſel mit Jacobi S. 384), liegt gewiß nicht in mißliebigen Vorfallenheiten oder verletzenden Benehmungen, ſondern vielmehr in dem Gegentheil, das ſeine Verlegenheit zur Angſt ſteigerte, aus der er ſich nur durch Flucht Luft zu machen wußte. Er explicirt ſich (Hamann's Briefw. mit Jacobi S. 386) nur ſo darüber: „Du, armer Jonathan, haſt ſehr übel an Deinen beiden Schweſtern und an mir Lazaro" gethan, das harte Joch und die ſchwere Laſt einer ſo männlichen Freundſchaft, einer ſo heiligen Leidenſchaft, als unter uns obwaltet, ihrem Geſchlecht, das die Natur weicher und zahmer gemacht hat, aufzubürden. Haſt Du nicht bemerkt, lieber Jonathan, daß die beiden Amazonen es darauf angelegt hatten, mich alten Mann um die Ehre meiner ganzen Philoſophie, um alle Deine günſtigen Vorurtheile für ſelbige zu bringen, und uns beider Seits in ſolche Verlegenheit zu ſetzen, daß wir uns Beide wie ein Paar philoſophiſche Geſpenſter lächerlich vorkommen würden?" Ha-

mann's Philoſophiren, oder wie man das irrlichternde Geſpenſtige ſeines Fühlens und Bewußtſeyns nennen will, konnte ſich leicht gegen geiſtreiche Frauenzimmer, mit denen nicht durch Poltern und Kruditäten etwa, womit er ſich ſonſt heraushalf, abzukommen war, in Bedrängniß und Angſt geſetzt fühlen, wenn es aus ſeiner Nebuloſität zur Klarheit des Gedankens oder der Empfindung herauszutreten ſollicitirt wurde. — Im folgenden Briefe von Hamann heißt es: „Die Liebe, die ich in Deinem Hauſe genoſſen, hat kein Verhältniß zu meinem Verdienſt; ich bin wie ein Engel vom Himmel darin aufgenommen worden; wenn ich ein leibhafter Sohn des Zeus oder Hermes geweſen wäre, hätte ich nicht größere Opfer der Gaſtfreiheit und großmüthigen Verleugnung finden können, worin ſich Helene (eine der Schweſtern Jacobi's) unſterblich hervorgethan. Sollte ich nun dieſe Uebertreibung des Mitleids bloß meinen Bedürfniſſen und nicht vielmehr der Freundſchaft für mich zuſchreiben und mir etwas anmaßen, was Dir mehr als mir ſelbſt gehörte?" Die übergroße Verehrung und Sorgſamkeit, die er genoß, und die er der Freundſchaft für Jacobi und nicht für ſeine Perſönlichkeit zuſchrieb, vermehrte noch jene Verlegenheit und Noth ſeines Zuſtandes.

In demſelben Briefe (vom 17. Novbr. 1787, ſ. Briefwechſ. mit Jacobi S. 383) appellirt Hamann wegen ſeiner Flucht an die Freundſchaft Jacobi's, als des Jonathans ſeiner Seele, der er ſeyn und bleiben werde, ſo lange er (Hamann) ſich ſeines Daſeyns und Lebens bewußt ſey, nach ſo vielen und großen Verbindlichkeiten für all das Gute u. ſ. f. Auf Jacobi's Aeußerung, ob es ihm (Hamann) in ſeinem Aufenthalte bei Buchholz in Münſter etwa übel gehe, entgegnete Hamann: „Hier an dem eigentlichen Orte meiner Beſtimmung und meines Ausgangs aus meinem Vaterlande? War es nicht mein Franz (Buchholz), der mich rief und ausrüſtete zu dieſer ganzen Laufbahn, die ich mit Frieden und Freude zu vollenden der beſten

Hoffnung lebe und des beſtens Willens bin? Hier ſollte es mir übel gehen, wo ich wie ein Fiſch und wie ein Vogel in meinem rechten Elemente bin?" Dieſer Empfindung und Meinung unerachtet, hielt es Hamann nicht lange daſelbſt aus. Jacobi ſchreibt vom 21. Januar 1788 (auserleſener Briefwechſel Bd. I, S. 446) an Lavater: „Hamann iſt kaum vierzehn Tage in Münſter geweſen, ſo hat er den Einfall bekommen, ganz allein nach Wellbergen, Buchholzens Ritterſitze, zu reiſen. Alle Vorſtellungen, Bitten und Zürnen halfen nichts; er ging. Und was Jedermann vorausgeſehen hatte, geſchah, er wurde krank." Nach einem vierteljährigen Aufenthalte während des Winters an dieſem, wie Jacobi ſagt, moraſtigen und feuchten Orte, während deſſen der Briefwechſel zwiſchen Beiden ſtockte, kehrte Hamann gegen Ende März nach Münſter zurück, von wo er nach der Mitte Juni's noch einmal Jacobi zu beſuchen im Begriff war, um von ihm Abſchied zu nehmen und nach Preußen zurückzukehren; aber an dem zur Abreiſe beſtimmten Tage erkrankte er heftig und beſchloß den Tag darauf, am 21. Juni 1788, ruhig und ſchmerzlos ſein ſo bedrängtes Leben.

7. Ueber: „Aphorismen über Nichtwiſſen und abſolutes Wiſſen im Verhältniſſe zur chriſtlichen Glaubenserkenntniß. — Ein Beitrag zum Verſtändniſſe der Philoſophie unſerer Zeit. Von Carl Friederich G.....l. —

Darum rühme ſich Niemand eines Menſchen. Es iſt Alles Euer. Es ſey Paulus oder Apollo, es ſey Kephas oder die Welt, es ſey das Leben oder der Tod, es ſey das Gegenwärtige oder das Zukünftige, Alles iſt Euer. Ihr aber ſeyd Chriſti; Chriſtus aber iſt Gottes. 1. Kor. 3, 21 — 23. —

Berlin, bei E. Franklin. 1829.“

(Rückſeite des Titelbl. Motto: 1 Kor. 1, 20 — 23.)

(Jahrbücher f. wiſſenſch. Kritik 1829. Nr. 99 — 102, 105 u. 106.)

Aphorismen mochte der Hr. Verfaſſer ſeine Betrachtungen über die auf dem Titel genannten Gegenſtände etwa nur darum nennen, weil er ſie nicht in die förmlichere Methode der ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft und in abſtraktere Ausführlichkeit gefaßt hat. Sonſt ſteht der Vortrag innerhalb der beſonderen Materien und Geſichtspunkte, welche betrachtet werden, in gründlichem Zuſammenhang, und erfordert einen aufmerkſamen denkenden Leſer, der auch da, wo die Expoſition ſprungweiſe zu gehen ſcheint (was doch nur mehr in dem erſten Abſchnitte als in dem folgenden der Fall iſt), den Faden der Gedanken zuſammen zu halten gewohnt iſt. Dieſe Schrift hat das Ausgezeichnete und Seltene, — ſie iſt, wenn man will, ein bedeutendes ſogenanntes Zeichen der Zeit, — daß der Hr. Verf. in frommem Sinne ſich ebenſo

von der Wahrheit der alten, d. i. eigentlichen christlichen Glaubenslehren als von dem Bedürfnisse der denkenden Vernunft durchdrungen und zu durchgeübter Bildung derselben gekommen beweist. Hiermit befindet sich hier das Interesse, dem Inhalt und der Form nach, unmittelbar in dem Mittelpunkte der spekulativen Philosophie. Der Unterschied, der zwischen Christenthum und philosophischem Denken als eine unendliche Entfernung und unausfüllbare Kluft vorgespiegelt zu werden pflegt, ist mit einem Male zurückgelegt; dieser angebliche Zwischenraum ist in dieser Tiefe gar nicht vorhanden. Die vorliegende Schrift ist daher nicht ein Einleiten und Vorreden vom Wissen, von Religion und Glauben, welches Einleiten und Vorreden, obgleich es sich außerhalb der Sache hält, dennoch von der Theorie des Nichtwissens für die ganze Wissenschaft selbst, ja sogar für die Religion ausgegeben worden ist; hier wird vielmehr von der Sache gehandelt. Wenn oft das Aufstellen des sogenannten Räthsels der Welt für die höchstmögliche Anstrengung und Erhebung des Geistes ausgegeben wird, so daß aber von dessen Auflösung wesentlich zu abstrahiren sey; so ist dagegen dem Hrn. Verf. die Befriedigung in der durch die Offenbarung längst gegebenen Auflösung früh geworden, und in Beziehung hierauf beschäftigt sich diese Schrift weiter mit der Auflösung des subjektiven Räthsels, wie jene ursprüngliche Einheit des Christenthums und der spekulativen Vernunft, und die selbstbewußte Einigung derselben, sich für die Vorstellung als unfaßlich zeigen möge. Es ist einer Seits der auf das alte Christenthum gegründete Glaube, und anderer Seits die rationalistische Theologie, welche der Hr. Verf. mit der Philosophie zu verständigen sucht, jenen, insofern derselbe von dem Mißtrauen, ja von der Feindschaft gegen die Philosophie befangen ist, diese, weil von ihr ebenso wohl die christliche als die philosophische Erkenntniß Gottes verworfen, und die Vernunft überhaupt, deren Namen sie im Munde führt, völlig verkannt wird. — Die Wich-

tigkeit der abgehandelten Materien, wie die Art und Weiſe ihrer Behandlung, zugleich auch, wie wir nicht unerwähnt laſſen dürfen, das vielfache Verhältniß der Behandlung zu den philoſophiſchen Bemühungen des Referenten, veranlaſſen dieſen, durch einen ausführlichern Bericht die Leſer auf dieſe Schrift, die anderwärts etwa nur verunglimpft oder am liebſten ignorirt werden möchte, aufmerkſam und vorläufig mit derſelben bekannt zu machen.

Es iſt „die Philoſophie unſerer Zeit," über welche der Hr. Verf. den unbefangenen Chriſten in's Klare zu ſetzen und ihm deren Gegenſatz gegen den nur Endliches denkenden und alle Wahrheit verendlichenden Verſtand der rationaliſtiſchen Theologie zu zeigen ſich bemüht. Er ſagt S. 2, daß „die Aufgabe: ſich in die Zeit und damit uns in die unſrige zu ſchicken in Beziehung auf die Philoſophie derſelben und deren gegenwärtigen Höhepunkt, von denjenigen Chriſten, welche ihre Berufsverhältniſſe zur Wiſſenſchaft gerufen haben, ohne Sünde nicht leicht ganz abgewieſen werden könne." „Sie nöthige," fügt er hinzu, „auch demjenigen Chriſten, der für ſich an ſeinem einfachen, lebendigen Glauben genug hat, und in dem vorſtellenden Elemente der abſoluten Wahrheit gewiß wird, beſondere Aufmerkſamkeit ab." Das Eine, was die Philoſophie und zwar als Wiſſenſchaft zu leiſten hat, iſt, die Form des Denkens aufzuſuchen und in dieſer den Gehalt der Wahrheit zu erkennen; aber die Wahrheit iſt auch für ſich in dem frommen Glauben des Chriſtenthums längſt vorhanden, und dieſer macht in ſeiner göttlichen Zuverſicht die Forderung an die Ergebniſſe des Denkens, daß „ſie ſich mit ihm übereinſtimmend zeigen." Den frühern Ausweg, dieſer Forderung durch die Vorſpiegelung ſich zu entziehen, daß Religion und vernünftiges Denken zwei ganz verſchiedene Gebiete ſeyen, und ganz auseinander gehalten werden müſſen, verſchmäht die Philoſophie neuerer Zeit nicht nur, ſondern ſie ſelbſt iſt es, welche dieſe Vergleichung hervorruft

und das Recht des Glaubens, daß seiner Forderung Genüge geleistet werde, anerkennt. „Die Philosophie unserer Zeit," sagt der Hr. Verf., „nennt sich wohl eine christliche, sie will nicht als eine Förderung oder Vervollkommnung des Christenthums, sondern als dessen Frucht und Werk gelten, sie nennt sich, als das Gemeingut des Menschengeschlechts, das höchste Erzeugniß des Christenthums; sie spricht unbedingt ihre Achtung vor dem geoffenbarten Worte Gottes als der gegebenen absoluten Wahrheit aus, und eifert unverdrossen gegen alle Verdrehung und Ausleerung des realen Gehalts der heil. Schrift, und gegen dessen lose Verflüchtigung in puren selbstgemachten Geist und baaren Menschenverstand." — Ungeachtet es hiernach sehr gewagt, ja nicht zu verantworten seyn würde, wenn diese wissenschaftlichen Bestrebungen, ohne nähere Kenntniß davon zu nehmen, mit dem Argwohne angesehen würden, daß am Ende doch die Wahrheit der geoffenbarten Religion darin mittelst des Begriffs eine andere werde, als die in der Vorstellung unmittelbar gegebene („hiermit ist bestimmt und gründlich der Punkt der Kontrovers" ausgesprochen); so geschieht es dennoch, und zwar auf die merkwürdige Weise, daß die bibelgläubigen Christen mit ihren Gegnern, die sich als die Verständigen die Rationalisten nennen, in „Nichts übereinzustimmen scheinen, als in den Anklagen gegen die spekulative Philosophie." „Der Rationalismus bleibt sich treu und konsequent, wenn er als die subjektive, abstrakt-sinnliche Verstandesweisheit (— 1 Kor. 1, 21, weil die Welt durch ihre Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte —) der spekulativen Philosophie, als dem objektiven Gedanken, sich widersetzt, indem sein Standpunkt die spekulativen Ergebnisse sofort verzerrt und ihrer Geltung entkleidet. Der sogenannte Supernaturalismus ist als System der christlichen Theologie wesentlich in allen Beziehungen, folglich auch, in seinem Verhältnisse zur spekulativen Philosophie, verschieden von dem Rationalismus. Es

iſt daher nur der Verirrung einzelner chriſtlicher Theologen zuzuſchreiben, wenn ſie mit dem Rationalismus gegen die Philoſophie gemeine Sache machen, ſie werden ſelbſt rationaliſtiſch, wenn ſpekulative Lehren von ihnen dem abſtrakt-ſinnlichen Verſtande unterworfen und hiermit in ihrem innerſten Weſen verletzt und verkehrt worden ſind. Die Inkonſequenz ſolcher Theologen iſt, daß ſie in dieſem Verfahren in eine Sphäre zurückfallen, die ſie, als unwirklich und lügenhaft, und ſo wenig als die Philoſophen anerkennen, und wonach ſo wenig die Theologie als Philoſophie gerichtet werden." Die gründliche Anſicht des Hrn. Verfaſſers beweiſt ſich in dieſer genauen und einfachen Beſtimmung des Unverſtandes, in welchem die chriſtliche Theologie gegen ſich befangen iſt, wenn ſie ſelbſt den rationaliſtiſchen Verſtand, der ihrem eigenen Inhalte tödtlich iſt, auf- und annimmt, ſobald ſie ſich gegen die Philoſophie kehrt. Unterſucht man das der chriſtlichen Theologie und dem rationaliſtiſchen Verſtande Gemeinſchaftliche näher, ſo findet ſich die Quelle ihrer Verkehrungen in dem Mangel an Erkenntniß der Natur der Kategorien, deren ſie ſich bei der Behandlung, es ſey Behauptung oder Beſtreitung, philoſophiſcher Sätze bedienen. Hart oder überhaupt ungehörig ſcheint die Beſchuldigung, daß ſie nicht wiſſen, was ſie ſagen. Aber wenn eine geläufige Reflexions-Bildung einen Inhalt in ſeinen Zuſammenhängen und Gründen raiſonnirend oder ſalbungsvoll zu explicieren weiß, ſo iſt von ſolcher Fertigkeit noch ſehr das logiſche Bewußtſeyn über den Werth der Formen ſelbſt zu unterſcheiden, in denen alle Verbindungen der vorgetragenen Vorſtellungen gemacht werden. Auf dieſe Formen aber kommt es in ſpekulativer Betrachtung nicht nur weſentlich, ſondern ſogar allein an; denn in dieſer höhern Sphäre des Denkens erkennt ſich (was den innerſten Punkt ausmacht) die Unwahrheit des Unterſchiedes von Form und Inhalt, und daß es die reine Form ſelbſt iſt, welche zum Inhalt wird. Daß die Beſchuldigung, nicht zu wiſſen, was man ſagt,

nicht unwahr ist, ergiebt sich auf eine in der That unglaubliche Weise an den nächsten besten, wie an den ausgezeichnetsten der vielfältigen Verhandlungen, welche gegen die spekulative Philosophie gerichtet sind. Die Entwirrung der mancherlei Angriffe, Einwendungen, Zweifel, welche der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift vornimmt, wird eben dadurch so klar und erfolgreich, daß derselbe, im Besitze jenes scharfen Bewußtseyns über die Gedankenformen, mit Bestimmtheit diejenigen aufzeigt, welche in jenen Angriffen unbefangen gebraucht werden; — dieses Aufzeigen erleichtert nicht nur, sondern führt sogleich beinahe von selbst und für sich die Einsicht in ihre Unstatthaftigkeit herbei. Formen der Entzweiung und des Unwahren, die Kategorien des Endlichen, sind an sich selbst unbrauchbar, um das in sich Einige, das Wahre, zu fassen und zu bezeichnen; — in den Einwendungen gegen das Spekulative wird aber nicht nur immer von solchen Gedankenformen Gebrauch gemacht, sondern es geschieht sogar ferner dieß, daß diese Formen des Unwahren an die Stelle der spekulativen Gedanken, die beurtheilt werden sollen, gesetzt, und diesen so ein falsches Faktum untergeschoben wird.

Der Hr. Verf. betrachtet zuerst die Theorie des Nichtwissens, und zwar läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, dem Schicksal desselben, wie es sich in den Darstellungen des „Heerführers auf dieser Geistesstufe in dieser Zeit, H. Fr. Jacobi," allerdings am bestimmtesten und sprechendsten ausweist, nachzugehen. Peinlich ist diese Mühe, weil sie mit dem Glauben, bei einem geachteten berühmten Schriftsteller sey wenigstens Zusammenhang und Uebereinstimmung in den Vorstellungen herrschend, an denselben herangeht, und sich dann in die Schwierigkeit, die Uebereinstimmung einzusehen, verwickelt, bis es sich durch standhaftes Verfolgen und Vergleichen herauswirft, daß man in völlig widersprechenden Bestimmungen herumgetrieben wird, ja, woran man zunächst gar nicht denken kann, in dem Widerspruche der Behauptung desselben Standpunkts, gegen welchen von die-

ſer Theorie des Nichtwiſſens ſo eben die ſchärfſte Widerlegung und Verurtheilnng gewendet worden war.

Doch iſt vorher anzuführen, wie in Beziehung auf das Nichtwiſſen die Unterſcheidung der Standpunkte, welche den nähern Gegenſtand dieſer Schrift ausmachen, eingeleitet wird. Das Verhältniß derſelben iſt S. 9 beſtimmt ſo angegeben: „Die Verzichtleiſtung auf das Philoſophiren, die es nur bis zum Nichtwiſſen bringt, ohne daß der von der verabſchiedeten Wiſſenſchaft zerſtörte Glaube wieder hergeſtellt wird, iſt genauer angeſehen nur halbe Verzichtleiſtung.“ — „Denn das unglückliche Element der Wiſſenſchaft, welches den Glauben zerſtört, und eben deswegen ihr ſelbſt die Verabſchiedung zugezogen hat, iſt wirklich nicht verabſchiedet worden. Zu konſequenter Verzichtleiſtung gehört vielmehr, daß auch jenes unglückliche Element nicht anerkannt wird, womit demſelben von ſelbſt ſein Einfluß auf den objektiven Glauben benommen iſt. Hiernach ergiebt ſich ein zweiter Standpunkt in folgender Beſtimmung (S. 10): „Nachdem durch die Konſequenz jener Verzichtleiſtung dem Gedanken oder vielmehr deſſen vereinzelten Elementen ſein einſeitiger, negativer Einfluß auf den über ihm ſtehenden objektiven Glauben und hiermit die höchſte Autorität, die der Gedanke uſurpiren wollte, entzogen, der Glaube ſelbſt aber als die Treue des unbedingten Vertrauens auf die geoffenbarte Wahrheit geſichert iſt, kann es nicht fehlen, daß demungeachtet die Vernunft im Dienſte des Glaubens und unter der Zucht des Wortes, als der Wahrheit, gebraucht wird, um die gegebene Vorſtellung mehr und mehr zum Leben und zum Verſtändniſſe zu bringen; ſo erzeugt ſich die Stufe des Glaubens und Wiſſens, welche beides ſondert, dieſes jenem unterordnet, ſo daß der Gedanke dem Glauben nur nützen, nicht ſchaden kann; — eine Stufe der Glaubenserkenntniß, die auf der Stufe des abſoluten Wiſſens (dem dritten Standpunkte), welches die Wahrheit in der Form der Wahrheit hat,

als das in der Vorstellung gegebene, und mit Gedanken durchflochtene, aber nicht von dem Gedanken durchdrungene Wahre bezeichnet wird, weil diese Stufe mit dem Gedanken nicht soweit als mit dem Glauben ist und diesen von ihrem Verstande unabhängig weiß. Dieses Glauben und Wissen steht demnach zwischen dem Nichtwissen und dem absoluten Wissen in der Mitte." — Der Hr. Verf. geht zuerst an die Betrachtung der beiden Extreme, in dem Interesse, die Philosophie unserer Zeit nach ihren letzten Resultaten, d. h. in ihren Verhältnissen zum Christenthum näher und gründlicher kennen zu lernen.

Die Schrift zerfällt daher in die drei Theile: I. Das Nichtwissen. II. Das absolute Wissen, und III. Glauben und Wissen. Wir wollen versuchen, der Darstellung in den Haupt-Momenten zu folgen; aber da sie ausgezeichnet geist- und gedankenreich, gedrängt in ihren Folgerungen und zugleich von frischer warmer Lebendigkeit ist, wird, wenn über die allgemeinen Ausdrücke des Urtheilens zu einer abgekürzten Anführung des Inhalts hinausgegangen wird, auch dieser an dem Gewichte und Verdienste, das ihm die Darstellung giebt, freilich verlieren müssen.

In der ersten Abtheilung giebt der Hr. Verf. vornehmlich nach Anleitung der jacobi'schen Schrift von den göttlichen Dingen die Antworten an, welche das Nichtwissen auf „die letzte aller Fragen," die Frage: Was ist Gott? ertheilt. — An dieser Frage zeigt sich das Nichtwissen in seiner ganzen Unbefangenheit. Gott ist; das ist das Erste. Gott ist Gott; das ist das Zweite und Letzte; Er ist allein Sich selbst gleich, und außer Ihm ist Ihm Nichts gleich (nach dem Princip der abstrakten Identität des Verstandes). Hiermit ist die Wahrheit unmittelbar gewiß; und es folgt daraus das Uebrige; Gott ist — Alles, was wir nicht wissen können, er ist toto coelo von dem geschieden und verschieden, was Er

nicht Selbſt iſt, außerweltlich, tranſcendent — und doch auch in und mit uns — iſt wirklich, kein Individuum, kein Einzelner — und doch Perſon, ja die Perſönlichkeit ſelbſt; — Perſon und doch ſchlechthin unendlich, grenzenlos, überall und nirgends. — Daß ſich dieſes Satz für Satz aufhebt und widerſpricht, entgeht dem Nichtwiſſen nicht; es folgert aber daraus nur, daß Gott unbegreiflich, unausſprechlich iſt, was ſchon in dem oberſten Satz liegt, daß Gott nur ſich ſelbſt gleich iſt. „Statt daß nun dieſes Nichtwiſſen," fährt der Hr. Verf. fort, „gerade auf die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Offenbarung des (nach jenem Reſultate) in ſich verborgenen Gottes führen ſollte, beſchränkt es ſich mit der im Gewiſſen gegebenen natürlichen Offenbarung, ſo ſehr ſie auch der Natürlichkeit des Gedankens widerſpricht;" — jene ſogenannte natürliche Offenbarung im Gewiſſen iſt das unmittelbare Wiſſen, alſo Wiſſen nur jener abſtrakten Sichſelbſtgleichheit Gottes, das ſich dem Gedanken entzieht, welcher vielmehr für ſich auf Fülle des göttlichen Weſens und ſomit auf konkrete Erkenntniß getrieben iſt. Dieſes unglückliche Herüber- und Hinübergeworfenwerden der Seele, dieſes ihr raſtloſes Abmühen, ihren eigenen Anſichten zu entfliehen, die ſie doch nicht laſſen kann, wird nun weiter verfolgt.

In dem ausgeſprochenen Worte, der Schöpfung, iſt Gott die Urſache, er erfand das Maaß und die Geſtalt, Geſetz und endliches Weſen, Raum und Zeit, die Tage und Jahre und Orte, die Sprache und die Sprachen, den Begriff und den Menſchen; er ſelbſt iſt nicht nach Maaß, iſt über Zeit und Raum u. ſ. f., er ſelbſt ſpricht nicht; — unter allen dieſen Redensarten löſt ſich Gottes Realität und Selbſtſtändigkeit nur in das unendliche Weſen auf, das aller Wirklichkeit zu Grunde liegt, ohne ſelbſt für ſich, ohne wirklich zu ſeyn. „Immer wird wiederholt, daß es in dem Intereſſe der bekämpft werdenden Wiſſenſchaft liege, die Realität aufzulöſen und zu vernichten,

indem das Objekt aufgehoben werden müſſe, um gewußt zu werden. (Der Hr. Verf. citirt hierzu auch die Schrift: die wahre Weihe des Zweiflers, zweite Beilage.) Und doch ſehen wir diejenigen, welche auf dieſe Weiſe ihr Nichtwiſſen deduciren, in gleichen Nihilismus verfallen." — Der Hr. Verf. behält ſehr feſt dieſes Unweſen der behaupteten Sichſelbſtgleichheit, der abſtrakten Identität im Auge, in welcher diejenigen immer beharren, welche, indem ſie die ſpekulative Philoſophie bekämpfen, ſie Identitätsſyſtem zu nennen ſich nicht entblöden. Er hält es feſt, daß das jacobiſche Princip nichts iſt, als dieſe Identität, welche zunächſt Nihilismus des nur unendlichen Weſens und dann, in ihrer affirmativen Form, der Pantheismus iſt, den Jacobi auf's Beſtimmteſte anderwärts ſo ausgeſprochen hat, daß Gott das Seyn in allem Daſeyn iſt, d. h. jenes immanente und zugleich ganz unbeſtimmte Abſtraktum. — Insbeſondere zeigt er ferner, wie Jacobi ſich gegen das Chriſtenthum verhält; „das Chriſtenthum," ſagt er S. 21, „iſt hier, wie überall, die Probe, an der die geheimſten Gedanken der Seele offenbar werden und — zerſchellen; die hochmüthige Idee nimmt trotz aller Demuth und Beſcheidenheit ein Aergerniß an der Knechtsgeſtalt des Sohnes Gottes; — dieß Aergerniß wird von dem menſchlichen Hochmuth dadurch beſeitigt, daß wir das, was uns an der fremden Perſon ärgert, auf uns übertragen, denn an uns ſelbſt können wir ſolche Vorzüge ſchon eher leiden. Indem wir die fremde Erſcheinung als unweſentliche Einkleidung anſehen, und das Weſen in die Idee, die Idee in uns ſelbſt ſetzen — als die Kunde des innerſten Gewiſſens — ſind wir des Aergerniſſes überhoben;" — „wir ſind jenes Ideal, der Irrthum des Chriſtenthums liegt nur darin, daß dieß Ideal auf ein einzelnes Menſchenweſen übertragen wird."

Ferner wird genau nachgewieſen, wie in dieſer Theorie der Verſtand, „welcher ſich beſcheiden mußte, von göttlichen Dingen nichts zu wiſſen, mithin auch aus dem Widerſpruche und der

Ungedenkbarkeit nicht auf das Nichtſeyn ſchließen, und dem, was ſich widerſpricht, noch nicht die Realität abſprechen konnte, — wie auf einmal derſelbe Verſtand gegen die Geſtalt in der Religion mit infallibler Dreiſtigkeit nach demſelben Geſetze des Widerſpruchs entſcheidet, welches er (ſ. oben) erſt auch antiquirt hatte." — „Faſt ſcheint es, als wenn unſer natürlicher Menſch vor Gott in Seiner Majeſtät weniger Scheu empfände, als vor Gott in Seiner Erniedrigung" (der Gott nur in ſeiner Majeſtät iſt der unnahbare Gott, den der Menſch als das Jenſeits ſich fern vom Leibe und vom Geiſte hält); der Gott des Verſtandes iſt aus purer Unendlichkeit zu vornehm, ſich in unſer Fleiſch und Blut zu kleiden; „es gehört," ſagt der Verf., „eben die ganze Liebe Gottes dazu, ſich thatſächlich, perſönlich in ſein gefallenes Geſchöpf zu verſetzen, und es ſelbſt zu ſeyn." — „Dieſe Philoſophie des Nichtwiſſens hat gelehrt, Gott kennen heiße Gott verendlichen, erniedrigen; nun konnten wir freilich Gott nicht erniedrigen, folglich auch nicht erkennen. Jetzt erniedrigt Er aber Sich Selbſt zu Seiner Offenbarung, und nun nehmen wir wieder in unſerm Stolze an Seiner Niedrigkeit Anſtoß." Diejenigen, welche dem Glauben an die Offenbarung getreu bleiben, aber in der Behauptung, daß Gott nicht zu erkennen ſey, mit dem Nichtwiſſen übereinſtimmen, behaupten ſo in Einem Fluſſe der Rede, Gott habe ſich in Chriſtus den Menſchen geoffenbart, und zwar habe er dieß von ſich geoffenbart, daß er ſich nicht geoffenbart, daß er ſich nicht zu erkennen gegeben habe. Sie nehmen an, Gott habe ſich zum Menſchen verendlicht, die Endlichkeit in ſich und ſich in die Endlichkeit geſetzt, er ſey aber nur das abſtrakte Unendliche, das von der Endlichkeit ganz entfernt gefaßt werden müſſe.

Dem Antworten in den jacobiſchen Darſtellungen auf die andere Frage: was iſt der Menſch? folgt der Hr. Verf. von S. 30 — 47 ebenſo genau in den Anläufen, Schwankungen und Widerſprüchen nach, in die es ausläuft. „Die Frage: was

ist der Mensch? steht mit der Frage: was ist Gott? in solcher Wechselwirkung, daß mit einer auch die andere beantwortet seyn würde, — denn eigentlich fragen wir doch mit beiden nichts Anderes, als: was ist Gott im Verhältnisse zum Menschen? was ist der Mensch im Verhältnisse zu Gott?" — Ein sehr wichtiger Satz, den diejenigen nicht einsehen, die nur das Verhältniß des Menschen zu Gott angeben und erkennen wollen, und dabei behaupten, daß man von Gott nichts wisse. Indem vom Hrn. Verfasser den jacobi'schen Darstellungen tiefe Blicke in das Herz des Menschen zugestanden werden, wird ebenso bemerklich gemacht, daß oft, wo über die höchsten Fragen Erwartungen von Aufschlüssen erregt werden, diese auf allgemeine Aussprüche, mit denen nicht viel gewonnen, auch auf die „lehrreiche Unterbrechung durch die Ankündigung, daß das Nachtessen aufgetragen sey," hinauslaufen. Insbesondere wird die schöne Seele, die in jenen Darstellungen sich so heraushebt, näher untersucht, dann aber der Grundirrthum aufgedeckt, der überall über die Hauptsache, über die Natur des Bösen, obwaltet. Dieser zeigt sich darin, daß aus dem Seyn die Güte des Seyns abgeleitet wird (auch nach dem Verstandessatze der Identität), und daß, wie sich der Hr. Verf. ferner ausdrückt, geschlossen wird, daß das Herz auch edelgeboren sey, weil es, was das Nichtwissen gern zugiebt, edelgeschaffen ist. Dieses Nichtwissen, welches doch nichts weiß, setze dabei das wirkliche Seyn des Menschen unmittelbar voraus. Um diese Bestimmungen des Hrn. Verfassers auch nur zu verstehen, müßte das Nichtwissen freilich die wesentlichen Unterscheidungen, von dem, was nur ursprüngliche, abstrakte Natur, Anlage, noch nicht Wirklichkeit ist, und zwischen dem, was Wirklichkeit ist, kennen. Zur Erläuterung mag hier nur dieß angeführt werden, daß das Thier ebenso wohl als der Mensch gut von Natur, und des Thieres Wirklichkeit auf dieses von Natur Gutseyn beschränkt ist. Aber die Wirklichkeit des

Menſchen iſt eine erſt geiſtig zu bewirkende, und weſentliches Moment iſt darin, daß das von Natur Gutſeyn nicht das iſt, wodurch er ſeine Wirklichkeit ſchon hätte, daß dieſes Gutſeyn von Natur für dieſes ſein geiſtiges Seyn, worin allein ſeine Wirklichkeit beſteht, vielmehr das Nichtgute iſt. Näher zeigt der Hr. Verf., daß jener Grundirrthum ſich dahin entwickelt, die Natur des Böſen ſo ſehr zu verkennen, daß, wenn doch einmal die Rede von demſelben ſeyn ſoll, daſſelbe bloß in die Endlichkeit geſetzt wird, ſo daß das Endliche ſich in der Erkenntniß als Nichtwiſſen zeigt, im Willen als Sinnlichkeit. Das Gute, das wir wirklich in unſerem Herzen finden, leiten wir aus unſerem Herzen ab, hingegen das Böſe, wenigſtens den Hang dazu, ſchreiben wir nicht unſerer Freiheit, ſo viel wir auch ſonſt von ihr halten, ſondern unſerer Endlichkeit, unſerer Sinnlichkeit zu; dieſe aber iſt an ſich nichts als nothwendige Schranke für dieſes Leben. — So laſſen wir Böſes, Endliches, Unvollkommenes, Sinnliches bunt durch und in einander fließen, und um ja nicht aus dem behaglichen Dunkel über uns ſelbſt hinaus zu kommen, thun wir das Letzte hinzu, die Schuld des Böſen — als des Sinnlichen, Endlichen, der nothwendigen Schranke für dieſes Leben, auf Gott zu wälzen, welches wir wieder damit gut machen, daß wir das Böſe etwas beſſer machen. Und doch, fügt der Hr. Verf. hinzu, bedürfte es für diejenigen, die aus ſich ſelbſt nichts zu wiſſen eingeſehen haben, — wenn das Nichtwiſſen die Herzenseinfalt und Geiſtesarmuth wären, welche in der Bergpredigt ſelig geprieſen wird, — weiter nichts, als daß ſie ſich vom Worte Gottes belehren ließen; — ein einziger, ernſter, heller Blick in das dritte Kapitel der Geneſis würde genügen, um über ſich und die Welt zum Verſtändniſſe zu kommen." (Im Nachwort S. 190 kommt der Hr. Verf. auf dieſes Kapitel zurück, und giebt auf Veranlaſſung einer Aeußerung des Ref. in dieſen Jahrbüchern intereſſante, klare Erläuterungen darüber.) Wie das Nichtwiſſen mit

den tieferen Bedürfniſſen und Gedanken unbekannt iſt, ſo glauben und nehmen auch, wie der Hr. Verf. bemerkt, die vorhin erwähnten „ſchönen Seelen“ der jacobi'ſchen Zeit von Bibel und Katechismus nicht allein nichts an, ſondern wiſſen auch wirklich nichts davon. — Ein Beiſpiel giebt die bei einer andern Gelegenheit angeführte fromme Fürſtin Gallitzin, die erſt durch Hamann veranlaßt wurde, ſich mit der Bibel, die ſie niemals noch geleſen hatte, bekannt zu machen.

Im zweiten Abſchnitt (S. 48 — 115): Das abſolute Wiſſen, ſetzt der Hr. Verf. den allgemeinen Standpunkt ſogleich ſo feſt, daß alle Geiſtesthätigkeit (nicht ein beſonderes Vermögen oder Theil des Geiſtes) ſich eben dadurch als Geiſt erweiſe, daß ſie das ihr entgegengeſetzte ruhige Seyn in ſich aufzunehmen und hiermit den Dualismus, welcher ſie von dem Seyn trennt, aufzuheben das Streben hat, um nicht an, ſondern in dem Gegenſtande zu ſeyn. — Dieß als die Natur der Thätigkeit des Geiſtes überhaupt ins Auge gefaßt, würde der Pſychologie zu einem weniger oberflächlichen Zuſtande verhelfen, als der iſt, in welchem wir ſie gewöhnlich ſehen; und umgekehrt, wenn die gewöhnlichſten Thätigkeiten des Geiſtes in dem, was ſie bezwecken und vollbringen, unbefangener und zwar nur empiriſch betrachtet würden, ſo würde dadurch gleichſam als durch eine Induktion die Apprehenſion entweichen, welche die ſpekulative Idee bei den Ungeübten erweckt, indem dieſe nichts Anderes ausſpricht, als was am offenbarſten in allem Thun der Seele ſich zu erkennen giebt. Gewöhnt an die Form der Idee in dieſer ihrer Erſcheinung der Anwendung, würde das Bewußtſeyn leichter die Idee für ſich ſelbſt in ihrer Unbeſchränktheit faſſen, wo es nicht mehr um endlichen Gehalt, ſondern um den unendlichen der Wahrheit ſelbſt zu thun iſt. Die Aufgabe und das Streben, von dem nun der Verf. ſpricht, geht auf dieſe Wahrheit; es gehört der geſammten Geiſtesthätigkeit an, in welche ſich der Geiſt aus jenen beſonderen Geſchäftigkeiten und

deren beſchränktem Gehalte zurück nehmen muß. Es iſt (S. 48) nicht dem menſchlichen Geiſte an und für ſich, d. i. dem Geiſte, der ſich dem Menſchen offenbart, ſondern eben dem Menſchen ſelbſt in ſeiner abſtrakten Natürlichkeit, der Zerſtückelung des Geiſtes in einzelne Richtungen und der eigenmächtigen Operation mit vereinzelten ſelbſtiſchen Kräften zur Laſt zu legen, wenn das Streben auf keine Weiſe befriedigt, die Aufgabe auf keine Weiſe gelöſet wird, wodurch es endlich dahin kommt, daß Seyn und Wiſſen ſich gänzlich trennt, und Erſteres als das Unverwüſtliche eben darein geſetzt wird, daß es nicht weiß und nicht gewußt wird.

„Das Seyn iſt unwahr und unwirklich, weil es bewußtlos iſt; wahr und wirklich iſt nur der Geiſt, womit von ſelbſt Endliches und Unendliches aus der Wirklichkeit ſcheiden." (S. 49.) Diejenigen aber können nicht zu dieſem Scheiden und damit auch nicht zum Bewußtſeyn der Wirklichkeit gelangen, welche an dem Gegenſatze des Endlichen und Unendlichen und eben deswegen am Endlichen kleben bleiben. Scharfſinnig vergleicht nun der Hr. Verf. Nichtwiſſen und abſolutes Wiſſen in Anſehung ihres Verhaltens zum Seyn; beide kommen darin überein, daß ſie dem Seyn eine Unerkennbarkeit zuſchreiben, ſie unterſcheiden ſich aber dadurch, daß das Nichtwiſſen dieſem Seyn die Wirklichkeit zuſchreibt, das abſolute Wiſſen aber dem bloßen Seyn nicht nur die Erkennbarkeit, ſondern damit auch die Wirklichkeit abſpricht; dem Nichtwiſſen iſt Seyn und Nichtwiſſen, dem abſoluten Wiſſen Nichtſeyn und Nichtwiſſen identiſch. — Das Nichtwiſſen weiß viel von einer Erhebung über die Natur zu reden; aber es liegt in ſeiner Natur, nicht zu wiſſen, was es heißt, ſich über die Natur zu erheben; die Erhebung über die Natur würde das Nichtwiſſen in Wiſſen verwandelt haben.

Nach dieſer Andeutung des Ueberganges von dem Nichtwiſſen zum Wiſſen, die ihre weitere Beſtimmung in dem Satze

hat, daß so lange Gott dem Subjekt nur als Gegenstand entgegentritt, er nicht erkannt werden kann, betrachtet der Hr. Verf. wieder zuerst die Frage: was ist Gott? „So lange wir Gott nicht wissen, wissen wir überhaupt nichts, denn was ist außer Gott und ohne Gott?" — Der Hr. Verf. geht, einer Seits frei von den Trivialitäten und Eitelkeiten der endlichen Reflexion, anderer Seits fest in dem christlichen Glauben — in dem lebendigen, erfahrenen Pfingstglauben, welcher aus dem Gehorsam des Kirchenglaubens sich entwickelt — in das Innerste der Nacht dieses Gegenstandes, welche für den zu jener Freiheit und zu jener Festigkeit gekommenen Geist zum Tage der Erkenntniß sich erleuchtet. Es wird dabei von Darstellungen des Referenten ausgegangen, es werden „wo möglich die verfänglichsten und gefährlichsten, oder die verschrieensten Aeußerungen" vor dem Leser vorübergeführt, die Sätze mit der Lehre der Schrift verglichen, und Schwierigkeiten und Mißverständnisse, die ein im endlichen Denken befangenes Meinen erweckt, oder vielmehr Absprünge und Abgleitungen von dem Sinne und wirklichen Inhalte der Sätze vorgenommen und aufgeklärt. Der Herr Verf. behandelt den spekulativen Gegenstand mit ebenso viel lebendiger Originalität als mit der schärfsten Bestimmtheit des Denkens; die Begriffe gewinnen in der frischen und scharfsinnigen Behandlung eines selbstständigen Denkens weitere Bewährung und neue Klarheit. Es sind Hauptsätze, und einige Züge, die wir davon kurz herausheben wollen. Nachdem die Immanenz des Begriffs aus dem Satze, daß die absolute Substanz ebenso sehr Subjekt, und das absolute Subjekt ebenso sehr Substanz sey, bestimmt worden ist, wird (S. 62) angeführt, daß die Schrift, indem sie lehrt, daß der Mensch aus sich selber, aus seiner von Gott getrennten Subjektivität zu Gott und zur Erkenntniß Gottes nicht gelangen kann, sich selbst als das Wissen erweist, welches nichts Anderes aussagt, als daß der Mensch nur durch Gott, als das allgemeine Wissen (das besondere Wis-

ſen iſt das von Gott getrennte, eigene, zufällige Wiſſen des Menſchen), zu Gott als der allgemeinen Wahrheit gelangen kann. Näher werden folgende Sätze entwickelt. Das Erſte iſt: Gott ſelbſt iſt nicht bloß das ewige Seyn (Subſtanz), ſondern auch das Wiſſen Seiner Selbſt (Subjekt) — wie mögen die, welche die ſpekulative Philoſophie beurtheilen wollen, dieſen ausdrücklichſten Satz derſelben ignoriren, um ſie des Pantheismus zu beſchuldigen! —; Gott iſt nur inſofern wirklich, als Er Sich ſelbſt weiß; mit Seinem Bewußtſeyn wird und verſchwindet ſein Daſeyn; mit dieſer Beziehung des Seyns und Wiſſens auf Gott, als das abſolute Objekt, welches ſich ſelbſt abſolutes Subjekt iſt, ſtimmt die Schrift überein. Das Zweite iſt (S. 63, 65): Gott, als das Seyn in Sich Selbſt, iſt das Wiſſen Seiner in Sich Selbſt — Selbſtbewußtſeyn Gottes —; und als das Seyn im Andern iſt er das Sichwiſſen außerhalb Seiner, — das Bewußtſeyn Gottes, in der Welt, in den einzelnen Weſen als Kreaturen Gottes; — indem aber Gott in ſeinen Kreaturen ſich weiß, iſt dieß Außerſichſeyn ebenſo wohl wieder aufgehoben, aufgelöſet; denn die einzelnen Weſen ſind nach ihrem Seyn und Wiſſen in Gott als aufbewahrt, ſie ſind nicht Gott ſelbſt, vielmehr iſt Gott nur Er ſelbſt in Sich Selbſt. Wenn Gott wirklich in und mit ſeinen Kreaturen iſt, welches die Schrift lehrt, ſo iſt auch das Wiſſen Gottes in ihnen — weil er nur iſt, indem er ſich weiß — und dieſes Wiſſen Gottes im Menſchen iſt eben die allgemeine Vernunft, die nicht meine Vernunft, auch nicht ein gemeinſchaftliches oder allgemeines Vermögen, ſondern das Seyn ſelbſt iſt, die Identität des Seyns und Wiſſens. — „Das Seyn und Wiſſen Gottes in mir enthält daher nicht bloß die Erkenntniß, welche Gott von mir hat, ſondern auch die Erkenntniß, die ich von Ihm habe, und die mehr oder weniger durch das Ich getrübt werden kann, je mehr oder weniger ſie aus der Identität mit der Erkenntniß Gottes von mir heraustritt. Für dieſes

Zweite, die Beziehung des Seyns und Wissens auf den Menschen — die Substanz ist ebenso Subjekt — spricht wiederum die Verheißung." Die Vergleichung jener Sätze mit der Schrift wird durch folgende Ausdrücke näher gebracht (S. 63): „Gott weiß die Welt, die Menschheit nur insofern, als er in ihr ist, oder, wenn sie nicht in Ihm geblieben ist, Sich seiner Seits in sie versetzt. Der Mensch weiß Gott nur insofern, als er in Ihm ist, oder, wenn er abgefallen ist, wieder in Ihn versetzt wird. Der Mensch kann aber nur durch Gott in Gott seyn, und wenn er solches einmal aufgehöret hat, nur durch Gott in Gott versetzt werden, und zwar nur insofern, als sich Gott zuvor in ihn versetzt und selbst Mensch wird und sich ihm offenbart. Nur in dieser Offenbarung, nur in Jesu Christo erkennet der Mensch Gott, und hat keinen Namen, indem er Gott anbeten soll, als den Namen des Menschensohnes." — Aber in wie vielen Lehrbüchern der Theologie trifft man noch die Lehre von der Menschwerdung Gottes, in wie vielen noch Philosophie an?

Der Hr. Verf. kommt nun auf die immer wiederholte Anklage der Selbstvergötterung des Wissens, welche aus den Sätzen des spekulativen Wissens gefolgert zu werden pflegt: Gottwissen ist Gottseyn. Ist Gott, indem er den Menschen weiß, selbst Mensch, so ist auch der Mensch, indem er Gott weiß, Gott selbst; das ist, heißt es, die unausweichliche Folge des absoluten Wissens, die es sich selbst nicht verhehlen darf. Der Hr. Verf. zeigt zuerst, daß in der Darstellung, deren Hauptzüge so eben angeführt worden, diese Konsequenz bereits beseitigt ist. Er zeigt, daß darin, daß der Mensch Gott erkenne, nicht nur dieß liegt, daß Gott im Menschen ist, sondern auch dieß, daß der Mensch in Gott ist, aber nur dieß, daß der Mensch in Gott ist, nicht daß der Mensch Gott ist; — die vorhin gegebene nähere Bestimmung enthält dieß so, daß das Außersichseyn Gottes, sein Seyn in seinen Kreaturen, auch aufgelöst ist, daß die einzelnen Wesen in Gott sind, nach ihrem Seyn

und Wissen als aufbewahrt, daß sie nicht Gott selbst sind, vielmehr nur Gott Er Selbst in Sich Selbst ist. Aber nicht aus dieser Immanenz, sondern aus der Identität, welches Wort in der philosophischen Exposition vorgefunden wird, ist es, daß jene Konsequenz der Selbstvergötterung gemacht wird. — Bei den so eben angeführten Formen, daß Gott in dem Menschen, der Mensch in Gott ist, könnte man an Jacobi's Gewohnheit, in Präpositionen zu philosophiren, statt die Kategorien, die in jenen nur enthalten sind, wirklich auszudrücken, erinnert werden, eine Manier, die, obgleich sie recht bestimmt zu seyn, die Bestimmtheit auf das Letzte, das Einfachste der Präpositionen, hinauszutreiben das Ansehen hat, den Blick vielmehr im Unbestimmten und Trüben läßt, und das Bewußtseyn abhält, über die Kategorien, in denen der Verstand steckt, wach werden und sich darüber wach erhalten zu können. Wenn auch jene Formen, die der Hr. Verf. oft gebraucht, hie und da Schwierigkeit machen sollten, so ist dagegen schon aus dem Angeführten zugleich hervorgegangen, daß denselben jener Vorwurf nicht trifft, sondern die Präpositionen, die als nothwendige Abbreviaturen auch in der philosophischen Sprache von großem Dienste sind, von ihm nur momentan angewendet werden, und daß sie sich in ihre bestimmten Kategorien herausgehoben, und diese zum Dialektischen ihres Begriffes fortgeführt zeigen.

Dieses Wachseyn über die Kategorien, welche der die Philosophie anklagende Verstand gebraucht, ist es, was diesem fehlt; es ist anziehend, zu sehen, mit welcher Schärfe der Hr. Verf. über dieses in seinem blinden Schließen pochende Denken ein offenes Auge hat und es in den Wendungen seines falschen Spieles ergreift und festhält. Es hilft nichts, einen philosophischen Begriff in seiner spekulativen Entwickelung dargestellt zu haben, noch auch außerdem aufzuzeigen, daß eine Behauptung, deren die Philosophie angeklagt wird, innerhalb jener Entwickelung nicht vorhanden sey. Die Ankläger der Philosophie machen

ihre Konsequenz, und bleiben mit derselben außer jener Exposition stehen; denn es ist die Konsequenz, die sie geschlossen haben; darüber, daß sie richtig schließen können, kommt kein Zweifel bei ihnen auf. Sie zeigen jedoch damit nur, daß sie der spekulativen Exposition nicht gefolgt sind, sonst würden sie soviel haben merken können, daß die Formen des Schließens, dessen sie sich unbefangen bedienen, hier selbst in Anspruch genommen werden, daß eine ganz andere Gedankenbildung vorausgesetzt wird als die, in der sie sich unbefangen und zutrauensvoll bewegen. — Um auf den Gang des Hrn. Verfassers zurückzukommen, so bemerkt er in Ansehung der so gewöhnlich urgirten Identität zunächst, daß dieselbe, wie sie im spekulativen Erkennen vorkommt, den Unterschied nicht ausschließe, vielmehr wesentlich in ihrer Bestimmung habe. Es geschieht aus eigener Machtvollkommenheit und Willkür, daß jene Ankläger die Identität, die sie als ein geschriebenes Wort vor sich sehen, allein herauslesen, und sie so abstrakt gemacht der Philosophie zumuthen; hätten sie die Augen auf die Expositionen selbst geworfen, so hätten sie gesehen, daß das Gegentheil der abstrakten Identität gesagt worden. Der Hr. Verf. rückt aber näher dem „im Denken so schwerfälligen, d. i. trägen, als leichtfertigen" Verstande auf seine Verfälschungen. (S. 69.) Von dem Urtheile: Wissen Gottes = Seyn Gottes, geht dieser Verstand kurzweg zu dem Schlusse: also Gott wissen = Gott seyn; und von da zu dem Endresultate: Wenn ich Gott zu wissen behaupte, muß ich Gott selbst zu seyn behaupten. Bei dem ersten Schlusse ist das Vorderglied, Wissen Gottes, in Gott wissen verändert worden, das zweite aber unverändert geblieben; hierdurch wird der grobe Mißverstand veranlaßt, welcher gleichwohl nicht dem eigenen Fehler, sondern dem Gegner beigemessen wird. Wenn jene Veränderung des einen Theils des Satzes vorgenommen wird, so muß auch der andere gleichen Schritt halten, auch in ihm Gott in den Accusativ kommen,

und damit Seyn in Haben sich verwandeln, Gott wissen = Gott haben. Haben ist ein Seyn, das das nicht selbst ist, was es hat. Weiter ist auch selbst der Uebergang von jenem: Gott wissen = Gott seyn zum Resultate: wenn Ich Gott weiß, so muß Ich Gott seyn, erschlichen. Im Gottwissen war noch unbestimmt, wer Ihn wissen könne, ob es nicht Gott Selbst sey. Nun aber kommt Ich, dieser Ich dazu, und zwar so, daß Ich dem Prädikate „Gottwissen" vorausgesetzt werde, Ich schon fertig da bin, eh' es an Gott kommt; da ich doch erst Gott wissen muß, eh' ich mich wissen kann, und erst mich wissen muß, eh' ich seyn kann, ja zu allererst Gott mich wissen muß, eh' ich Gott und in Gott mich wissen kann. Der Hr. Verf. führt zu dieser gründlichen Erörterung noch die logische Bestimmung an, daß ich als dieser Ich, welchen der sinnliche Verstand meint, Gott nicht wissen kann, mithin nur als aufgehobener dieser, d. h. negativ durch Selbstentäußerung, positiv durch Gott Gott weiß, also mit anderen Worten Gott nur weiß, insofern ich in Gott, also nicht dieser Ich für mich bin. — Vollkommen erreicht ist in dieser Exposition die Absicht des Hrn. Verfassers, in einem lehrreichen Beispiel zu zeigen, wie der sinnlich abstrakte Verstand sich mit den spekulativen Wahrheiten zu geberden pflegt, wie er denselben unvermerkt einen andern Sinn ertheilt. Der spekulative Begriff stellt Alles auf den Proceß der Selbstentäußerung des natürlichen Seyns und Wissens des Menschen, und macht diesen Proceß der geistigen Wiedergeburt zum einzigen Inhalt der Exposition des wahrhaften Wissens, wie zur einzigen Wirklichkeit des Geistes. Aber im Schlafe des Gedankens macht der sinnlich abstrakte Verstand die unvermerkte Verfälschung, wie seine Identität an die Stelle der Begriffs-Identität, so an die Stelle des Begriffs der Subjektivität und des Wissens und ihres Processes, das unmittelbare Subjekt, Ich diesen Wissen-

den, die natürliche Geburt und das unmittelbare natürliche Meinen und Wiſſen zu ſetzen.

Auf die philoſophiſche Beantwortung der Frage: was iſt der Menſch? (S. 76 — 116) können wir uns, da wir bereits ſo weitläufig geworden, nicht ſo ausführlich, wie ſie es verdiente, einlaſſen. Die Beantwortung jener Frage wird in dem Intereſſe der beſtimmtern Frage: wie der Menſch zu Gott gelange? betrachtet. Hierüber wird ſogleich bemerkt, daß dieſe Stellung der Frage nur dem Verſtande des Nichtwiſſens zukommt, das, dem eben gerügten Fehler gemäß, von dem Subjekte als dem Erſten ausgeht, und dadurch ſogleich die Antwort abſchneidet und verkümmert; daß dagegen im abſoluten Wiſſen, das von dem Abſoluten, von der Subſtanz als dem objektiven Worte Gottes ausgeht, es ſich fragt: wie Gott zu dem Menſchen gelange? — Es kommt hier vornehmlich auf die ſchwierigen Begriffe von der Freiheit, dem Böſen und der Sünde, und dann der Verſöhnung an; der Hr. Verf. faßt dieſelben in ihrer tiefſten Wahrheit auf. — Die Freiheit (S. 84) iſt nach ihrem wahren Begriffe und Weſen der abſolute Wille, als abſoluter Wille iſt ſie in ſich ſelbſt beſtimmt. Willkür iſt das Gegentheil der Freiheit, die Knechtſchaft der Sünde. Gott iſt frei, weil er die Macht iſt, Er Selbſt zu ſeyn. — Die Natur des Böſen iſt in der ganzen Beſtimmtheit ihrer Schwierigkeit angegeben. Das Böſe iſt nicht bloß das abweſende Gute, ſondern dieß Negative behauptet im Gefühle eine poſitive Wirklichkeit; und doch iſt es nur das an ſich Nichtige; die Sünde beruht auf Abfall, Verwirrung, auf Nichts — ſie iſt eitel Täuſchung; das Böſe iſt daher, da es beides, eine poſitive Wirklichkeit, hiermit das Gute, und die Nichtigkeit in ſich enthält, das verkehrte, entgegengeſetzte, entſtellte Gute; es kommt ihm eine, aber auf den Kopf geſtellte, Wirklichkeit zu. Da es das Fürſichſeyn iſt, ſo iſt dieſelbe die ſubjektive, mithin halbe Wirklichkeit; die wirkliche Wirklichkeit iſt An- und Fürſichſeyn; das

Anſich des Böſen, das Gute, geht das Böſe ſelbſt als den ſich auf das Fürſichſeyn ſetzenden Willen nichts an, das Böſe iſt auf ſein ſubjektives Seyn und Weſen beſchränkt. — Bei dem Begriffe des Böſen wird ſomit nicht weniger gefordert, als den Widerſpruch zu denken, was nach der gewöhnlichen Logik, dem Syſteme der Verſtandes-Identität, unmöglich ſeyn ſoll, und zwar iſt das Böſe ſogar als die Exiſtenz des Widerſpruchs zu faſſen. — Es hängt mit dem Böſen unmittelbar der Begriff der Erlöſung zuſammen, welche gleichfalls (S. 90) nicht nur als Aufhebung und Vernichtung des Böſen oder der Trennung von Gott, ſondern auch nach dem in der Negation ſchon enthaltenen poſitiven Momente als Verſöhnung des böſen Weſens mit Gott als mit dem Guten zu faſſen iſt. Hier hat der Verf. die Kühnheit, ſich des Ausdrucks nicht zu enthalten, daß die Erlöſung als Verſöhnung die Aufhebung des Unterſchieds zwiſchen Gut und Böſe iſt. Dieß entwickelt der Hr. Verf. ſo: die Verſöhnung iſt nicht ohne Vergebung; Böſes verzeihen enthält aber das Gedoppelte, nämlich erſtens, daß darin das Böſe als Böſes anerkannt wird (nicht, wie oben, in dem Sinne, daß der Menſch gut geboren und das Böſe nicht böſe, nur Schranke, Endlichkeit, Sinnlichkeit ſey), indem es der Verzeihung bedürfen ſoll (die Schranke, Endlichkeit, Sinnlichkeit, bedarf keiner Verzeihung; für ſie iſt die Verſöhnung und Erlöſung überflüſſig, ſogar ſinnlos); aber zweitens enthält die Verzeihung des Böſen auch ebenſo wohl, daß das Böſe als an ſich gut anerkannt und mit dem Guten ausgeglichen wird, indem es wirklich Verzeihung erlangt.

Der Hr. Verf. entwickelt dieſe Begriffe in dem Laufe ihrer Rechtfertigung gegen die Einwürfe des abſtrakten Verſtandes und gegen deſſen Auffaſſungsweiſe des Spekulativen, welche ſich auch hier, wie immer, darauf reducirt, von dem konkreten Ganzen nur das Halbe aufzufaſſen, und das Faktum der Totalität des Begriffes zu einer Halbheit zu verfälſchen. Es iſt ebenſo

interessant als lehrreich, zu sehen, wie sorgfältig der Hr. Verf. diese Halbheiten der Abstraktion festhält und erörtert; der Irrthum, die Unwahrheit ist immer das, was in der Halbheit stehen bleibt; die Abstraktion, von der dieselbe erzeugt wird, ist (S. 80) die absolute Diskretion des harten Herzens, welches für sich ist, sich in seiner starren Vereinzelung zum Wesen macht, und als das Böse und Nichtige sich erweist; so ist (S. 84) die sinnliche Verstandesweise, welche einen abstrakten, unlebendigen, sinnlichen, maschinenmäßigen Begriff an die Stelle des spekulativen Begriffs unterschiebt, die Sünde, welche alle Begriffe verkehrt, und sie verunreinigt.

Der Verstand, der nach dem Gesetze der Identität verfährt, hebt alle Schwierigkeit, die im Begriffe des Bösen liegt, mit der Entfernung des Widerspruchs auf, aber eben damit die Sache selbst, den Begriff des Bösen, welches der Widerspruch selbst ist, und klagt dennoch die Philosophie des Vergehens an, etwa nicht so sehr dessen, den Begriff des Bösen als vielmehr den Begriff des Guten zu verderben durch Identificirung desselben mit dem Bösen. Der Hr. Verf. bleibt auch hier nicht zurück, die Täuschungen zu verfolgen, wenn sie noch so sehr gleißen. Vom Verstande auf das Aeußerste getrieben (S. 91), erkennt die Einsicht, daß das Gute, auf welches der Verstand pocht, weil es ein Abstraktum ist, selbst böse ist, da es als solches nur Ansich Gutes existirt, in dem Fürsichseyn selbst, was der Mangel seiner Bestimmung ist, noch als abstraktes festgehalten wird. Gut und Böse, als die Pole des Gegensatzes, als diskrete Pole aufgefaßt, von welchen jeder den andern ausschließt und für sich bleibt, sind gleich böse; — das Gute existirt so in den Gestaltungen der subjektiven Gesinnung der schönen Seele und des abstrakten Gesetzes der allgemeinen Pflicht. Die bloße Vorstellung vom Guten ist freilich ebenso etwas Unschädliches, als sie ein Unwirkliches ist. Wie der Verstand bei seinem Guten nur die Hälfte, das Ansichseyn, vor sich hat,

ebenſo faßt er von der ſpekulativen Idee in Betreff des Unterſchiedes von Gut und Böſe nur die Hälfte auf; wenn dieſer Unterſchied als an ſich nichtig in ihr ausgeſprochen wird, ſo greift er dieß Moment auf, ſchreit es als die ganze Idee, als die ganze Beſtimmung über den Unterſchied von Gut und Böſe aus, und überläßt ſich moraliſchen und frommen Deklamationen dagegen. Erſtlich läßt er das andere Moment, die Beſtimmung des Fürſichſeyns, willkürlich hinweg, welche allen exiſtirenden Willen, Handlung, Moralität, Imputation u. ſ. f. in ſich begreift, die Beſtimmung, in welcher der Unterſchied des Guten und Böſen ausdrücklich geſetzt und als weſentlich behauptet iſt, im Begriff für unzertrennlich von dem Anſichſeyn erklärt und logiſch als unzertrennlich aufgezeigt wird; ſo daß ſogleich hierdurch ausdrücklich die Sache als nicht in jenem Anſich vollſtändig ausgeſprochen erklärt iſt. Außer dem Moment des Fürſichſeyns läßt der Verſtand zweitens die dritte Hauptbeſtimmung hinweg, nämlich die Verſöhnung, in welcher erſt und allein jene erſte, die er iſolirt, ihre Bedeutung und Wahrheit erhält, was in Anſehung der zweiten derſelbe Fall iſt. Ohnehin, wie anderwärts zur Genüge erinnert worden, iſt der Ausdruck, daß an ſich das Gute und Böſe daſſelbe ſeyen, wie er ſo unmittelbar lautet, für ſich ſchief und übel gewählt, ſo daß er gleichſam zu Mißverſtändniſſen einladet und auffordert; es iſt mehr der Verſtand, der ihn zum Behufe ſeiner Polemik viel im Munde führt, als die Philoſophie. Die konkrete Bedeutung des Satzes aber, die er allein in der Verſöhnung erſt bekommt, vor und außer welcher er nur unwahr und ſelbſt ſinnlos iſt, iſt vorhin aus der trefflichen Darſtellung des Hrn. Verf. ausgehoben worden.

Ref. muß ſich enthalten, die weiteren äußerſt intereſſanten Erörterungen des Hrn. Verfaſſers auszuzeichnen, die in dieſem Abſchnitte über die höchſten Lehren, über die Lehren von dem dreieinigen Gott, der Perſönlichkeit der Drei, in ihm zu un-

nrſcheidenden, der Menſchwerdung Chriſti u. ſ. f. gegeben werden. Aber eine beachtende Aeußerung hat Ref. auf das zu machen, was am Schluſſe dieſes Abſchnitts (S. 113 ff.) der Hr. Verfaſſer, der auf einem ſo hohen Standpunkte des Chriſtenthums und der Erkenntniß ſteht, der Philoſophie, die derſelbe dort vor Augen hat, oder, wie er ſagt, ihrem Anfange zu bedenken giebt: ob ſie nämlich in ihrem Fortgange nicht an Licht und Beſtimmtheit gewinnen würde, wenn ſie ſich entſchiedener an das Wort Gottes anſchlöſſe, aus welchem ſie ſich entwickelt hat, und beſtimmter, nämlich namhafter (d. h. mit Nennung des Namens), von der Sünde ausginge, welche ſich ihr als Abſtraktion manifeſtirt hat, ohne deren Vorausſetzung kein Verſtändniß der Welt, ohne deren Anerkennung keine Selbſterkenntniß, ohne deren Aufhebung keine Gotteserkenntniß möglich iſt; — nach dieſer Philoſophie ſelbſt ſey der Gedanke nicht das Höchſte, ſondern die Vorſtellung, die Geſtalt, nur daß dieſelbe als immanent, als mit dem Weſen identiſche Erſcheinung des Weſens zu erkennen ſey; das Wiſſen, als ebenſo wohl in der Wahrheit der abſoluten Realität, wie dieſe in ihm, ſey das Seyn des Geiſtes, welches den Begriff wie die Vorſtellung und den Glauben als ſich ſelbſt einſchließe und pflege; daran ſcheine der Formalismus dieſer Lehre ſelbſt nicht immer zu denken; „denn, daß wir nichts verſchweigen, mehr als einmal iſt uns in dem Bereiche dieſes reinen Wiſſens ſo unkörperlich und geſpenſtig und ſo unheimlich zu Muthe geworden, daß wir uns recht ernſtlich nach Perſonen und Geſtalt geſehnt, und dann nirgend anders als bei dem Worte Gottes Zuflucht geſucht und geſunden haben, ja oft durch einen einzigen Bibelſpruch, als durch die Kraft Gottes, an Mark und Bein erquickt worden ſind; ſo ſinnlich fühlen wir uns, daß wir um des Begreifenswillen das Greifen mit den Händen nicht miſſen wollen.“ Ref. für ſich kann, wie aus dem vom Herrn Verfaſſer für ſeine Forderungen Angeführten ſelbſt hervorgeht, dieſelben nicht abweiſen.

Der Herr Verfasser hat damit einen interessanten Gesichtspunkt berührt, — das Herübergehen überhaupt von der Vorstellung zum Begriffe und von dem Begriffe zur Vorstellung — ein Herüber- und Hinübergehen, das in der wissenschaftlichen Meditation vorhanden ist, und von dem hier gefordert wird, daß es auch in der wissenschaftlichen Darstellung allenthalben ausgesprochen werde. Wie Homer von einigen Gestirnen angiebt, welchen Namen sie bei den unsterblichen Göttern, welchen andern bei den sterblichen Menschen führen, so ist die Sprache der Vorstellung eine andere als die des Begriffs, und der Mensch erkennt die Sache nicht bloß zunächst an dem Namen der Vorstellung, sondern in diesem Namen ist er erst lebendig bei ihr zu Hause; die Wissenschaft hat daher nicht bloß in jene abstrakten Räume des Begriffs, — abstraktere als die, worin jene unsterblichen Götter, nicht der Wahrheit, sondern der Phantasie wohnen, — ihre Figurationen einzuschreiben, sondern deren Menschwerdung, und zwar einer jeden unmittelbar für sich selbst, die Existenz, die sie im wirklichen Geiste erhalten (und diese ist die Vorstellung), nachzuweisen und zu verzeichnen. Ref. dürfte, wenigstens zum Behufe seiner Entschuldigung über Unvollkommenheit seiner Arbeiten nach dieser Seite, daran erinnern, daß eben der Anfang, den auch der Hr. Verf. nennt, vornehmlich die Nothwendigkeit auflegt, sich fester an den, der Vorstellung in oft hartem Kampfe abgerungenen, im reinen Gedanken ausgedrückten Begriff und dessen Entwickelungsgang anzuschließen und in seinem Gleise sich strenger zu halten, um desselben sicher zu werden, und die Zerstreuungen, welche die Vielseitigkeit der Vorstellung wie die Form der Zufälligkeit in der Verbindung ihrer Bestimmungen mit sich führt, gewaltsam abzuhalten; diese Vielseitigkeit bringt der Bequemlichkeit die Gefahr zu nahe, in der Strenge der Methode des Gedankens nachzugeben. Die erlangte größere Festigkeit in der Bewegung des Begriffs wird erlauben, gegen die Verführung der Vorstellung unbesorgter zu seyn, und

ſie unter der Herrſchaft des Begriffes freier gewähren zu laſſen; wie ihrer Seits die im göttlichen Glauben ſchon vorhandene Sicherheit von Hauſe aus geſtattet, ruhig gegen den Begriff zu ſeyn und ſich in denſelben einzulaſſen, ſowohl furchtlos vor ſeinen Konſequenzen als auch unbekümmert um ſeine Konſequenz, welche bei vorausgeſetztem Glauben ſich nicht ſelbſt als frei zu erweiſen hat. Aeußerlich betrachtet, wird ſolche Vorſtellungsform in der Philoſophie gegenüber dem göttlichen Glauben eher geſtattet ſeyn, als dem Unglauben gegenüber, der wenigſtens das gute Recht hat, des Beiſpiels der ſcholaſtiſchen Philoſophie ſich zu erinnern, welche mit der Vorausſetzung des feſten Kirchenglaubens philoſophirte, und darum nicht zur Freiheit des denkenden Begriffes gedeihen konnte; der Unglaube, der im Gedanken und ſogar in der Vernunft zu verſiren vorgiebt, und mit Recht deren Befriedigung fordert, wird durch die Namhaftmachung der Glaubensformen abgeſchreckt, auf die begreifende Vernunft zu hören, wenn er zu ahnen meint; daß ihr Gang doch nur auf die Erkenntniß Gottes, und gar auf die Dreieinigkeit, die Menſchwerdung Chriſti u. ſ. f. hinauslaufe, da ſolche Reſultate des Philoſophirens vielmehr bereits von vorn herein und zwar mit Hintanſetzung der Vernunft feſtgeſtellte Vorausſetzungen ſeyen und nur dieſe ſeyn können; ja ſeine Apprehenſion geſtaltet ſich zur Ungeduld und zur Empörung darüber, daß Ernſt damit gemacht werden ſolle, in jenen Lehren die Vernunft nachzuweiſen. Kant's Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hat freilich ſelbſt dieſe negative Aufmerkſamkeit nicht erregt, weil darin jener Ernſt der Spekulation nicht zu erkennen war, und der Verſuch, den er nach dieſer Seite machte, nach ſeinem ſonſtigen Syſteme ſogleich für ein müßiges, überflüſſiges Spiel genommen werden konnte. — Wenn in Rückſicht der angeführten Gebundenheit an die Gedankenform dieſe in einer logiſchen Ausarbeitung überwiegend ſeyn wird; ſo muß es um ſo willkommner ſeyn, in einer Schrift, wie die vorliegende iſt, die ſpekulati-

ven Begriffe zur Anerkennung ihrer Uebereinſtimmung mit der religiöſen Vorſtellung herausgearbeitet und die Worte und Zeichen der einen in die Sprache der andern überſetzt zu haben. Nicht nur iſt dadurch dem Zutrauen Vorſchub geſchehen, welches der Glaube wieder, wie in der ſcholaſtiſchen Theologie, zur denkenden, aber nunmehr in ihrem Denken freien Vernunft gewinnen kann, ſondern jene Vergleichungsweiſe hat es auch mit ſich gebracht, die ſogenannten Einwürfe, welche von Seiten des nichtwiſſenden Denkens wie von Seiten des Glaubens gemeinſchaftlich mit demſelben einſeitigen Verſtande gemacht werden, auf deren eigenem Felde erörtern zu können. Der Herr Verfaſſer macht für ſolche Erörterung S. 67, indem er die Art, wie ſich das Widerlegen zu verhalten habe, auf tiefſinnige Weiſe ausdrückt, die Forderung, „daß das Syſtem ſich dadurch als Syſtem zu bekunden habe, daß es aus ſich heraustrete, dieſe ſeine letzte Abſtraktion überwinde, und ſich als Liebe bekunde, indem es gerade demjenigen Momente, welches ſich ihm entgegenſetzt, ſeiner Seits ſich nicht widerſetze, ſondern ſich in daſſelbe verſetze.“ Die wahrhafte Widerlegung einer Behauptung muß in der That an dieſer ſelbſt, nicht durch Entgegenhaltung anderer, außerhalb ihr liegender Principien geſchehen; ſo unendlich mächtig iſt die Natur des Begriffs, daß in einem unwahren Satze ſelbſt das Gegentheil der Beſtimmung enthalten, ja oft auch ſchon ausgeſprochen iſt, welche in ihm behauptet wird. Es iſt daher nur ſolcher Satz ſelbſt zu nehmen, durch Analyſe jenes Gegentheil, ſomit ſein innerer und zwar unaufgelöſter Widerſpruch, aufzuzeigen. Dabei kann die Bemerkung hinzugefügt werden, daß die Einwürfe, welche gegen ein ſpekulatives Syſtem gemacht werden — wenn ſie anders den Namen von Einwürfen verdienen; nicht jedem ganz äußerlichen ſchlechten Einfalle mag auch nur jener ſelbſt dürftige Name zukommen — direkt innerhalb des Syſtems enthalten und behandelt ſind. Die Einwürfe, wenn ſie wirklich mit der Sache, gegen die ſie gerichtet ſind

zusammenhangen, sind einseitige Bestimmungen, die Theils, wie früher angegeben worden, durch Verfälschung des spekulativen Faktums hervorgebracht und zur Anklage gegen dasselbe gemacht, Theils als Behauptungen gegen dieß Faktum aufgestellt werden. Diese einseitigen Bestimmungen, als mit der Sache zusammenhängend, sind Momente ihres Begriffs, die also bei seiner Exposition in ihrer momentanen Stellung vorgekommen, und deren Negation in der immanenten Dialektik des Begriffs aufgezeigt seyn muß; diese Negation ist das, was, indem sie als Einwürfe gestellt worden, in die Form ihrer Widerlegung zu stehen kommt. Insofern reflektirende und ihrer Reflexion etwas zutrauende Menschen die Geduld nicht haben, in die dargestellte Dialektik des Begriffs einzudringen, worin sie den Gehalt ihres Einwurfs erkannt und gewürdigt finden würden, vielmehr solche Bestimmung als aus ihrem subjektiven Verstande kommend vorzubringen gern vorziehen, ist das Geschäft des Herrn Verfassers popular und sehr dankenswerth, solche Bestimmungen als Einwürfe aufzunehmen und zu behandeln. Die Wissenschaft könnte die Forderung machen, daß solches Geschäft überflüssig wäre, denn es wird nur durch den Mangel an Bildung des Denkens und durch die Ungeduld der Eitelkeit mangelhaft gebildeten Denkens veranlaßt. Allein es ist nicht abzuwenden, daß Solche das Wort nehmen, die nur das lieben, was ihnen einfällt, und die diese Zufälligkeit ihres Verstandes dem objektiven Gange der Wissenschaft und der Nothwendigkeit desselben vorziehen — indem sie das Bewußtseyn entbehren, daß die Bestimmungen, die aus ihrem besondern subjektiven Denken zu pulluliren scheinen, durch die Natur des Begriffes hervorgetrieben werden, und in der Erörterung desselben daher selbst schon, freilich nicht in einer zufälligen, losen Stellung, sondern mit Bewußtseyn und nach ihrer Nothwendigkeit müssen dagewesen seyn. Da es Viele giebt, die mit dem, was man noch guten Willen nennt, aber mit der Ausrüstung ihrer subjektiven Gedanken und der Gewohnheit, sich

etwas einfallen zu lassen, im Gefühl ihrer Freiheit sich weigern, gleichsam an Händen und Füßen gebunden dem Gange der Wissenschaft sich hinzugeben, und da die Wissenschaft wesentlich lehrend ist, so wird sie auch diese äußerliche Seite der Belehrung anwenden mögen, und auf die Vermuthung jenes guten Willens hin dazu beizutragen suchen, jene Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dieß hier Gesagte, veranlaßt durch das gute Beispiel des Herrn Verfassers und durch seine Aeußerungen, soll zugleich zum entschuldigenden Vorwort, so wie in Ansehung der Beschaffenheit dessen, was Einwürfe gegen einen wissenschaftlichen Gang und was deren Widerlegung ist, zur Einleitung in die Beurtheilung einiger Schriften dienen, welche kürzlich gegen das Philosophiren des Ref. erschienen sind, und zu deren Anzeige derselbe anheischig gemacht ist.

Doch es ist nöthig, des dritten Abschnitts, überschrieben: die Glaubenserkenntniß oder Glauben und Wissen (S. 116 — 189) wenigstens noch zu erwähnen. Es wird darin der moderne Gegensatz von Wissen und Glauben nach allen Seiten und Wendungen vorgenommen, und die Nichtigkeit der vermeintlichen Unverträglichkeit beider, und ihrer Trennbarkeit selbst aufgezeigt. Das trotzige Vorurtheil dieses Gegensatzes, das ihn für eine feste, unüberwindliche Wahrheit giebt, wird in alle die Weisen des Verstandes, die es vorbringt, in 29 kleineren Abschnitten begleitet; der Herr Verfasser läßt sich, wie mit gründlicher Meisterschaft des Denkens, so mit gründlichem christlichem Glauben und warmem Gefühle mit diesen Reflexions-Formen ins Gespräch ein. An diesen Abschnitt können diejenigen verwiesen werden, welche jenem Vorurtheile der Zeit noch ergeben sind, oder vielmehr: wenn es ihnen nicht um das Pochen, sondern um die Sache Ernst ist, werden sie sich selbst daran weisen. „Wenn," sagt der Herr Verfasser S. 112 von seinen Bemerkungen, „sie nicht alle Zweifel und Mißverständnisse lösen können, so weisen sie doch an der Lösung einiger Zweifel

die Quelle nach, woraus alle Mißverständniſſe fließen; dieſe Bemerkungen könnten dazu dienen, daß ſie uns reizten zum gewiſſenhaften Gehorſam im Lernen, welches ſo leicht bei der Außenſeite und an einſeitigen Reſultaten ſtehen bleibt, und dieſen einen andern Sinn unterſchiebt — zur Liebe im Verſtehen, denn ohne Liebe, ohne Verſetzung in das Andere iſt ſo wenig als ohne Verſtand ein Verſtändniß möglich — und vor Allem zur chriſtlichen Vorſicht im Urtheile vor dem Verſtändniſſe."

Der Herr Verfaſſer giebt zunächſt den Unterſchied an, der zwiſchen Glauben und Wiſſen Theils ſtattfindet, Theils fälſchlich angenommen wird, und zeigt, daß dieſer Unterſchied nicht eine Trennbarkeit derſelben oder einen wahrhaften Gegenſatz begründet. — „Das Wiſſen findet den Glauben in ſich, der Glaube findet auch das Wiſſen in ſich, denn Glaube iſt Glaubenserkenntniß; — dein Glauben wächſt mit deinem Wiſſen, dein Wiſſen mit deinem Glauben, wie die Wurzel mit dem Baume, der Baum mit der Wurzel." — Wenn der Philoſophie als Weltweisheit (mit welchem Namen man ſie früher unbefangener Weiſe überſetzte, neuerlich aber zuweilen [wie etwa Friedr. Schlegel] als mit einem Spitznamen belegte) das Wiſſen der Welt zugeſchrieben worden; ſo zeigt der Herr Verfaſſer, daß ſolche ausſchließliche Erkenntniß der Welt für ſich und ohne Gott nichts Anderes wäre, als das Unwahre ohne das Licht der Wahrheit erkennen; die Welt erkennen kann nichts Anderes heißen, als die Wahrheit der Welt, die Wahrheit in dem für ſich Unwahren erkennen, und dieſe Wahrheit iſt Gott. Ebenſo nur wer die Welt erkennet, erkennet auch Gott; wer in dem überſinnlichen Weſen Gottes nicht auch die Natur und die Perſon Gottes erkennt, der erkennt auch nicht die Uebernatürlichkeit Gottes. Wenn es ein Wiſſen giebt, wenn wir das Wiſſen um des Nichtwiſſens (des nichtigen Wiſſens, des Wiſſens des Nichtigen) willen nicht aufgeben wollen, ſo muß es gleich dem Glauben

göttlich und übernatürlich ſeyn, ſo muß als übernatürlich die Philoſophie wie der Glaube das Wort Gottes zur einzigen Grundlage, und die Vernichtung der gefallenen Natur, die Erlöſung von der Natur, zum Zwecke haben. Beide ſind übernatürlich, inſofern ſie den Menſchen über die gefallene Natur erheben, welches durch die Natur ſelbſt nicht bewirkt werden kann; beide ſind aber auch inſofern natürlich, als ſie die Wiederherſtellung der wirklichen Natur zur Folge haben ſollen. An der inhaltloſen Ueberſinnlichkeit iſt es, daß der Rationalismus ſich zerarbeitet.

Der Herr Verfaſſer geht hierauf zu den Wegen, die Andere gegangen ſind, zu der Weiſe, wie ſie ſich ausgedrückt, gedrückt und gewendet haben, um eine Verſchiedenheit von Glauben und Wiſſen zu fixiren. Von dieſen Kategorien mögen nur einige mehr beiſpielsweiſe angeführt werden. Es wird geſagt, der Unterſchied beſtehe im Denken, welches ſelbſt und deſſen Werk das Wiſſen ſey; — Niemand wird behaupten wollen, entgegnet der Herr Verfaſſer, daß der Glaube gedankenlos ſey; die Philoſophie hat als wirkliches Denken auch das wirkliche Seyn, Leben und Thun, welches ſie mit dem Glauben identificirt. — Ferner, der Glaube fange doch nicht mit dem Denken an, er überliefere mit einem Male und weſentlich die Wahrheit, er komme ohne unſer Zuthun, das Wiſſen beruhe auf Selbſtthätigkeit. Der Herr Verfaſſer erwiedert S. 135: „Ein ſolches Vertrauen haben wir durch Chriſtum zu Gott, nicht, daß wir durch uns auf uns bauen, und aus uns ſelber tüchtig ſind, etwas zu denken als aus uns ſelber, ſonden etwas zu denken und zu begreifen (λογίσασθαι), das iſt von Gott und aus Gott und durch Chriſtum, welcher iſt der Logos, der uns Logik lehrt, und ſich ſelbſt erniedrigt hat, daß wir ihn erkennen und begreifen lernen.“ Es wird aufgezeigt, daß alle dergleichen Unterſchiede, wie auch die heutiges Tags ſo beliebte Kategorie der Unmittelbarkeit, ſich verflüchtigen, wenn die unbeſtimmten Ausdrücke,

in welchen ſie ſich bewegen, berichtigt und beſtimmt werden. Insbeſondere lautet auch ein Unterſchied ſo, der Glaube gehe vom Herzen aus, das Wiſſen vom Verſtande; der eigenthümliche Irrthum unſerer Zeit liege in dem Losreißen der intellektuellen Kraft aus ihrer natürlichen Verbindung mit unſerem empfindenden und handelnden Weſen. Dieſer Vorwurf, erwiedert der Herr Verfaſſer, fällt erſtens ſelbſt in den Irrthum, den er vorwirft, wenn er ein Gebiet der Erkenntniß neben dem Gebiete alles Seyns und Lebens ſtatuirt, und zweitens fällt er in den Irrthum, die poſtulirte Verbindung natürlich zu nennen; obgleich urſprünglich, iſt ſie darum doch nicht natürlich; natürlich iſt vielmehr die Entzweiung der Geiſteskräfte im Menſchen. — Eine Philoſophie ohne Herz, und ein Glauben ohne Verſtand ſind ſelbſt Abſtraktionen von dem wahren Leben und Seyn des Wiſſens und Glaubens. Wen die Philoſophie kalt läßt, oder wen der wirkliche Glaube nicht erleuchtet, der ſehe wohl zu, wo die Schuld liege; ſie liegt in ihm, nicht im Wiſſen und Glauben. Jener befindet ſich noch außerhalb der Philoſophie, dieſer außerhalb des Glaubens. — Schon früher (S. 97) war geſagt worden: „Sey du doch an deinem Theile nicht ſo ſtolz und ſo vornehm abgeſchloſſen gegen die Spekulation, welche du des Stolzes und der Kälte zeiheſt; — verſetze du dich lieber auf lebendige Weiſe in die Begriffe der Philoſophie; leide ſie nur erſt und nimm ſie nur erſt in die Geſinnung auf, und du wirſt ihr Leben und ihre Wahrheit, d. h. ihre Uebereinſtimmung mit dem Worte Gottes, deſſen Ueberſetzung ſie ſind, erfahren.“ In Beziehung hiermit ſteht die weitere Frage S. 146 ff., ob die menſchliche Vernunft die Wahrheit, die ſie erſt der Bibel geſtohlen (und was in jener wahr iſt, das ſey allerdings aus dieſer entwendet), aus ſich ſelbſt zu haben ſich nicht einbilde? Der Herr Verfaſſer entgegnet, daß der Rationalismus der natürlichen Vernunft, die ſich für ein abſolutes, ſelbſtſtändiges Eigenthum hält und ſich ſo gebraucht, mit der ſpekulativen

Philoſophie nichts zu ſchaffen hat; daß der ganze Unterſchied um den wir uns bei jener Frage herum bewegen, auf den zwiſchen heiliger Schrift und allgemeiner objektiver Vernunft hinauskomme; daß unter dieſer wir aber nichts Anderes als den Geiſt Gottes verſtehen, welcher, nach der Schrift, im Glauben und zum Glauben uns mitgetheilt wird. Inſoweit ſich aber dennoch ein Unterſchied erhalte und geltend mache, ſey davon der Glaube nicht weniger als das Wiſſen berührt. Denn Niemand verſtehe die heilige Schrift ohne die Vermittelung des heiligen Geiſtes; Er ſey es, der das Verſtändniß der Bibel, die er ſelbſt diktirt hat, jedem Einzelnen eröffnet; nicht alſo die Bibel, ſondern der Geiſt ihres Verfaſſers, indem er der allgemeine, gemeinſame Geiſt wird, ſey der Anfang und das lebendige Princip alles Glaubens. (Mit dem Pochen auf ſeine natürliche Vernunft verbindet der Rationalismus das Pochen auf die Exegeſe der Bibel; ſeine Theologie ſoll weſentlich nur exegetiſch, nur bibliſch ſeyn; er begeht die Täuſchung oder den Betrug, nicht zum Bewußtſeyn kommen zu laſſen, daß es der eigene Geiſt iſt, der exegeſirt, und erſpart ſich die Mühe, das Gefühl, den Verſtand, die Logik, die exegeſirt, näher zu unterſuchen und als den Geiſt der Wahrheit zu beweiſen; er gebraucht geradezu den abſtrakten Verſtand, die ſogenannte natürliche Vernunft.) — Wenn geſagt werde, die Philoſophie gehe nicht von der Bibel aus, ſo gehe auch der Glaube, indem er wird, nicht von der Bibel aus, ſondern auf die Bibel zu, in welcher er die Wahrheit und hiermit ſich ſelbſt erfaßt. Es ſey ein Vorurtheil (dem das Faktum der Philoſophie direkt entgegen iſt), das Princip und hiermit den Begriff der Philoſophie in ihrem Ausgangspunkte, in ihrem Anfange zu ſuchen, da beides vielmehr als Eins erſt in ihrer Vollendung zu ſuchen ſey. S. 149.

Ebenſo tiefſinnig begegnet der Herr Verfaſſer den Kategorien von dem Aufheben der Perſönlichkeit Gottes, das durch die Philoſophie geſchehen ſolle, — von der Unbegreif-

lichkeit Gottes. „Es ist der Glaube," sagt der Hr. Verf. S. 157, „welcher, von Oben gegeben, das Unbegreifliche begreiflich macht, und das Unerforschliche erforschet, ohne von einer endlichen Grenze gehalten zu seyn; das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, uns aber hat es Gott offenbaret durch Seinen Geist. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." — Glauben und Philosophie sind sich also in Rücksicht des Begreifens nicht absolut entgegengesetzt. — „Wenn die Philosophie sich im Begriffe bewegt, der Glaube sich aber auf innere Erfahrung und das Gewissen beruft, so ist das Gewissen, worauf die Berufung geschieht, nicht etwas Partikulares, sondern das allen Menschen Gemeinschaftliche; und der Geist, der das Gewissen erweckt, die Vernunft erleuchtet und in die allgemeine versetzt, ist nicht der Herren eigener Geist. Wie Keiner dem Andern den Glauben geben kann, sondern jeder von Gott selbst gelehrt werden muß, so hat auch die Philosophie ihren Punkt, der nicht erlernt, nicht äußerlich aufgenöthigt, von einem Menschen nicht in den andern übergetragen werden kann; und ist dieß nicht gerade der Lebenspunkt? Auch der Philosoph feiert seine Pfingsten; ohne Wiedergeburt kommt Niemand aus der Sphäre des natürlichen Verstandes in die spekulativen Höhen des lebendigen Begriffs. — Aber die Wahrheit besteht nach ihrem eigenen Wesen in ihrer Nothwendigkeit, sie hat ihre Nöthigung in sich selbst; sie müßte sich also, meinen wir, auch erzwingen und aufnöthigen lassen, so daß wir nicht widerstehen, sie müßte sich doch so gründlich nachweisen lassen, daß wir ihr nicht ausweichen könnten. Der Mensch kann aber überhaupt der Wahrheit, der allmächtigen Wahrheit allerdings widerstehen. Und was verstehen wir unter jenem gründlichen und allgemein-gültigen Nachweise, den wir am Glauben vermissen? suchen wir ihn nicht in unserm eigenen Innern, statt im Innern der Sache, —

im Subjekte ſtatt in der Wahrheit? Iſt es nicht das Selbſtgemachte, in unſern eigenen Gedanken Zuſammengeſuchte, was wir gründlich nennen, und was gleichwohl, wenn es gemacht iſt, nichts wirkt und nichts beweiſet, weil es nichts iſt? Eben weil die Wahrheit ihre Nöthigung in ſich ſelbſt hat, eben darum kann ſie nicht in dem Beweiſe, als einem von der Wahrheit ſelbſt verſchiedenen Beweiſe liegen, — weil ſie Geiſt iſt, iſt ſie dem iſolirten Verſtande und deſſen Beweiſen unzugänglich, kann ſie nicht dem iſolirten, verfallenen Verſtande des Menſchen zukommen; von dieſem Verſtande provocirt daher der Glaube auf den unzerſtückten Geiſt, auf das Gewiſſen, von dem Beweiſe auf die innere Erfahrung. So iſt auch alles ſpekulative Wiſſen durch Verſtandesbeweis poſitiv nicht zu erzwingen; auch die Philoſophie muß erfahren, daß ihre Gegner Ohren haben zu hören, und nicht hören, und Augen haben zu ſehen, und nicht ſehen."

In Betreff der Behauptung, daß der Glaube vermittelſt des Gefühls uns auf die Abhängigkeit der Kreatur von Gott weiſe, die Wiſſenſchaft dagegen vermittelſt des Gedankens frei mache, weiſt der Hr. Verf. darauf hin, daß, wenn wir uns im Glauben abhängig fühlen, wir uns von Gott abhängig fühlen, die Abhängigkeit von Gott aber, nach deſſen Weſen, Freiheit in Gott iſt, ſo wie Seyn außer Gott Seyn außer der Freiheit iſt; ſo ihr glaubt, werdet ihr die Wahrheit erkennnen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Auf andere Weiſe kann auch keine Philoſophie frei machen; nur in Gott iſt Freiheit. S. 169.

So viel, ſagt der Hr. Verf. am Ende, zum Frieden zwiſchen Wiſſen und Glauben; — der Unterſchied zwiſchen beiden kann nicht abgeläugnet werden, aber der Unterſchied ſchließt die Identität nicht aus, ſo, daß zwar jede Weiſe die andere von ſich unterſcheidet, aber auch zugleich als unzertrennlich mit ſich verbunden weiß. Denken und Glauben ſind als Theile Eines lebendigen Ganzen anzuſehen, die für ſich unſelbſtſtändig ſind, ſo daß ſie als

getrennte in der Wirklichkeit ſich nicht behaupten können, und, dennoch getrennt, in Zerrbilder des Heiligſten ſich verkehren. Wohl uns, wenn wir dem Apoſtel Paulus mit gutem Gewiſſen nachſagen können: „Ich weiß, an wen ich glaube!" Denn es iſt ein köſtlich Ding, daß das Herz feſt werde; und es wird nur feſt und gewiß, wenn es weiß, an wen es glaubt.

Ref. aber begrüßt in dieſer Schrift die Morgenröthe dieſes Friedens, welchen ſie von eben ſo frommem als kräftigem Denken und Herzen und deren erlangter Verſöhnung auch nach Außen wirkſam einzuleiten beſtimmt iſt. Sie iſt ein gutes Zeugniß, von dem Chriſtenthum über die Philoſophie abgelegt; es möge ein Autoritäts-Zeugniß für die ſeyn, welche das Zeugniß des Geiſtes nur im Autoritäts-Zeugniſſe eines frommen Herzens (und doch wohl nicht nur ihres perſönlichen, individuellen Herzens) anerkennen; — aber ſie iſt eben ſo ſehr ein Zeugniß des tiefdenkenden Geiſtes, der die Verſtandes-Kategorien in das Gericht des Denkens bringt, welche der evangeliſche Chriſt die doppelte Inkonſequenz begeht, gemeinſchaftlich mit dem Rationalismus, (dem gemeinſamen Antipoden der ſpekulativen Philoſophie und des Glaubens) gegen die Philoſophie zu gebrauchen und zugleich ihr die Kategorien zur Laſt zu legen, in welchen (S. 82) „jene ſeichte Lehre der Verſtandesaufklärung verſirt, die gegenwärtig im Verſcheiden liegt, aber freilich deſto mächtiger und krampfhafter gegen ihren Tod ankämpft." — Wenn das Gebot: Meidet allen böſen Schein! oft Gutes, wenigſtens Gehöriges verhindert, ja ſogar Böſes geſtiftet, ſo hat die Gefahr des böſen Scheines der Parteilichkeit für die eigene Sache den Ref. nicht abhalten können, von dieſer Schrift mit freudiger Anerkennung des Gehalts und des Vorſchubs zu ſprechen, welchen ſie der Wahrheit gethan und thun wird, noch davon, zum Schluſſe dem Hrn. Verf., der perſönlich dem Ref. unbekannt iſt, für die Seite der nähern Beziehung der Schrift auf deſſen Arbeiten für die ſpekulative Philoſophie, die Hand dankbar zu drücken.

8. Recenſion: „1. Ueber die Hegel'ſche Lehre oder: abſolutes Wiſſen und moderner Pantheismus. Leipzig 1829. bei Chr. E. Kollmann. S. 236. — 2. Ueber Philoſophie überhaupt und Hegel's Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften insbeſondere. Ein Beitrag zur Beurtheilung der letztern. Von Dr. K. E. Schubarth und Dr. L. A. Carganico. Berlin 1829. in der Enslin'ſchen Buchhandlung. S. 222. — 3. Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philoſophiſchen Wiſſenſchaft, in beſonderer Beziehung auf das Syſtem Hegels. Von E. H. Weiſſe, Prof. an der Univerſität zu Leipzig. Leipzig 1829. Verlag von Joh. Ambr. Barth. S. 228. — 4. Briefe gegen die Hegel'ſche Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Erſtes Heft, vom Standpunkte der Encyklopädie und der Philoſophie. Berlin 1829. bei Joh. Chr. Fr. Enslin. S. 94. — 5. Ueber Seyn, Nichts und Werden. Einige Zweifel an der Lehre des Hrn. Prof. Hegel. Berlin, Poſen und Bromberg, bei E. S. Mittler 1829. S. 24.“

(Jahrbücher f. wiſſenſch. Kritik 1829. Nr. 10 u. 11, 13 u. 14, 37—40, 117—120.)

Ref. hat, indem er die Anzeige der hier verzeichneten Schriften übernommen, zum Voraus die Verlegenheit gefühlt, in welche

ihn dieſe Arbeit verſetzen würde; die Ausführung hat dies Gefühl noch um Vieles erhöht. In einem frühern Artikel iſt bei Veranlaſſung der Schrift: Aphorismen über Nichtwiſſen und abſolutes Wiſſen, die Beſchaffenheit, von der die Einwürfe gegen ſpekulative Philoſophie zu ſeyn pflegen, ingleichen das Verfahren, wie dieſelben zu behandeln ſeyen, auseinandergeſetzt worden; die Anwendung dieſes Verfahrens wird für ſich um ſo ſchwieriger, je leichter und bequemer es ſich die Verfaſſer der oben genannten Schriften, jeder in ſeiner Art, mit ihren Einwürfen gemacht haben.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit aber ergiebt ſich, wenn derjenige ſelbſt, gegen deſſen Philoſophie die Schriften gerichtet ſind, ſich über die in denſelben enthaltenen Angriffe erklären ſoll; dieſer Umſtand bringt die Forderung mit ſich, daß ſolche Erklärung eine Beantwortung, vor allem eine gerechte, nichts übergehende Auseinanderſetzung des gegen ihn Vorgebrachten ſey. Ein bloßes Urtheil könnte nur einem Dritten geſtattet ſeyn, vom Angegriffenen ſelbſt ausgegangen müßte es als abſprechend und parteiiſch erſcheinen. Eine Auseinanderſetzung aber, die, um dem Vorwurf zu entgehen, daß nicht Alles widerlegt worden, Alles beachten ſollte, müßte außerdem, daß der Verfaſſer derſelben noch viel eher ermatten würde, für die Leſer tädiös werden; vollends wenn es ſich nicht um Erörterungen über die großen Gegenſtände des geiſtigen Intereſſes handelte, wie denn die Verf. der genannten Schriften hiezu wenig Veranlaſſung gegeben, indem ſie ſich nicht in ſolche Tiefen einlaſſen, ſondern mehr nur mit formellen oder äußerlichen Seiten abgeben. Sollte aber auch die Rechtfertigung denen, die ſich für die Sache intereſſiren, genügend erſcheinen; ſo zeigt ſich leicht ein anderer Nachtheil, daß nämlich die, welche den gegen eine Philoſophie vorgebrachten Tadel gründlich oder wenigſtens bedeutend fanden, dann, wenn ihnen das Seichte deſſelben aufgedeckt worden, die erſten zu ſeyn pflegen, welche jene Schriften für der Beachtung unwerth

erklären, und auf dieſe Weiſe den Tadel, den ſie aus denſelben gegen den, den er betraf, ſchöpften, nun nur in den andern Tadel umkehren, daß derſelbe ſich mit der Erörterung ſolcher Angriffe eingelaſſen habe.

Doch trotz dieſer und anderer Mißſtände iſt das einmal übernommene Geſchäft in Ausführung zu bringen. Zunächſt iſt wenigſtens dieſe Erleichterung zu rühmen, daß die Verfaſſer der zu betrachtenden Schriften nicht zu der Fahne des unmittelbaren Wiſſens, des Gefühls und Glaubens gehören, ſondern mehr oder weniger Denken, ja ſelbſt Begreifen und ſpekulatives Denken zugeben, wie ſie ſich denn in dieſen Schriften ſelbſt hin und wieder verleiten laſſen, auf dem Grunde des von ihnen Bekämpften Verſuche im Philoſophiren aufzuſtellen. Diejenigen, welche am unmittelbaren Wiſſen kleben zu bleiben ſich entſchloſſen, und deshalb auch wirklich in demſelben zu bleiben vermeinen, können ſich konſequenterweiſe nicht zu einem Raiſonnement ausbreiten, ſondern müſſen ſich begnügen, in Vorreden und bei andern Gelegenheiten aus der Autorität ihres Gefühls und Glaubens abſprechende, nicht mit Raiſonnement noch weniger von Begriffen unterſtützte Verſicherungen zu machen; an denen es übrigens in den vorliegenden Schriften gleichfalls nicht fehlt.

Am ſchwierigſten macht die zuerſt genannte Schrift: Ueber die H.'ſche Lehre oder: abſolutes Wiſſen und moderner Pantheismus, von einem Anonymen, das Geſchäft des Beſprechens durch die eigenthümliche Verworrenheit und Inkohärenz der Gedanken und des Ganges in dem Vortrage. Es iſt unmöglich ihr in die Einzelnheiten nachzugehen; beinahe jede Zeile enthielte eine Aufforderung zu einer Korrectur; es iſt nichts anders thunlich, als zu verſuchen ihre Manier in einer Charakteriſirung zuſammen zu faſſen, und dann Details als Beleg hinzuzufügen, nicht um die Vertheidigung alles deſſen, was angegriffen wird, zu erſchöpfen, oder nur um alles dagegen Vorgebrachte angeben zu wollen. Der bei begonnenem Durchleſen

ſich, wie geſagt, faſt in jeder Zeile ſindenden Aufforderung, einen Widerſpruch oder eine Bemerkung einzulegen, ſo wie dem Unwillen, der über die ganze Benehmungsweiſe des Verf. empfunden werden könnte, kann man grade deshalb kein Gehör geben, weil ſolche Aufforderungen oder Empfindungen bei der fortgeſetzten Lektüre ſich immer zu ſteigern im Begriffe ſind. Es drängt ſich zunächſt das Gefühl auf, daß man es hier etwa mit dem Ausbruche eines hypochondriſchen Humors zu thun habe, welcher in dem Verf., was auch deſſen Beſchäftigung oder Studium ſeyn möchte, die Vermögen richtigen Auffaſſens, ja richtigen Leſens, die Fähigkeit ſich deſſen, was er geſagt, nach wenigen Zeilen zu erinnern, ohnehin alle ruhige Vergleichung gelähmt hätte. Die ganze Konſtruktion der Schrift deutete auf etwas der Art; der Vortrag geht ohne Unterbrechung, Eintheilung und Ordnung in Einem Eifer fort, die hitzige Polemik, die eben ſo ſehr daſſelbe wiederholt, als auf die zufälligſte Weiſe ſich in Anderes hinüberſpricht, wechſelt kunterbunt mit eigenen eben ſo verworrenen Verſuchen von Deduktionen ab, dann mit pomphaften Deklamationen voll vortrefflicher Geſinnungen und hoher Anforderungen; von den Anſtrengungen wird behaglich in gemüthlichen, ſalbungsvollern Ergießungen ausgeruht. „Die Philoſophie," beginnt der Verf. S. 11., ſtrebt nach Wahrheit; — nur zu oft werden die Schickſale der Philoſophie mit der unſterblichen Philoſophie ſelbſt verwechſelt; die Werke einzelner Menſchen werden ihr angeſchuldigt. — Man beobachte die Neugierigen, die Gleichgültigen, die Selbſtgefälligen u. ſ. f. (ſolcher Man's folgt noch beinahe eine Seite 14.) — Der Geiſt der Wiſſenſchaft kennt keine Parthei. In ihr wirkt die Wahrheit, ſie iſt unſterblich und ewig u. ſ. f. S. 15. — Die Gegenwart iſt ein Reſultat der Vorwelt, allein nicht bloß ein Reſultat der Vorwelt. Man ehre die Alten, allein man ſuche das Lebendige nicht im Todten u. ſ. f."

„Nur die Bewegung führt zur Ruhe, — wo die

Ruhe, die wahre Ruhe waltet, da waltet (ein Lieblingswort des Verf.) die freie, wahrhaft lebendige Bewegung." S. 16, 17 geht es ſo fort: „Man ſey nicht ungerecht gegen unſere Zeit u. ſ. f. Man beobachte nicht allein die Gährung in Philoſophie und Religion, man vergleiche beide mit der Geſtaltung des Lebens überhaupt u. ſ. f." Anderwärts, S. 94, heißt es: „wo nach wahrer Erkenntniß geſtrebt wird, muß der Irrthum verworfen werden. (— Gewiß —) u. ſ. f." Sehr freigebig insbeſondere ſind überall die Foderungen eines normalen Fortſchreitens, eines normalen Entwickelns oder ſich entwickeln Laſſens des Einzelnen aus der Totalität, u. ſ. f. ausgeſtreut. Es wäre leicht, von dem, was in den Deklamationen des Verf. noch von Gedanken vorhanden iſt, zu zeigen, daß daſſelbe nur aus der Philoſophie geſchöpft iſt, die er beſtreitet und verunglimpft. Dergleichen Kategorien, wie die Entwicklung aus der Totalität, die Objektivirung der Vernunft, Verwirklichung der Subſtanz in der Nothwendigkeit u. ſ. f. erſcheinen aber bei dem Verf. in flacher Allgemeinheit, da er ſie zu nichts als zum Großthun gebraucht; ſie ſind daher unfähig, Früchte zu tragen und bleiben, ungeachtet der oft gebrauchten Worte von Idee, lebendigem Auffaſſen, tiefem Auffaſſen u. ſ. f. todt und flach. Sonſt würde gleich von dem vorhin angeführten Satze, daß in der wahren Ruhe die wahre Bewegung waltet, wenn der Verf. das geringſte Bewußtſeyn über die darin enthaltene Vereinigung von Entgegengeſetztem, von Poſitivem und Negativem, gewonnen und zu entwickeln gewußt hätte, wie von der Entwicklung aus der Totalität der Idee u. ſ. f. die Frucht die haben ſeyn müſſen, daß er ohngefähr ſeine ganze Schrift weggeſtrichen hätte.

Wenn ſchon die polemiſche Hitze in der Abwechſlung mit der Parrheſie paränetiſcher Trivialität, die Inkohärenz der Darſtellung, auf ein hypochondriſches Uebel hinweiſt; ſo könnte man auch nur aus einem ſolchen die Art erklärlich finden, wie

der Verf. mit dem Faktiſchen in Anſehung der Philoſophie umgeht, die er bekämpft. „Der Zweck der gegenwärtigen Schrift iſt," ſagt er S. 31, „das vernünftige, wahrhaft ſpekulative Denken zu befördern. — Hinſichtlich ihres (jener Philoſophie) geſchichtlichen Gegenſtandes muß alſo dieſe Schrift es ſich zur Pflicht machen, dahin zu führen, daß derſelbe in jeder Beziehung richtig verſtanden, erkannt und begriffen werde." Wenn man dem Verf. auch das Verſtehen, Erkennen und Begreifen des Gegenſtandes erlaſſen wollte, ſo beſchränkte ſich die Pflicht dieſes Führers zunächſt auf das richtige und damit redliche Angeben des geſchichtlichen Gegenſtandes. Wir wollen zuerſt an Beiſpielen ſehen, wie der Verf. dieſe Pflicht beobachtet hat.

Das erſte Beiſpiel von der Art, wie der Verf. auffaßt, nehmen wir aus S. 100, 101. Nachdem daſelbſt eine verworrene Unzufriedenheit über die logiſche Beſtimmung der Realität bezeigt iſt, heißt es: „Einen Beweis für ſeine Aufſtellung hat Hegel noch nicht gegeben. Indeſſen die Beiſpiele ſagen auch nichts." Es werden nun aus Logik 1. Bd. 1. Abth. S. 54 die Beiſpiele kritiſirt, die für den Gebrauch des Wortes Realität, in verſchiedenen Beſtimmungen, angeführt werden. Wir müſſen zunächſt die Worte dieſer Stelle der Logik ſelbſt anführen. „Realität," heißt es daſelbſt, „kann ein vieldeutiges Wort zu ſeyn ſcheinen, weil es von verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Beſtimmungen gebraucht wird. Wenn von Gedanken, Begriffen, Theorien geſagt wird, ſie haben keine Realität, ſo heißt dieß hier, daß ihnen kein äußerliches Daſeyn, keine Wirklichkeit zukomme; an ſich oder im Begriff könne die Idee einer platoniſchen Republik wohl wahr ſeyn. Umgekehrt, wenn z. B. nur der Schein des Reichthums im Aufwande vorhanden iſt, wird gleichfalls geſagt, es fehle die Realität, es wird verſtanden, daß jener Aufwand nur ein äußerliches Daſeyn ſey, das keinen innern Grund hat." Es iſt hinzugefügt, daß auch

von Beſchäftigungen geſagt werde, ſie ſeyen nicht reell, wenn ſie keinen Werth an ſich haben, oder von Gründen, inſofern ſie nicht aus dem Weſen der Sache geſchöpft ſind. — Wie zeigt nun der Verf., daß dieſe Beiſpiele nichts ſagen? „Es wird geſagt," führt er richtig an, „man ſage von einer Theorie, z. B. der platoniſchen Republik, ſie kann an ſich wohl wahr ſeyn;" „dieß," urtheilt der Verf., „beweiſt zwar, (was?) daß die platoniſche Republik eine beſtimmte Seite der Realität nicht hat, daß ſie nämlich nicht in einem wirklichen Staate dargeſtellt werden könnte, welches Plato auch nie gewollt hat, (dies hätte der Verf. etwa zu beweiſen), indeſſen die platoniſche Republik hat allerdings Realität, als ideale Darſtellung, ſie hat auch ein Seyn für Andere, denn ſie iſt für uns ein unſchätzbares Werk." Ja wohl! Iſt aber in dem, was der Verf. vor ſich hatte, im geringſten von dem Werthe dieſes Werks die Rede geweſen, und nicht bloß von dem Sinne, welchen in jenem (gerechten oder ungerechten) Sagen der Ausdruck Realität habe? Iſt es überhaupt um ſolche kahle Behauptung zu thun, wie die, „daß Platon's Republik ein unſchätzbares Werk ſey?" „Das zweite Beiſpiel, daß Aufwand ohne Reichthum keine Realität habe," ſagt der Verf., „paßt wieder nicht;" er fügt die Berichtigung hinzu, „daß er zwar unbeſonnen und werthlos ſey, er ſey aber an ſich (was heißt: der Aufwand ohne Reichthum iſt an ſich?) und auch für Andere, welche Vortheil daraus ziehen, wie leider die tägliche Erfahrung zeige." Was ſoll ſolche ohnehin triviale moraliſche Diskuſſion hier, wenn bloß von dem Sinne, den Realität in jenem populären Ausdrucke hat, die Rede iſt! — Aber es verbindet ſich hiemit ein noch unmittelbareres Beiſpiel von der Art, wie der Verf. „den geſchichtlichen Gegenſtand" aufzufaſſen fähig iſt. S. 101 wird als Faktum angegeben, „in der Vorrede zum hegel'ſchen Naturrecht S. XIX. werde behauptet, daß Platon (Dativ) die hegel'ſchen Sätze: was vernünftig iſt, das iſt wirklich, was

wirklich ist, das ist vernünftig, im hegel'schen Sinne die Angel seyen, um welche sich das Unterscheidende der platonischen Idee (in dem Werke über die Republik) drehe." Als Ref. jene Vorrede S. XIX nachschlug, fand er, daß daselbst gesagt ist, „Plato habe im Bewußtseyn des in die griechische Sittlichkeit einbrechenden tiefern Princips, das an ihr unmittelbar nur als unbefriedigte Sehnsucht, und damit als Verderben erscheinen konnte, aus eben der Sehnsucht die Hülfe dagegen suchen müssen, die aber aus der Höhe kommen mußte; er habe die Hülfe zunächst nur in einer äußern besondern Form der Sittlichkeit suchen können, durch welche er gerade den tiefern Trieb jener Sehnsucht, die unendliche Persönlichkeit, am tiefsten verletzt; er habe sich aber dadurch „als der große Geist bewiesen, daß eben das Princip, um welches sich das Unterscheidende seiner Idee dreht, der Angel ist, um welche die bevorstehende Umwälzung der Welt sich gedreht hat." Hier ist so ausdrücklich, daß ein Mißverstand unmöglich scheint, das Princip des Christenthums, und das abstraktere Princip der unendlichen Persönlichkeit, als das genannt, das in der Sehnsucht Plato's angedeutet sey, und um das sich der Angel der Weltgeschichte gedreht habe. Mit dieser Betrachtung über die Hindeutung der platonischen Tendenz auf das Christenthum schließt der Absatz. Ganz getrennt hievon folgen die beiden berüchtigt gemachten Sätze, die der Verf. anführt; sie sind in einen Zusammenhang mit weiter Folgendem gesetzt und ausgesprochen; sie sind und stehen vor Augen außer Verbindung mit dem Angel der Weltgeschichte. Aber der Verf. konnte dem Princip des Christenthums, um das sich die bevorstehende Umwälzung der Welt gedreht habe, jene Sätze in seinem Lesen substituiren.

Noch einige Beispiele dieser Art! S. 159 heißt es bei dem Verf.: „So ist denn z. B. das Eins zugleich das Leere," wozu Log. 1. Bd. 1. Buch S. 91—129 citirt ist. Daselbst S. 102, wo das Eins und das Leere abgehandelt wird, ist auf-

gezeigt, daß das Leere nicht unmittelbar für ſich iſt, dem Eins gleichgültig gegenüber, ſondern daß es in der Beſtimmung des Eins enthalten iſt, ferner ſich zum Eins verhält, und daß das Fürſichſeyn ſich zum Eins und dem Leeren beſtimmt. — Ebendaſelbſt heißt es bei dem Verf., „Hegel habe gefürchtet, aus ſeinen Sätzen könnte die ſchiefe Folgerung gezogen werden, daß weil $-a.+a=-a^2$ wäre, umgekehrt $+a.-a=+a^2$ gebe. Logik 1. Bd. II. Buch S. 63 iſt gezeigt, wie der bloße Begriff entgegengeſetzter Größen überhaupt, der jedermanns Begriff iſt, auf ſolche Folgerung führen könnte. Folg. S. wird von der Behauptung erzählt, „daß die Negation der Negation deshalb das Poſitive wäre, weil $-a.-a=a^2$ wäre," dazu iſt, wie vorhin, Logik 1. Bd. Buch 2, S. 63 citirt. Weder daſelbſt, noch irgendwo, iſt das Faktum ſolcher Behauptung zu finden.

Ein merkwürdiges Beiſpiel von geſchichtlichem Auffaſſen iſt folgendes. „Das Ziel des Philoſophen," ruft der Verf. S. 190 in einem ſeiner Anfälle deklamirender Vortrefflichkeit aus, „ſteht höher, als das gewöhnliche Treiben in der Welt; degradirt er ſich zu dieſem, ſo iſt das Herrlichſte der Wiſſenſchaft für ihn verloren. Bei Hegel heißt es aber, wenn das Geiſtliche die Exiſtenz ſeines Himmels zum irdiſchen Dieſſeits und zur gemeinen Weltlichkeit in der Wirklichkeit und in der Vorſtellung degradire, — das Weltliche dagegen ſein abſtraktes Fürſichſeyn zum Gedanken und dem Principe vernünftigen Seyns und Wiſſens hinaufbilde, dann ſey die wahre Verſöhnung objektiv geworden." Citirt iſt Hegel's Naturrecht, S. 354. Die Art des Verf. in Betreff der Richtigkeit der Angabe des Faktiſchen hier deutlich zu machen, erfordert allerdings einige Umſtändlichkeit; aber der Satz, den er für faktiſch ausgiebt, iſt grell genug, um Beleuchtung zu verdienen. Die ſo abrupt angeführten Worte finden ſich in dem Abſchnitte jenes Naturrechts, welcher die Hauptmomente der Weltgeſchichte kurz angiebt, und zwar in den §§. über das Princip der ger-

manischen Völker, in welche die christliche Religion gelegt worden sey. In §. 359 wird angegeben, daß die Innerlichkeit des Princips, als die noch abstrakte, in Empfindung als Glaube, Liebe und Hoffnung existirende, Versöhnung und Lösung alles Gegensatzes, sich einer Seits zum weltlichen Reiche, einem Reiche der für sich seyenden rohen Willkühr und der Barbarei der Sitten entwickelt habe, anderer Seits zu einer jenseitigen Welt, einem intellektuellen Reiche, dessen Inhalt wohl die Wahrheit des Geistes sey, aber noch ungedacht in die Barbarei der Vorstellung gehüllt, und als geistige Macht über das Gemüth, sich als eine unfreie fürchterliche Gewalt gegen dasselbe verhalte. Auf die Angabe dieses Gegensatzes, wie ihn das Mittelalter geschichtlich darstellt, folgt §. 360 die Angabe des Ganges der Auflösung desselben so: „indem in dem harten Kampfe dieses Gegensatzes jener Reiche, das Geistliche die Existenz seines Himmels zum irdischen Diesseits und zur gemeinen Weltlichkeit, in der Wirklichkeit und in der Vorstellung degradirt, — das Weltliche u. s. f." — Hier hat zunächst der Verf. die Worte, welche den Uebergang der Kirche in ihr Verderben ausdrücken, richtig abgeschrieben, so auch die nächsten, welche die Heraufbildung des weltlichen Reichs betreffen, nur daß er die Heraufbildung desselben auch zur Vernünftigkeit des Rechts und Gesetzes übergangen. Was nun aber eigentlich zu rügen ist, ist die Weglassung folgender Worte: „so" (indem die Kirche zur Weltlichkeit herabgesunken, das weltliche Reich sich seiner Seits zu Wissenschaft, zu Recht und Gesetz erhoben) „ist an sich der Gegensatz zur markloſen Gestalt geschwunden;" (— daß an sich der Gegensatz zum Schein geschwunden, ist noch nicht die existirende Versöhnung; wodurch dieselbe zur Existenz gebracht worden, dieß ist im darauf Folgenden so ausgedrückt:) „Die Gegenwart hat ihre Barbarei und unrechtliche Willkür, und die Wahrheit ihr Jenseits und ihre zufäl-

lige Gewalt abgestreift, so daß die wahrhafte Versöhnung objektiv geworden." Diese aus dem An sich nun zur Objektivität erhobene Versöhnung ist hierauf in Ansehung des Staats, der Religion und der Wissenschaft näher bestimmt, und zwar so, daß im Staate „das Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit seines substantiellen Wissens und Wollens in organischer Entwicklung, in der Religion das Gefühl und die Vorstellung dieser seiner Wahrheit als idealer Wesenheit finde, und in der Wissenschaft die freie begriffene Erkenntniß dieser Wahrheit." — Man sieht aus diesem wörtlichem Auszuge, daß die Religion, wie sie in der vollführten Versöhnung sey, ausdrücklich unterschieden und unterschieden geschildert wird — von jener Degradation des Geistlichen, von welcher der Verf. geschichtlich angiebt, daß in ihr die Versöhnung als objektiv geworden angegeben sey. Von nun an bis ans Ende seiner Schrift wiederholt er das Wort Degradation, an dem er einen solchen Fund gethan, beinahe auf jeder Seite, und verwendet es zu salbungsreichen Tiraden: „Wer es wagen will, den Himmel zu degradiren, degradirt sich selbst," ebendaselbst und folgende S. „jetzt will man den Himmel degradiren, und ist vornehm genug, zu übersehen, daß man sich selbst degradirt u. s. f." — (Wohl! In dem citirten §. und in der Geschichte mit den ungeheuren Zügen findet es sich angegeben, wer den Himmel zum irdischen Diesseits und zu gemeiner Weltlichkeit degradirt hat!) — Lähmung des Vermögens, überhaupt geschichtlich aufzufassen, und Unwirksamkeit des Verstandes, das Bestimmte festzuhalten, und aus dem Unterschiede, der dabei gemacht ist, zu merken, daß es auf solches Bestimmte ankommt, sind ohne Zweifel Folgen der Hypochondrie. Ist es aber etwa die Schilderung des Verderbens der Kirche, welche hier die hypochondrische Gereiztheit so hoch gesteigert hat, daß der Verf. aus der Angabe, die er vorfand, die Erhebung des Staats

zur Vernünftigkeit des Rechts und Gesetzes wegläßt, und dann sich auch kein Bedenken daraus macht, der Schilderung der Religion, so wie sie in der objektiv gewordenen Versöhnung beschaffen sey, nämlich daß das Selbstbewußtseyn in ihr das Gefühl und die Vorstellung der Wahrheit, des substantiellen Wissens und Wollens, als idealer Wesenheit, (wie im Staate die vernünftige Wirklichkeit desselben) finde, zu substituiren die Degradation des Himmels, der im geistlichen Reiche hatte existiren sollen, zur gemeinen Weltlichkeit? Zu versichern, nicht das geistliche Regiment habe, sondern man habe den Himmel degradirt? Aber Schilderung jenes Regiments und Degradation des Himmels ist freilich bei Manchen gleichbedeutend. — Bei geringer Ueberlegung hätte sich der Verf. auch den Unwillen und ein Räsonnement erspart, in das er um zwei Seiten vorher geräth. — Aus demselben Naturrecht führt er S. 52 an: „Ich," heißt es da, „habe diese Glieder, das Leben nur, insofern ich will, das Thier kann sich nicht selbst umbringen oder verstümmeln, wie der Mensch." Dies ist in der Anmerkung zu einem §. gesagt, in welchem vom Ich ausdrücklich als Person die Rede ist; ebendaselbst und in vorhergehenden Perioden der Anmerkung ist die Seite, daß Ich lebendig bin und einen organischen Körper habe, von der freien Persönlichkeit unterschieden, und nur von diesen beiden Bestimmungen ist die Rede. Der Verf. sagt nun zu jenen angeführten Worten: „Dieser Satz hätte schon an sich nicht in ein, in einem christlichen Staate geschriebenes Naturrecht gehört. Diese Theorie (!) der Selbstverstümmlung und Selbsttödtung verträgt sich nicht mit dem Christenthum" (doch etwa gar die Praxis?) „Dagegen (wogegen?) ist jener Satz offenbar unwahr." Nun kommt ein Meisterstück von Widerlegung: „Der Mensch ist nicht Herr darüber, daß er geboren werden soll." (Gewiß nicht! aber wenn der Verf für nöthig findet, diese

Gegenrede zu machen, ſo bringt er den Schein herbei, als ob geſagt worden wäre, daß der Menſch Herr darüber ſey, ob er geboren werden ſolle. Daß es dem Verf. um dieſen Schein ganz weſentlich zu thun ſey, dafür zeugt vollends das, was derſelbe am Schluß ſeiner Deduktion verſichert, daß dieſer Satz (von der Möglichkeit, daß der Menſch ſich verſtümmle, ja tödte), „nur aufgeſtellt iſt, um die abſolute Kauſalität des einzelnen Subjekts zu behaupten." Ref. hat wohl in einer alten Jeſuiter-Komödie: „die Erſchaffung der Welt" betitelt, die Vorſtellung geſehen, daß Adam vor ſeiner Erſchaffung auftritt und in einer Arie den Wunſch ausſpricht, ach wenn er doch ſchon geſchaffen wäre! Aber auch dort iſt nicht ſo weit gegangen, daß Adam als Herr darüber aufgeführt wäre, „ob er geboren werden ſolle." — „Die Dauer ſeines irdiſchen Lebens hängt nicht von ihm ab." Man höre nun weiter das Raiſonnement des Verf. hierüber: „Will er (der Menſch) ſich umbringen oder verſtümmeln, ſo muß er Naturkräfte anwenden; ob ihm ſein Vorhaben gelingt, hängt nicht allein von ihm ab (— bereits eine Beſchränkung des vorhergehenden Satzes, daß die Dauer ſeines Lebens nicht von ihm abhänge), ſondern von einer außer ſeinem Willen geſetzten Wirkſamkeit.

„Dergleichen Anſchläge mißlingen oft;" (gelingen alſo auch zuweilen) — „gelingen ſie, ſo kann der Menſch doch nicht beſtimmen, welcher Augenblick grade den Tod bringe;" (hier iſt die Abhängigkeit auf ſehr wenig reduzirt) „mißlingen ſie," (ſo iſt es mit den Anſchlägen der Willenskraft doch noch nicht aus, denn der Verf. iſt ſinnreich genug, einen weitern Anſchlag auszufinden) „und iſt er (fährt der Verf. fort) nun einmal ſo jämmerlich verkehrt, daß er, wenn er Willenskraft behält, ſich todthungern wollte;" (man ſieht, der Verf. hatte die Anwendung von Gefängniß und Banden gegen jene Willenskraft ausgeſonnen) „ſo iſt er nicht im Stande, zu beſtimmen, wann der Hungertod eintreten ſolle." Wenn dieß Raiſonnement auch ſcharf-

ſinniger wäre, als es iſt, um einen gewiſſen Grad der Abhängigkeit zu beweiſen, ſo wäre es ſelbſt hierfür nicht erſchöpfend; dem Verſ. iſt der Fall noch entgangen, daß der Selbſtmörder den Augenblick ſeines Hungertodes vorausbeſtimmen nicht gewollt hätte; ſo hätte er doch ſeinen Willen durchgeſetzt.

Solche Lähmung im Auffaſſungsvermögen iſt etwas Schlimmes, aber auch als ein böſer Genius läßt ſich der Humor der Hypochondrie vermuthen, wenn das halbe und noch dürftigere Auffaſſen allzu gewaltthätig geſchieht, wenn das Weggelaſſene ſo nahe vor Augen lag, daß das Weglaſſen durch ein nur oberflächliches Hinſehen allein nicht erklärlich iſt, wenn daſſelbe dazu dient, einen Sinn hervorzubringen, der in eine, in einem chriſtlichen Staate geſchriebene, Philoſophie nicht gehörte. Schon die angeführten Beiſpiele deuten ſattſam auf das böſere Ingrediens in der Faſſungsweiſe des Verf. Insbeſondere zeigt ſich dergleichen, wenn Halbes oder ausdrücklich Verkehrtes im Vorbeigehen angeführt wird, — gleichſam auch mit halbem Gewiſſen, oder mit ganzem Vorbeigehen des Gewiſſens. Solches Hinwerfen erſcheint ohnehin am dienlichſten, um Unrichtigkeiten zu verſtecken; was im Vorbeigehen hingeworfen wird, pflegt nicht näher unterſucht zu werden, und thut, wenn der Inhalt arg genug iſt, doch ſeine Wirkung. — S. 109 nennt der Verſ. die Darſtellung komiſch „daß das Unendliche aus dem Endlichen kommt, oder, wie anderwärts geſagt iſt, daß Gott da wäre, wenn endliche Subjekte, die Menſchen, ihn dächten.“ Die Halbheit und Schiefheit, deren ſich die erſte dieſer Anführungen ſchuldig macht, übergehen wir und beleuchten nur die zweite, „daß Gott da wäre, wenn die Menſchen ihn dächten;“ wozu Phänomenologie S. 637 citirt iſt. In dieſer Stelle iſt der Begriff der natürlichen (Natur-) Religion, und näher die Beſtimmtheit angegeben, nach welcher der Unterſchied der Religionen von einander abſtrakt zu machen ſey. Zu dieſem Behufe iſt zuvörderſt angegeben, in welcher Geſtalt die Idee in der Re-

ligion überhaupt iſt; es heißt: „die Geſtalt der Religion enthält nicht die Geſtalt des Geiſtes, wie er als vom Gedanken freie Natur, noch wie er vom Daſeyn freier Gedanke iſt; ſondern ſie iſt das im Denken erhaltene Daſeyn, ſo wie ein Gedachtes, das ſich da iſt.“ Alſo der Gegenſtand in der Religion iſt weder das Daſeyn abſtrahirt vom Denken (die Natur als die Idee in der einſeitigen Form des Daſeyns) noch der Gedanke abſtrahirt vom Daſeyn, (der Geiſt als die Idee in der einſeitigen Form des Denkens, alſo der endliche Geiſt, oder das Denken abſtrakt überhaupt, was gleichfalls endliches Denken iſt) ſondern Daſeyn, welches Denken, und Denken, welches Daſeyn iſt. Wo iſt Gott nicht ſo definirt worden (inſofern es zunächſt um eine abſtrakte Beſtimmung zu thun iſt), daß Gott, der höchſte Gedanke, zugleich ungetrennt Daſeyn habe, ein Daſeyn ſey, das ungetrennt Denken ſey? und im Gegenſatze das Endliche ſo, daß in ihm Denken, obgleich mit Daſeyn verknüpft, doch auch trennbar ſey? — Wie iſt nun hierin etwas von dem zu leſen, was der Verf. als ein Citirtes, Faktiſches angiebt, — daß „Gott da wäre, wenn endliche Subjekte, die Menſchen, ihn dächten?“ und ſonſt von Daſeyn und Denken findet ſich auf der citirten Seite nichts, ohnehin nichts von Menſchen und endlichen Subjekten.

Aus dem Reichthum dieſer Schrift an dergleichen kurzen, im Vorbeigehen gemachten Anführungen nur noch einige kleinere Beiſpiele. S. 183 heißt es: „in den Lehren Spinoza's und Schelling's lag eine Andacht (welche bei Hegel nur ein Proceß iſt).“ Was bei Hegel Proceß heißt, wird nicht beigebracht; er iſt eine Thätigkeit, in den beſtimmten Momenten, die ſie durchläuft, aufgefaßt. — Weggelaſſen iſt ferner die Beſtimmtheit, durch welche die geiſtige Thätigkeit Andacht iſt. Man hätte dem Verf. beinahe zu danken, daß er nicht auch angeführt hat, bei Hegel ſey die Religion, Gott nur ein Proceß u. ſ. f. Die Stelle, die der Verf. mag vor Augen gehabt haben, iſt

wohl §. 555. der Encyklopädie, 2. Ausgabe, wo es heißt: „der Glaube ist in der Andacht in den Proceß übergegangen, den Gegensatz, der noch im Glauben, der Gewißheit von der objektiven Wahrheit, ist, zur geistigen Befreiung aufzuheben, durch diese Vermittlung jene erste Gewißheit zu bewähren und die konkrete Bestimmung derselben, nämlich die Versöhnung, die Wirklichkeit des Geistes zu gewinnen." Ist hier die Andacht nur ein Proceß, wie der Verf. sagt? — Ein paar Zeilen weiter heißt es ebenso überhaupt die „von Hegel bespöttelte Frömmigkeit;" citirt ist dazu Encyklopädie, 2. Ausgabe, S. 519, wo eine inhaltslose Frömmigkeit genannt ist. In wiefern nach des Verf. ebendaselbst gemachter Versicherung, Viele derjenigen, welche solcher Frömmigkeit das Wort reden, dem Spinoza und Schelling, als in deren Worten eine Andacht gelegen habe, Vieles zu verdanken haben, möchte er selbst bei jenen Vielen rechtfertigen.

Wie der Verf. die von ihm der Polemik vorgeschriebene Bedingung: „geschichtlich richtig und hiemit redlich das aufzufassen und anzuführen, was bekämpft werden soll," erfüllt hat, mag aus den gegebenen Beispielen klar genug hervorgegangen seyn. Ueberdieß flechten sich, wenn nun die Polemik selbst, oder vielmehr nur Proben davon dargestellt werden sollen, allenthalben die Beispiele von falschen Angaben ein. Die Darstellung wird in der Polemik noch beschwerlicher und tädiöser, weil es bei dieser auf die Fähigkeit, einen Gedankengang zu verfolgen, ankommt, aber zu der Lähmung des Vermögens, Gegebenes aufzufassen, noch die Lähmung, dem Gedankengang eines Andern zu folgen, so wie seine eigenen Gedanken zusammenzuhängen und im Zusammenhang zu erhalten, bei dem Verf. sich hinzugesellt. Bei der Unmöglichkeit, diese Paralysis in einem Verlaufe von Raisonnement, wo jede Zeile zu kritisiren wäre, diplomatisch genau darzustellen, sind die Angaben hierüber und die Beurtheilung, deren es eben nicht viel bedarf, allgemei-

ner zu halten, und nur Hauptmomente anzugeben, die der Verf. in ſeiner Widerlegung zu erhärten beſtrebt iſt.

Um dieß an das Vorige anzuknüpfen, (die Anknüpfungsweiſen des Verf. in ſeinem Fortgange ſind nicht beſſer) fangen wir von der Lehre, in der, wie der Verf. S. 183 ſagt, „ein tiefer Sinn, eine Andacht lag," — von dem Spinozismus an, um zu ſehen, wie der Verf. das Verhältniß der Philoſophie, die er bekämpft, zu demſelben angibt. Es iſt dieß einer der Punkte, die er ausführlich behandelt; das Reſultat iſt, S. 184, daß „das, was an den Lehren Spinoza's und Schelling's hauptſächlich vermißt worden, in der hegel'ſchen Lehre nicht etwa ergänzt, ſondern das Mangelhafte auf eine ſchroffe Weiſe näher (!) auf die Spitze getrieben ſey."

S. 163 kommt der Verf. hierauf, nachdem er S. 162 präludirt hatte: „man hatte," giebt er über die Phänomenologie an, „eine beſtimmte Anſicht zur Vorausſetzung, eine beſtimmte Anſicht, welche erreicht werden ſollte" (eine Abſicht erreichen, iſt ein bekannter Ausdruck; aber eine Anſicht erreichen iſt nicht ſo klar). Alsdann bemerkt er, S. 163, „die Begriffe, Seyn und Weſen, wenn ſie nicht von einem beſtimmten Geſichtspunkte, den man gerade (!) feſthalten wollte, äußerlich (!) betrachtet worden wären, hätten die ihnen in der hegel'ſchen Lehre zu Theil gewordenen Schickſale nicht haben können. Nun ſey aber das höchſte Reſultat dieſer Begriffe die Subſtanz (es wird weiterhin die Unmöglichkeit bemerklich gemacht werden, die es für den Verf. hat, eine freie Entwicklung der Begriffe und das Hervorgehen eines Reſultates aus derſelben zu faſſen; er bedarf es ſchlechthin, eine Vorausſetzung dazu zu finden, oder auf pſychologiſche Weiſe zu erſinnen) und werde," fährt der Verf. fort, „ausdrücklich auf die ſpinoziſtiſche Subſtanz Bezug genommen, Logik Bd. 1, Buch 2, S. 225." (Daſelbſt wird aber mehr als nur Bezug darauf genommen: es wird das Mangelhafte des Spinozismus beſtimmt nachgewieſen). „Schon hier-

aus," (aus der bloßen Bezugnahme) „geht hervor, daß die hegel'ſche Lehre die Lehre von der ſpinoziſtiſchen Subſtanz zur Vorausſetzung haben möchte; daß es wirklich ſo iſt, kann gar nicht bezweifelt werden. Denn die hegel'ſche Lehre ſoll zwar den Spinozismus widerlegen; — der Standpunkt deſſelben ſoll zuerſt als weſentlich und nothwendig anerkannt, aber aus ſich ſelbſt auf den höhern herausgehoben werden; er ſoll dadurch ergänzt werden, daß das Princip der Perſönlichkeit, die Freiheit, gerettet und aus der Subſtanz ſelbſt abgeleitet werde." Dieſe Angabe des Verhaltens der in Rede ſtehenden Philoſophie zum Spinozismus kann äußerlich richtig genannt werden, wie auch die folgende Zeile: „die hegel'ſche Lehre bewegt ſich demnach zur Subſtanz hin und aus ihr heraus." Nun fährt der Verf. fort: „die Lehre von der Subſtanz zeigt ſich alſo als das eigentliche Centrum der eigenthümlichen Grundanſicht der Lehre." Daſſelbe wiederholt er S. 165. „Es dürfte als gewiß anzunehmen ſeyn, daß man ſchlechterdings den Begriff der Subſtanz habe zum Centro der Lehre machen wollen, es dürfte ſich auch ergeben, daß man ſich auf eine beſtimmte Weiſe aus ihm habe herausbewegen wollen." Der Verf. hat die Augen ſo weit aufgethan, um zu ſehen, daß in der Lehre, die er beſtreitet, ein Herausbewegen aus der Subſtanz vorhanden ſey. — Er nennt dieſe am liebſten die ſpinoziſtiſche; der Begriff der Subſtanz befindet ſich aber (wenn wir von der ſkeptiſchen und damit verwandten Philoſophie abſtrahiren) in jeder Philoſophie, ſo wie in aller Theologie; nur daß die andern Philoſophien, als die ſpinoziſtiſche, ingleichen die Theologie ſich aus dieſem Begriffe herausbewegen. Nun hätte aber der Verf. auch nur ſeine phyſiſchen Augen weiter bemühen ſollen, um zu finden, daß das Herausbewegen, von dem er erzählt, ein anderes Ziel, als nur die Subſtanz, nämlich den Geiſt zum Centrum gewinnt, und daß es allenthalben ausgedrückt iſt, daß dieß fernere Ziel, zu

dem der Begriff ſich fortbeſtimmt, die Wahrheit der Subſtanz ſey, die Subſtanz als Centrum aber die Unwahrheit.

Daß der Verf. dieß nicht weiß, iſt nur aus der ſchon angedeuteten Gelähmtheit erklärlich, welche nun ferner zu der Verſicherung: daß die Lehre von der Subſtanz ſich alſo als das eigentliche Centrum der eigenthümlichen Grundanſicht der Lehre zeige, hinzuzufügen ſich nicht entblödet: „dieß könnte durch unzählige Stellen (— dergleichen wäre nicht bloß durch Stellen, ſondern durch den ganzen Inhalt einer Philoſophie zu beweiſen) bewieſen werden" — (wozu? da bereits ein: alſo vorherging). „Hier verweiſen wir nur darauf, daß auch am Schluſſe u. ſ. f. der abſolute Geiſt die eine und allgemeine Subſtanz als geiſtige genannt wird. (Encyklopädie 2. Ausg. S. 499)." So unbefangen iſt der Verf., eine Stelle anzuführen, die ausdrücklich das Gegentheil von dem ſagt, was er damit zeigen will; der üble Genius der Hypochondrie, wenn es auch nichts weiter iſt, hat ihn hier aufs Schlimmſte zum Beſten gehabt. Die ſchiefe Stellung vom Nennen auch zugegeben (in der citirten Stelle heißt es: „der abſolute Geiſt iſt die eine und allgemeine Subſtanz als geiſtige"), ſo zeigt die Stelle, daß nicht die ſpinoziſtiſche Subſtanz, als welcher die Beſtimmung von Perſönlichkeit, von Geiſtigkeit mangelt, das Centrum der Lehre iſt; ſie ſpricht aus, was alle chriſtliche Theologie ausſpricht, daß Gott das abſolut ſelbſtſtändige Weſen, die abſolute Subſtanz iſt, aber das abſolut ſelbſtſtändige Weſen, das Geiſt iſt, — der Geiſt der abſolut ſelbſtſtändig iſt. — Geiſt iſt als ſolcher ſchlechthin das Subjekt, und es iſt durchgängige Behauptung der Lehre, eben in den unzähligen Stellen wie in der angeführten, daß die abſolute Beſtimmung Gottes, nicht die der Subſtanz, ſondern des Subjekts, des Geiſtes iſt. — Allerdings bleibt dem Geiſte auch die Beſtimmung der Subſtantialität; hat der Verf. Gott als Geiſt im Sinne, ſo, daß er nicht ſubſtantiell wäre, oder weiß er von einer Theologie, in welcher Gott wäre, ohne an

und für ſich zu beſtehen, abſolut ſelbſtſtändig zu ſeyn? — Aus Encyklopädie §. 384. führt der Verf. S. 186 den Anfang einer Anmerkung an: „Das Abſolute iſt der Geiſt; dieß iſt die höchſte Definition des Abſoluten.“ Dieſe Stelle findet ſich in dem Abſchnitt, der überſchrieben iſt: „Begriff des Geiſtes,“ zu Anfang der Philoſophie des Geiſtes, in welcher zuerſt der endliche Geiſt in zwei Abtheilungen und in der dritten der abſolute Geiſt abgehandelt iſt. Hiemit ſelbſt iſt der bloße Begriff von ſeiner Realiſation und von ſeiner Idee unterſchieden. — Was ſagt nun der Verf. zu jener Anmerkung? Er verbindet jene Stelle vom Begriffe des Geiſtes unmittelbar mit der Lehre vom abſoluten Geiſte (— er unterſcheidet hiemit das unbeſtimmte Abſolute und den abſoluten Geiſt gleichfalls nicht von einander) und ſagt dann: „Jene Definition iſt aber gewaltig ungenügend, dem menſchlichen Geiſte paſſiren mancherlei nicht abſolute Dinge.“ — Gewiß! wie z. B. hier dem Verf.

Man wird aber müde, ſolche Verkehrungen bei demſelben zu rügen, und ſolche ungemeine Inſtanzen der Anſtrengung ſeiner Denkkraft bemerklich zu machen; wir übergehen auch die weitere Art, wie er die Entwicklung der Subſtantialität, der Nothwendigkeit, den Uebergang aus derſelben in die Freiheit auffaßt. Dieſer Uebergang wird (Encyklopädie S. 400) der härteſte genannt; der Verf. entgegnet S. 165: „Es ſtreitet gegen die Philoſophie, daß in ihr ſelbſt ſolche Härten nothwendig wären, und es drängt ſich daher die Vermuthung auf, daß Jemand (der ſonſtige Man) jene Härte habe hineinbringen wollen.“ Man kann dem Verf. verſichern, daß, wenn man nur mit dem Wollen oder vielmehr Mögen und nicht mit der Natur der Sache zu thun gehabt, man ſich die Härten gern erſpart hätte; der Verf. iſt inſoweit glücklicher daran. In ſeinem Raiſonnement über die Nothwendigkeit und Wechſelwirkung verſichert er (S. 178), „daß die Stellung derſelben in der hegel'ſchen Lehre nicht gerechtfertigt ſey, und ſchwerlich je gerecht-

fertigt werden könne; dieß macht er zu dem guten Grund für ihn ſelbſt, daß auch „wir den ausführlichern Beweis unſerer Stellung deswegen wiederum vorenthalten können."

Jener Stelle und der unzähligen Stellen ungeachtet bleibt dem Verf. aber als Reſultat der Lehre, „die Spitze, auf welche durch ſie die Lehren Spinoza's und Schelling's getrieben ſeyen;" er trägt dieß S. 181 ſo vor: „die abſolute Subſtanz wird nicht ſelbſt frei, ſondern ihre Manifeſtationen; ſie ſelbſt bleibt ſtarr (? — ungeachtet ſie der Geiſt iſt) und die ſpinoziſtiſche Subſtanz wird nicht belebt, ſondern ſie bleibt die eine und blinde Subſtanz, dennoch (!) enthüllt ſie ſich, im Einzelnen wie im Allgemeinen, welche das Beſondere zu ihrer Mitte haben. Die Einzelnen ſind die aktive Kauſalität, das Allgemeine iſt die paſſive Kauſalität der abſoluten Subſtanz" (vergl. S. 195). Dieß erzählt der Verf. auch S. 184 mit einer Konſequenz, die er daraus zieht, „die Einzelnen, als mit der Subſtanz identiſch, ſind die aktive Kauſalität Gottes, folglich wird dadurch geſagt, es gäbe keinen perſönlichen Gott im obigen Sinne, (nämlich als die allervollkommenſte Intelligenz, als das höchſte Leben, ein an ſich perſönlich (wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen darf) abſolut wirkendes Agens) „ſondern die Perſönlichkeit Gottes wären die einzelnen Individuen." Dieſe Quinteſſenz von Behauptungen iſt näher zu beleuchten. Zunächſt, was die paſſive Kauſalität ſey, davon erhält man wohl durch die Schrift des Verf. ziemlich eine Vorſtellung, die Kauſalität des Verſtandes zeigt ſich darin ſehr paſſiv; aber für einen philoſophiſchen Vortrag hätte er dieſelbe, und den Sinn, in welchem er der Lehre, die er bekämpft, zuſchreibt, daß in dieſer das Allgemeine eine ſolche Kauſalität ſey, näher erläutern ſollen. Was die Beſtimmung der Perſönlichkeit Gottes betrifft, ſo iſt es undeutlich, ob die angeführte Parentheſe eine Schüchternheit ausdrückt, die ihn befallen hätte, den Ausdruck perſönlich zu gebrauchen. — Wenn nun aber

ferner das höchste Leben als persönlich bestimmt werden soll, so kann dieß nur geschehen, indem es als Intelligenz, wie auch der Verf. thut, bestimmt wird; — übrigens ist das Prädikat der allervollkommensten aus der wolf'schen Philosophie, um seiner Leerheit willen, mit Recht obsolet, und durch andere ersetzt worden. Daß der Verf. aber in der Intelligenz eine andere Bestimmung, überhaupt und in Beziehung auf Persönlichkeit, gesagt zu haben meint, als die in dem Geist überhaupt, und näher in dem sich als Geist wissenden Geist liegt, (welche Definition er aus der Encyklopädie wiederholt anführt) würde nicht zu glauben seyn, wenn es nicht sonst klar genug geworden wäre, wie sehr ihn ein übler Genius blendet.

Die aktive Kausalität Gottes aber, welche die Einzelnen seyn sollen, steigert sich ihm sogar zur absoluten Kausalität des einzelnen Subjekts; und von da aus hat er dann weiter keine Scheu, von Selbstvergötterung in der Lehre, die er bestreitet, zu sprechen, — davon S. 202 „daß die einzelnen Subjekte sich als Gott wissen sollen." S. 216, „daß die einzelnen Geschöpfe die absolute Lebenskraft selbst seyen." (S. 223 macht er der Lehre dagegen den Vorwurf, daß die Selbstthätigkeit für etwas Eitles erklärt werde) „und sich nur auf hegel'sche Weise als absoluter Geist zu behaupten brauchten, um sich als Gott selbst zu wissen." — Dergleichen Versicherungen eine Unverschämtheit zu nennen, muß man durch die Bekanntschaft, die man mit dem eben erwähnten bösen Genius so vielfach in dieser Schrift gemacht, abgehalten werden. Wo der Verf. die absolute Kausalität der einzelnen Subjekte findet, ist die schon angeführte Stelle, worin es heißt, „daß es dem Menschen möglich sey, sich zu verstümmeln und zu tödten." „Dieser Satz," sagt der Verf. S. 189, „ist nur aufgestellt, um die absolute Kausalität des Subjekts zu behaupten." Es ist ein Satz, den bekanntlich die und zwar „in den christlichen Staaten erscheinenden" Sterbelisten in allen Intelligenzblättern aufstellen. — Das Verhält-

niß aber des endlichen Geiſtes zu Gott iſt die tiefſte Idee, ſo daß das Denken derſelben der ſorgfältigſten Wachſamkeit über die Kategorien, die es dabei gebraucht, bedarf. In den oben angeführten „Aphorismen über Nichtwiſſen u. ſ. f." ſind dieſe Tiefen: Wiſſen Gottes, Wiſſen Gottes in ſich, Wiſſen Gottes in mir, Wiſſen meiner in Gott, denkend behandelt: das iſt nutrimentum spiritus in etwa nachbarlichem Latein, Nahrung für den Geiſt, jedoch nicht Koſt für den Verf. Daraus wäre das ſcharfe Wachſeyn über die Kategorien zu erlernen, wie die Art des „ſchwerfälligen," d. i. ſo trägen als leichtfertigen Denkens" zu erſehen. — In ſolchen Materien bedarf es nicht nur, obgleich das Denken im Konkreteſten iſt, der reinſten Denkbeſtimmungen, ſondern, da, wie man wiſſen muß, dieſe ſelbſt nur Beſtimmungen der Endlichkeit ſind, bedarf es auch deſſen, daß ſogleich dieſer Mangel corrigirt wird. Aber aus einer ſolchen Darſtellung der Ideen die Hälfte einer Beſtimmung, das heißt, dieſelbe mit Weglaſſen der ſie aufhebenden, berichtigenden Beſtimmung, herausheben, heißt beim Geiſtigen nur roh mit unwahren Kategorien darein fahren. Der Verf. hat nicht einmal ein Bewußtſeyn darüber, daß ſelbſt wenn er den Satz formirt (in der Idee der göttlichen Aktuoſität giebt es keine Sätze mehr): die Einzelnen ſehen die aktive Kauſalität Gottes, dieſe Kauſalität noch eine Kauſalität Gottes wäre. Aber wenn die Kategorie: Kauſalität Gottes, wohl in vormaliger Metaphyſik gebraucht worden, und wenn es ein wenigſtens zuläſſiger Ausdruck im populären unbefangenen Vortrage iſt, Gott ſey Urſache der Welt, (wie ja auch Jacobi noch ein großes Gewicht auf dieſen Ausdruck gelegt hat); ſo iſt es etwas anders, wenn auf die beſtimmte Bedeutung der Begriffe geſehen wird. Sagt man doch auch im populären Vortrage ſchwerlich: Gott ſey Urſache der Menſchen, und die Menſchen gehören doch wohl zur Welt, ſondern man ſagt: Schöpfer der Menſchen, wie auch: Schöpfer der Welt; noch weniger wird man ſagen,

die Menſchen, die Welt, ſeyen eine Wirkung Gottes, was doch der Urſache entſpricht. Sagt man doch nicht einmal von den Produktionen des endlichen Geiſtes, er ſey Urſache derſelben; man ſagt nicht, Homer ſey Urſache der Iliade oder dieſe eine Wirkung Homers. Wenn daher die Kauſalität ausgeſprochen wird, wird in eine außergöttliche, endliche Sphäre herabgetreten, (die jedoch nicht gottverlaſſen, nicht gott-los iſt); ſo daß die Kauſalität Gottes nicht Er ſelbſt, inſofern er an und für ſich iſt, ſeyn kann.

Aber das Verfahren des Verf. hat noch einen gröbern Zug in ſich, der zu beleuchten iſt. Zuerſt ſpricht er von dem Satze, daß die Einzelnen „die aktive Kauſalität der abſoluten Subſtanz" ſeyen; dieß ſteigert ſich ihm zur aktiven Kauſalität Gottes, ja wie wir geſehen, zur abſoluten Kauſalität des einzelnen Subjekts. Jene Steigerung hängt mit einer ausgedehnten Verfälſchung zuſammen, der er ihre Grundlage darin gegeben hat, daß er dem Syſteme in der „Hinausbewegung" der Subſtanz zum Geiſte nicht folgt. Der Verf. läßt ſich auf ſeine Weiſe mit dem Begriffe des Subſtantialitäts-Verhältniſſes ein, wie daſſelbe in der Logik, und zwar in deren zweitem Theil, dem Weſen, abgehandelt iſt; im dritten Theile der Logik, welche von dem Begriffe und der Idee handelt, ſind wahrere Formen an die Stelle der Kategorien von Subſtanz, Kauſalität, Wechſelwirkung, die daſelbſt kein Gelten mehr haben, getreten. Von der logiſchen Idee wird fernerhin die konkrete Idee als Geiſt, und die abſolut-konkrete, der abſolute Geiſt, unterſchieden, und in einem andern Theile der Philoſophie abgehandelt. Der Verf. aber ſubſtituirt Gott an die Stelle der Subſtanz, in jener logiſchen Sphäre der Subſtanz, S. 184. „Das Abſolute iſt als abſolute Subſtanz in der Wechſelwirkung nur ſich ſelbſt unterſcheidende Nothwendigkeit," — dieß hat er richtig abgeſchrieben, aber nun fährt er fort: „die Selbſtunterſcheidung iſt ihre Wahrheit" (etwa die nächſte, aber höchſtens auch nur die

nächſte halbe) oder Gott erſchafft nicht einzelne Weſen, ſondern unterſcheidet ſich als blinde Nothwendigkeit u. ſ. f. (worauf auch das vorhin Angeführte von den einzelnen, welche die aktive Kauſalität Gottes ſeyen, folgt). Umgekehrt, wo der Verf. S. 201 nun auf die Lehre von dem abſoluten Geiſte zu reden kommt, der allein als die wahrhafte Beſtimmung für Gott aufgeſtellt wird (um den Lieblingsausdruck des Verf. zu gebrauchen; es geſchieht aber in der Philoſophie mehr, als daß nur aufgeſtellt wird, es wird bewieſen), weiß er ſein Auffaſſungsvermögen nicht über die Kategorien der logiſchen Subſtantialitäts-Sphäre hinauszubringen. Das, was er „die hegel'ſche Dreieinigkeitslehre" nennt, (die freilich auch nicht in Sätzen gefaßt iſt, ſondern wo aufzufaſſen geweſen wäre, (ſ. Encyklopädie §. 571.) das Leben, das ſich in dem Kreislaufe konkreter Geſtalten der Vorſtellung explicirt, — der Eine Schluß der abſoluten Vermittlung mit ſich, den drei Schlüſſe ausmachen,) — dieſe Lehre von dem ſich explicirenden Geiſte erſchafft er zu „weiter nichts" als zu „einer mit einigen Erläuterungen ausgeſchmückten Anwendung der oben ausgeführten Lehre von der Selbſtunterſcheidung der abſoluten Subſtanz oder des Abſoluten in der Wechſelwirkung." Einen Theil dieſer Expoſition fertigt er S. 202 kurz damit ab, daß ſie ein „Geſchwätz" ſey und „in der jämmerlichen Lehre von der Selbſtunterſcheidung der abſoluten Subſtanz wurzle." Dann aber wird die Verkehrung des Aufzufaſſenden, der Eifer (— ein Eifer, der darum noch nicht heilig zu nennen iſt, daß der Verf. den Ausdruck heilig von chriſtlichen Lehren gebraucht, um ſie dadurch dem Denken, vor dem ſie ſich nicht zu ſcheuen brauchen, zu entziehen) — der Eifer gegen die von ihm erzeugte Degradationsmaxime, die Verunglimpfung immer transcendenter, ſo daß das Mißreden ſich S. 209 bis zu dieſer Erbaulichkeit ſteigert, daß man daſelbſt lieſ't, „wenn Hegel desfalls nicht zu Gott beten wolle, daß er ihm dieſe Sünde gegen den heiligen Geiſt

vergebe, ſo werden Andere für ſeine Seele beten.“ Für die Vergebung der Sünde, auf welche dieß Beten allein gehen könnte, der Maxime, die ſpekulativen Ideen der Natur Gottes und ſeiner Dreinigkeit zu den Kategorien des abſtrakten Verſtandes, die Idee des Geiſtes zur Form der Subſtanz zu degradiren, und die in ihrer konkreten Lebendigkeit dargeſtellten Perſonen des göttlichen Weſens zu den abſtrakten Formen des Begriffes, der bloßen Allgemeinheit, Beſonderheit und Einzelnheit zu verblaſen, — mögen die „Andern“ beten, welche ſie begangen haben; dieſe Sünden ſind in des Verfs. Schrift in hinreichender Menge zu finden. Weil der Verf. nicht geſagt hat, daß Er das Gebet, von dem er ſpricht, bereits verrichtet, (— und warum, könnte man fragen, hatte er es nicht bereits verrichtet, wenn es ihm mit ſeinem Reden von Beten Ernſt iſt?) noch die Zuſicherung macht, daß er es thun werde; ſo iſt auch dem, zu deſſen Seele Beſtem es geſchehen ſollte, erſpart, was freilich auch ſonſt überflüſſig wäre, Gott zu bitten, daß er jenes Beten, das aus ſolchem Geiſte (oder etwa nur aus einer Seele, als womit auch die Thiere begabt ſind, da es nur für eine Seele gethan ſeyn ſoll) käme, wenn daſſelbe auch in eine Meſſe eingeſchloſſen werden ſollte, nicht erhören möge. Wäre dem Gebet des Verfs. eine Kraft zuzutrauen, wäre er ſtärker und geübter darin, als er ſich in der Richtigkeit des Auffaſſens und im Sprechen des Richtigen zeigt; ſo hätte er Gelegenheit, ſeine Geübtheit im Beten zum Beſten der Kraft zu gebrauchen, deren er unmittelbar nachher erwähnt. Nach der angeführten unwürdigen, leichtſinnigen, ja höhniſchen Art, das Beten herein zu ziehen, fügt er hinzu, „daß ſie“ (jene „Andern“) „deshalb“ (weshalb?) „nicht im Mindeſten davon ablaſſen werden, ſich allen Bemühungen, das Heiligſte zu degradiren (— daß aus einem Mindeſten von Geübtheit, das Richtige zu ſprechen, die man Wahrheitsliebe zu nennen pflegt, dieſer Ausdruck von Degradiren entſprungen, iſt oben aufgezeigt worden — hier erröthet

das Produkt ſolcher Wahrheitsliebe nicht, ſich in Zuſammenhang mit dem Beten gebracht zu ſehen —) mit aller Kraft, welche Gott verliehen, entgegenzuſtellen;" der Verf. mit jenen „Andern" zuſammen dürften, ohne unbeſcheiden in ihrem Verlangen zu ſeyn, um Vermehrung dieſer „aller ihrer Kraft" für die Ausführung ihrer Drohung ihr Beten verwenden können. — Ora et labora iſt das ganze Gebot; die Arbeit des Studiums und Nachdenkens iſt allerdings ſchwerer, als die Arbeit Gebete zu plappern; aber freilich muß aus dem Gebet, das, um wahrhaft zu ſeyn, aus dem Geiſte der Wahrheit aufſteigen muß, vor Allem der ihm verheißne Seegen, die erſte Bedingung des Studiums, der Seegen der Redlichkeit im Auffaſſen der Gedanken, die man kennen lernen und beurtheilen will, und der Redlichkeit im Erzählen von denſelben, gewonnen worden ſeyn.

Aber indem Ref. ſich ſehnt und beſtrebt, aus dieſem unergründlichen Pfuhle einen Ausgang zu gewinnen, erinnert er ſich daran, daß noch erſt vom Anfange zu reden wäre. Denn der Verf. beginnt mit der Unterſuchung des abſtrakten logiſchen Anfangs, und kommt darauf oft zurück; er läßt ſich auch auf weitere logiſche Materien, nach Willkühr und Zufall, und auf die Methode insbeſondere, übergehen. Nachdem ſeine Verfahrungsweiſe an konkretern Gegenſtänden geſchildert worden iſt, an welchen die Anwendung der Verdrehung, faktiſche Unrichtigkeit, und Verunglimpfung bei den Unkundigen das ſchreiendſte Aufſehen hervorbringt, ſo kann das Ergehen des Verf. über abſtrakte Materien kürzer behandelt werden. Ohnehin iſt es unmöglich, demſelben durch die Art oder vielmehr Unart des Gewirres von Raiſonnement zu folgen; der Vortrag zerfährt allenthalben in eine kunterbunte Vermiſchung abſtrakter Formeln, trivialer pſychologiſcher Popularitäten, unterbrochen durch ſalbungsreiche Tiraden vortrefflicher Geſinnungen, mit derſelben Paralyſis des Auffaſſens und zuſammenhängenden Denkens, die aufgezeigt worden. Um zuerſt von dem etwas zu erwähnen, was der Verf.

über die Methode der Philoſophie, die er beſtreitet, vorbringt, — und hiemit macht er ſich viel zu thun, — ſo verkehrt die richtige Vorſtellung, die er angiebt, daß dieſe Philoſophie ganz auf ihre Methode beruhe, ſich ihm in die, daß die Methode in ihr ein nur Vorausgeſetztes ſey, und derſelben zu Liebe die Reſultate wie die Ausgangspunkte angenommen werden. Auf die Verſicherungen, die Methode ſetze voraus „daß die Wahrheit einen negativen Charakter habe," (S. 39) ſie beruhe „auf dem verneinenden Princip," auf der Abſtraktion, die ihrer Seits vorausſetze (S. 53 und öfters), daß „man durch Weglaſſen desjenigen, was bloß Beſtimmung der Sache ſey, die Wahrheit erkenne," werden wir zurückkommen. Es iſt dabei nicht gegen das Vorausſetzen ſelbſt, daß ſich der Verf. erklärt; er dringt nicht darauf, daß in der Philoſophie eine Vorausſetzung bloß für eine Autorität gilt, und daß nicht ihr, ſondern nur der Kirche erlaubt iſt, die Wahrheit auf Autorität zu gründen. Woher der Verf. aber ſeiner Seits die Vorausſetzungen genommen, die er ſelbſt macht, wird ſich im Verfolge zeigen.

Um die Behauptung zu unterſtützen, daß die Methode vorausgeſetzt ſey, ſagt er (S. 121), „von der Methode iſt in der Logik, in der Vorrede und Einleitung, endlich am Schluſſe derſelben, in der Lehre von der abſoluten Idee, die Rede, und in der letztgedachten Lehre wird ſie als das Allgemeine der Form des Inhalts betrachtet. Durch dieſe Stelle beurkundet ſich denn ganz klar, daß ſie das Mittel geweſen iſt, die ganze Lehre herauszubringen; ferner beurkundet ſich dadurch, daß ſie früher fertig war, als die Wiſſenſchaft, endlich aber möchte hieraus erhellen, daß man nicht ſo ſehr den Inhalt zu durchdringen, a s vermittelſt der Methode einen einmal vorhandenen Inhalt aneinander zu reihen ſuchte." Wenn jene Angaben ganz klar beurkundet heißen, ſo ſcheint es nur ein aufwachendes Gewiſſen zu ſeyn, welches den Ton der Verſicherung wieder in ein: möchte herabdrückt. In der Logik,

die der Verf. citirt, wie in der Encyklopädie, ist zu wiederholten Malen gesagt, daß in Vorreden und Einleitungen, d. i. vor der Wissenschaft, nicht wissenschaftlich, sondern geschichtlich und etwa nur räsonnirend gesprochen werde; es ist wohl noch Niemand eingefallen, in die Vorrede und Einleitung die wissenschaftlichen Grundlagen einer Philosophie zu verlegen, eben so wenig, als sie darin zu suchen. Der Schluß aber enthält das Resultat; die Prämissen, welche die Grundlage dazu bilden, sind im Vorhergehenden, und im vorliegenden Fall, im ganzen Verlauf der Wissenschaft enthalten. Wenn es daher in dem angeführten Schlusse heißt: „die Methode sey das Allgemeine der Form des Inhalts," und wenn sich etwas dadurch beurkunden ließe, so müßte es nicht seyn, daß die Methode das Mittel zum Inhalte, sondern vielmehr der Inhalt (um in des Verfs. Ausdrücken zu sprechen) das Mittel zur Methode gewesen sey. Jener angeschuldigten Methode stellt der Verf. seiner Seits einen Begriff derselben entgegen; „das Erkennen selbst," sagt er (S. 183), „muß die Wahrheit gewinnen; die Methode sucht die Wahrheit in ihrem, in ihr selbst enthaltenen, durch sie selbst gegebenen Zusammenhange, in ihrer solchergestalt durch sie selbst gesetzten lebendigen Entwicklung darzustellen. So ist denn ihre höchste Stufe die Dialektik, eine Bewegung im Erkennen wie das Werden; ist die dialektische Thätigkeit des Erkennens vollendet, so ist die Wissenschaft da." Ref. kann diesen Voraussetzungen nicht anders als Beifall geben, denn es sind dessen eigenste Ausdrücke, wie sie sich zur Genüge in dessen Logik und Encyklopädie finden; sogar das Werden als Bewegung taucht hier wieder auf; wie sehr der Verf. sich früher (S. 29) damit gemartert, werden wir nachher anführen; auch die Dialektik, dieß negative Princip, hat hier bei ihm einen Ehrenplatz erhalten. Der Verf. hat sich diese angeführten Gedanken so sehr zu eigen gemacht, daß er damit unbefangen als mit dem Seinigen und zwar mit der

Miene groß thut, als ob damit gegen die Philoſophie, die er beſtreitet, etwas geſagt worden ſey. Wenn dieſe die Methode darein ſetzt, daß der Inhalt durch ſich ſelbſt ſich entwickle, und der Verf. dieß wörtlich nachſpricht, ſo hätte er vorab und inetwa (wie derſelbe zu ſprechen pflegt) bei dieſer Philoſophie, die Methode als Form bei den Sätzen, über die er ſich ausläßt, zunächſt vergeſſen und ſich in den Inhalt vertiefen müſſen; ſo wäre er in deſſen Fortbeſtimmung eingegangen, und hätte dann das Bewußtſeyn über dieſen Gang des Inhalts, über die Methode, erlangen können. Dieſes ſich Fortbeſtimmen des Inhalts aber, und ob es wahr iſt, daß derſelbe ſich ſo beſtimmt, dieß kümmert den Verf. nicht. Durchweg faßt er vielmehr das, was ihm vorzunehmen beliebt, als ein Aufgeſtelltes, erzählungsweiſe führt er Sätze und Reihen von Sätzen an, die aufgeſtellt ſeyen, ohne ſich darauf einzulaſſen, ob der Inhalt an ihm ſelbſt die Sätze herbeigeführt habe. Aber ein ehern Band (wäre es auch nur als einen Schnitt der Haare) hat ihm der Gott (der Hypochondrie? — oder die Gewalt, welche ihm die Schilderung der Degradation dieſer Gewalt zu einer Degradation des Himmels (ſ. weiter oben) graduirte?) um die Stirn geſchmiedet," um das nicht zu ſehen, was vorhanden iſt.

Die eigene Methode des Verfs. aber in den unzählbaren faktiſchen Unrichtigkeiten ſeiner Expoſitionen des Logiſchen, in den weitern Verkehrungen durch Schließen und Raiſonniren darüber, zu ſchildern, wird hier vollends unthunlich. Einiges, um die Charakteriſirung zu vervollſtändigen, iſt auszuheben.

Eine einfache Weiſe, die oft wiederkommt, iſt die Verſicherung, daß von Sätzen, die er vornimmt, gar kein Beweis gegeben ſey. Der Verf. gebraucht dieſe ſeine beliebige Angabe als Grund, weshalb er für ſeine Behauptungen keinen Beweis zu geben nöthig habe. Die Verſichrung, daß kein Beweis gegeben ſey, macht er, ſelbſt, indem er diejenige Expoſition, welche den Beweis enthält, hererzählt; wie ſolche Auszüge beſchaffen ſind,

iſt ihnen freilich nicht anzuſehen, daß ſie ein Beweis ſind. — So heißt es, S. 114: „Von dem Weſen wird nicht die mindeſte Erklärung gegeben.“ Die Erklärung, was das Weſen iſt, macht, wie dem Verf. bekannt iſt, einen eigenen Band der Logik aus, die er kritiſirt. Gleich einfach iſt es, wie z. B. S. 169, nachdem die Expoſition der Momente des Begriffs, Einzelnheit, Beſonderheit und Allgemeinheit, allerdings fahrläſſig genug, erzählt worden, zu verſichern: „Es liegt aber klar vor Augen, daß dieſe Momente nicht ihrem weſentlichen Begriffe nach aufgefaßt worden ſind.“ Es wäre für ein Glück zu achten, wenn dieß klar vor Augen läge, denn der Verf. zeigt ſich nicht im Stande, es darthun zu können. Die verbrauchte rhetoriſche Wendung fehlt auch nicht, nachdem irgend etwas gegen einen Gegenſtand vorgebracht worden, bald auszubrechen in ein: „da ſich nun ergeben hat, (S. 216) es wird ſich ſo ziemlich klar ergeben haben, daß jene Lehre gar keinen vernünftigen Sinn hat.“ Zu einem ſolchen gar keinen, gehört eigentlich mehr als nur ein: ſo ziemlich. Am meiſten Befriedigung giebt dem Verf. die Entdeckung, mit der er gleich anfängt, daß die Philoſophie, die er kritiſirt, ſich abſtrahirend verhalte, verneinend zu Werke gehe, und in ihr die Wahrheit einen negativen Charakter habe. Viel beſchäftigen ihn die Sätze, die in der Logik vom Seyn und Nichts aufgeſtellt ſeyen, beſonders läßt er ſich das Nichts ſehr angelegen ſeyn, und ſpricht dazu ſehr ernſthaft von „der Pflicht, aufs innerſte zu prüfen,“ „dem Zwecke ſeiner Schrift, das vernünftige, ſpekulative Denken zu befördern.“ Ueber die Verwirrung, in welcher der Verf. ſich hier über jene allereinfachſten Kategorien herumtreibt, wollen wir daher etwas Näheres angeben. S. 26 heißt es: „Werden ſey vorgeſtellt als die Bewegung eines unmittelbaren Verſchwindens des einen in dem andern (des Seyns und Nichts);“ der Verf. macht hierüber die Kritik: „es werde ſchon bei der Erörterung des erſten Begriffs des Seyns, ehe vom Werden die

Rede sey, behauptet: das Seyn sey in der That Nichts," — in allen Theilen der Logik konnte er dasselbe finden, daß zuerst von derjenigen Bestimmung, aus der eine andere hervorgeht, die Rede ist, und nachher von der, die daraus hervorgeht. Eben so bemerkt er (S. 27, 29): „daß das Seyn schon an sich Nichts. sey, ehe das Nichts an sich erörtert worden — und ehe die im Werden behauptete Bewegung gesetzt sey;" — etwas Aufmerksamkeit auf sein Denken hätte ihm sagen können, daß selbst das was er anführt, die Gedankenreihe, Seyn (welches schlechthin in der Vorstellung vom Nichts verschieden seyn soll) ist schon an sich Nichts; eben diese Bewegung selbst ist, die also nicht vor ihr selbst schon gesetzt seyn kann, sie „diese dialektische Thätigkeit des Erkennens," die vom Verf. selbst erwähnt worden, — und wenn, S. 29, „der Unbefangene sagen soll: das Seyn sey also schon zu nichte geworden, ehe man zum Nichts gekommen," so möchte der Verf. doch den unbefangenen Wundermenschen herbeibringen, dem etwas zu nichts hätte werden können, ehe, und also noch ohne, daß er bei dem Nichts desselben wäre. Der so leere Bestimmungen vorbringende Verf. spricht S. 204, im Unterschiede gegen eine elementarische und konkrete Natur, von einer ätherischen Natur, und macht der Philosophie, die er bestreitet, den Vorwurf: daß „in derselben von der „ätherischen Natur" nicht die Rede sey," (— „was leicht erklärlich sey" — vielleicht aber wohl aus dem entgegengesetzten Grunde, als der Verf. etwa in petto hat); — was diese „ätherische Natur" sey, hat er übrigens nicht näher angegeben. Aber die dünnen Regionen des abstrakten Denkens sind wohl noch ätherischer, als des Verfs. ätherische Natur; die leiseste Nuance macht sich schon als Unterschied bemerkbar, und ein noch sehr inhaltloser Satz ist schon eine Handlung, über welche und deren tempi in diesem Felde ein Bewußtseyn zu haben nöthig ist. Jedoch haben wir so eben gesehen, daß auch der Verf. so dünne Unterschiede zu machen weiß, daß nichts an

ihnen bleibt; ſo macht er ferner, S. 30, den feinen Unterſchied, daß „das Verſchwinden des Nichts und des Seyns an ſich ſelbſt, etwas anderes ſey, als das Verſchwinden des einen in dem andern;" — es hätte ohne Zweifel intereſſant werden können, wenn er aufgezeigt hätte, wie z. B. das Verſchwinden, d. h. das zu Nichts werden des Seyns an ſich, zu denken ſey, ohne an ſein Anderes, das Nichts, dabei zu denken, — wie das Seyn an ſich verſchwinde, und dieß ſein Anderes dabei wegbleibe.

Wenn er nun eben daſelbſt verſichert: „das Verſchwinden des einen in dem andern mache eben den Beweis aus, daß weder das Seyn noch das Nichts ſey;" ſo ſieht er nicht, daß er hiemit eine der, in der Logik aufgeſtellten Beſtimmungen, ſelbſt ausſagt, daß nämlich weder Seyn noch Nichts ſey (τὸ ὂν οὐδὲν μᾶλλον τοῦ μὴ ὄντος); — indem er aber hinzufügt, daß umgekehrt beide Seyn und Nichts der Beweis ſeyen, daß das Verſchwinden nicht ſey, ſo ſetzt er dagegen die Feſtigkeit des Seyns und des Nichts voraus, wie er vorhin das Verſchwinden vorausſetzt, und zu demſelben ſogar weder ein Seyn noch ein Nichts bedarf. Wenn er fortfährt, daß das Werden ſelbſt ein Verſchwinden ſey, ſich verneine, ſo iſt dieß wieder eine der Beſtimmungen jener Logik ſelbſt, aber immer auch nur die eine, — und damit für einſeitig erklärte. Vornehmlich aber hat er viel mit dem Nichts zu thun, das er ſich vorhin als ſelbſtſtändig vorſtellte und es ſo als Beweis gebrauchte, daß kein Verſchwinden ſey. — Das Nichts iſt Nichts, Nichts iſt gar nicht; (und dann ex nihilo nihil fit), iſt der Satz der Eleaten und jedes metaphyſiſchen Pantheismus. „Das Nichts," ſagt der Verf. S. 59, „hat noch Niemand geſehen," (wahrſcheinlich nicht; — auch nicht das Nichts, woraus Gott die Welt erſchaffen; ſchwerlich auch jemand das Stück ägyptiſcher Finſterniß, welches in einer Flaſche als Reliquie ſoll aufbewahrt werden); „kein Menſch hat es je gedacht." Wie

kommt der Verf. dazu, daß ihm dieß auf die bloße Autorität seines Versicherns, oder, wenn er lieber will, dieses seines Aufstellens, geglaubt werden soll? Wenn es auf's Versichern nur ankäme, so wäre das Philosophiren freilich eine leichte Arbeit. Wie kommt er dazu, von „keinem Menschen je" zu sprechen? weiß er von allen menschlichen Indididuen, die je gelebt haben? Möge er angeben, wo die Geschichte von diesen Allen und dann von Allem, was jedem je durch den Kopf gegangen, aufgezeichnet ist? — Wenn es gleichfalls erlaubt wäre so in's Gelag hinein, von allen Menschen, die je gelebt haben, zu versichern, so wäre die Geschichte eine leichte Arbeit. Nur wenn es um leere Tiraden zu thun ist, erlaubt man sich, von keinem Menschen je Versicherungen zu machen. Eher ließe sich, wenigstens auf raisonnirende, nicht aber auf geschichtliche Art, plausibel machen, daß Alle Menschen, z. B. auch der Verf., das Nichts gedacht haben; sehen läßt es sich nicht; wenn wir dieß aus der Erfahrung zugeben, so könnte man schließen, daß es ein Gedanke sey. Der Verf. führt Nichts oft genug im Munde. Wenn er, wie früher angeführt, einmal sagt: „die Beispiele (in der Logik) beweisen auch nichts," war dieß nur gedankenlos so gesagt? Ohne Zweifel hat der Verf. auch gelernt, glaubt, hat vielleicht auch gelehrt, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen? ist dieß auch nur gedankenlos gesprochen? Bei solchem Satze, wie der, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen, kommt man mit dem Nichts nicht so leicht weg, daß man nur zu sagen brauchte: Niemand hat das Nichts gesehen, kein Mensch hat es je gedacht. Der Verf. kommt (S 59) in seinem Eifer so weit, daß beide, auch das Seyn, wie das Nichts, weder Begriffe (daß sie keine Begriffe, sondern nur Gedanken sind, ist ein Satz der Logik —) noch Vorstellungen, sondern, wie sie dahingestellt sind, bloße Worte seyen. Doch schreibt er diesen Mangel nicht etwa dem Hinstellen der Logik zu, sondern sagt aus sich (ebendaselbst oben), daß „das

Nichts ſtets nur eine Bezeichnung bleiben muß und nie eine abſolute Bedeutung haben kann." Das Wort: „abſolut" iſt wohl hier nur des Wohlklangs oder auch Tiefklangs wegen da; eine relative Bedeutung, die dem Nichts bleiben könnte, wäre ſchon genug, um das Gegentheil deſſen zu ſeyn, was der Verf. ſagen will. Bleibt es aber, worauf der Verf. das Muß ſeiner Autorität legt, eine Bezeichnung, ein Wort, ſo wird man doch ſich dabei etwas vorſtellen und, mit gutem Glücke, auch etwas denken wenn dieß Etwas auch bloß das Nichts wäre; auch der Verf. wird das Nichts von anderem ſinnloſen Laute oder bedeutende Worte zu unterſcheiden wiſſen, und ohne Zweifel nur durch die Bedeutung. Der Verf. macht S. 96, wo er ganz richtig angiebt: „daß die Vernunft das Nichts nicht anerkenne," ſich den Einwurf, „daß doch das Werden, als aus dem Seyn und Nichts kommend, zugleich das Seyn und Nichts enthalte." Er giebt darauf als „die eine Antwort" (die andere ſoll nachher angeführt werden), das, was oben ſchon erwähnt iſt, „das hegel'ſche Seyn und Nichts ſey ſchon verſchwunden, ehe an ein Werden gedacht wurde." Der Verf. hätte unbeachtet laſſen können, was in jener Logik davon vorkommt, und nur mit gewöhnlicher Analyſe an das denken ſollen, was in ſeiner Vorſtellung des Werdens enthalten iſt. Darüber findet ſich S. 141 wenigſtens doch ſo viel, daß es heißt: „ſo kann man freilich ſagen, Werden ſey ein anderes als das bloße Seyn, indem man beim Werden mehr denkt, als bei Seyn." So haben wir hier wenigſtens zunächſt das Seyn, dem er früher auch das Seyn abſprach; — dann ein anderes, darin iſt doch wohl eine Negation; — und ſomit mehr im Werden als im Seyn. Was wäre dieſes Mehr anders, als das Nichts? — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in des Verfs., wie erinnert, ſo ſehr als in jedes Anderen Vorſtellungen, die Kategorien von Seyn und Nichts unterlaufen; es würde lächerlich ſeyn, aus ſeinem Vortrage hievon weitere Beiſpiele beibringen zu wollen. Der Verf.,

wie jeder Andere, der an dem Nichts, als allgemeinem Elemente einen Anstoß nimmt, wolle die Anforderung an sich machen, irgend etwas aufzufinden, in welchem nicht die Bestimmung des Nichts, die eines Negativen, einer Beschränkung sich fände. Von dem Endlichen giebt man solches etwa leicht zu, findet aber mehr Schwierigkeit in Ansehung des Unendlichen in seinem affirmativen Sinne. An die Selbstentäußerung Gottes, vermöge deren er Knechtsgestalt angenommen, mögen die erinnert werden, welchen die höhern Wahrheiten noch etwas gelten; daß aber, überhaupt in Geist, Thätigkeit u. s. f. die Bestimmung des Negativen, — der intensivsten Affirmation ungeachtet — liege, darüber ist auf die Logik zu verweisen, wo auch jenes Abstraktum Gottes, an das sich die theistische Vorstellungsweise hält, das höchste Wesen in seiner — in ihm aufgelösten Negation, beleuchtet ist. — Das, worauf es angekommen wäre, würde gewesen seyn, gezeigt zu haben: das bekannte Seyn und Nichts müssen, und zwar noch vor aller dialektischen Betrachtung, nur so, wie sie für sich ausgesprochen werden, logisch anders bestimmt werden, als sie in der bestrittenen Logik aufgestellt sind. Darauf hätte man neugierig seyn können, was etwa der Verf. für eine Definition nur des Seyns, da er vom Nichts nichts wissen will, gegeben hätte; dessen aber hat er sich wohl enthalten. Diejenigen, welche Schwierigkeit in dem Anfange der Wissenschaft, wie ihn jene Logik macht, finden, mögen sich versuchsweise die Aufgabe stellen, das Seyn zu definiren, nur das Seyn in seiner vollkommenen Abstraktion; die Schwierigkeit, die sie in der Erfüllung dieser wissenschaftlichen Forderung finden werden, möchte sie vielleicht mit jener Schwierigkeit aussöhnen.

Die andere originelle Antwort darauf, daß das Seyn und Nichts im Werden enthalten sey, ist (ebendaselbst S. 95), daß absolut aufgefaßt, (was soll hier das absolute Auffassen heißen?) im Werden kein Nichts, sondern ein Wechsel enthalten

ſey. Wie aber ein Wechſel von dem Uebergehen des einen in ein Anderes verſchieden, wie ein Wechſel, unter anderem die Wechſel, welche Entſtehen und Vergehen genannt werden, ohne Negatives in ſich zu enthalten, ſey, hat der Verf. zu ſagen ſich gleichfalls erſpart; nur dieß iſt ſeine Leiſtung, an die Stelle des Werdens das Wort Wechſel, und damit einen ganz leeren Wortwechſel geſetzt zu haben. Er fügt pathetiſch hinzu: „mag dieſer Wechſel oft von uns nicht wahrgenommen (!) werden können, mag es uns entgehen, wie ſich Alles ſtets neu und immer neu wieder bildet — ein Nichts treffen wir nirgends, es iſt nirgends.“ Der Verf. ſpricht hier den heraklitiſchen Satz aus: „Alles iſt ein Werden;“ (ſ. Logik 1. Bd. 1. Buch, S. 24). — Es fehlt niemals, daß das, was der Verf. an Richtigem mit Salbung als ſeine Weisheit vorbringt und mit Prätenſion docirt, in der Philoſophie vorhanden iſt, die er auf's Heftigſte anfeindet und gegen die er es vorbringt. Die Verweiſung auf die Logik, die ſo eben gemacht worden, iſt daher nicht an den Verf. gerichtet, denn er mußte wiſſen, daß das, was er vorbringt, darin ſteht. Doch muß auch hier die Billigkeit eintreten, zu erwähnen, daß der Verf. ſo billig auf ſeine Art geweſen, hie und da zu ſagen: „daß einiges dieſer Art bei Hegel ſelbſt zu finden ſey.“ So ſagt er S. 89: „Auch Hegel hat zugeſtanden, daß Abſtrahiren nicht alles vermöge, daß ſie (ſtatt es) an ſich unvollkommen iſt.“ Nur iſt über ſolche Anführung zu bemerken, daß es ſich dabei weder um ein bloßes Zugeſtehen Hegel's, noch um ein: Auch handelt, noch auch um ein Alles oder Nicht-Alles-Vermögen der Abſtraktion, noch bloß um eine Unvollkommenheit derſelben, noch daß ſie nur an ſich unvollkommen ſey. Auch da, wo der Verf. thut, als ob er etwas zugeſtände, macht ſich dieß ſo flach und unrichtig, daß man es ſo, wie er es zugeſteht, nicht annehmen kann, ſondern vielfach korrigiren müßte. An demſelben Orte, S. 94 f., ſagt er

gleichfalls: „Auch kann ſich die Natur (!) hier nie ganz (!) verläugnen wie die hegel'ſche Lehre ſelbſt zeigt; der abſolute Anfang und mehrere (vielmehr alle) Anfänge ſpecieller Lehren werden durch die nächſtfolgenden Momente verneint, weil ſie nichts ſind." — Das Nichts, weiß der Verf., kommt nur im allererſten Anfange vor; dort iſt es ein für allemal abgethan, und kommt nie wieder zum Vorſchein. Es iſt die ſich nicht verläugnende Natur des Verf., an den Fortgängen und den Reſultaten die Hauptſache, die Affirmation, zu überſehen, und bloß natürlich und geiſtlos nur das Verneinen aufzufaſſen. Weitläufig läßt er ſich eben über dieß Abſtrakte und das Abſtrahiren aus: „Wenn ich," ſagt er, (S. 48, 53, 65 und ſogar noch öfters wiederholt er dieſe Weisheit), „Beſtimmungen weglaſſe, die Dinge aber dieſe Beſtimmungen haben, ſo erkenne ich offenbar dieſe Dinge nicht, denn ich uehme ihnen Beſtimmungen, welche ſie wirklich haben." Wer hat hieran je gezweifelt? Der Verf. hätte ſich dieſer Wahrheit am meiſten ſelbſt bei ſeinen hiſtoriſchen Relationen über die Philoſophie erinnern ſollen, mit der er ſeine Leſer bekannt machen will. Wie er das Verneinen im dialektiſchen Fortgange darſtellt, in dieſe Verworrenheiten ſich einzulaſſen, iſt nicht möglich. Die Bewußtloſigkeit über die Negation in einem Fortgange, geht ins Weite; S. 53 verſichert er z. B. mit ſeiner gewöhnlichen Emphaſe: „der Uebergang vom gewöhnlichen Denken zum ſpekulativen iſt kein verneinender, ſondern ein Erheben zu höherer Einſicht." Getroffen! Geſchieht denn nun aber ein Erheben ohne Weggehen, iſt ein Höheres ohne ein Nicht? Iſt alſo nicht ein Weglaſſen, Verneinen, Abſtrahiren in dem Erheben enthalten? Aber mehr als Bewußtloſigkeit iſt es, wenn er ſeinem unausgeſetzten Ereifern immer die Stellung eines Eifers gegen die Philoſophie giebt, deren Sätze und Worte ſein Eifer gebraucht, und der er auch S. 95 (nach der großartigen Rede: „das vernünftige Denken lebt aber im Reiche

wirklicher lebendiger Gedanken) das Zeugniß giebt, daß „ſie nicht an der abſtrakten Seite, ſondern an derjenigen Seite fortgeht, welche die konkrete Totalität (dieſes Wort hat er ſich daraus zum Lieblingswort, — aber auch nur als Wort, — genommen) enthält;" (das konnte alſo doch der Verf. nicht unterlaſſen zu erwähnen, daß die von ihm bekämpfte Logik durchweg die Nichtigkeit der Abſtraktionen darthut, und dieß eine der wichtigſten Seiten derſelben ausmacht; dem Verf. wird aber dieß dazu, daß die Form der Abſtraktion, das Allgemeine überhaupt, ein Nichtiges ſey,) — „daraus zeige ſie, daß ſie ihre eigenen Erzeugniſſe verwirft;" (dazu nur wird dem Verf. das Fortgehen) „vor ihnen" (— vielmehr immer nach und aus ihnen —) „ins Reich wirklicher Gedanken zu entfliehen ſucht." Solches Entfliehen wäre ſchon darum überflüſſig, weil Erzeugniſſe „des Fortgangs an der konkreten Totalität" welchen er jener Logik zuſchreibt, doch wohl bereits wirkliche Gedanken ſind; — aber ſo ſtark iſt die Inkohärenz der Gedanken des Verfs. — Ein Meiſterſtück von Expoſition iſt ſein Verſuch (S. 51 ff.), „das abſtrahirende Princip näher zu erklären und dieß ſo faßlich zu geben, daß beim Leſer keine Bekanntſchaft mit den Ausſprüchen beſtimmter Philoſophieen vorausgeſetzt wird."

„Die Philoſophie iſt kein Geheimniß, ſie iſt eine rege Thätigkeit der menſchlichen Vernunft. Sie ſtrebt dahin, Licht in unſre Erkenntniſſe zu bringen u. ſ. f." Was dieſe Emphaſe für Wahrheiten erzeugt kann man daſelbſt nachſehen; nur eins mag daraus entnommen werden. S. 54 ſtellt der Verf. einen Unterſchied des Abſtrahirens, als eines ſubjektiven Thuns vom wirklichen Verneinen auf: dieſen läßt er darin beſtehen, daß jenes „etwas Willkührliches, Unwahres iſt, das wirkliche Verneinen aber nicht unwahr iſt." Das hinzugefügte Beiſpiel wird wohl „Licht in dieſe Erkenntniß bringen:" „Sage ich" (die Bangigkeit, die

man etwa vor dem wirklichen Verneinen hätte faſſen können, mildert ſich dadurch; es iſt doch nur ein Sagen) „z. B. die Erde iſt nicht viereckigt, ſo iſt dieſes nicht unwahr; laſſe ich aus der Vorſtellung der Erde die Vorſtellung des Runden weg, ſo bleibt ſie rund, meine Vorſtellung der Erde iſt alſo eigentlich unwahr, und ich weiß durch mein Weglaſſen weniger als vorher.“ — Von einem Unterſchiede eines wirklichen Verneinens und eines Abſtrahirens weiß man, nachdem dieſe Erklärung gegeben worden, wohl ſo wenig als vorher, höchſtens dieß: wenn ich das Unrichtige verneine, ſo bin ich richtig daran, wenn ich aber das Richtige verneine, ſo bin ich unrichtig daran. Es muß aber dem Verf. zugeſtanden werden, daß er ſein Wort gehalten, ſo faßlich zu ſeyn, daß keine Bekanntſchaft mit den Ausſprüchen beſtimmter Philoſophieen beim Leſer nöthig ſey, um ſolche Wahrheiten zu faſſen; man muß zugeben, daß „dergleichen Philoſophie kein Geheimniß“ iſt; nur daran kann gezweifelt werden, ob dergleichen Weisheit ein Produkt „der Thätigkeit der menſchlichen Vernunft“ iſt! — Der aufgeſtellte Kanon: „daß das wirkliche Verneinen nicht unwahr iſt,“ iſt aber auch gefährlich; denn wenn Jemand von des Verfs. Schrift wirklich, d. i. durch Sagen verneinte, daß in des Verfs. Schrift irgend ein intellektueller und moraliſcher Werth ſey, ſo würde dieß nach dem kanoniſchen Rechte des Verfs. nicht unwahr ſeyn. Jedoch wenn es in des Verfs. Beiſpiel heißt: „wenn ich ſage,“ hätte er etwa damit das wirkliche Verneinen nur ſich ſelbſt vorbehalten wollen?

Sonſt hält man dafür, daß das Denken, das Erzeugen des Allgemeinen nicht ohne Abſtraktion vor ſich gehe, daß alles Allgemeine, die Gattung, unter anderem auch die konkrete Totalität, die der Verf. aufgenommen, u. ſ. f. das Ingredienz der Abſtraktion in ſich enthalte. Aber der Verf. ſieht durch das Abſtrahiren Alles nur zu Nichts werden; er ſagt demſelben überall das Uebelſte nach; daß, S. 83, man ſchon oft

bemerkt habe, „daß die tiefſten Ideen ſich nicht abſtrakt auffaſſen laſſen, daß bei dem Beſtreben, ſie rein aufzufaſſen, ſich in der Seele begleitende Vorſtellungen" (die Allotria, die dem Verf. überall einfallen, ſind Belege dazu) „zeigen." S. 90: „daß die Abſtraktion, wenn ſie das Allgemeine erzeugen ſoll, nur Undinge erzeugt." Seines Unwillens gegen das Abſtrahiren ungeachtet oder vielmehr um deſſelben willen, läßt er ſich in eine Erklärung des Abſtrahirens ein: „Da aber" (ſagt er S. 54), „nun einmal abſtrahirt worden, da ſogar (?) auf abſolute Weiſe abſtrahirt worden, ſo muß die Abſtraktion, da ſie ſich als menſchliche Thätigkeit dargeſtellt hat, auch aus der menſchlichen Thätigkeit erklärt werden." Man ſieht, der Verf. iſt ſo billig, das Abſtrahiren doch auch gelten zu laſſen und ſich mit deſſen Erklärung zu befaſſen, und zwar darum, weil nun einmal abſtrahirt worden iſt; die Erklärung ſelbſt iſt allzufaßlich, um einer Beleuchtung zu bedürfen. — Aber ein Weiteres, worauf der Verf. kommt und worauf er ſich viel zu gute thut, iſt noch näher zu erwähnen, nämlich ſeine Expoſition der Momente des Begriffs, der Einzelnheit, Beſonderheit und Allgemeinheit. S. 166 ff. macht er die Darſtellung, die davon „in der hegel'ſchen Logik gegeben ſey," wie ſchon angeführt worden, herunter, indem er ſagt, „daß klar vor Augen liege, daß ſie nicht ihrem weſentlichen Begriffe nach aufgefaßt worden ſeyen; nämlich die behauptete Identität jener Momente ſage weiter nichts aus, als daß dieſe Momente zuſammengehören, und bleibe eine bloße Behauptung, welche nie darüber wegkommen würde, daß Einzelnes einzelnes, Beſonderes beſonderes, Allgemeines allgemeines bleibe." Selbſt die ganz entſtellende Erzählung, die der Verf. von jener Expoſition giebt, zeigt, daß die Identität mehr ausdrückt, als bloß das Flache eines Zuſammengehörens; die Identität (und zwar, wie immer, nicht die abſtrakte, ſondern die konkrete, die den Unterſchied der Momente an ihr hat) iſt als Untrennbarkeit dieſer Mo-

mente, und zwar an jedem selbst seine Untrennbarkeit von den andern, was die Dialektik derselben ausmacht, aufgezeigt, so daß das Einzelne nicht einzelnes, das Besondere nicht besonderes, das Allgemeine nicht allgemeines bleibt. Der Verf., der hier versichert, die Behauptung werde nie darüber, daß Einzelnes einzelnes u. s. f. sey, hinauskommen, hat seiner Seits über diese Bestimmungen S. 66 ff. ein Kunststück seiner Art geliefert. In demselben legt er das „nothwendige Ineinanderseyn des Einzelnen, Besonderen und Allgemeinen zu Grunde," und macht in seiner Weise klar: „das Einzelne an und für sich könnte weder seyn noch gedacht werden, wenn es keine Besonderheit hätte u. s. f.;" so daß er nach seinem Klarmachen, S. 67, dazu kommt, zu sagen: „das Besondere kommt daher aus dem Einzelnen, das Besondere wird allgemein, indem es das Princip der Einzelnheit sich im Besondern als solchem setzt." Wo bleibt hier das Bleiben des Einzelnen als einzelnen u. s. f., über welches Bleiben man nicht hinauskommen könne? Wie mochte der Verf. mit diesem nothwendigen Ineinanderseyn der besagten Momente doch jener Untrennbarkeit widersprechen? Er macht sich hier, wie immer, mit dem Gelernten als mit dem Seinigen, breit, und eben dasselbe verunglimpft er, wenn er davon spricht, daß es sich in der Logik eines Andern befinde. Der Verf. geht von da aus weiter, er läßt sich verführen, acht Formen der Beziehung des Einzelnen, Besonderen und Allgemeinen zu deduciren — auf seine Weise, d. h., so viel sich herausfinden läßt, auf die Weise, daß er eines Theils Verhältnisse, die er dialektisch erwiesen vorgefunden, geradezu voraussetzt, andern Theils den Verstand dieser Formen sich selbst vorbehalten hat, in den wenigstens Ref. nicht näher einzudringen vermochte.

Nur dieß war einzusehen, daß der Verf. alte logische Formen dadurch hat beleben wollen; „die eine seiner Formen," sagt er, „entspreche dem dictum de exemplo, eine andere dem

dictum de diverso, u. ſ. f." Er führt weiterhin das „Verschen" an: „S vult simpliciter verti, P verte per accidens u. ſ. f." Dieß iſt in der ganzen Schrift die einzige Spur, daß der Verf. ſich früher je mit irgend etwas Wiſſenſchaftlichem beſchäftigt hat; ſchwerlich iſt ſeit 50 Jahren in dieſen verlebten Ausdrücken alter Schul-Logik auf einer proteſtantiſchen Schule oder Univerſität Unterricht ertheilt worden. Und dennoch hat der Verf. ſich verführen laſſen, gegen jene alte Logik vornehm zu thun; S. 96 ſagt er, bei einer ſeiner Ergehungen gegen Seyn und Nichts: „auf das hegel'ſche Seyn konnte logiſch, oder (um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß hier der Ausdruck logiſch nur auf die gewöhnliche Schul-Logik hindeuten ſolle), ſpekulativ-dialektiſch gar nichts folgen, u. ſ. f." Alſo nicht weniger als ſpekulativ-dialektiſch ſpricht der Verf.! In einer der unzahmen Xenien iſt irgend einem geſagt, daß ihm gern die moraliſche Delikateſſe erlaſſen würde, wenn er nur ſo nothdürftig die zehn Gebote erfüllte; ſo könnte man beim Verf. wünſchen, daß er ſich mehr in den Verdacht geſetzt hätte, die gewöhnliche Schul-Logik zu befolgen. Wie treu aber der Verf. auch den Unterricht in der Schul-Logik behalten, geht aus dem Weitern hervor, das er S. 75 auſſagt: „die gewöhnlichen modi der zweiten Figur werden partikulär, die der dritten verneinend ausgedrückt; (durch dieſe Verwechslung der zweiten und dritten Figur zeigt der Verf. entweder Unwiſſenheit in der Schul-Logik, oder, was gar noch ſchlimmer wäre, daß er die Stellung der Figuren in der hegel'ſchen Logik aufgenommen hat; in dieſer allein iſt als zweite Figur geſtellt, was in der ſogenannten Schul-Logik, auch in der ariſtoteliſchen die dritte Figur iſt und umgekehrt. Eben ſo giebt das Folgende von der Reduction auf die vierte Figur ein Zeugniß von den Schulſtudien des Verfs.) — und dieß ſtimme, wenn man der Sache tiefer auf den Grund gehe, ganz mit ſeiner Darſtellung; in den modis an ſich ſeyen

solche Resultate der syllogistischen Thätigkeit ausgedrückt, welche sich nach dem obigen „Verschen" auf die vierte Figur reduciren lassen. — Woher ist dem Verf. der Gedanke einer Belebung der abgelegten syllogistischen Formen gekommen? In der Logik, die er kritisirt, hat er eine Belebung und Vernünftigung derselben vorgefunden. Er kommt ferner sogar dahin, zu sagen, S. 75, „daß alle Schlüsse sich als ein Trieb zeigen, daß die Syllogistik der Trieb des Begriffes sey, sich in sich vollständig zu realisiren;" ferner, S. 97: „der absolute Begriff setzt sich als Princip und dieses ist der spekulative Begriff des Urtheils;" S. 80: „sobald der Begriff überhaupt da ist, ist das Urtheil seine nächste Thätigkeit." Beim Einzelnen spricht er ohnehin immer davon, daß es sich durch Besonderheiten manifestire. S. 81 ff. sagt er vom Verhältnisse der Form und des Inhalts: „daß jene der Begriff, und der Inhalt dieser Form dasjenige sey, was durch den Begriff als daseyend gesetzt, und das Wesen der Sache sey, daß der so durch die Form gesetzte Inhalt vollkommen der Form entspreche." Zu dem Letztern entblödet er sich nicht, hinzuzufügen: „daß Form und Inhalt daher nicht, wie Hegel meine, eine Reflexionsbestimmung des Grundes seyn möchten." Auch hier, wie sonst, trägt er Bestimmungen, die ganz nur aus jener Philosophie entnommen sind, so vor, als ob er damit etwas sagte, was er ihr entgegenstellte. La verité en la repoussant, on l'embrasse, — wenn der Verf. noch ein halb Dutzend polemische Schriften gegen dieselbe Philosophie schreiben möchte, so möchte er Gefahr laufen, noch sechsmal mehr von derselben sich anzueignen, vielleicht auch bis so weit angesteckt zu werden, daß er zur Aufrichtigkeit des Bekenntnisses dieses Umstandes getrieben wäre. Wenn wir nicht die obige Hypothese übler Hypochondrie gelten ließen, die bekanntlich alles Aeußerliche falsch und ihr zuwider sieht, was sie davon empfangen hat, sich selbst zuzuschreiben und dieses gegen jenes, wovon sie es empfangen, widerwärtig hin-

auszukehren pflegt; ſo würde es noch widerwärtiger ſeyn, ſich eine andere Hypotheſe zur Erklärung ſolcher Bewußtloſigkeit zu machen, als ſich über das Verhältniß der thetiſchen Sätze und Vorſtellungen dieſer Schrift zu der Philoſophie, gegen welche ſie polemiſirt, überall zeigt. Manches iſt beim Verf. ſo geläufig, (— freilich leidet er überhaupt an dem Fehler ſchlechter Schriftſteller, in ihrer Verworrenheit das Dürftige, was ſie inne bekommen haben, unzähligemal zu wiederholen), daß man auf die Vermuthung verfällt, es ſey ihm noch durch andere Art der Belehrung, als das Leſen, ſo geläufig geworden; dann gilt um ſo mehr ein dictum der Xenien auch hier:

Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehen!

Wie weit es mit der Anſteckung des Verfs. bereits gekommen, möge noch folgende Stelle, S. 129, zeigen: „Durch die Methode überhaupt entwickelt ſich das vernünftige Erkennen zur Wiſſenſchaft. Nur die Gewißheit, daß das wahrhaft Vernünftige auch das Princip der Dinge überhaupt ſey (und ſonſt S. 130, 136 wiederholt), kann die menſchliche Vernunft berechtigen, die Dinge an ſich betrachten zu wollen, und das vernünftige Erkennen erfaßt das Vernünftige in allen Dingen.“ Macte virtute puer! möchte man hiebei dem Verf. zurufen und ſich nur wundern, wie viel Anderes in ſolchem Kopfe noch daneben Platz hat. Ref., nicht der Verf., citirt zu jenen Sätzen, Phänomenologie S. 174, wo es heißt: „die Vernunft geht darauf, die Wahrheit zu wiſſen; — ſie hat — ein allgemeines Intereſſe an der Welt, weil ſie die Gewißheit iſt, Gegenwart in ihr zu haben, oder daß die Gegenwart vernünftig iſt.“ Doch um bloße Stellen über die Anſicht jener Philoſophie von der Vernunft, kann es nicht zu thun ſeyn.

Wir verlaſſen aber endlich auch die philoſophiſche Polemik und philoſophiſchen Exertionen des Verfs.; wenn die Charakteriſirung vervollſtändigt werden ſollte, wären die vielen Allotria, die

er einmiſcht, und zuletzt die ſchon erwähnten paränetiſchen Vortrefflichkeiten näher anzugeben. Der Vortrag der Schrift gleicht dem eines Predigers, der bei gänzlichem Mangel geiſtiger Bildung die Abſicht hat, gründlich, tief und herrlich ſeyn zu wollen. Der Mangel an Bildung läßt keine Ueberſicht und Ordnung aufkommen; ſind die Schleuſen einmal aufgethan, ſo geht es in hitziger Verworrenheit fort, die rechts und links nach Allem greift, was ihr einfällt, daſſelbe in der Verlegenheit wiederholt, in der Mitte nicht über den Anfang hinausgekommen, im Fortgang vergeſſen hat, was früher geſagt war, und ſich von der ſauren Anſtrengung und dem Umhergeworfenwerden von der erhitzten Unruhe in dem ſüßen Fluſſe honigvoller, edler Tiraden erholt.

Von den Allotriis könnte die vom Verf. aufgeſtellte Beziehung der hegel'ſchen Philoſophie auf dieſe Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik angeführt werden. Der Verf. hat ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, gegen anderthalbtauſend Seiten dieſer Jahrbücher zu durchlaufen, bis er eine Stelle findet, die ihm Aufſchluß giebt; S. 1480 findet er eine ſolche, die gegen gewiſſe Theologen (— der Verf. ſagt S. 199 — „einen Stand, dem das Heiligſte anvertraut iſt," in der proteſtantiſchen Kirche iſt daſſelbe gleicherweiſe den Layen anvertraut — „der ſo viele würdige Mitglieder zählt;" — in derſelben Kirche würdig nicht durch den Stand, ſondern nur durch Wiſſenſchaft und Wandel) gerichtet iſt; — auf dieſe Stelle deckt er die Hand und zieht in ſeiner Weiſe Schlüſſe daraus; — Schlüſſe, über welche ſich die Jahrbücher ſelbſt ausweiſen; (— „dem Inſtitute ſelbſt," heißt es S. 10, „wünſchen wir" (der Verf.) „ein wahrhaftes Gedeihen, die Publicität und Theilnahme ausgezeichneter Gelehrten zeichnen es aus;" — Saloperie der Schreibart braucht an einer ſolchen Schrift nicht beſonders gerügt zu werden). — Andere Allotria, (z. B. die geſchichtliche Notiz, daß Friedrich v. Schlegel ein Lehrer Hegel's geweſen, wodurch wenigſtens der Urſprung der hegel'ſchen Philoſophie etwa ſogar einer gewiſſen Kirche ſollte

vindicirt werden), übergehen wir; die Unrichtigkeit des Verfs. im Geſchichtlichen iſt genug dokumentirt worden. Nur ein Allotrium mag noch angeführt werden, in welchem der Humor des Verfs. ſich zur Poſſierlichkeit ſteigert; er kommt, S. 197, auf die — von ihm als Vertheidigung des Pantheismus qualificirten — Anführungen aus morgenländiſchen Schriftſtellern, welche ſich am Schluſſe der 2. Ausgabe der Encyklopädie befinden; „ſehr charakteriſtiſch" (!?) ſagt er, S. 198, „iſt es, daß Hegel dort auf kraſſe mohamedaniſche Dichtungen Bezug genommen hat, — zu einer Zeit, wo die Chriſten mit den Ungläubigen kämpfen." Der Verf. hätte die Chronologie zu Rathe ziehen ſollen, ſo hätte er gefunden, daß jene 2. Ausgabe noch vor dem Ausbruch wenigſtens des Krieges der Ruſſen gegen die Türken erſchienen iſt; daß die Theils vortrefflichen Theils verdienſtlichen Sammlungen von Blüthen morgenländiſcher Poeſie, aus deren einer jene Stellen entlehnt ſind, zur Zeit des bereits begonnenen Freiheitskampfes der Chriſten Griechenlands mit den Ungläubigen bekannt gemacht worden ſind, daß ſolche Mittheilungen nicht aufhören bekannt gemacht zu werden; — oder iſt der Verf. mit dem Stande der Litteratur ganz unbekannt? Vor allem hätte er bedenken müſſen, wie ſehr vielmehr eine Schrift voll Verworrenheit, Unphiloſophie und böſen Eifers dem Türkenthum die Hand bietet und Vorſchub thut.

Wir ſchließen endlich mit dem verdienten Lobe der edelſten Geſinnungen, mit deren Ausbrüchen nicht nur die ganze Schrift durchwebt iſt, ſondern natürlich auch mit dem glänzendſten Epiphonem endigt. Von der geſchilderten gewaltigen Exasperation und von dem Strome faktiſcher Unrichtigkeit, allgemeiner Schiefheit und Verdrehung geht ſie, quasi re bene gesta, in einen ſalbungsvollen Fluß der trefflichſten Lehren und Aufmunterungen aus; nur einige Tropfen aus dieſem, mehrere Seiten fort ſich ergießenden Endſtrome; S. 230 heißt es: „der Beruf unſerer

Zeit ist, das Verhältniß der spekulativen Vernunft zur reinen Idee in der Logik, Physik und Ethik," (gleich von Anfang tadelt er die Encyklopädie, daß daselbst statt Ethik der dritte Theil die Philosophie des Geistes sey), zu Leben, Natur und Kunst und zur Religion zu begreifen. — Möchten alle diejenigen, die sich mit kräftigem Sinne, treuer (jawohl!) Liebe zum Wahren, Guten und Schönen und andächtiger Verehrung für das Höchste und Ewige der Wissenschaft widmen, sich brüderlich die Hand reichen (s. des Verfs. Schrift) Belehrung empfangen (dieß hat der Verf. geleistet), Belehrung ertheilen; sanft walte die Eintracht, allein — sie sey lebendig und kräftig." — S. 234: „Die Philosophie versöhnt nicht Parteien, sie versöhnt nicht den Irrthum und die Einseitigkeit, sie versöhnt nicht Irdisches und Himmlisches (— warum nicht? —), sie bedarf keiner Versöhnung (?!). Das Tiefste erfaßt sie in seiner Tiefe — sie erfaßt den tiefen Gedanken, seine unendliche Offenbarung u. s. f." S. 233: „Der Geist der Philosophie ist der Geist des Friedens: — der Frieden ist das wahre Leben der Persönlichkeit. Wo wahre Persönlichkeit ist, da erzeugt sie die Ordnung (s. des Verfs. Schrift). Durch Ordnung schafft sie Einigkeit, und so gebiert sie die Freiheit. Wahre Freiheit ist thätig durch die Liebe, die Liebe ist u. s. f." S. 235: „Es wache der prüfende Geist, er schaue ernst in die Tiefen, er blicke forschend umher u. s. f." „Liebend umfasse der Mensch die herrlichsten Früchte des Lebens, er fördere die Erkenntniß der Wahrheit auf Erden, mit Demuth verehre er andächtig das Heiligste u. s. f." Wen solche Lehren nicht erfreuen, verdienet nicht ein Mensch zu seyn! Aber was verdient der, der „in etwa" von solchen Lehren, die er giebt, so wenig, so gut als nichts, befolgt hat? — Diese Schrift ist hin und wieder für sehr bedeutend unter der Hand ausgegeben worden; es ist dem Ref. sauer angekommen, zu dokumentiren, wie sie beschaffen ist; wenn es erlaubt wäre parva com-

ponere magnis, ſo hätte er ſich mit dem Schickſale eines großen Königs getröſtet, der einen Haufen von Halbbarbaren (ſchlimmere als die ganzen) einem Begleiter mit den Worten zeigte: „Sieht er, mit ſolchem Geſindel muß ich mich herumſchlagen.“

Das Vorwort der zweiten Schrift ſpricht in den erſten Sätzen einen ihrer Hauptgeſichtspunkte aus; es beginnt ſo: „Ueber ein philoſophiſches Syſtem läßt ſich nicht wohl ſprechen, ohne über die Philoſophie überhaupt mit zu reden;“ dieß iſt freilich eine Trivialität, die man ſonſt nicht leicht ſich entfahren läßt; nach dem Verf. jedoch iſt es eine Ausnahme, daß beim Beſondern auch das Allgemeine zur Mitleidenheit gezogen wird. Das darauf Folgende iſt etwas Neues: „Ebenſo wenig,“ wird fortgefahren, läßt ſich irgend ein einzelnes philoſophiſches Syſtem angreifen oder verwerfen, ohne daß man die Philoſophie überhaupt angreift oder verwirft.“

Da dieß in Beziehung auf die Philoſophie, die in dieſer Schrift bekämpft wird, geſagt iſt, ſo könnte man etwa meinen, dieſe Philoſophie ſey hiemit ſo hoch geſtellt, daß an ihr Schickſal das Schickſal der Philoſophie überhaupt geknüpft werde; es heißt nicht weniger in dem Vorworte, (die Seitenzahl kann nicht angegeben werden, da daſſelbe ohne Seitenzahl iſt; auch ſind wie bei einer reſpektsvollen Dedikation die Seiten nur halb bedruckt) „ein ſehr glückliches“ (ja wohl!) Zuſammentreffen habe die beiden Verfaſſer in der hegel'ſchen Philoſophie das derzeitig intereſſanteſte Geiſtesphänomen erblicken laſſen.“

Man ſieht aber bald aus der Schrift ſelbſt, daß beide Verfaſſer zuſammen es nur zu einer höchſt oberflächlichen oder zu gar keiner Bekanntſchaft mit andern philoſophiſchen Syſtemen gebracht (obgleich ſelbſt Plato und Ariſtoteles citirt werden), und daß ſie ihr philoſophiſches Studium wohl erſt, aus welchem

Grunde es sey, etwa aus dem der Derzeitigkeit, mit dem von ihnen bekämpften System begonnen haben; ebenso erhellt, daß sie über das Ueberhaupt der Philosophie zu wenig hinausgekommen, ja kaum bei demselben angekommen sind. Es wird daher natürlich, daß für sie in dieser einen Philosophie alle Philosophie verworfen ist; aber sie thun Unrecht, für Andere, die sonst mit Philosophie Bekanntschaft haben, dergleichen auszusprechen. — Uebrigens kann wegen jenes „sehr glücklichen Uebereintreffens beider Freunde" die Weitläufigkeit, mit zweien zu thun zu haben, abbrevirt und — sie füglich für Einen genommen werden.

Die angeführten Sätze hangen sogleich mit der eigenthümlichen Verschrobenheit zusammen, welche in dieser Schrift über das Allgemeine herrschend ist. Das Vorwort scheint das ganze Raisonnement des Verfassers concentrirt darzustellen; bei der Vergleichung mit den Grundvorstellungen der Schrift sieht man aber, daß das Vorwort eine Modifikation enthält; jene Vorstellungen müssen dem Verfasser einer Verbesserung bedürftig geschienen haben, nachdem die Schrift fertig war. Aber auch jenes Vorwort bedürfte noch einiger solcher Vorworte, um dieselben auf das Niveau der gewöhnlichen, in allen Wissenschaften geltenden logischen Bestimmungen über das Allgemeine, den Begriff und die Wissenschaftlichkeit überhaupt zu bringen. — Ref. will zuerst von dem Inhalte der Schrift selbst eine Vorstellung zu geben suchen, und nachher auch die Modifikationen des Vorworts angeben.

Sie zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste „vom Standpunkte der gegenwärtigen Kritik, — auch wieder „überhaupt" handelt; es wird darin jedoch mehr, — es werden ins Große gehende allgemeine Ansichten (auch den Namen Apperçus entlehnt der Verfasser von Göthe, wie er denn fast jede Seite seiner Schrift mit Stellen desselben verziert) in pretentiösen Reflexionen gegeben. Die Schrift wird dann als die beurtheilende

Anzeige der hegel'ſchen Encyklopädie bezeichnet; es ſcheint, eine beabſichtigte Recenſion iſt dem Verfaſſer zu einem Buche angelaufen. Warum es nun vor Allem erforderlich ſey, den eigenen Standpunkt des Verfaſſers gegen jene Encyklopädie anzugeben, dafür wird der gute Grund hinzugefügt, weil „die Beſchaffenheit deſſelben auf die der vorzunehmenden Beurtheilung von weſentlichem Einfluß ſeyn muß." Gewiß! Ebenſo methodiſch wird die nähere Angabe dieſes Standpunkts behandelt; — es ſeyen die drei Fälle möglich, — daß der Verfaſſer mit jener Philoſophie übereinſtimme, — oder ihr eine andere entgegen ſtelle, — oder keins von beiden; dieß wird ſo ausgeführt: „ein Dreifaches, (heißt es,) iſt in Hinſicht des Standpunkts nur gedenkbar: entweder daß derſelbe als in dem des anzuzeigenden Werkes bereits enthalten, mit demſelben zuſammenfällt." Wie nun, oder warum dieß nicht der Fall ſey, explicirt der Verfaſſer (S. 4) dahin, daß „ſolcher Standpunkt die unbedingte Zuſtimmung in das Syſtem Hegel's ſichern, und in der Hauptſache nichts als eine Wiederholung des bereits Gegebenen darbieten würde, keine Erweiterung, kein Fortſchritt in der Sache ſelbſt davon zu erwarten wäre." Wenn ſolche Motivirung nur ſchleppend oder, je nachdem man es nimmt, poſſirlich ausfällt, ſo iſt der Grund, „warum zweitens der Standpunkt des Verfaſſers nicht einer andern Geſtaltung der Philoſophie angehöre und ſo ein gegneriſcher ſeyn würde," noch abſonderlicher, „das etwa ſo Gewonnene dürfte wegen der Gleichartigkeit des Hauptintereſſes immer noch einen unſicheren unentſchiedenen Charakter an ſich behalten, und wir nicht recht gewiß werden, ob wir nicht in dem Widerſpruche, in der Widerlegung einer Befangenheit nur eine andere dafür eingetauſcht hätten." Das gleichartige Intereſſe wäre die Philoſophie; daß der Verfaſſer nicht auf dieſem Boden mitreden zu wollen erklärt, iſt wenigſtens redlich gegen ſich und gegen das Publikum gehandelt, bei der

Ueberzeugung, die er von sich ausspricht, es auf diesem Boden nur zu Unsicherem und Unentschiedenem, nicht zur rechten Gewißheit, ob er nicht von einer bangen Befangenheit nur in eine andere verfiele, bringen zu können. — „Zu einer völligen Unbefangenheit und Freiheit der Ansicht zu gelangen, scheine nun nur möglich, wenn man das ganze Gebiet räume, und drittens den Standpunkt so nehme, daß er gänzlich außerhalb der Sphäre der Philosophie fällt." Der Verfasser „gesteht gern, daß er am Liebsten eine solche Stellung einnehmen würde." Was hält nun den Verfasser noch ab, ohne Weiteres dieser seiner Lieblingsneigung nachzugehen? Es ist dieß: „es frage sich nämlich nur zuvörderst, sagt er, ob ein Stand dieser Art zu fassen möglich sey, und sodann, ob, wenn er einzunehmen wäre, er auch hinlänglich würdig seyn möchte, um in Ansehung dessen, was er leistet, die Vergleichung mit demjenigen nicht scheuen zu dürfen, was die Philosophie zu leisten in Anspruch nimmt." — Methodisch betrachtet der Verfasser zuerst das Erstere, die Möglichkeit solchen Standpunkts. Darüber finde nun wohl kein Zweifel statt, und dieß aus dem guten Grunde, — „da derjenige Theil der Menschheit, und wahrlich weder der kleinste noch der schlechtere, der keine Gelegenheit gehabt hat, noch hat, sich philosophische Kultur anzueignen, sich auf denselben gestellt findet." „Und zwar habe dieser Theil der Menschheit das Größte in Religion, Sitte, Kunst, Wissenschaft, Staat geleistet ohne alle Dazwischenkunft der Philosophie, dergestalt daß diese nicht etwa nur dabei nicht zu Rathe gezogen wurde, sondern sehr häufig noch erst gar sich zu regen anfangen sollte, wenn von den großen Grundvermögen der Menschheit, Genie, Vernunft und Gewissen, Alles bereits vollbracht war," daher „dürfen wir denn nun auch an dem zweiten Punkte, nämlich der Würdigkeit des Geleisteten, ebenso wenig zweifeln, und zwar um so weniger als die Philosophie selbst in

dieſem Gehalte oft (?) ihren einzigen Inhalt findet und ohne denſelben ſich in großer Verlegenheit um ihr Daſeyn befinden würde." — Gewiß! ohne den Gehalt, den Genie, Vernunft und Gewiſſen hervorbringen! — Warum hat ſich aber der Verfaſſer nicht an die ungeheure Autorität und an die Arbeit dieſer „außerphiloſophiſchen Menſchheit" angeſchloſſen, um ohne Verunglimpfung der Philoſophie, ja „ganz unbekümmert um ſie," in Kunſt, oder Religion, oder Wiſſenſchaft, oder im Staat etwas, wenn auch nicht das Größte, doch Etwas hervorzubringen? Die Menſchheit giebt ihm das Beiſpiel, in einem Standpunkte nur inſofern etwas zu leiſten, als ſie ſich in demſelben befindet; — der Verfaſſer unternimmt dagegen, über die Philoſophie etwas zu leiſten und ſich doch außer ihr zu ſtellen. Es iſt auf dieſe Weiſe eine feine Zweideutigkeit, wenn gleich auf der erſten und folgenden Seite des Vorworts geſagt iſt, daß „die Verfaſſer bald gefühlt haben, daß ſie in ihren Geſichtskreis das Gebiet der ganzen Philoſophie aufnehmen, ja! denſelben über das Gebiet der Philoſophie hinaus erweitern müſſen." Das ganze Gebiet der Philoſophie in ihren Geſichtspunkt aufnehmen, heißt nach der ſo eben angeführten Beſtimmung ihrer außerphiloſophiſchen Stellung, gar nichts von der Philoſophie in denſelben aufnehmen, und ihn über ſie hinaus erweitern, heißt ihn nicht einmal bis an dieſelbe hinan ausdehnen.

In demſelben Formalismus von methodiſcher ſchleppender Gründlichkeit, der ſich im Bisherigen bemerklich gemacht, geht der Verfaſſer weiter an die Angabe deſſen, was die Menſchheit als eigenthümlich in jener Stellung bezeichne. — Hier biete ſich zunächſt die einfache Wahrnehmung dar — welche? daß „die Menſchheit, in mannigfachen Richtungen Geiſt und Vermögen (ein eigenthümlicher Unterſchied) übend und bethätigend vorgefunden werde." Das Nähere iſt dann, daß „erſtens dieſe Bemühungen nicht ziel- und maaß-

loos, daher nicht ohne Gegenſtand ſeyen." Solche große Apperçus ergeben ſich dem Verfaſſer, wenn er die Menſchheit betrachtet. Daß er auch noch daran denkt, für dergleichen Theſen einen Beweis zu geben, iſt ſelbſt ein Beweis für die Gründlichkeit ſeines Verfahrens. Es brauchen hierfür, heißt es, „nur die vier höchſten Gegenſtände jener mannigfaltigen Thätigkeit genannt zu werden, Religion, Kunſt, Staat, Wiſſenſchaft." Das fünfte früher Genannte, die Sitte, bleibt hier ohne weitern Grund und Beweis hinweg.

Das zweite Apperçu wird als dasjenige angekündigt, „was am Allgemeinſten, rein theoretiſcher Art, auf dieſem Standpunkte (des Ganzen, des Vollkommenen, des Abgeſchloſſenen u. ſ. f.) angetroffen werde, inſofern es noch beſonders neben allem jenem Wirkſamen und Thätigen ausgeſprochen zu werden verdiene." (Bei wie vielem Anderen, was er ſagt, hätte dem Verfaſſer noch das Bedenken aufſtoßen können, ob es auch ausgeſprochen zu werden verdiene?) Jenes am allgemeinſten Angetroffene ſey darin befaßt: „die Menſchheit iſt für ihren jedesmaligen Schauplatz und gegenwärtige Lage mit allem an Wiſſenſchaften und Vermögen Erforderlichen immer zur Genüge verſehen." Glückliche Menſchheit! weiſer Autor! der ſeine Reden ſo gut bedingt, daß ſie in richtige Tautologien auslaufen; — ſtellen wir uns den abſtrakten Satz des Verfaſſers in konkreterer Geſtalt vor, ſo wird es für ſich einleuchtend ſeyn, daß zu einer jedesmaligen, gegenwärtigen, mittelmäßigen oder weniger als mittelmäßigen Schrift alles Erforderliche, Unwiſſenheit insbeſondere in dem Gegenſtande, über welchen geſchrieben wird, und überdieß in Wiſſenſchaftlichem überhaupt, Kahlheit und Dürre der Vorſtellung, Steifheit der Rede u. ſ. f. und u. ſ. f. immer zur Genüge vorhanden iſt, auch noch ein Reichthum Eigendünkels, um „jene Genüge" ſelbſt als Reichthum zu betrachten. Der Verfaſſer mehrt ſogleich die Genüge der Menſchheit; er fährt fort: „ſo weit ſie es bedarf

und fähig iſt (— wieder ein weiſes Bedingen), weiß ſie ſich über die höchſten Gegenſtände vollkommene Rechenſchaft zu geben, nicht bloß dieß, ſondern ſie beſitzt auch dieſe Gegenſtände, zum Beiſpiel, das Göttliche, Natürliche (ſo reich iſt die Menſchheit, daß das Göttliche und Natürliche nur beiſpielsweiſe angeführt ſind) — ganz; (dieß iſt viel! aber zur vordern Bedingung kommt hinten noch eine hinzu,) ſoweit dieſe höchſten Gegenſtände und Weſen irgend nur in die der menſchlichen Natur eigenthümliche Begrenztheit einzugehen vermögen." Jene hohe Beglückung der Menſchheit, das Göttliche und Natürliche z. B. ganz zu beſitzen, iſt durch die Bedingung, ſoweit ſie ſolches Beſitzes fähig, ſoweit die hohen Gegenſtände und Weſenheiten in die Begrenztheit der Menſchheit einzugehen vermögen, entſetzlich herabgeſtimmt. Aber da auf dieſe Weiſe nichts geſagt geweſen wäre, richtet es der Verfaſſer wieder auf, indem er fortfährt: „Es iſt aber die tiefe Natur jener hohen Gegenſtände, in jede Art von Begrenztheit, die als von ihnen ſelbſt erſchaffen ſich darſtellt, wie zum Beiſpiel die Menſchheit — (der Verfaſſer iſt in ſeinen Beiſpielen immer großartig —) nach ihrer Natur iſt, einzugehen, ohne doch von der Natur ihrer Weſenheit etwas zu verlieren." Hierüber hätte man neugierig ſeyn können, etwas Verſtändiges zu vernehmen, wie die hohen Gegenſtände und Weſen in das Begrenzteſte eingehen (— ein bequemes Wort) und von ihrer Weſenheit (oder wie der Verfaſſer nachdrücklicher ſagt:) von der Natur ihrer Weſenheit dabei nichts verlieren. Was er hinzuſetzt, klärt die Schwierigkeit nicht auf, — im Gegentheil! „Der Sinn jener Begrenztheit ſoll für den Menſchen nicht ſeyn, ein bloß Hemmendes, Niederziehendes, Laſtendes für ihn zu ſeyn, ſondern das was ſeiner Exiſtenz, die ſchrankenlos genommen, ein Gleichgültiges, Unbeſtimmtes wäre, erſt Art, Maaß und Ziel verleiht, — nach einem auch ſonſt wohl ſchon bekannten

Satze, daß ſich in der Beſchränkung recht eigentlich erſt der Meiſter zeige." Es iſt ein gar gründlicher Gedanke, daß, wenn die Exiſtenz des Menſchen ſchrankenlos genommen werde (— wie kommt der Verf. zu ſolchem Nehmen!), ſie ein Gleichgültiges und Unbeſtimmtes ſey; ſo aber ſeyen die Schranken das, was der Exiſtenz Art, Maaß und Ziel ertheile. Nach andern Anſichten ſind es umgekehrt die hohen Gegenſtände und Weſen, iſt es Religion, ferner Staat, Recht, Sittlichkeit, Wiſſenſchaft, woher dem Menſchen Art, Maaß und Ziel kommt; wäre es bereits die Begrenztheit ſeiner Natur ſelbſt, ſeine Endlichkeit, welche ihm Art, Ziel und Maaß ertheilte, was bedurfte es des Eingehens jener hohen Gegenſtände und Weſen? —Am ſchlimmſten kommt dabei die angeführte ſchöne Zeile Göthe's weg, die der Verf. mit gänzlichem Unverſtande für ſeine unverdauten Gedanken gebraucht, in denen ihm die Begrenzung der Meiſterſchaft, und dann Art, Maaß und Ziel, d. i. die Vernunft, das Göttliche der Geſetze der Natur und des Geiſtes zuſammenläuft mit den Schranken als dem Endlichen, von ihm ſelbſt den hohen Gegenſtänden und Weſen Entgegengeſtellten — dem Endlichen, welches das Vergängliche, Eitle, ja das Princip des Schlechten und Böſen iſt. — Solches Beiſpiel giebt ein Recht, dem Ausſpruch des Meiſters den anderen entgegenzuſtellen, daß in ſolcher Beſchränkung recht der Schüler ſich zeige.

In dem Angeführten beginnt der Mittelpunkt der Verworrenheit des Verfaſſers ſich aufzuthun; er hebt ſich vollſtändig heraus, wenn er daran geht, die vier oben genannten Gegenſtände zu „durchmuſtern" um zu zeigen, wie es die Menſchheit — die (wie oben angegeben), auf dem Gebiete ihrer nicht philoſophiſchen Bildung in mannigfachen Richtungen thätig und übend angetroffen werde," bei Hervorbringung derſelben gehalten habe. In dieſer „Durchmuſterung" findet der Verf. das Reſultat, daß „die menſchliche Vernünftigkeit thätig geweſen ſey, es in Allem möglichſt zu einem Abſchluſſe, zu einem

Ganzen zu bringen." Ehe wir den Sinn, den der Verf. dieſem leeren Reſultate gegen die Philoſophie giebt, weiter betrachten, führen wir ein anderes, obgleich abſtraktes, doch gehaltvolleres Reſultat deſſelben an, dieß nämlich, daß „in dem Entwickelungsgange ſich für den Anfangspunkt nur der Begriff der Einzelnheit ergebe, die aber in ihrer Ausbildung zu einem Zielpunkte gelange, der eine Totalität, erfüllter Anfang ſey, als eine volle Wirklichkeit das erreicht habe, was der Begriff der Einzelnheit nur der Idee, der Möglichkeit, der Anlage nach, als vorhanden darbiete." Man ſieht, der Verfaſſer geniert ſich nicht, hier einen Satz der Encyklopädie, die er in jeder Rückſicht verdammt, meiſt mit deren eignen Worten nachzureden, und dabei auf ſolches ſein ſogenanntes Reſultat ſich viel zu Gute zu thun.

Des Verfaſſers Durchmuſterung der genannten vier Gebiete iſt auf wenigen Seiten abgethan; ſie iſt jedoch nicht oberflächlicher, als es für den großen Satz nöthig iſt, daß die Menſchheit in allem ihrem Thun es immer zu einem Ganzen zu bringen thätig geweſen ſey. Wir heben nur das aus, was der Verfaſſer in den Leiſtungen der Menſchheit über die Wiſſenſchaft findet; es wird aus dieſer Anführung auch hervorgehen, was der Verf. unter einem Abſchluſſe, einem Ganzen meint.

In der Wiſſenſchaft ſey die Natur der Gegenſtand, aber derſelbe ſey im Wiſſen nicht mit der Anlage zum Wiſſen gleichzeitig vollſtändig gegeben (— ſchon das Wiſſen ſelbſt iſt mit der Anlage zum Wiſſen nicht gleichzeitig, und gewiß auch nicht vollſtändig gegeben; auch iſt ebenſo gewiß im Wiſſen der Gegenſtand, die Natur nicht gleichzeitig vollſtändig gegeben; was aber die Anlage zum Wiſſen betrifft, ſo pflegt man dafür zu halten, daß die Natur nicht nur gleichzeitig mit Adam oder mit jedem Kinde, ſondern ſelbſt noch vor demſelben „vollſtändig gegeben" ſey. — Aber dergleichen Schiefheit und

geſchraubte Leerheit iſt wohl mit jedem Satze des Verf. gleichzeitig und vollſtändig gegeben). — „Da der Gegenſtand, die Natur ſich erſt ſpäter und nur nach und nach enthülle, ſo ſey die Wiſſenſchaft daher größtentheils nur noch erſt im Wiſſen begriffen, habe noch nicht die Reife der Totalität" (— und wenn und wo ſie nach dem Verfaſſer dieſe erlangt hätte, ſollte ſie da in etwas Anderem als im Wiſſen begriffen ſeyn?).

„In den eigentlichen Naturwiſſenſchaften fehle noch der Abſchluß; nur in einzelnen kleineren Kreiſen habe das Wiſſen ſchon, wenigſtens im Umriſſe, den Charakter einer Ganzheit zu gewinnen begonnen, wie z. B. in der Botanik durch die Lehre von der Metamorphoſe, und in der Farbenlehre." Ohne zu rügen, daß die letztere ihren Gegenſtand auf ganz andere Weiſe wiſſenſchaftlich aufgefaßt, als die Botanik, die durch die Lehre von der Metamorphoſe ſchon „den Charakter einer Ganzheit" gewinnen ſollte, ſo müßte der Verf., um ſeine Verſicherung über das Mangelhafte der Naturwiſſenſchaften zu begründen, zeigen, daß er weitere Kenntniſſe von denſelben beſitze, als nur dasjenige, was er aus Goethe's Arbeiten darüber kennt. Wie mag er mit ſeinem Abſchluſſe, ſeiner Ganzheit vereinigen, was er weiterhin S. 195 aus Goethe triumphirend anführt: „Die Natur hat kein Syſtem (d. i. nach der Erläuterung des Verfs.: ſie iſt kein ordinairer (!) in ſich abſchließender Kreis, den man im Begriffe fertig vorzuzeigen vermöchte), ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Grenze. Naturbetrachtung iſt daher endlos u. ſ. f." — Ferner iſt es auch eine Stelle Goethe's „über die Wichtigkeit der Wirkung, welche die Entdeckung, daß die Erde rund iſt, und die Lehre des Copernicus auf die menſchliche Vorſtellung hervorgebracht haben," die den Verf. bewegt, in den mathematiſchen Wiſſenſchaften der Geographie (unter dieſe Wiſſenſchaften rechnet ſie der Verf.) und der Aſtro-

nomie den Abſchluß erreicht zu finden. Man ſieht die Genügſamkeit der Forderungen in dem, was zur Vollendung einer Wiſſenſchaft gehöre; in den Kenntniſſen, die in den Trivialſchulen gelehrt werden, daß die Erde rund iſt und daß ſie ſich um die Sonne bewegt, ſind für ihn „Geographie und Aſtronomie" fertige vollendete Wiſſenſchaften. Es hätte den Verf. doch wundern müſſen, daß die Geographen und Aſtronomen, nachdem ihre Wiſſenſchaften in jenen Entdeckungen bereits die Reiſe der Totalität erreicht haben, doch noch immer im Wiſſen begriffen waren, und noch darin begriffen ſind. — Der fernere Fund einer erbaulichen leeren Paralleleſirung dieſer zwei vollendeten Wiſſenſchaften mit religiöſen Lehren giebt dem Verf. ſo viele Befriedigung, daß er ſie zum Ueberdruſſe wiederholt.

Indem nun der Verf., (wie, nach ſeiner Angabe, die ganze Menſchheit) ſeinen Standpunkt außerhalb der Philoſophie nimmt, glücklicher Weiſe jedoch nicht die ganze Menſchheit, um über die Philoſophie mitzureden, ſich mit dem Erforderlichen zur Genüge verſehen glaubt; ſo erſpart er uns die Mühe, das zu ſagen, was er ſelbſt hiermit von ſeiner Arbeit ſagt, daß er, um den gewöhnlichen Ausdruck hierfür zu gebrauchen, von der Philoſophie wie ein Blinder von der Farbe ſpricht; es kann daher nur eine Sache äußerlicher Kurioſität ſeyn, noch weiter zu ſehen, wie der Verf. ſich dabei benimmt. — Die Kaprice, die er ſich über die Philoſophie erſchaffen hat, und in der Schrift ausführt, iſt kurz dieſe, „daß die menſchliche Thätigkeit in den Sphären der Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, es zu einer Totalität bringe, die Philoſophie aber ſich das All der Dinge, die Allheit, auch Alles ſagt er, zur Aufgabe mache." Woher der Verf. dieß hat, giebt er nicht an; er bleibt bei dieſer trockenen Verſicherung, und läßt ſich nicht auf eine Erörterung des Unterſchiedes von Totalität und Allheit, noch überhaupt auf die unterſchiedenen Formen der Allgemeinheit

ein, welche in dem logiſchen Theile der Encyklopädie auseinandergeſetzt ſind; das übel gebildete Denken des Verfs. greift zu der ſchlechteſten dieſer Kategorien, zu der Allheit, und muthet aus ſeiner Autorität ſie der Philoſophie überhaupt und insbeſondere auch derjenigen zu, welche ſich am ausdrücklichſten gegen dieſe Kategorie erklärt hat, und der ſo wenig als andern Philoſophien, vollends ſie zum Prineip zu machen, je eingefallen iſt. Die Totalität will der Verf. ſich zum Lieblingswort vorbehalten. Wie der Eigenſinn der faktiſchen Unrichtigkeit, dem Allgemeinen, der Idee, dem Begriffe das All, Alles, die Allheit zu ſubſtituiren, mit ſeinem Grund-Apperçu zuſammenhängt, wird ſich nachher ergeben. „Ob nun gleich, fährt der Verf. fort, die Allheit ſich zum Gegenſtande und Aufgabe zu machen, der Philoſophie eigenthümlich ſey, ſo ſey doch der Anblick und der Begriff des Alls dem Menſchen, ſelbſt dem nicht philoſophiſchen, keineswegs gänzlich entzogen.“ Jedoch, S. 49, verſichert er, „der philoſophiſche Standpunkt gehe erweislich von einer Aufgabe aus, welche weit über die Kräfte und Angemeſſenheit des Menſchen reiche; denn es zeige ſich kein von Hauſe aus exiſtirendes Organ der Menſchheit für die Allheit;“ womit hat denn nun der nichtphiloſophiſche Menſch den ihm keineswegs ganz entzogenen Anblick und ſogar den Begriff des All's aufgenommen? S. 11 hieß es bereits: „die Forderung eines All's laſſe ſich ſchon innerhalb der menſchlichen Sphäre als unangemeſſen und unerfüllbar abweiſen;“ — man kann ſich daher nur wundern, warum nicht auch der Verf. aus der Reflexion ſeines Standpunkts, den er als den außerphiloſophiſchen angiebt, da die Menſchheit ohnehin von Hauſe aus kein Organ für die Allheit beſitzt, dieſelbe abgewieſen hat; aus dem philoſophiſchen, können wir ihm die Nachricht geben, iſt dieſe Kategorie nicht nur längſt abgewieſen, ſondern, wie geſagt, niemals darin geweſen. Zu dergleichen Gerede, das er Unterſuchung nennt, unterläßt der Verf.

nicht, in der Weiſe ſeiner ſchwerfälligen Bevorwortung mit der Zuſicherung einzuleiten (S. 48), daß er mit der gehörigen Gründlichkeit und Tiefe zu Werke gehe.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß der Verf. im Vorwort auf ſein Hauptapperçu von der Philoſophie zurückkommt. Auch von dieſer Darſtellung und dem daran geknüpften Raiſonnement muß ſo viel als möglich abgekürzte Rechenſchaft gegeben werden; jedoch iſt beim Verf. aller Inhalt mit der bleiernen Schwerfälligkeit des Vortrags ſo ſehr verwebt, daß dieſe ſich kaum trennen läßt. — Der Verf. ſtellt hier ſeine Verſicherung, daß die Philoſophie ſich die Allheit zur Aufgabe mache, bei Seite, und nimmt deren Angabe, das Allgemeine vorzugsweiſe zu behandeln, auf. Dieſer Vorzug der Philoſophie iſt es, den er hier behandelt. „Da es nämlich, argumentirt er, doch nur dieſelbe menſchliche Natur ſey, die in der Philoſophie das Allgemeine behandeln ſolle und die in anderen Beziehungen ein Beſonderes zu wirken ſcheine; da ſie ferner, was ſie Aechtes, Wahres, Gründliches zu Stande bringe, nur aus ihrer geſammten Kraft, deren Geſetz die Totalität ſey, bewirke, ſo verſchwinde hieran bereits der Unterſchied gänzlich. Dieſelbe menſchliche Natur wirke überall das Unterſchiedene auf dieſelbe Weiſe; das Wahre werde daher in Abſicht auf das Kraftmaaß überall von derſelben Totalität menſchlicher Natur zu Stande gebracht.“ — Was für ein Kraftmaaß die menſchliche Natur bei ihren Hervorbringungen aufwende, darüber wird nicht leicht jemand das Intereſſe haben, Betrachtungen anzuſtellen, aus dem einfachen Grunde, weil dieſelben über die Unbeſtimmtheit des quantitativen Unterſchiedes nicht hinauskommen könnten. Aber mehr Genoſſen mag der Verf. in dem Stehenbleiben bei der Oberflächlichkeit des abſtrakten Satzes finden, daß eben alles Wahre von derſelben Totalität der menſchlichen Natur bewirkt werde. Hier geht jedoch die Dumpfheit ſo weit, auch noch zu ſagen, daß alles Unterſchiedene

auf dieſelbe Weiſe von ihr bewirkt werde. — Inſofern nun aber doch ein beſonderer Unterſchied in Anſehung des Inhalts, zwiſchen Philoſophie, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat anzuerkennen ſey, ſo gleiche dieſer ſich an ſich ſelbſt aus, „denn jedes Beſondere ſey, da ihm urſprünglich in Abſicht auf ſeine Kraftanlage gleicher Werth zukomme, nicht ungleich in Rang und Werth, in Beziehung auf anderes Beſondere, ſondern in Beziehung auf ſich ſelbſt, in wiefern es das urſprüngliche Kraftmaaß in ſich noch nicht erſchöpft hat und vollkommen darſtellt.“ Sollen nun Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, in Beziehung auf ſich ſelbſt, an Rang und Werth ungleich ſeyn können, d. h. wenn wir den Inhalt von den ſteifen Ausdrücken, in die er gehüllt iſt, entkleiden, — kann es ſchlechte Religionen, ſchlechte Kunſtwerke und Kunſtepochen, ſchlechte Staaten und Wiſſenſchaften geben, — wie ſteht es dann damit, daß die Menſchheit zu allen Zeiten mit allem Erforderlichen hinlänglich verſehen iſt, ihre hohen Gegenſtände und Weſenheit immer ganz beſitzt, ſich im Wiſſen vollkommen Rechenſchaft darüber giebt u. ſ. f. — Ein Unterſchied von falſchen, ſchlechten und von wahrhaften Religionen, guten oder ſchlechten Kunſtwerken u. ſ. f. würde auf Vorausſetzung von Grundſätzen, Normen des Schönen, Wahren u. ſ. f. führen; das Allgemeine aber iſt es, wogegen der Verf. ſich auf alle Weiſe ſträubt; ſo drückt er ſich mit den geſchraubten Formeln von Ungleichheit gegen ſich ſelbſt, nicht völliger Erſchöpfung des Kraftmaaßes u. dergl. herum. — Nun folgt das ganz eigenthümliche Raiſonnement gegen die Philoſophie, das dem Verf., nachdem ſeine Schrift geendigt war, noch eingefallen iſt und im Vorworte nachgebracht wird. — „Wolle die Philoſophie einen gewiſſen Vorzug behaupten, ſo bleibe hierfür nichts übrig, als eine gewiſſe Gemeinſchaftlichkeit des Inhalts mit Religion, Kunſt u. ſ. f. Hierin wurzele die von ihr als beſonderer Vorzug in Anſpruch genommene Allgemeinheit ihrem eigent-

lichſten Sinne nach." — Hier verfällt alſo der Verf., ſtatt der in der Schrift ſelbſt der Philoſophie zugemutheten Allheit, auf die gleich ſchlechte Kategorie der Gemeinſchaftlichkeit, und verſichert, dieß ſey nicht nur der eigentliche, ſondern der eigentlichſte Sinn der philoſophiſchen Allgemeinheit. — Zuvörderſt entgegnet der Verf. gegen den der Philoſophie fälſchlich aufgebürdeten Vorzug der Gemeinſchaftlichkeit des Inhalts mit Religion, Kunſt u. ſ. f., daß ſich eine ſolche Gemeinſchaftlichkeit nicht denken laſſe. (Wie dagegen Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, bei der einen Totalität der menſchlichen Natur, die Alles überall ſogar auf dieſelbe Weiſe bewirke, zu einem unterſchiedenen Inhalt kommen, — nach einer Erklärung über dergleichen darf man bei dem Verf. nicht nachfragen.) Nun höre man die tiefſinnige Argumentation, daß eine Gemeinſchaftlichkeit des Inhalts, von Religion, Kunſt u. ſ. f. ſich nicht denken laſſe. „Haben nämlich Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat ihren Inhalt nicht ganz für ſich, ſo daß ſie ihn nicht für ſich behalten, ſondern an ein Anderes abtreten können oder müſſen; ſo haben ſie ihn überhaupt nicht, und es giebt dann noch keine wahre Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat u. ſ. f." — Wo iſt je einem Menſchen, außer dem Verf., in den Sinn gekommen, daß die Religion, Kunſt u. ſ. f. ihren Inhalt an ein Anderes abtreten können oder müſſen, um eine Gemeinſchaftlichkeit zu haben? Iſt es dem Verf. in der That Ernſt damit, daß z. B. die indiſchen, griechiſchen, chriſtlichen Kunſtwerke, Poeme, Skulpturwerke, Malereien u. ſ. f. nichts Gemeinſchaftliches haben mit dem Inhalte dieſer Religionen? Der Verf. führt unter ſeinen Gebieten auch die Wiſſenſchaft auf; hält er dafür, daß die Wiſſenſchaften des Staats, darunter des Rechts u. ſ. f. der Religion u. ſ. f. nichts Gemeinſchaftliches haben mit dem Inhalte des Staats, des Rechts, der Religion u. ſ. f.? — Offenbar hat der Verf. bei den leeren Abſtraktionen, in denen er ſo breit iſt, ſich nichts ge-

dacht, nicht den konkreten Sinn derselben vor seiner Vorstellung gehabt. Aber das andere Horn des Dilemma ist noch besser, als die Ungereimtheit des ersten: „Haben Religion u. s. f. aber ihren Inhalt ganz für sich, so kann er an ein Anderes außer ihnen nur zerstückelt, d. h. in seiner Unwahrheit übergehen." Das Resultat dieses stupenden Scharfsinns ist dann, daß „die Philosophie in ihrer Allgemeinheit, als eben durch die Gemeinschaftlichkeit des Inhaltes aller andern Geistesgebiete erwirkt, überhaupt nur ein Falsches habe, und ihr besonderer Unterschied als radikaler Vorzug eben nur die Falschheit gegen alles andere menschliche Treiben und Beginnen" sey.

Man sieht wohl, daß der Verf., der ein Buch von zwei Bänden über Goethe geschrieben, das, was dieser geistreich behauptet, daß ein Kunstwerk, Naturprodukt und Charakter u. s. f. in seiner konkreten Individualität für sich aufzufassen und der Genuß und Begriff desselben nicht durch Vergleichung, durch Theorien und viele andere Einseitigkeiten einer abstrakten Reflexion, die eine frühe und lange Plage für ihn geworden waren, zu verkümmern und zu zertrümmern sey, — das was bei Goethe von der Einheit des Inhalts und der Form, die bei einem wahrhaften Kunstwerk Statt hat, vorkommt, — daß der Verf. diese Bestimmungen sich so eingeprägt, und sie zum Eckstein seiner Weisheit auf eine so schülerhafte Weise gemacht hat, daß er auch da, wo es sich um ganz andere Ganze, als ein Kunstwerk ist, handelt, um Grundsätze, Gesetze, Gedanken, überhaupt um einen Inhalt, der seiner Natur nach allgemein, nicht sinnlich konkret ist, dabei stehen bleibt, und ungeschickter Weise hier ohne alles Bewußtseyn über die Verschiedenheit der Form dieser Gegenstände eine Anwendung von jenen sinnvollen Forderungen macht. Indem er diese Vorstellungen in einer Allgemeinheit nimmt, die er für sich verdammt, geräth er in die vollständigste Verwirrung und in die flachen Abstraktionen von

Menſchheit, Ganzes, Totalität, das urſprüngliche Kraftmaaß, das, um das Wahre, Aechte u. ſ. f., hervorzubringen, in ſeiner Totalität wirkſam ſeyn müſſe u. ſ. f. — Es iſt die Form der Allgemeinheit ſelbſt, welche es dem Verf. möglich macht, von ſeinen Gebieten und hohen Gegenſtänden und Weſenheiten zu reden, welche aber auch zugleich den Vortheil oder vielmehr Nachtheil bringt, ihm die Inkohärenz ſeiner Gedanken zu verſtecken. Sind denn Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, die hohen Gegenſtände und Weſenheiten, nicht Allgemeine, Gattungen, Ideen, — die Gegenſtände in Form der Allgemeinheit? ſo ſeine Kategorien von Form und Inhalt? u. ſ. f. Das Schlagwort, die Totalität, zu der ſich die Einzelnheit erweitern ſoll, was iſt ſie ohne Allgemeinheit? Daß aber die Allgemeinheit weſentlich in ſich konkret ſey, — und dieſe konkrete Allgemeinheit iſt die Totalität, — und nur ſo Wahrheit habe, iſt einer der Hauptſätze der Philoſophie, die der Verf. beſtreitet und deren Hauptſätze er nicht kennt. — Das Einzelne, fordert der Verf., ſoll für ſich zur Totalität erweitert, ſelbſtſtändig ſeyn, und ſo ſelbſtſtändig genommen werden; das Beſondere, als ein in ſich Ganzes, Abgeſchloſſenes, Fertiges, nicht auf Anderes bezogen, nicht unter Allgemeines ſubſummirt werden; daher iſt ihm die Philoſophie um ihrer Allgemeinheiten, d. i. um ſeiner, — allerdings bei ihm flach genug bleibenden — Weſenheiten und hohen Gegenſtände willen, durch und durch ein Falſches. Weil der Verf. die Natur des Allgemeinen ſelbſt nicht betrachtet und ergründet, treibt er ſich in gleich verworrenen als oberflächlichen Allgemeinheiten herum. Das Verhältniß des Allgemeinen zum Beſondern in ſeiner Vielgeſtaltung zu erkennen, iſt die Aufgabe der logiſchen Philoſophie; dem Verf. aber fehlt es an der Kenntniß und dem Bewußtſeyn über die trivialſten Formen jenes Verhältniſſes.

Den ſublimſten Schwung ſeiner Verworrenheit darüber giebt ſich der Verf. bei Gelegenheit ſeiner Tirade über den Glauben an die Unſterblichkeit der Seele, S. 146. Die hölzerne Dekla-

mation, in der er aufzählt, was dieser Glaube alles dem Menschen gewähre, schließt er damit: „Die Natur und ihre Wissenschaft hat den Werth einer Wahrheit an sich, außer und neben der Wahrheit des Geistes“ (— dieß ist eine neue Natur, die ohne Beziehung auf den Geist Wahrheit hat — eine neue Wissenschaft, ohne die Beziehung auf die Wahrheit des Geistes —), „kurz, (!) das ganze Universum erscheint vor ihm“ (dem Menschen mit jenem Glauben) „als ein in allen seinen Theilen selbstständig organisirtes Ganzes“ (— ein für sich verworrener und zweideutiger Ausdruck, — wenigstens fassen wir daraus, daß es ein Ganzes ist, von dem die Rede sey —), „wovon jeder Theil in seiner höchsten Wahrheit nur als ein Ganzes, das nicht aufzulösen ist, nicht aber beziehungsweise nur, Wahrheit hat.“ Für den Verf. ist es kein Galimathias, daß das Universum Ein Ganzes, das nur Theile hat, genannt wird, und daß dennoch jeder Theil desselben selbst ein Ganzes seyn soll, dessen höchste Wahrheit sey, ohne Beziehung auf andere Theile und damit (da das Ganze die Beziehung der Theile auf einander ist), ohne Beziehung auf das Ganze zu seyn, dessen Theil er ist. — Solche Logik soll der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele lehren; den Verf. hat derselbe nur in den vollkommenen Widerspruch geführt, nicht zur Ahnung, in welchem Widerspruch er befangen ist, und um dieser Unwissenheit willen noch weniger zum Bedürfniß und zur Sehnsucht, den Widerspruch aufzulösen.

Ref. unterläßt es, von dem ungereimten Apperçu des Verf. über die gesammte Geschichte der Philosophie, außerhalb deren er sich zu befinden angiebt, mehr als das Resultat anzuführen. Der Verf. macht (S. 40) folgende Eintheilung dieser Geschichte: „Zuerst sey das All vor der Welt, vor allem gegenwärtigen Daseyn und Seyn aufgesucht worden; — diese Verrücktheit, das All aufzusuchen, und es vor der Welt aufzusuchen, muthet er den griechischen Philosophen zu! Wenn er

etwa von den Pythagoräern oder Eleaten gehört hat, daß jene ſagten: „das All und Alles iſt die Zahl; dieſe: das All und Alles iſt das Eine, iſt das Seyn;“ ſo hätte er darin ſehen müſſen, daß dieſe, wie die andern Philoſophen, das All und Alles nicht erſt geſucht, ſondern, wie andere Menſchen, das vor ſich gehabt haben, was man das All oder das Alles ſo in's Blaue hin zu heißen pflegt; daß ſie eben ſo wenig das All oder Alles zu ihrem Gegenſtande gemacht, ſondern vielmehr ſich davon abgewendet, daß ihr Denken einen andern Gegenſtand geſucht, und ihn in der Zahl, im Einen, im Seyn gefunden habe. Aber die Zumuthung geht über Alles, daß wir glauben ſollen, daß jene Philoſophen das All und das Alles vor der Welt aufgeſucht haben — dann ſey das All in der Zuſammenfaſſung des Wirklichen (— hier iſt das Allgemeine als Zuſammenfaſſung genommen —) alſo innerhalb des Wirklichen geſucht worden; der dritte philoſophiſche Standpunkt endlich ſey, als Kriticismus nämlich, der, wo das All nach der Welt geſetzt werde; dieſer ſey aber zuletzt dahin gelangt, das All aufgeben zu müſſen, und „auf das abſolute Gegentheil, auf ein Nichts zurückgekehrt, und läugne nun jeder menſchlichen Erkenntniß ihre objektive Wahrheit und Wirklichkeit ab, als ob (!) zwiſchen All und Nichts kein Drittes in der Mitte liege?“ — Daß nun aber zwiſchen ſolchen Phantasmen von All und Nichts ein Drittes liege, und was dieſes Dritte ſey, docirt der Verf. ſo: „Daſſelbe ſey weit entfernt, All zu ſeyn, doch ebenſo wenig Nichts; nämlich es ſey — Etwas.“ Das iſt doch eine große Entdeckung! — und noch mehr: „das Etwas ſey nicht ein todtes, leeres, ſondern gegliedertes Etwas u. ſ. f.“ — Es kann nur die äußerſte Dürftigkeit des Geiſtes ſeyn, die mit ſolchem Etwas und mit den Worten von todtem, leerem, gegliedertem Etwas u. ſ. f. etwas geſagt zu haben meint. — Wir übergehen gleichfalls, was der Verf., von außerhalb der Philoſophie, dieſer Wiſſenſchaft weiter Uebles nachzuſagen ſich

anstrengt; die Unwissenheit, zu der er sich über dieselbe bekennt, schließt es von selbst aus, daß er etwas Treffendes vorzubringen fähig sey. Er behilft sich damit, einen Gedanken, der über den geschichtlichen Moment der Erscheinung des Philosophirens von Seiten der durch ihn bestrittenen Philosophie geäußert worden ist, aufzunehmen, — aber freilich ohne von der Hauptsache etwas zu wissen, — den Gedanken nämlich, daß der Geist aus dem unglücklichen, entzweiten Zustand einer existirenden Welt in sich zurückgedrängt, sich in einer ideellen, wahrhaftern Welt eine Zuflucht, ein Heilmittel, und den höhern Frieden, der ihm im Daseyn nicht mehr werden kann, gewinnt. Er versichert dagegen, S. 48: „daß von der Erstrebung eines objektiven wahren Inhalts durch die Philosophie durchaus nie und nirgends Etwas sich zeigte.“ Schwerlich ist je der fanatischste Zelot gegen die Philosophie in der Blindheit seines Verunglimpfens so weit gegangen. Bei andern Zeloten findet sich oft eine Wärme, Lebhaftigkeit, Energie, Kühnheit; hier aber geht Alles in derselben Kälte, Steifheit, geschraubten Demüthigkeit und Schwerfälligkeit vor sich.

Von solcher Erkenntnißfähigkeit und Geistesdisposition ist nichts weiter als gemeine, invidiöse Vorstellungen zu erwarten. So findet sich S. 72 die Konsequenz: „Der Staatsmann, der Religiöse, der Künstler, das entdeckende Genie denken also nicht;“ solche Konsequenz erlaubt sich der Verf. gegen eine Philosophie zu machen, welche von aller menschlichen Thätigkeit behauptet, daß Denken darin sey. Gleich darauf setzt der Verf. solche Unbestimmtheiten, wie „höheres, angemessenes Denken,“ das den andern Gebieten abgesprochen werden solle, an die Stelle der bestimmten Unterschiede, welche die Philosophie macht, und führt das Untergeschobene als historische Angabe von derselben auf, wie er kurz vorher die Konsequenz machte, daß auf andern Gebieten, außer der Philosophie, gar nicht gedacht

werde. — Damit bringt er ferner eine ähnliche, ſcharfſinnige Argumentation in Verbindung, wie die oben erwähnte.

Die Philoſophie nehme den Inhalt der andern Gebiete in Anſpruch und behaupte, ihm die gedankenmäßige Form verleihen zu wollen; nun fragt der Verf.: „wie kann ein vernünftiger Inhalt ohne ſeine verhältnißmäßige Gedankenform beſtehen?" — was niemand in Abrede ſtellen wird, — und macht jetzt das treffliche Dilemma: „haben jene Gebiete nicht vor Dazwiſchenkunft der Philoſophie die ſchlechthingemäße, vernünftige Gedankenform, wo iſt ihr Inhalt überhaupt vernünftig? Will die Philoſophie aber zu einem nicht vernünftigen Inhalt die vernünftige Form hinzufügen, ſieht ſie denn nicht," fragt er, „daß dieß entweder ſchlechthin nichtig oder jedenfalls ein ſehr vergebliches Bemühen iſt?" Der Tiefſinn des zweiten Horns dieſes Dilemma geſtattet, daſſelbe mit Stillſchweigen zu übergehen; in Anſehung des erſten wäre es überflüſſig, z. B. zu bemerken, daß Gott die Welt vernünftig erſchaffen hat, daß aber dieſer vernünftige Inhalt in der ſinnlichen Anſchauung noch nicht die vernünftige Gedankenform hat, ſondern erſt durch das Nachdenken der Menſchen dieſe Form erhält; daß die Wiſſenſchaften, welche mit den einzelnen Naturgeſtaltungen und Erſcheinungen zu thun haben, nur darum Wiſſenſchaften ſind, weil ſie dieſe in den ſinnlichen Schein vernunftloſer Aeußerlichkeit gehüllten Einzelnheiten durch einen allgemeinen Charakter beſtimmen, ſie auf Gattungen, Arten, auf Geſetze reduciren, und daß Gattungen, Arten, Geſetze, allgemeine Charaktere u. ſ. f. Gedankenformen ſind. Wer einer Seits ein philoſophiſches Syſtem ſtudirt zu haben und beurtheilen zu wollen angiebt und anderer Seits ſich ſo ſehr auf den unphiloſophiſchen Standpunkt ſtellt, daß er dergleichen Kenntniſſe nicht hat, gegen den wäre es, wie geſagt, überflüſſig, das Angeführte auseinander zu ſetzen und die fernere Anwendung davon auch auf die Geſtaltungen der geiſtigen Welt zu zeigen. Der Verf. greift, wie oben zu einem Verſe,

hier (S. 120) auch einmal in Anſehnng der Allgemeinheit zu einem andern Ausſpruche: „wer in Einem Falle die Tauſende mitzuſehen nicht vermöge, ſey kein wiſſenſchaftlicher Kopf.“ Der Verf. hätte auch wiſſen müſſen, daß ein ſolcher umgekehrt in tauſend Fällen, Pflanzen, Thieren, Begebenheiten u. ſ. f. nur Einen Fall, nur Eine Pflanze u. ſ. f. ſehen, d. i. daß er denken kann, und daß das Denken jenen individuellen Einzelnheiten, in den Klaſſen, Gattungen, Geſetzen u. ſ. f. eine andere Form 'giebt, als ſie in ihrer empiriſchen Exiſtenz, haben und doch ihren Inhalt ſo wenig verändert, daß es ſie damit vielmehr auf ihren wahrhaften Inhalt zurück bringt. Dieſe Begriffe ſind ſo elementariſch, daß es den außerphiloſophiſchen Standpunkt des Verfs. keineswegs kompromittiren würde, einige Kenntniſſe davon zu haben, wie er an dem Beiſpiel der ſonſt gebildeten außerphiloſophiſchen Menſchheit ſehen kann, als welcher jene Beſtimmungen ganz geläufig ſind. Aber die Gedankenwelt und das Vernünftige liegt nicht ſo auf der ſinnlichen Oberfläche, daß es nur ſo „in die Hand“ gegeben, noch mit einigen aufgerafften Sprüchen und dem Dünkel einer rohen dürftigen Reflexion erfaßt werden könnte.

Der zweite Theil der Schrift (von S. 79—118) „ein Abriß des Syſtems des Herrn Hegel nach deſſen Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften,“ — iſt Theils ein trocknes Inhaltsregiſter, von dem man nicht ſieht, wem es dienen ſoll, Theils ein weitläufigerer, in den Vortrag der Sache eingehender Auszug der Einleitung; es wird dadurch etwas glaubhaft, daß ein anderer der beiden ſonſt ſo „ſehr glücklich übereintreffenden“ Verfaſſer denſelben angefertigt habe; in der übrigen Broſchüre giebt ſich nichts zu erkennen, das ein Eindringen in die Sache und ein Faſſen und Erkenntniß des Inhalts zeigte. Die eignen Reflexionen des Verf. ſind ohne die geringſte Kritik der von ihm gebrauchten Kategorien herausgequält; zu einigem Bewußtſeyn über ſeine Gedankenformen ſo wie zu einiger Rückſicht auf den Sinn deſſen, was er beſtreitet, hätte er ſich, wenn er

das bekämpfte Werk ſelbſt ſtudirt hätte, doch wohl verleiten laſſen.

Der dritte Abſchnitt, von S. 119—Ende, iſt: „Kritik des hegel'ſchen Syſtems." Zu derſelben findet der Verf. für ſeinen außerphiloſophiſchen Standpunkt einen bequemen, bereits fertigen Anknüpfungspunkt darin, daß er in dieſem Syſteme die Vernunft für etwas Wirkliches erklärt findet, „worüber es ihm nicht entfernteſt einfallen könne, Hegel etwa deswegen beſchelten zu wollen." S. 121: „Eine Kritik ſey hiermit eben auch angewieſen, dieß Verhältniß der Wirklichkeit aufzufaſſen und praktiſch (!?) wie theoretiſch die Gleichung ſeiner (?) mit dem ſpekulativen Reſultate vorzunehmen;" — die Geſchraubtheit der Reflexionsweiſe macht den Verf. auch ein ſo ungeſchicktes Deutſch ſchreiben. — Bei der Vollziehung dieſer Gleichung, wie er ſich ausdrückt, hat der Verf. kein Bedenken über die eine Seite, nämlich ob er faktiſch, ohne Philoſophie, Philoſophiſches aufzufaſſen befähigt ſey; er ſcheint dieſe Fähigkeit für ſich vorauszuſetzen, ohne ſich daran zu erinnern, daß er der Menſchheit von Haus aus das Organ für das, was er als den Gegenſtand der Philoſophie anſieht, abſpricht; es iſt daher auch nicht thunlich, die Bildung und Uebung eines mangelnden Organs, eine Gewohnheit im Denken und im Auffaſſen von Gedanken bei ihm zu verlangen. Was dagegen die andere Seite betrifft, ſo meint er (S. 121), „daß wir uns über dasjenige, was auch wir für wirklich halten, leicht vereinbaren dürften, aber damit möchte die Uebereinſtimmung in dem, wie wir es uns als wirklich denken, und denken müſſen, mit Hrn. Hegel noch nicht gegeben ſeyn." Wie kommt der Verf. hier auf einmal zu einem Denken und Denken müſſen? und vollends darauf, von einem Denken des Wirklichen zu ſprechen? Beſäße er ſonſt mehr von dem Organ der Philoſophie, ſo wäre ihm ferner bekannt, daß das Wie des Denkens, das ihm Bedenken macht, ſich zum Was zu ſchlagen pflegt, und dieſe Unterſcheidung ſehr nichts-

ſagend iſt. Ein genügendes Beiſpiel, wie das Wie des Meinens zu einem hiſtoriſchen Was wird, bietet der Verf. ſelbſt dar, der in einer frühern Schrift, ſo viel Ref. ſich noch erinnert, von Homer die geſchichtliche Darſtellung macht, derſelbe ſey ein Trojaner, Zeitgenoſſe und Vetter des Aeneas geweſen, habe an dem Hofe eines nach Ilium's Fall weit dahinten in Aſien ſich forterhaltenden trojaniſchen Reiches gelebt, wie denn die Dichter an den Höfen leben müſſen, was Göthe's Beiſpiel beweiſe; als Trojaner habe Homer die Griechen als die unſittlichſten Menſchen geſchildert, indem er ſie am Tage der Zerſtörung Troja's ſich habe betrinken und gegen die Sittlichkeit Abends eine Volksverſammlung halten laſſen, welche dann auch unordentlich genug ausgefallen ſey, u. ſ. f. — Man ſieht, daß, wenn ſo der Verf. ſein Wie, die ſuperiören Apperçus, die ihm aus ſeinem Denken-müſſen der Wirklichkeit hervorgehen, zu dem hiſtoriſchen Was zu ſchlagen gewohnt iſt, allerdings die zweite Seite der Wirklichkeit unüberwindliche Schwierigkeiten mit ſich führt, ſich mit ihm darüber zu vereinbaren. — Ein drittes Ingredienz dabei iſt das Raiſonnement, da die Vergleichung zwiſchen den Thatſachen und den Begriffen doch nicht ganz nackt vorgenommen werden kann. Von dem außerphiloſophiſchen Raiſonnement des Verf. über philoſophiſche Gegenſtände ſind Proben genug gegeben; aber in dieſer kritiſchen Partie wird daſſelbe noch tranſcendenter. Es ſoll nur Weniges davon ausgehoben werden; zunächſt ſein hier breiter ausgeführtes Raiſonnement gegen die Form des ſpekulativen Denkens. Er ſtellt die Frage: ob dieſe Form die allgemeine Form des Wahren ſey, in welcher ſich die Wirklichkeit darbietet? Es wäre mit ja! auf dieſe Frage zu antworten, daß ſich die Wirklichkeit dem Denken in dieſer allgemeinen Form, welche die Form des Denkens iſt, darbiete; dieſe Antwort ſetzte einen platten Sinn der Frage voraus, aber er zeigt ſich im Verfolg als noch platter; nämlich, ob ſich die Wirklichkeit jedem Verhalten zu ihr überhaupt, es ſey ein

Hinſehen, Hinhören u. ſ. f., was es ſonſt ſeyn mag, in ſpekulativer Form darbiete? Er raiſonnirt gegen dieſen ſeinen Einfall, — was freilich ein Leichtes iſt, — indem er ſagt, „daß die Spekulation die Form der Allgemeinheit vielmehr der Wirklichkeit abſpreche und ſich vindicire;" er docirt das Ueberflüſſigſte, „daß Kunſt, Wiſſenſchaft, Staat, Religion, als Wirklichkeit gefaßt, ſich in der That in einer von der Form der Spekulation ganz verſchiedenen Form darſtellen." Er führt dieß in einem weiteren Raiſonnement aus, „wenn das Weſen der genannten Gegenſtände durch die eigenthümliche Form in der Wirklichkeit nicht ausgedrückt würde, ſondern dieß erſt durch die Spekulation geſchehen müßte, ſo müßte bis dahin, auf ein Nichtwiſſen, Nichtkunſt, Nichtreligion, Nichtſtaat zu erkennen ſeyn." Der Verf. würde, wie oben bemerkt, von Anfang an konſequenter geweſen ſeyn, wenn er ſich ſonſt und auch hier enthalten hätte, vom Weſen zu ſprechen, da er das Allgemeine überhaupt perhorreſcirt; eben ſo wenig, als mit ſolcher leeren Abſtraktion, iſt dann mit der eigenthümlichen Form geſagt; dieß iſt ein gleich unbeſtimmter Ausdruck. Dächte er ſich bei Weſen und bei Eigenthümlichkeit in der That etwas Beſtimmtes, ſo hätte ihm einfallen müſſen, daß es Religionen, Künſte u. ſ. f. gegeben hat, welche das Weſen ihrer Gegenſtände im Apis, oder Affen u. ſ. f. in frazzenhaften oder ſchönen Stein- und Farbenbildern, wohl auf eine eigenthümliche, aber nicht dem Weſen eigenthümliche, Weiſe gewußt und ausgedrückt haben, ſo, daß die Philoſophie allerdings auf ſchlechte, oder, wenn der Verf. lieber will, auf Nicht-Religionen, Nicht-Künſte u. ſ. f. erkannt hat. — „Damit aber," ſo wird weiter argumentirt, „verfällt die Spekulation in einen neuen Widerſpruch, da ja jene Gegenſtände doch in der That Wirklichkeiten ſind; und auf der andern Seite, wenn es nur Nichtwirklichkeiten ſind, ſo hat ſie keine Objekte, da ſie es doch mit Wirklichem zu thun hat." — Der Verf. hat ſeine Einfälle in

eine in der That bündig erwiesene Verlegenheit versetzt: die Wirklichkeiten sind nicht in der Form der Spekulation, also sind sie ihr Nichtwirklichkeiten; nun aber sind sie Theils doch, Theils hat die Spekulation selbst es mit Wirklichkeiten zu thun, wie kann sie existiren, wenn sie nur Nichtwirklichkeiten vor sich hat? „Wollen diese," fährt der Verf. fort, „aber doch eine Wirklichkeit behaupten, so würde Wirklichkeit gegen Wirklichkeit auftreten, (diese zweite Wirklichkeit sind die spekulativen Einfälle des Verfs.) und eine davon müßte eine nur gemachte, falsche, eingeschwärzte seyn." Was in solchem Drange die Spekulation für einen Ausweg suche, giebt der Verf. auf seine Weise an; ihm selbst aber muß es überlassen bleiben, die von ihm erschaffene Verlegenheit zu heben. — Andere Kruditäten seines Scharfsinns, z. B. S. 181, daß er uns belehrt, daß die Dinge keineswegs verschwinden, wenn wir auch unser Bewußtseyn über dieselben verschwinden machen, oder S. 204, daß er gegen die in der Encyklopädie betrachtete Unmittelbarkeit, beliebig angiebt, was er mit dem Namen unmittelbare Hervorbringungen belegt wissen will; und daß er noch willkürlicher die Vermittlung, die in allen von ihm angeführten Beispielen, am allernächsten in der Kategorie des Hervorbringens selbst, liegt, außer Acht läßt; — den langen Zug von Trivialitäten durchmustern, sie zergliedern, widerlegen zu wollen, insofern sie Einwürfe, Belehrungen oder Vernichtungen seyn sollen, ist für sich unstatthaft. Aber vollends unthunlich wird es durch ein weiteres Ingredienz in diesem Gebräue, das wo möglich noch abstoßender ist. Das Verfahren, bei der Kritik einer Philosophie von der Philosophie zu abstrahiren, und zwischen dem, was der Verf. Wirklichkeit in Religion, Staat u. s. f. nennt, und dem, was er für faktische Resultate der kritisirten Philosophie, ebenso ohne Grund, wie den Homer für einen Trojaner, Vetter des Aeneas u. s. f., ausgiebt, eine äußerliche Vergleichung anzustellen, giebt das wohlbewußte Mittel an die Hand, eine Philosophie durch alle

beliebige Gehäſſigkeiten hindurch zu führen. Dieſes, ſelbſt in den Händen von dürftigen und ſchwachen Köpfen ſonſt mächtige, Mittel iſt jedoch längſt ſtumpfer geworden, ſey es durch Gleichgültigkeit gegen die Philoſophie oder gegen die Religion, oder ſey es aus einem tiefern und würdigern Gefühle beider. Es iſt das Verfahren, Religion überhaupt, Chriſtenthum insbeſondere und deſſen nähere Lehren, die Dreieinigkeit, Chriſti Erſcheinen, die Unſterblichkeit, und überdieß den Staat, wie dieſe Beſtimmungen geiſtlos in den nächſten beſten poſitiven Ausdrücken aufgenommen werden, zuſammenzuſtellen mit dem, was Theils faktiſch falſch, Theils ſo für die Reſultate einer Philoſophie ausgegeben wird, daß es zu begriffloſen Worten vereinzelt worden iſt. Der Verf. ſteigert dieß Verfahren vollends zu einer transſcendenten Virtuoſität, indem er wiſſentlich die Form der Wiſſenſchaftlichkeit verkennt; derſelbe Inhalt, inſofern er *gedacht* iſt, iſt für ihn dieſer Inhalt nicht mehr. Er iſt ſo dürftig, immer dieſelbe Polemik gegen die Form des ſpekulativen Begriffes zu wiederholen, nur in immer größerer Verworrenheit. S. 131 weiß er von einem Anſinnen „der Spekulation, nach welchem" die Wirklichkeit, „Wahrheit als abſolut wahr nur inſofern *entwickeln* ſolle, daß ſie *nicht auch in ſich ſelbſt Wahrheit* ſey," (— man verſuche, hiebei ſich etwas zu denken! —) „ſondern ihre höchſte Sanktion erſt aus *einem Andern*, wie z. B. dem ſpekulativen Begriffe, entwickeln müſſe," — wo hat der Verf. gefunden, außer in ſeiner eigenen Verkehrung, daß der wieder beiſpielsweiſe angeführte ſpekulative Begriff *etwas Anderes* ſeyn ſolle, als die innere Wahrheit der Wirklichkeit ſelbſt? Er fährt fort: „die Wahrheit der *Wirklichkeit* in ſpekulativer Form ſey dieſer fremd" — dieß Hauptargument des Verfs. kann ihm, bei der Unbeſtimmtheit der vorausgeſetzten Wirklichkeit, beliebig zugegeben werden, und eben ſo ſehr auch nicht; — die Wahrheit in Form der Religion iſt eben ſo ſehr der Sonne, den Geſtirnen u. ſ. f.,

den Pflanzen und den Thieren, auch dem Bedürfniß — Geschäftsleben der Menschen fremd; die Sonne, die Gestirne u. s. f., die Pflanzen, Thiere, Menschen, sind eben so wenig Kunstwerke. Daß der Verf. die Wissenschaften, freilich bei eingeschränkten Kenntnissen von denselben, nicht aber den, sich und die Wirklichkeit im reinen Denken wissenden Geist, als eine Wirklichkeit gelten läßt, ist ein Belieben seiner Idiosynkrasie, welches, weil der Wirklichkeit die Wahrheit in spekulativer Form fremd sey, diese für „eine Fiktion," für ein Machwerk des spekulativen Begriffs erklärt, womit er sich selbst und Andere täusche. — Die Kategorien: Fiktion, Täuschung, welche die dünkelvolle Unwissenheit des Verf. von spekulativer Wissenschaft gebraucht, können als ganz richtig auf die Kunst angewendet betrachtet werden; dessen ungeachtet gilt dem Verf. die Kunst für eine Wahrheit der Wirklichkeit, ist eine seiner Sphären der hohen Gegenstände und Wesenheiten der Menschheit. Seiner Menschheit macht es dann der Verf. im Gegensatze gegen jenes spekulative Fingiren u. s. f. sehr bequem mit ihrer wahrhaften Wirklichkeit; „die Wirklichkeit," sagt er, „weiß (?) nur, daß, wenn man die höchste Wahrheit finden will, man sich auf die höchsten Standpunkte ihrer, wie sie in der Wirklichkeit ist, stellen müsse." Es ist damit eine große Leichtigkeit angegeben, die Wahrheit zu finden; man hat sich eben ohne Weiteres auf die höchsten Standpunkte zu stellen; vielleicht soll auch nur ausgedrückt werden, daß die Wirklichkeit — doch wohl nur die des Verf., — von dem Wege, auf dem zur Wahrheit zu gelangen sey, nur so viel anzugeben weiß. Schon vorher, S. 120, hatte er dem Glauben solche Leichtigkeit zugeschrieben; „derselbe," heißt es dort, „giebt mit einem Male in die Hand, was das Zählen, Rechnen', (darunter versteht er das Denken), „mühselig zu Stande bringt." Die oben angeführte „Durchmusterung" der Wissenschaften, der Geographie und der Astronomie, mag den Lesern des Verf. wohl den Glauben in die Hand ge-

ben, daß dessen wissenschaftliche Kenntniß nicht durch vieles Zählen, Rechnen zu Stande gekommen ist, und in Ansehung der Philosophie ist dem Ref. durch die Schrift des Verf. der Glaube gleichfalls nahe gelegt, daß sie nicht durch Gedanken, auch nicht durch schlichten Glauben dem Verf. in die Hand gegeben worden ist. Der schlichte Glaube spreizt sich nicht, über Wissenschaften mitzureden, außerhalb deren er seine Stellung zu haben weiß, viel weniger betritt er den finstern Weg der Gehässigkeit, des Hohns, oder gar einer, vielleicht selbst scurril zu nennenden Laune. — Auf den Grund der anzustellenden Vergleichung der philosophischen Resultate mit der Wirklichkeit, kann der Verf. S. 173 mit behaglicher, satyrisch-seynsollender Wohlmeinenheit, „nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, Hrn. Hegel in Schutz (? welche gewichtige und wohlwollende Protektion?) zu nehmen, gegen einen Vorwurf, der ihm, in Beziehung auf sein Philosophiren über den Staat, gemacht wird, nämlich gegen den, daß er nur gewissen Ansichten zu Liebe, sich bequeme, die Monarchie als die höchste, als die absolute Form des Staats für den Begriff zu entwickeln. Von solchem Vorwurfe befreie indessen Hrn. Hegel am Meisten (— man sieht, daß dem Verf. nicht der Begriff der Sache und das Beweisen aus demselben, sondern exoterische Beziehungen, für das Meiste gelten —) dieß, daß er in einem Staate lebend, welcher nicht im eigentlichen und entwickeltern Sinn konstitutionell genannt werden kann (— und warum nicht? verschweigt der Verf. Der Name thut nichts zur Sache; welche der vielen Theorien von einem konstitutionellen Staate er im Kopfe habe, hätte er angeben, und vor allem zeigen müssen, daß seine Theorien etwas taugen), und beauftragt (?), über Naturrecht und Staatswissenschaft Vorlesungen zu halten, die rein (?) konstitutionelle Monarchie seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung nach als das Absolute einer Staatsform, nicht die Monarchie an sich, aufstellt." Der Verf. bemüht sich, in behaglicher Gehässigkeit mit wieder-

holter beſonderer Anführung der Beauftragung, ſolchen Widerſpruch in gefliſſentlichern Zügen auszuführen; dieß iſt ihm, wie ſeine Floskeln vom Abſoluten einer Staatsform, und ſein Abſtraktum von einer Monarchie an ſich, zu überlaſſen.

Die widrigſte Seite der Schrift iſt leider endlich auch noch zu erwähnen: der traurige Kitzel des Verf., launig und ſpaßhaft zu thun; es mag das eine Beiſpiel von dieſer abgeſchmackten Sucht erwähnt werden, wo ſie ihn bei der Lehre von der Unſterblichkeit befällt. Dieſe Lehre iſt, außer den politiſchen Inſinuationen, diejenige, die am häufigſten gebraucht zu werden pflegt, um auf eine Philoſophie Gehäſſigkeit zu werfen. — Für den Verf., — er findet die erwähnte Lehre nicht in der Philoſophie, die er zu betrachten vorgiebt, — iſt es nicht vorhanden, daß in dieſer Philoſophie der Geiſt über alle die Kategorien, welche Vergehen, Untergang, Sterben u. ſ. f., in ſich ſchließen, erhoben wird, abgeſehen von anderen, eben ſo ausdrücklichen Beſtimmungen; er mag die Lehren des Chriſtenthums etwa in der Form des Katechismus erkennen, aber das Philoſophiſche und derſelbe Inhalt, wenn er in philoſophiſcher Form iſt, exiſtirt nicht für ihn. Im Zuſammenhang mit jener Lehre vermißt er auch den Tod in jener Philoſophie, S. 143; und umgekehrt, wenn ihm einmal zu wenig vom Tod darin vorkommt, iſt ihm ein andermal zu viel darin. Bei der Angabe der Lebensalter (§. 396. der Encyklopädie), ſagt der Verf., wäre der rechte Platz für die Abhandlung des Todes geweſen, und tadelt es, daß er zum Greiſenalter, nicht auch ausdrücklich den Tod genannt findet, (— will der Verf. den Tod als ein Lebensalter betrachtet wiſſen? ſoll in der Todesanzeige von einem Menſchen geſagt werden: er ſey in das Lebensalter des Todes getreten?) und indem er den Tod hier nicht findet, und dann, wie es ſcheint, an einem Uebergange des Begriffes ſtockt, wird er (— Gottlob? heißt es irgendwo; hier möchte man ausrufen: Gott ſey's geklagt! er wird) — witzig?! — Er geht — in einem ſonſt genug ver-

worrenen Unzuſammenhang, den Ref. zu entwirren nicht im Stande war, — zu der Konſequenz fort, zu fragen: „Ob Hegel meine, bei lebendigem Leibe gen Himmel gefahren zu ſeyn? Derſelbe würde erſt den letzten Beweis für die Richtigkeit ſeiner Philoſophie und der ihm zugleich die allgemeinſte Zuſtimmung ſicherte, geben, wenn er wenigſtens wie der ewige Jude auf Erden nicht ſtürbe." Hat der Verf. in der Freude über ſeinen Einfall nicht bedacht, daß er mit der Zumuthung: nur wenigſtens, ſo wie der Mann in der Legende, nicht zu ſterben, eine zu leichte Forderuug an den Beweis der Richtigkeit einer Philoſophie gemacht hat? oder hält der Verf. im Ernſte jene Legende für eine wahre Geſchichte, wie die Zeitgenoſſenſchaft und Vetterſchaft Homers mit Aeneas? — Dann hätte er ſich noch weiter über die geiſtreiche Grundlage ſeines Einfalls auslaſſen können, wie das geforderte Nichtſterben von ihm und Andern, für die damit ein Beweis geleiſtet werden ſollte, zu erleben wäre! — Für die Talentloſigkeit des Verfs. zum Spaßhaften, in welchem er es nicht über die dürre Sucht des Hohnes hinausbringt, könnte noch ſein Herumreiten auf einer Anſpielung angeführt werden, die er auf die Redensart: „hic Rhodus, hic salta" und auf das bekannte Symbol der Roſenkreuzer, welches ſeine Unwiſſenheit nicht zu erkennen ſcheint, gefunden hat. Aber von derlei Ingredienz triſter Gereiztheit und eines anſchuldigenden und verunglimpfenden Unmuths iſt die Schrift zu widrig angefüllt, um ſich darauf, wie auf das damit kontraſtirende fromme Aufſpreitzen mit Chriſtenthum, einlaſſen zu können. Dieſer Ton unglücklicher Gereiztheit, mit dem Mangel an Kenntniſſen und mit der Gehaltloſigkeit der Vorſtellungen verbunden, machen, wenn man ſich auch durch die ſteife, ſchwerfällige Wohlgeſetztheit und Ungeſchicklichkeit der Rede und des Styls durchzuarbeiten geneigt wäre, den Gedanken vergehen, hier Einwürfe zu ſehen und das Vorgebrachte widerlegen zu wollen; eine Polemik, die zum Voraus

in den Gegenſtand nicht eingehen zu wollen erklärt, und ſich aus gehäſſigen Inſinuationen und höhniſch ſeyn ſollenden Abgeſchmacktheiten zuſammenſetzt, iſt zu ärmlich — man weiß nicht, ob es zu viel wäre, ſie ſchäbigt zu nennen, — um ſich nicht mit Ekel davon abzuwenden und ſie in der Meinung, wie in dem Genuſſe der ſelbſtgeprieſenen, „gehörigen Tiefe und Gründlichkeit" weiter ungeſtört zu laſſen.

Bemerkung.

Die Recenſionen über: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philoſophiſchen Wiſſenſchaften ꝛc. Vom Prof. E. H. Weiſſe zu Leipzig; — Briefe gegen die Hegel'ſche Encyklopädie ꝛc. Erſtes Heft ꝛc.; — Ueber Seyn, Nichts und Werden. ꝛc." ſind nicht erſchienen.

9. Ueber: „Der Idealrealismus. Erster Theil.“

Auch unter dem Titel:

„Der Idealrealismus als Metaphysik in die Stelle des Idealismus und Realismus gesetzt von Dr. Alb. Leop. Jul. Ohlert. *ἐν αὐτῷ γὰρ ζῶμεν καὶ κινούμεθα καὶ ἐσμὲν.* Act. Ap. 17, 28. Neustadt a. d. Orla. 1830. 228 S.“

(Jahrbücher f. wissensch. Kritik 1831. Nr. 106—108.)

Der Verf. dieser Schrift zeigt sich als einen geübten und scharfsinnigen Denker, der — ein Haupterforderniß des Philosophirens — die Geduld hat, sich mit abstrakten Gedanken zu beschäftigen und in einem Raisonnement metaphysischer Begriffe sich zu ergehen, dem dabei auch das Feld des Spekulativen nicht nur nicht fremd ist, sondern was im vierten Buch als die Wahrheit dargestellt wird, beruht ganz auf spekulativer Idee. Dabei befleißigt sich der Hr. Verf. der Klarheit, und erreicht sie dadurch von selbst, daß er nicht irgend einem abstrakten Formalismus hingegeben ist.

Man erkennt, daß das, was er vorbringt, sein in dem Gegenstande, den er behandelt, befindliches, bestimmtes Raisonnement ist; der Vortrag hat dadurch eine empfehlende Popularität, wobei jedoch auch hier, wie sonst, häufig die Gründlichkeit leidet; jene verlangt unter anderem, daß Vorstellungen und Sätze, die

in unſerer wiſſenſchaftlichen oder philoſophiſchen Bildung zugelaſſen ſind und gelten, nicht analyſirt, an ihnen nicht gerüttelt wird; iſt das Raiſonnement bis auf ſie zurückgeführt, oder auch, geht es von ihnen aus, ſo findet ein verſtändiges Bewußtſeyn in ihnen, als etwas Bekanntem, Ruhepunkte und einleuchtende Befriedigung; ſoll es aber über ſie hinausgeführt werden, ſo geräth es leicht durch deren Entziehung in die Unruhe der Unſicherheit und des Mißtrauens, und meint etwa, nun nichts mehr zu verſtehen.

Der Gang, den der Hr. Verf. in ſeiner Unterſuchung nimmt, iſt einfach und zweckmäßig. Paſſend für die Art der Darſtellung, in der die Schrift gehalten iſt, wird der Ausgang von den Widerſprüchen, Zweifeln und Fragen genommen, in die der Menſch im Fortgang ſeiner äußern und innern Erfahrung ſich verwickelt finde und deren Löſung die Philoſophie zu leiſten habe. Hierauf werden die zwei entgegengeſetzten, einſeitigen Wege dieſer Löſung, der reine Idealismus und der reine Realismus auseinandergeſetzt und kritiſirt, und zuletzt der reine Idealrealismus als das Verſöhnende beider und als das, die Forderungen, die man an die Philoſophie zu machen berechtigt ſey, befriedigende Syſtem dargeſtellt. — Ref. hat nun von dieſem Gange einiges Nähere anzugeben, und will dabei Veranlaſſung nehmen, hin und wieder bemerklich zu machen, in wiefern ihm ſcheine, daß die Analyſe für die Forderung der Gründlichkeit nicht weit genug verfolgt ſey, und daß zu oft innerhalb gewohnter Verſtandesbeſtimmungen und Vorſtellungen ſtehen geblieben werde.

Es iſt gleich in der Einleitung, §. 1—16., daß der Hr. Verf. §. 5. ſelbſt, und gewiß mit Recht, fordert, daß man, um eine feſte Philoſophie zu erlangen, damit beginnen müſſe, alles früher Geglaubte und Gemeinte zu vergeſſen, oder es doch bis zur Beſtätigung durch das philoſophiſche Nachdenken, bei Seite zu ſetzen; irgend welche Vorausſetzung verderbe von vorne herein die Unterſuchung. Doch kann dieſe Schrift ſelbſt vielfältig

zum Beispiel dienen, daß diese Forderung leichter zu machen, als die Bewußtlosigkeit, mit der wir Geläufiges und Bekanntes voraussetzen und gelten lassen, zu überwinden ist. — Das Bild, das der Hr. Verf. hierauf von dem Philosophen, und gar von dem vollendeten Philosophen, beschreibend macht, wäre wohl besser weggeblieben; dergleichen (— wie: „in solchem Philosophen hört alles übereilte, unterbrochene Denken auf, nichts Unerwartetes kann ihn außer sich setzen; er ist ohne Leidenschaften und Heftigkeit der Gefühle, Affekte und Begierden wohnen nicht in ihm u. s. f." —) erinnert zu sehr an die Rednereien der Stoiker und Epikuräer von dem Weisen; diese Philosophien hatten es nöthig, zum Subjektiven, als zum letzten bestimmenden Grund, zurückzugehen, weil ein solcher ihren abstrakten Principien mangelte; aber die moderne Philosophie geht auf Principien, die von konkreter Natur sind, — (von welcher Art auch das Princip des Hrn. Verfs. ist) — und nicht bloß eine nur abstrakte Grundlage, sondern auch selbst die der Bestimmung und Entwicklung in sich enthalten; daher denn dergleichen Schilderung vom Subjekte des Philosophirens müßig und einem Tadel anderer Art, wenigstens horazischem Scherze über den Weisen, der glücklich, reich, ja ein König sey, — außer wenn ihn Verschleimung beschwere, — ausgesetzt ist.

Für die Bestimmung der Philosophie selbst nun wird (S. 6) daran erinnert, „daß sich alles Wissen auf Erfahrung gründe, entweder äußere, durch die Sinne, oder innere, durch das Bewußtseyn dessen, was in der Seele lebe und vorgehe, oder doch vorzugehen scheine; was man nicht erfahre, davon könne man nichts wissen," — das Letztere wird man, nach jenem ganz unbestimmten Sinne der Erfahrung, wohl zugeben; daß sie aber als Grund sich zum Wissen verhalte, ist Theils zu unbestimmt, Theils schon zu viel präsumirt. Der Geist, mit ihr sich nicht befriedigend, forsche nach Gründen, und zwar den letzten Gründen der Erfahrung, und die Wissenschaft, welche diese aufsucht,

ſey die Philoſophie. Dieſe ſoll (S. 12) „das, was dem Denker in der Erfahrung unklar, zweifelhaft oder gar widerſprechend vorkommt, aufhellen, löſen, verſöhnen; deshalb werde ſie weder ganz Noologismus noch Empirismus ſeyn dürfen, wenn ſie nicht einſeitig verfahren und dadurch in Irrthum verfallen wolle.“ Wir ſehen, die Erfahrung wird ſchon ſelbſt als der Grund und zwar des Wiſſens angegeben; die Wiſſenſchaft als die Gründe jenes Grundes aufſuchend; — wir werden ſomit in dem beliebten Kreiſe herumgeführt, in welchem in der Wiſſenſchaft der Grund, weshalb ſie eine Kraft und mit ſolchen und ſolchen Beſtimmungen annimmt, die Erfahrung iſt, umgekehrt aber die Kraft zum Grunde deſſen, was in der Erfahrung und deren Aeußerung iſt, gemacht wird. — Das leidige Herumſprechen vom Verhältniſſe der Erfahrung und des Wiſſens kann auf ſolche Weiſe zu nichts Beſtimmtem kommen. Einen Vorzug vor jener loſen Expoſition hat durchaus noch immer die kantiſche Einleitung, nämlich den, ſogleich die Erfahrung ſelbſt zu analyſiren, und in ihr die zwei Momente (Beſtandſtücke nach ihrem Ausdruck), — das eine, die ſinnliche Einzelnheit des Wahrnehmens, — das andere, die Verſtandesbeſtimmungen, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, aufzuzeigen; dieß läßt ſich auf eine populäre Weiſe thun, und bringt ſogleich auf den Punkt tüchtiger Betrachtung, — es hat den Vortheil, das Denken in der Erfahrung ſelbſt implicirt zu nehmen, ſo daß daſſelbe nicht auf die gar zu populäre gewöhnliche Weiſe vorgeſtellt wird, wonach es zu der Erfahrung hinzutreten und nach den Gründen derſelben fragen ſoll. — Der Hr. Verf. ſchließt die Einleitung damit, daß „der Menſch ſich nicht mit dem Wiſſen begnügen könne, wenn er gleich möchte;“ es iſt nichts Empfehlendes, wenn von jemand geſagt wird: er möchte wohl, aber er kann nicht; daß es mit dem Menſchen überhaupt, mit dem Wiſſen der Vernunft, von der doch eigentlich hier nur die Rede ſeyn ſollte, dieſe Bewandniß habe, um dieß zu erhärten, verſichert der

Hr. Verf. noch ferner, daß „der Geiſt ſo lange zu begreifen ſtrebe, bis er an etwas Unbegreifliches komme;“ (— iſt der Geiſt ſchon, ehe er an ein ſolches kommt, nur im Streben des Begreifens, ſo könnte man die Folgerung ziehen, daß er ſich hier ſogleich nur bei Unbegreiflichem befinde —) „der Geiſt wolle mit einem Großen, Gewaltigen endigen, von dem er ſich ganz danieder gedrückt fühle, — das er nicht erkenne, ſondern das er glaube; — den Troſt, die Beruhigung, die freudige Ausſicht in die Zukunft, vergebens von der Wiſſenſchaft verlangt, gewähre der Glaube, — über deſſen Gegenſtände die an die metaphyſiſche, natürliche Theologie ſich anſchließende, Offenbarung handle.“ — Der Hr. Verf. thut dem religiöſen Glauben, von dem er hier ſpricht, Unrecht; nach dem, was wohl nach allgemeiner Uebereinſtimmung darunter verſtanden wird, ſoll in demſelben der Menſch ſich, ſtatt „ganz niedergedrückt,“ vielmehr vollkommen befreit fühlen; nur in dieſe Befreiung wird „die Befriedigung des Bedürfniſſes ſeiner Seele, die Stillung der Sehnſucht des Herzens“ geſetzt, die §. 15. vom Glauben verſpricht. — Auf das Verhältniß des Wiſſens und der Philoſophie zum Glauben, kommt der Hr. Verf. in dem Buche über den Idealrealismus, das Syſtem, das alle Forderungen erfülle, die an die Philoſophie gemacht werden können, nur inſofern zurück, als §. 141. die Abhandlung von der Offenbarung in den beſondern Theil, die Religionsphiloſophie, verwieſen, und das ſo eben Angeführte trocken vom Bedürfniß des Glaubens wiederholt wird; aber das, um was es zu thun geweſen wäre, an jenem Idealrealismus ſelbſt den Mangel und die Lücke aufzuzeigen, durch welche er unbefriedigend ſeyn ſoll, und weiter zur Offenbarung und zum Glauben treibe, iſt unterlaſſen. Es kann für ſehr zweckmäßig anerkannt werden, daß um zu der Philoſophie hinzuführen und ihr Bedürfniß zu erwecken oder aufzuzeigen, wie hier geſchieht, (im erſten Buche §. 17—49.) mit den Zweifeln und Widerſprüchen be-

gonnen wird, in welche das Bewußtſeyn in ſeinen Erfahrungen ſich verwickelt finde. Zum Behuf einer ſolchen Anleitung iſt gerade nicht für erforderlich anzuſehen, daß die Zweifel und Widerſprüche in ſyſtematiſcher Folge entwickelt, und nach ihrer nothwendigen Entſtehung dargeſtellt werden, — wie für die Wiſſenſchaft verlangt werden muß. Hier konnte es genügen, eine beliebige Anzahl von ſolchen zur Philoſophie aufregenden Verlegenheiten der Reflexion, wie ſie ſich zufällig anbieten mögen, aufzuführen, wenn ſie nur von der Art ſind, daß ſie früh und häufig vorkommen. Der Hr. Verf. hätte bei ſolcher Darſtellung an Kant's Antinomien erinnert werden können, die ihm nicht nur mehrere Beiſpiele an die Hand geben, ſondern auch weitere und wichtige Geſichtspunkte eröffnen konnten. Gleich dagegen, daß der Hr. Verf. §. 17. aus einem Raiſonnement ableitet, daß die Widerſprüche zwiſchen den innern und äußern Erfahrungen, — und nur zwiſchen dieſen ſoll es Widerſprüche geben, — nur ſcheinbar ſeyen, enthält die kantiſche Betrachtung den für die Wiſſenſchaft ſo hoch intereſſanten und Epoche machenden Satz von der Nothwendigkeit der Widerſprüche; dieſer Geſichtspunkt iſt für die Bedingung anzuſehen, daß das Philoſophiren eine Tiefe gewinne. — Ob und wo dann überhaupt Widerſprüche Statt finden, hängt von den Vorausſetzungen ab, die gemacht werden; damit nimmt es der Hr. Verf. nicht genau genug; er macht es dem Leſer zu leicht, die Annahmen nicht gelten zu laſſen, die einen Widerſpruch hervorbringen ſollen. Schon im Anfange, §. 17., wo gezeigt werden ſoll, daß weder in der Natur für ſich noch im Geiſte die Quelle der Widerſprüche liegen könne, geſtattet ſich der Hr. Verf. ohne Weiteres eine ſolche unerwieſene Annahme, welche ſich auf die Natur des Widerſpruchs ſelbſt bezieht, und in Anſehung deren er vor allem das aus §. 5. Angeführte hätte befolgen müſſen, nämlich alles früher Geglaubte und Gemeinte zu vergeſſen, oder einſtweilen bei Seite zu ſetzen. „In der Natur," heißt es,

„können keine Widersprüche liegen, denn Widersprechendes hebt sich auf und kann nicht existiren;" die Natur aber soll existiren; ebenso „der Geist denkt nicht Widersprechendes; und diese Beschaffenheit desselben," wird fortgefahren, „ist ja eben die Ursache davon, daß man Widersprüche erblickt und zu lösen versucht." — Der Hr. Verf. wäre glücklich zu preisen, wenn ihm in der Welt, in der Natur und in dem Thun und Treiben wie im Denken der Menschen, noch keine Widersprüche, wenn ihm noch keine sich selbst widersprechenden Existenzen vorgekommen wären; er sagt mit Recht: „der Widerspruch hebe sich auf," aber daraus folgt nicht, daß „er nicht existirt;" jedes Verbrechen, wie jeder Irrthum, überhaupt aber jedes endliche Seyn und Denken ist ein Widerspruch; so sehr, daß noch weiter sogar gesagt werden muß: daß es nichts giebt, in dem nicht ein Widerspruch existirt, der sich aber freilich eben so sehr aufhebt. Allein in dem selbst, was darüber vorgebracht wird, ist wohl der größte Widerspruch nicht zu verkennen: die Beschaffenheit des Geistes, (Beschaffenheit ist ein Ausdruck, der für den Geist, vollends wo von der Natur desselben die Rede seyn soll, wohl ungeeignet ist), nichts Widersprechendes denken zu können, soll selbst die Ursache seyn, von was? — davon, daß man Widersprüche erblickt, — nicht mit den leiblichen Augen, die Natur soll keine darbieten, sondern mit den Augen des Geistes, d. i. daß er solche überhaupt in seinem Bewußtseyn hat, und sogar denkt, — sie soll Ursache seyn, daß man sie zu lösen sucht; — wenn sie nicht existirten, wo es sey, in der äußern oder innern Erfahrung des Denkens, würde man nicht in Versuchung kommen können, sie lösen zu wollen. Wenn auch der Hr. Verf. dieselben auf das Verhältniß von Geist und Natur, von innerer und äußerer Erfahrung (willkürlich) beschränkt, und solche Widersprüche nachher anführt, so ist er eben damit im Falle, von Widersprüchen zu wissen, sie zu denken, ihre Quelle anzugeben. — Der Hr. Verf. hat sich gegen das,

was er hier unmittelbar thut, so wie gegen das, was er in der Erfahrung, noch mehr aber im Denken, unzähligemal muß vorgefunden haben, durch ein gewöhnliches Schulgeschwätze bereden lassen, die allerunwahrste Annahme, daß es keine Widersprüche in der Natur und im Bewußtseyn gebe, blindlings zu machen.

Mit der Annahme, daß das Widersprechende nur in das Verhältniß des sinnlichen Anschauens und des Denkens falle, kommt sogleich in Kollision, daß jenes selbst, in der vorseyenden Betrachtung denkend aufgefaßt wird; somit ist es nicht solches Anschauen und das Denken, sondern es sind in den Beispielen des Hrn. Verfs. nur Gedanken, die mit Gedanken verglichen und einander widersprechend gefunden werden. So fängt §. 18. damit an, daß es „die sinnliche Erfahrung sey, welche behaupte, daß Alles, was ist, sich verändere, das Denken dagegen sage, Alles, was ist, bleibt dasselbe, immer und ewig; Veränderung ist undenkbar." — Schon die erstere Behauptung hätte doch nicht so geradezu zu einer Annahme der sinnlichen Erfahrung gemacht werden sollen. Erstens, wie käme die sinnliche Erfahrung zu: Allem; das Alles, als sinnlich, ist im Raume, ebenso in der Zeit, und zwar der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; wie möchte man nun sagen: Alles an allen Orten des Raumes (z. B. im Innern der Erde wie der Sonne und der Gestirne, und im äußern Hinaus des Himmels), Alles zu allen Zeiten und selbst in der Zukunft, sey erfahren worden und sogar wisse man von diesen Erfahrungen? — wie könnte man sonst von ihnen sprechen? Beschränken wir sie etwa auf das nächste beste, was wir sinnlich erfahren, und von dessen Erfahrungen wir wissen, so fällt doch zweitens gleich die Frage ein, haben wir denn oder wer hat sonst die Erfahrung gemacht, daß diese Gebirge der Erde, diese Welttheile u. s. f., daß diese Gestirne, Sonne und Mond (die beobachtete Bewegung ist nur die Veränderung ihres Orts,

der Lichtwechsel nur ihres Lichtscheines u. s. f.), sich verändert haben? — Es kann etwa ungeeignet aussehen, wenn wir in hoher metaphysischer Betrachtung stehen, an solches Triviales zu erinnern, was wir, und zwar nicht wissenschaftlich, sondern nach der gemeinsten sinnlichen Erfahrung uns gemerkt haben. Die Alten, wie besonders Sokrates bei Xenophon u. A. und selbst aus dem Munde des erhabenen Plato, haben sich und ihr Philosophiren nicht für zu vornehm gehalten, um die nächsten besten Wahrnehmungen des gemeinen Lebens aufzunehmen, und von da aus zu ihren allgemeinen Sätzen, und selbst zu den Ideen, aufzusteigen, oder diese dadurch als an Beispielen zu erläutern, — mitunter auf eine so redselige Weise, daß sie uns, die wir an abstrakte Sätze mehr gewöhnt sind, als überflüssig und selbst langweilig erscheint. Aber wo von sinnlicher Erfahrung gesprochen wird, sind die Beispiele nicht nur erläuternd, sondern beweisend; ein Satz dieses Gebiets beruht ganz auf der Induktion, die aus ihnen allein gezogen werden kann. Allgemeine Sätze ins Blaue hinein über die sinnliche Erfahrung auszusagen und gelten zu lassen, ist eine üble Gewohnheit unbedachten Metaphysirens, der sich die Philosophie zum wenigsten eben so sehr entgegen setzen sollte, als es der gesunde Menschenverstand thut. — Vollends wenn diesem unter dem Titel von „Jedermann" und „allen Menschen," zu dem Behuf, das Bedürfniß zur Philosophie in ihm aufzuzeigen, solche falsche Sätze, wie daß man erfahre, daß Alles sich verändere, mit der Berufung auf ihn, beim Antritt zum Philosophiren, an den Kopf geworfen werden, so kann ihm solches nur befremdlich vorkommen, ebenso sehr als daß dem Denken die Veränderung undenkbar seyn solle, — daß es das Denken sey, welches den Satz, daß alle endlichen Dinge veränderlich sind, daß die Veränderlichkeit die Natur der endlichen Dinge ausmacht, verwerfe. Das hierauf folgende Raisonnement über das Entstehen und Vergehen, ist nicht so scharf, als das der alten Eleaten; diese kamen nicht zu dem

Schlußsatze, daß „ein Anderes (und ein Anderes ist doch wohl auch Etwas), also das Etwas ein Neues aus sich hervorgehen lasse, oder daß Etwas vielmehr gar einen Theil (wie kommt hieher die Kategorie eines Theils?) von sich absondere, und dann gleich, daß nur die Form oder Beschaffenheit eine andere werde. — Wie dergleichen Kategorien, so ist unter Anderem dann gar der, allen solchen Annahmen widersprechende, Satz jenes Pantheismus: Aus Nichts wird Nichts, geradezu als feststehend angenommen. S. 211 kommt der Hr. Verf. auf den Pantheismus und die Unterschiedenheit des Idealrealismus von demselben zu reden; er macht es sich daselbst leicht mit dem Pantheismus, indem er geradezu annimmt, „jedes Individuum habe ein selbstständiges Daseyn;" dann aber hätte er früher nicht einen Satz müssen gelten lassen, der die eleatische Einheit, die abstrakte, die unveränderliche Identität ausspricht. — Gleich darauf, §. 21., wird der Satz der Kausalität dem sinnlichen Anschauen zugeschrieben, wie so eben dem Denken der Begriff der Veränderung abgesprochen worden u. s. f.

Doch zu ähnlichen Zweifeln und Ausstellungen könnte die ganze Ausführung des ersten Buchs über die Zweifel und Widersprüche, welche den menschlichen Geist zur Philosophie treiben sollen, Veranlassung geben; bei einer so unkritischen Einführung von Kategorien und Sätzen, wie sie hier Statt hat, sieht man näher, wie sehr es zu bedauern ist, daß das Studium der kantischen Kritik, eigentlich aus einer Art von Vornehmigkeit, geringschätzig geworden; die nächste Frucht solchen Studiums ist wenigstens ein gebildeteres Verfahren des Denkens selbst im bloßen Raisonnement über abstrakte Gegenstände, und ohne solche zuvor erworbene Bildung sollte nicht an weiteres Philosophiren, noch weniger an spekulatives gegangen werden.

Das Ende des ersten Buchs giebt als die drei möglichen Wege der Lösung der Widersprüche den Idealismus, den Realismus und den Idealrealismus an; jene beiden

werden in ihrer bestimmten Konsequenz aufgenommen, nach welcher (§. 47.) der reine Realist wie der reine Idealist keinen wahren Gegensatz zwischen Geistigem und Sinnlichem anerkennen, indem jenem das Geistige nicht verschieden dem Wesen nach vom Sinnlichen ist, und für den zweiten es keine wahre, keine andere Außenwelt giebt, als welche von dem Ich in sich selbst getragen wird. Mit Recht wird dann auch das Dritte, was der Hr. Verf. den Idealrealismus nennt, dahin bestimmt, daß es nicht ein Gemische aus den beiden Gliedern des Bewußtseyns neben einander seyn soll.

Das zweite Buch handelt nun vom reinen Idealismus, und giebt im ersten Abschnitt (§. 50—62) eine Darstellung desselben nach der entschiedensten Gestalt, die er als fichte'sches System hat. Diese Darstellung ist in Ansehung der Principien im Ganzen gründlich und scharf bestimmt zu nennen; es ist als richtig anzuerkennen, daß der Gegensatz des Objekts und die Theilung des Gegenständlichen in das Ich und das Objekt als Thatsachen von diesem Systeme aufgeführt und angenommen werden. Jedoch enthält der Uebergang (§. 53.) zur nähern Bestimmung des fichte'schen dritten, des synthetischen, Grundsatzes, ein Raisonnement, das weder als fichte'sch noch als sonst für sich bündig angesehen werden kann. „Das Ich würde nämlich," sagt der Hr. Verf., „alles, was auf dem Gegensatze seiner und des Nicht-Ich beruht, nicht finden, wenn ein Nicht-Ich als absolutes Wesen existirte, denn dann würde das Ich eine Vorstellung von sich haben können, ohne daß eine entgegengesetzte sie begleitete;" (— eine solche Vorstellung des Ich von sich, d. i. reines, abstraktes Selbstbewußtseyn wird uns übrigens nicht abgesprochen); „weil alsdenn bereits ein Objekt für seine Thätigkeit da wäre, von diesem (Objekte) auf sich reflektirt, hätte es nicht nöthig, in dem Erfassen seiner selbst zugleich das Nicht-Ich, das Resultat eines Akts seiner Thätigkeit, zu setzen." Nach dem (§. 51.) angeführten ersten schlechthin un-

bedingten Grundsatze Fichte's: Ich bin Ich, erfaßt Ich schlechthin rein sich selbst; indem es aus seinem Gegensatze sich in sich reflektirt, vermag es rein sich zu erfassen, gleich viel, ob das Gegensätzliche als Objekt oder als Nicht-Ich, als Produkt des Ich, bestimmt worden sey. Insofern aber Ich an dem absolut vorhandenen Nicht-Ich ein Objekt seiner Thätigkeit haben soll, ist ja damit eben das Verhältniß von Ich zu einem Nicht-Ich ausgesprochen, das eine Zeile vorher darin liegen sollte, daß es kein solches Nicht-Ich gäbe.

Von dem Raisonnement, das §. 54. über die unendlich vielfache Thätigkeit des Ich gemacht wird, kann Ref. gleichfalls nicht zugestehen, daß es dem fichte'schen oder dem reinen Idealismus überhaupt angehöre. Die vielfache Thätigkeit des Ich ist allzueinfach auf die Weise eingeführt, daß es daselbst heißt: „Wenn das Nicht-Ich einfach wäre, so könnte die Thätigkeit des Ich nur sehr (wohl, ganz würde folgen,) einförmig, oder wenn es auch sie wechselte, könnte dieselbe doch nicht zugleich auf mehrere Objekte gerichtet seyn." Sie sey aber unendlich vielfach und dränge so vielfach als möglich sich zu äußern; — solches Voraussetzen dürfte sich der reine Idealismus nicht erlauben, — eben so wenig als die folgende Konsequenz: „Darum ist das Nicht-Ich so zusammengesetzt, und besteht aus einer gar großen Anzahl von Individuen, welche die verschiedenartigste Beschaffenheit an sich tragen, und dadurch der Wirksamkeit des Ich das freieste Feld bieten." Auf solche Art hat wenigstens der fichte'sche Idealismus sich nicht erlaubt, Annahmen zu machen und zu raisonniren; er ist vielmehr wegen seiner Eigenthümlichkeit, Alles zu deduciren und zu konstruiren, verspottet worden. — Doch dieß mag zur Bezeugung des Wunsches genügen, daß die Darstellung des Idealismus mehr der Strenge, die er ausgezeichnet sich zum Gesetz gemacht, entsprechen möchte, und Ref. will, mit Uebergehung des Weitern dieser Darstellung,

noch den zweiten Abschnitt, die Kritik des reinen Idealismus, (§. 63—68.) berühren.

Die erste Frage, die hier (§. 63.) gemacht ist: „Kann der Idealismus — dem Menschen genügen, befriedigt er die menschlichen Bedürfnisse, die ihn erzeugten?" wird mehr dadurch beseitigt, daß sie bei Seite gestellt, als dadurch, daß auf sie geantwortet wird. Der Hr. Verf. hätte nach seinem, vorhin auch citirten Grundsatze (§. 5.), „daß man alles früher Geglaubte und Gemeinte bis zur Bestätigung desselben durch das philosophische Nachdenken, bei Seite zu setzen habe," das Herbeibringen von so was, wie „menschliche Bedürfnisse," und die Vergleichung des Princips mit solcher Voraussetzung, unterlassen und verwerfen müssen. Die folgende Ausmahlung des Schauderns des Ich, — wohl ohnehin nicht, wie der Hr. Verf. sagt: „vor seinem reinen Selbstbewußtseyn," wäre damit besser weggeblieben, vollends die Zuspitzung der Deklamation dazu, daß „das Ich in dem reinen Bewußtseyn seiner selbst" (was ganz verschieden vom Egoismus ist, den der Hr. Verf. daselbst nennt), „alle Bande der Menschheit, die Realität des höchsten Wesens und sein Verhältniß zu diesem, beinahe (!) für Nichts, als fratzenhafte Gebilde seiner Phantasie halte." — Dergleichen blinden Vorstellungen und falschen Vorspiegelungen sollte am wenigsten eine philosophische Darstellung durch eigene Verwechslung des reinen Selbstbewußtseyns mit dem, was Egoismus heißt, Vorschub thun.

Interessanter ist, daß der Hr. Verf. im folgenden §. das Princip selbst vornimmt; was er zunächst an demselben aufzeigt, beweist die Fähigkeit des Auffassens abstrakter Sätze, das aber zu bald in gewöhnliche Manier unphilosophischer Reflexion zurückfällt. — Aus dem Satze §. 64., „daß Ich sich nur ergreifen könne, indem es sich als Gegensatz eines Nicht-Ich betrachtet, und sich mit dem Nicht-Ich zugleich setzt, wird abgeleitet, daß Ich nie (— die Zeitbestimmung ist hier müßig) dazu kom-

men könne, sich selbst, abgesondert und allein zu setzen." Allein es darf der erste Satz Fichte's: „Ich=Ich, oder Ich bin Ich," der Ausdruck des reinen Selbstbewußtseyns, ein Satz, der ein paar Zeilen nachher selbst angeführt wird, nicht vergessen werden. Vielmehr wäre die fichte'sche Inkonsequenz bemerklich zu machen gewesen, auf diesen unbedingten Satz noch zwei Sätze folgen zu lassen, deren jeder gleichfalls ein unbedingtes Moment enthält, darunter den vom Hrn. Verf. hier allein angeführten, „daß Ich sich mit dem Nicht=Ich zugleich setze." Ueber jenen Satz: „Ich setzt sich," sagt der Hr. Verf. hernach, „also weiß es, daß es Ich ist;" das heiße: „es wisse von sich Nichts; ob es nicht eine todte, ganz unfruchtbare Erkenntniß sey, wenn Ich von sich nur wisse, daß es existire." Hätte der Hr. Verf darauf reflektirt, daß dieses abstrakte Wissen des Ich von sich, diese ganz abstrakte Existenz des Wissens, in der Ich sich setzen könne, die Grundlage von der Persönlichkeit und Freiheit und von Allem, was damit zusammen hängt, wie von der Unsterblichkeit der Seele ausmacht, so hätte dieser Satz für ihn wohl nicht den Schein von Todtem und Unfruchtbarem behalten. Abstrakt ist dieser Satz und dieses Wissen freilich; deswegen muß von ihm aus weiter gegangen werden, was denn auch Fichte in seinem zweiten und dritten Grundsatze thut, worin er zum Nicht=Ich und zu der Beziehung des Ich darauf übergeht. Damit kommt allerdings der Widerspruch zwischen dem Ich und ihm als sich beziehend auf ein Nicht=Ich (— ein großes, gewaltiges, prächtiges Nicht=Ich! heißt es S. 83) herein. Dieser Idealismus aber ist es selbst zu allererst, der den Widerspruch, welcher in dieser Beziehung liegt, anerkennt, ihn zu vielen weitern Widersprüchen entwickelt und sie löst, aus welchen Lösungen selbst andere Widersprüche entstehen, die einer neuen Lösung bedürfen. Nach jener Inkonsequenz von drei Grundsätzen mit drei unbedingten Bestimmungen ist diese Entwicklung und die Art die Widersprüche zu lösen

das, was das wesentliche Interesse dieses Systems ausmacht; das Verdienst des Versuchs, die Welt der Gedankenbestimmungen in nothwendigem Fortschreiten abzuleiten, hat der Hr. Verf. nicht bemerklich gemacht, überhaupt von dieser Entwicklungsweise und der Methode der Deduktion ganz abgesehen, wie auch sein eigenes Verfahren nicht zeigt, daß er solchen Gedanken gefaßt, und dieser eine Wirkung auf dasselbe gehabt hätte. Schüchtern zeigt sich der Ausdruck dialektisch; „wenn," heißt es S. 83, „man ein wenig dialektisch verfahren wollte, so könnte man also schließen u. s. f." Die Dialektik ist aber nicht das Schließen einer Konsequenzenmacherei aus Voraussetzungen und beliebig herbeigenommenen Bestimmungen, wie das „wenige Dialektische," das uns hier gezeigt wird; „das Ich soll eine Setzung seyn; die Setzung ist aber eine bloß geistige Thätigkeit, ein Gedanke;" sagt man aber nicht im Sinne des Idealismus oder überhaupt eines nothwendigen Denkens, daß durch den jetzigen Augenblick der nächstfolgende, durch diesen Raum der nächste begrenzende, durch die Ursache die Wirkung (die der Hr. Verf. auch in die Region der Sinnlichkeit verlegt) u. s. f. gesetzt werde," und diese Verhältnisse sind doch wohl nicht einseitig geistige Thätigkeiten? — „also," wird fortgefahren, „ist das Ich ein Gedanke, folglich nicht real. Oder soll etwa das Denken das Reale seyn?" — Diese unbestimmte Frage schließt unbeantwortet, wohl weil sich die Antwort von selbst verstehe, und damit das Sich-setzen des Ich für sich evident ad absurdum geführt sey? — Obgleich der Hr. Verf. hier sich in die populäre Vorstellung, das Denken sey ja das Ideelle und nicht ein reales Ding, als welches mit Händen zu greifen sey, hat hineingehen lassen, so hätte er sich wenigstens daran erinnern müssen, daß er hier bei dem Idealismus ist, für welchen allerdings das Denken das Reale und das Allein-Reale ist, wogegen bloß die Frage zu machen: ob etwa das Denken das Reale seyn soll? nichts weniger als dia-

lektisch ist. So ein leerer, unbestimmter Ausdruck, wie hier das Reale hereinkommt, thut ohnehin zum Begriffe nichts. Aber das Betrachten eines Satzes, Begriffs an ihm selbst, was den Hrn. Verf. in eine ganz andere Weise der Dialektik eingeleitet haben würde, ist ihm hier allzufremd geblieben, wie in der Menge anderer Konsequenzen und Raisonnements, die in diesem Abschnitt über das Ich durcheinander laufen. Nur noch in Beziehung auf das schon erwähnte „große, gewaltige, prächtige Nicht-Ich" ein Beispiel, wie sehr der Hr. Verf. im Stande sey, im Populären sich zu verlieren und zu vergessen; §. 67. heißt es: „Es ist durchaus kein Grund vorhanden, warum das Ich sich nicht auf einem würdigen Standpunkt, mächtig und gewaltig, als Theil des Nicht-Ich erblickt, (— dieß sollte dem Ich Würde geben, sich als ein Theil des Nicht-Ich zu sehen;) statt daß es nun vielleicht! verachtet, kaum als ein Punkt, der Bedeutung verdient, erscheint." Um auch eine Frage zu machen, deren Antwort sich von selbst verstehen soll, so fragen wir: Liegt nicht die Bedeutung, Würde und Macht des Geistes gegen die ausgedehnte Welt gerade in der Einfachheit des Denkens, in der es Punkt, aber freilich kein räumlicher, noch zeitlicher, ist?

Das dritte Buch giebt vom reinen Realismus gleichfalls im ersten Abschnitte die Darstellung, und im zweiten die Kritik desselben. Die Darstellung des Idealismus, insofern er als reiner, auf die Spitze der abstrakten Subjektivität des Ich's getriebener Idealismus mit Recht genommen wurde, bietet wegen der Bestimmtheit seines Princips wohl weniger Schwierigkeit dar, als die des Realismus, der so vielfacher Auffassungsweisen fähig ist, indem er zugleich Metaphysik seyn soll, wie auch der Hr. Verf. denselben als in sich konsequentes System, in „Vereinigung der Erfahrung mit den Postulaten des Denkens in Bezug auf das Seyende" (§. 71.) darzustellen bemüht ist. Es wird im Ganzen mit Recht das atomistische System zu

Grunde gelegt, soll jedoch nicht sowohl geschichtlich, als in seiner eigenen Konsequenz dargestellt werden. So scharfsinnig vieles in dieser Ausführung ist, so laufen doch Annahmen und Raisonnements unter, die ein denkender Realismus wohl nicht auf sich nehmen würde, z. B. (§. 40.) es sey: „natürlich, daß es eine bestimmte Anzahl von Wesen giebt, wenn wir auch nicht wissen, wie groß dieselbe ist," (— wohl eine, durch ihre Natürlichkeit nicht schon gerechtfertigte, auch sonst ganz müßige Annahme); oder, §. 71., ist das Raisonnement nicht klar, daß „der erfüllte Raum schon ein sich selbst widersprechender Begriff sey;" (— ist diese Annahme für den Realismus nothwendig? oder die folgende): „daß der leere Raum die höchste Potenz der Undenkbarkeit sey; also könne zwischen den einzelnen Wesen oder Elementen Nichts seyn" (Nichts wäre nur der leere Raum); der Hr. Verf. folgert dagegen, also „müssen die einzelnen Wesen einander berühren," heißt dieß aber nicht zu dem ersten, dem „für in sich widersprechend" erklärten Begriff zurückkehren? — Doch können wir dieser Auseinandersetzung nicht weiter folgen, die viel andere Schwächen des Raisonnements in sich enthält, übrigens die zerstörenden Lehren des Realismus richtig aufzeigt, deren Konsequenz er nicht ablehnen kann.

Der zweite Abschnitt, §. 82—97., beginnt wohl die Kritik des Realismus mit der interessanten Bemerkung: „daß derselbe mit dem Idealismus, ohne es zu wissen, ein und dasselbe Princip habe, denn daß nach dem Realismus das Ich eine eine äußere und innere Erfahrung habe, sey nichts anderes als was der Idealismus vom Ich sage, daß es sich seiner und zugleich eines Nicht-Ich bewußt sey, die sich einander beschränken;" doch ist solche Erscheinung oder sogenannte bloße Thatsache des Bewußtseyns noch kein philosophisches Princip zu nennen. — Allein Mehreres auszuzeichnen, wie anderes nach

den schon angegebenen Mängeln des Raisonnements zu rügen, verbietet uns der Raum.

Ueber das vierte Buch, (§. 98—143.), welches den Idealrealismus darstellen soll, wollen wir gleichfalls kürzer bemerken, daß man mit dem zu Grunde liegenden Gehalte ganz wohl einverstanden seyn kann. Nach der im Vorhergehenden berichteten Einsicht des Hrn. Verfs. von der Einseitigkeit des reinen Idealismus und des reinen Realismus, mußte sich ihm die Erkenntniß der Wahrheit als der Einheit, nicht der abstrakten, die das Sinnliche und Geistige nur wegläßt und nicht über eine solche dürre Verstandesbestimmung, wie Wesen, Identität und dergleichen, hinausgeht, ergeben, und §. 7—18. sprechen diese Idee ganz gut, beredt und mit Wärme aus. Es wird vom „Bewußtseyn seiner selbst, als einer Thatsache, angefangen, die jeder zugebe und die daher nicht bewiesen werden dürfe," (das heißt wohl, daß sie keines Beweises bedürfe, — gewiß, aber um die Thatsache, nur als solche, ist es nicht zu thun), — welches Bewußtseyn seiner selbst „aus der Verbindung von Geistigem und Sinnlichem hervorgehe" (— dieser Ausdruck möchte einem Tadel unterliegen), „sich auf beides beziehe, und sich als Gefühl, oder als Denken, oder als klares Schauen zeige." Auch diese Unterschiede sind zweckmäßig auseinander gesetzt; „klares Schauen" nämlich nennt der Hr. Verf. „das Zurückkehren des Bewußtseyns in sich," in welchem dasselbe „sich als die unmittelbare Identität des Wissens und Seyns, folglich als das Reale, das sich selbst und in sich alles Andere schaut." Außerdem daß es „um sich, schaue es auch über sich, und schaue so den Urgrund als das Absolute u. s. f., das Von-sich-seyende, als die ursprünglichste Einheit, welche alle scheinbare Vielheit aus sich entstehen lasse, und in der alle Vielheit sich wieder in eine Einheit verwandle, folglich als das Einfache." Sehr gut giebt der Hr. Verf. an, daß das „Bewußtseyn das Absolute nicht nur in seiner

Fülle, als die Identität des Seyns und der Entwicklung anschaue, sondern auch als ruhend und abgeschlossen von dem thätigen, aus sich heraustretenden, das Absolute *für sich* von ihm in seinem *Andersseyn*, für die Betrachtung trennen könne; wovon das Letztere, der Inbegriff aller relativen Individualitäten, für das menschliche Bewußtseyn *die Welt* sey."

Dem Hrn. Verf. muß also zugestanden werden, daß er sich im Mittelpunkte des Bewußtseyns der spekulativen Idee befindet; wenn der Ausdruck des *Schauens* für solches Bewußtseyn an sich gleichgültig ist, so ist derselbe doch charakteristisch für die Expositionsweise, die sich in diesem vierten Buch für die Idee vorfindet. Abgesehen davon, daß hie und da mehr philosophische Präcision, z. B. in Bestimmung des Verstandes, auch der Idee selbst, alsdann das Weglassen von einigen bloßen Deklamationen gegen denselben und von Rücksichten auf empirische psychologische Zustände gewünscht werden könnte, muß jeder Leser wesentlich den *Beweis* vermissen, daß die Idee, wie sie als jene Einheit bestimmt worden, in der That absolut, das Wahre ist. Die Aufforderung des Bewußtseyns zu dem Schauen dessen, was das Absolute genannt und von dem in den angeführten Bestimmungen gesprochen wird, und die Versicherung, daß solches Schauen die Wahrheit besitze und sie selbst sey, reicht für die Ueberzeugung des Gedankens nicht aus. Die Religionen enthalten im Allgemeinen dieses Schauen, in Schwärmereien ist es ausdrücklicher herausgehoben, auch in allen wahrhaften Philosophien ausgesprochen; aber Theils ist dasselbe darin mit mancherlei Heterogenem und Falschem vermischt; Theils, wenn es rein und in seiner wahrhaften Tiefe im Bewußtseyn ist, ist das Eigenthümliche der Wissenschaft, solches Schauen nicht bloß assertorisch auszusprechen, sondern die Wahrheit seiner Bestimmung zur begreifenden Ueberzeugung, zur Einsicht in die Nothwendigkeit, daß das Absolute so und nicht anders bestimmt werden müsse und sich selbst so bestimme, zu bringen. Für solche Ein-

ſicht, um deren willen allein wir das Bedürfniß der Philoſophie haben, iſt es nicht genügend, die Einſeitigkeit der beiden frühern Geſichtspunkte auf die Art gezeigt zu haben, auf welche es der Hr. Verf. verſucht hat; es iſt vielmehr erforderlich, jene entgegengeſetzten, das (endliche) Geiſtige und das Sinnliche — (oder auf welche andere Weiſe der Gegenſatz aufgefaßt werden möge) an ihnen ſelbſt zu betrachten und in ihnen zu erkennen, daß ſie, wie ſie beſtimmt gegeneinander ſeyn ſollen, vielmehr dieß ſind, in ihr Gegentheil ſich aufzuheben, — ſomit die Identität eines jeden mit ſeinem Andern aus ihnen ſelbſt ſich ableitend zu wiſſen, — was die wahrhafte Dialektik und allein die von der Philoſophie zu leiſtende Beweisführung iſt. Dieſe Richtung aber iſt dem Hrn. Verf. in ſeiner Expoſition des ſogenannten Abſoluten noch zu fremde geblieben, um mehr als Aſſertionen zu geben, die nicht allein dunkel und voller Unbeſtimmtheiten bleiben, ſondern ſtatt zu beruhigen, die höchſten Widerſprüche darbieten. So bemerken wir noch, daß, was von §. 120. an, über „die Entwicklung des Abſoluten, wie ſie geſchehe," geſagt wird, vornehmlich an dem Grundmangel leidet, aus direkten Annahmen und bloßen Raiſonnements zuſammengeſetzt zu ſeyn, und keine Ableitung des Inhalts, die aus dem Schauen des Abſoluten geſchehen müßte, gegeben zu haben; ſelbſt von dem Gedanken der Weſentlichkeit ſolcher Ableitung findet ſich nirgend eine Aeußerung, obgleich der fichte'ſche Idealismus, den der Hr. Verf. kennt, wie oben bemerkt, für immer die Wirkung auf das Philoſophiren haben ſollte, das immanente Aufzeigen der Nothwendigkeit unerläßlich zu machen. Der Hr. Verf., der bereits ſo tief eingedrungen, und Intereſſe und Gewohnheit abſtrakten Gedankens beſitzt, möge auch dieß Erforderniß der Form für das Philoſophiren durch weiteres Nachdenken und Studium für ſeine Arbeiten noch gewinnen!

10. Recension. „Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der Ludw. Max. Universität zu München, von J. Görres. Breslau 1830.

(Jahrbücher f. wissenschaftliche Kritik, 1831. II. Nr. 55—58.)

Hr. Görres zeigt sich in dieser Schrift dem Publikum in einer neuen Stellung, als Universitäts-Lehrer, der einen didaktischen Vortrag über einen wissenschaftlichen Gegenstand vorhat und hier in drei Vorlesungen die Einleitung dazu auch dem Publikum mittheilt. Früher ausgezeichnet durch die Beschäftigung mit den beiden Extremen, mit alter asiatischer, nordischer u. s. f. Mythologie und Dichtkunst und dem gegenwärtigen politischen Interesse und der Handlung der Tagesgeschichte, dort graue Gestalten oder kahle Namen und trockene Züge mit tiefen Ahnungen, mehr mit einer Phantasie des Gedankens, als mit Gedanken selbst, und mit kühnen Kombinationen, belebend, erweiternd, erfüllend, hier unmittelbar in die Situation des Augenblicks eingreifend und das Gemüth des Volks mit leidenschaftsvoller Beredsamkeit zum Enthusiasmus der That entflammend. Jene dunkeln Anfänge durch die lange Kette der Weltgeschichte mit der jetzigen Gegenwart zu verknüpfen, macht sich nun der Hr. Verf. zur Aufgabe. Schon der Gegenstand, der die offen liegende Geschichte ist, wie der leidenschaftslose Zweck, wissenschaftliche Einsicht und Belehrung zu bewirken, muß viel von der Behandlungsweise,

durch welche jene Arbeiten einen Theil ihrer Celebrität erhalten haben, entfernen. Wenn dort Phantaſie, kühne Kombinationen, Hitze, Beredſamkeit, zu oft auch mit Phantaſterei, leerem Spiele von Analogieen und mit bloßen Einfällen, blinder Leidenſchaftlichkeit und Bombaſt verbunden waren, ſo muß dergleichen hier in dem Lehrvortrage eines wiſſenſchaftlichen Ganzen gegen Gedanken, hiſtoriſche Begründung und Kälte des Verſtandes zurücktreten; doch in einer Einleitung, die uns der Hr. Verf. einſtweilen in die Hände gegeben, wird ein Ingredienz von blühender Phantaſie, von Bildern, Wärme und Beredſamkeit nicht an unrechter Stelle gefunden werden.

Für den Zweck einer kritiſchen Anzeige ſollte der reinere, d. i. abſtraktere Inhalt herausgehoben werden, aber es zeigt ſich beinahe unthunlich, ihn von der lebhaften, warmen Bilderſprache, in die er nicht ſowohl eingehüllt, als an die er vielmehr ganz gebunden iſt, zu befreien; es könnte ſelbſt leid thun, den Schmuck des Vortrags ganz bei Seite zu ſetzen; es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß dieß durch alle Perioden der drei Vorleſungen fortquellende redneriſche Tönen, der Wirkung durch die Ermüdung Abbruch thut, und ſelbſt im Leſen zu häufig mehr die Ohren als den Geiſt erfüllt. — In der erſten Vorleſung giebt der Hr. Verf. S. 6 den Inhalt dieſer und der zwei folgenden dahin an, daß er ſich darüber zu erklären habe:

erſtens, welches herrſchende Grundprincip er der Geſchichte unterlege, und in welcher Weiſe er von dem Entgegengeſetzten ſich losſage;

zweitens, in welcher Ordnung dieß herrſchende Grundprincip mit den andern abgeleiteten und untergeordneten Principien ſich verkette, und wie eben daraus auch die gegenſeitige Unterordnung und Bedeutung der verſchiedenen Normen ſich ableite, die als Leitſterne wie den Gang der Geſchichte ſelbſt in der That, ſo auch die Wiſſenſchaft in der Anſchauung lenken und regieren; endlich

drittens, wie aus dieſer innern Verkettung ſich die innere organiſche Gliederung der Geſchichte ſelbſt entwickle, und wie ſie in dieſer Gliederung in große natürliche Perioden zerfalle, die mit ihren wohlgeordneten, durcheinander geſchlungenen Kreiſen die ganze Fülle der Ereigniſſe umſchreiben.

Die Natur einer Einleitung bringt es zwar mit ſich, daß der Inhalt nur im Allgemeinen vor die Vorſtellung gebracht werden ſoll, und es darin noch nicht um das Begründen und Beweiſen zu thun ſeyn kann; aber daß es überhaupt nicht um ein ſolches für die Wiſſenſchaft, wie ſie in dieſem Vortrage der Weltgeſchichte verſtanden wird, zu thun ſeyn ſoll, würde man ſchon daraus abnehmen müſſen, daß die Anſchauung als das angegeben wird, was der Wiſſenſchaft zum Unterſchiede von der That der Geſchichte eigenthümlich ſey. Nirgends iſt in dieſen Vorleſungen das Bedürfniß ausgedrückt, daß von dem, was der Hr. Verf. für die Wahrheit ausgiebt, auch bewieſen werde, daß es Wahrheit ſey, ſowohl was die äußerlich-geſchichtliche, als was die höhere ſubſtantielle betrifft.

Es ſcheint dem Hrn. Verf. völlig unbekannt, für ihn überhaupt nicht vorhanden zu ſeyn, daß die Einſicht in die Nothwendigkeit allein durch das Denken und Begreifen bewirkt, wie die Beglaubigung des Geſchichtlichen nur auf hiſtoriſche Zeugniſſe und deren kritiſche Würdigung gegründet werden kann, und daß ſolche Erkenntniß allein Wiſſenſchaftlichkeit genannt wird. Selbſt das Wort Gedanke erinnert ſich Ref. in der ganzen Schrift nicht geſehen zu haben, das Wort Begriff kommt S. 55 vor; aber nur von „beſchränkten Begriffen“ iſt daſelbſt die Rede und unter der gewöhnlichen, abgedroſchenen Umgebung von „engherziger Weiſe,“ „künſtlichem Syſteme,“ „hineinzwängen der Mannichfaltigkeit in dieſelbe,“ u. ſ. f. Es wird ſich an dem, was wir von der Abhandlung herauszuheben haben, ergeben, wie in der Anſchauung, die der Hr. Verf. für ſeine Erkenntnißweiſe nimmt, die Abſtraktionen und Kategorien einer

gewöhnlichen Verſtandesbildung durchlaufen, ingleichen wie dieſe Anſchauung verfährt, um ſich das geſchichtliche Material zu verſchaffen.

Die erſte Vorleſung beginnt die Darlegung der Wahrheit, die der Weltgeſchichte zu Grunde liege, mit dem Gegenſatze derſelben gegen die Irrlehren; dieſer wird durch die Paralleliſirung mit der „zweifachen Anſchauung" eingeführt, die „in dem Naturgebiete" gefunden werde — die eine, die den ſinnlichen Schein zu Grunde lege, nach welchem die Erde die eigentliche Mitte des ganzen Weltgebietes ſey, die von der Tiefe aus über die Höhe gebiete, — die andere entgegengeſetzte, welche die Sonne in die Mitte ſtelle, und nach Erfindung der keppler'ſchen Geſetze und des Grundgeſetzes der Schwere alle Ungleichheiten an dieſe Ordnung der Mitte leicht anknüpfe. — Der Hr. Verf. nimmt keinen Anſtand, die beliebte Fabel zu wiederholen, daß die letztere Weltanſchauung durch das früheſte Alterthum hindurchgegangen ſey, und ſich als ein zweifelhafter Schimmer, eine verblichene Ueberlieferung, in einigen Prieſterſchulen aufbewahrt habe; auch verſchmäht er es nicht, für dieſe Vorſtellung die populäre Reflexion über das „Unzuläſſige der ungeheuern Geſchwindigkeit," welche die tägliche Bewegung des Sternenhimmels vorausſetzte, anzuführen. — Dieſen Weltanſchauungen werden zwei Grundanſchauungen der Geſchichte gegenüber geſtellt; die eine, welche das Natürliche für das Herrſchende erkenne, — eine „durch das geſammte Alterthum" (gleichfalls!) „durchgreifende Anſicht, die mit allen Sinnen ſich an den Naturſchein heftend, die Erde und in ihr das Naturprincip als das Gebietende im geiſtigen Reiche geehrt, und das Göttliche in unterwürfiger Dienſtbarkeit an die Allherrſcherin geknüpft; in dieſer Anſicht ſeyen es nur Naturmächte, die in Wahrheit die Geſchichte wirken, und Menſchen und Götter, obgleich dieſe dem Himmel angehören und auf dem Gipfel des Olympus ihren Sitz gewählt, ſeyen doch in

innerſter Wurzel gleich erdenhaft und an die Natur verfallen und von ihrer Nothwendigkeit unbedingt und blind beherrſcht." — Es hat wohl Kirchenväter gegeben, welche die griechiſchen Götter, auf welche der Hr. Verf. hier näher anſpielt, für Dämonen, teufliſche Ausgeburten erklärt haben; aber wenn es wohl an dem iſt, daß „der Berg Olympus ſeine Wurzeln in die Tiefe der Erde ſchlage, und die Heimath dieſer Götter mit der Heimath der andern Erdgebornen verbinde," ſo iſt es zu viel, wenn aus dieſer Anſchauung entnommen wird, daß das Naturprincip ſo einſeitig, wie der Hr. Verf. annimmt, ohne Geiſtigkeit und geiſtige Freiheit das Weſen des griechiſchen Bewußtſeyns des Göttlichen ausmache; über dieſen Göttern ſchwebt allerdings das Verhängniß, als eine geiſtloſe Nothwendigkeit; die griechiſche Religion iſt nicht zum Letzten gedrungen, zur unendlichen, konkreten Verſöhnung des ewigen Geiſtes im endlichen mit ſich ſelbſt; aber ſchon jenes Schickſal iſt nicht daſſelbe was Naturnothwendigkeit, die nur auf die Natur geſtellt iſt; ſie iſt ein Abſtraktum anderer Art, als das Naturprincip; das Negative, und nur erſt Negative, gegen die Endlichkeit, Zufälligkeit, in welcher dem Menſchen das Bewußtſeyn der geiſtigen Freiheit verliehen war. Aber dieſe Freiheit macht ſogar ausdrücklich gegen das bloß Natürliche, die Titanen der Zeit, (Chronos), der Erde (Gäa), des Himmels (Uranos) u. ſ. f., das Princip der griechiſchen Götter aus, und jene höher als ſie geſetzte Nothwendigkeit iſt die Anerkennung der Beſchränktheit, in welcher das Princip der Geiſtigkeit und Freiheit nur erſt manifeſtirt iſt. Man vermißt daher in des Verfs. Auffaſſen die Grundanſchauung des griechiſchen Geiſtes und ſeiner Götterwelt; Hr. Görres iſt nur in das Produkt der Reflexion über ſie, in das Negative derſelben, nämlich die Nothwendigkeit, gerathen, und hat ferner dieß Abſtraktum unrichtig als Naturprincip aufgefaßt. Solcher Mangel findet jedoch nicht bloß in Anſehung des ausgehobenen griechiſchen Lebens ſtatt; der abſtrakte Verſtandesgegenſatz von

bloßer Naturmacht, an welche Götter und Menschen verfallen seyen, die objektive Geschichte selbst wie die subjektive Ansicht derselben, — und von dem Gott der sogleich anzuführenden andern Anschauung der Geschichte, ist zu oberflächlich für die konkrete Wirklichkeit der Geschichte und die Vernunft-Erkenntniß; wir werden weiterhin sehen, daß Hrn. Görres geschichtliche Anschauung wesentlich dem fernern, zwar tiefern, aber gleichfalls noch abstrakten Verstandesgegensatze von Gut und Böse verfallen bleibt.

Die andere Anschauung der Geschichte wird als diejenige charakterisirt, welche allein der schöpferischen Gotteskraft die Würde und Bedeutung zugesteht, das Erste und Herrschende zu seyn; diese Kraft handelt ihres Thuns sich bewußt, selber frei, jede ethische Freiheit achtend; sie lenkt als ewige Vorsehung den Lauf der Begebenheiten, die willigen Freiheitskräfte leitend, die wiederstrebenden ziehend, und nur die geknechtete Natur im Zügel der Nothwendigkeit haltend und sie an unbeugsame Gesetze bindend. „Unsere Geschichte," sagt der Verf., „bekennt sich ohne allen Zweifel zu dieser Lehre," und gewiß jede philosophische Weltgeschichte, wie überhaupt die christlich-religiöse Ansicht der gegenwärtigen und vergangenen Weltbegebenheiten. Dieß Princip wäre für sich in seiner Allgemeinheit weder etwas Neues noch Eigenthümliches; bei dieser Allgemeinheit desselben bleibt der religiöse Glaube stehen; aber eine Darstellung der Weltgeschichte hat dasselbe in seiner Entwicklung bestimmt aufzuzeigen, d. i. den Plan der Vorsehung zum Verständniß zu bringen; wie diesen Plan die dritte Vorlesung, die denselben zum Gegenstande hat, auffaßt, haben wir nachher zu sehen. Zunächst giebt der Hr. Verf. von diesem Principe selbst das Geschichtliche an, daß wie die zuerst genannte Anschauung der Geschichte bis nahe an den Ursprung der Dinge hinüberreiche, so diese andere dagegen aus einem höhern und bessern Zustande eines nähern und vertrautern Verhältnisses mit der Gottheit hervorgegangen

ſey, ſich durch prieſterliche Ueberlieferung fortgepflanzt, von Zeit zu Zeit in gottbegeiſterten Propheten ſich erneut habe u. ſ. f.; dieſe Lehre ſey „im Heiligthume des erwählten Volkes zuerſt verkündet worden;" in der That finden wir geſchichtlich bei dem jüdiſchen Volke, freilich noch in ſehr unbeſtimmter Weiſe, die Lehre von der göttlichen Weltregierung und Vorſehung. Aber das Fabelhafte jener Vorſtellung ſpricht ſich unumwunden in dem Folgenden aus, nämlich: „daß die äußerſten Strahlen dieſer Lehre im Heidenthum mit uralten verblaßten Erinnerungen vereint unter der Hülle der Myſterien ihr Werk vollbracht und dann in jenem andern Göttergeſchlechte, das ſich als eine Geburt des Lichts bekannt und erkannt habe, Etwas, das wenigſtens ſymboliſch die Wahrheit andeuten mochte, hervorgerufen haben." Es konnte nicht anders erwartet werden, als daß Hr. Görres auch in dieſen Vorträgen eine Vorſtellung zum Ausgangspunkte machen würde, die er mit Friedrich von Schlegel und andern katholiſchen Schriftſtellern, beſonders mit modernen franzöſiſchen, außer dem Abbé Lamennais, Baron Eckſtein, auch mit Gelehrten, die mit der Kongregation zuſammenhingen, theilt. Im Intereſſe der katholiſchen Religion, um ihr auch der Exiſtenz nach Allgemeinheit und Urſprünglichkeit zu vindiciren, wird die in den Menſchen als Geiſt, als Ebenbild Gottes, allerdings urſprünglich gelegte Vernunft ſo als ein vorhandener Zuſtand vorgeſtellt, daß in demſelben vor der Anſchauung des Menſchen, der eben ſo ethiſch vollkommen geweſen, auch die Natur in allen ihren Tiefen und Geſetzen klar und offen da gelegen habe; dieſe Fülle von Erkenntniß, unter andern auch die Erkenntniß der erwähnten keppler'ſchen Geſetze, ſey er durch die Schuld der Sünde verdammt worden, nun durch die mühſelige Arbeit von Jahrtauſenden wieder herzuſtellen, und habe ſolches zugleich nur vermocht, nachdem durch das Opfer des zweiten Menſchen die Erlöſung vom Böſen vollbracht worden; — wobei man unter Anderem nicht einſieht, warum nicht

mit dem Christenthum dem Menschen unmittelbar auch jene Fülle der Erkenntniß und der Wissenschaften zurückgestellt worden ist. — Alles, was sich von richtiger, höherer Gottes- so wie von Naturerkenntniß unter den Völkern finde, seyen Trümmer, die das Menschengeschlecht aus dem Schiffbruch, den es durch das in die Geisterwelt eingedrungene Böse erlitten, mannichfaltig, durch mannichfaltige Schicksale modificirt, gerettet habe. Was den geschichtlichen Nachweis von Spuren wissenschaftlicher Kenntniß der Natur in den indischen, chinesischen u. s. f. Traditionen betrifft, die man früher dafür angeführt hat, so hat solche Begründung jener Behauptung aufgegeben werden müssen, nachdem die unbestimmten Erzählungen der Leichtgläubigkeit und Ruhmredigkeit durch die erlangte Einsicht in die Originalwerke dieser Nationen verdrängt worden sind, und die hohe Meinung von ihren wissenschaftlichen Kenntnissen sich als ungeschichtlich und unwahr erwiesen hat. Auf der andern Seite, nämlich in Ansehung der Erkenntniß Gottes, hat vornehmlich die lamaische und buddhistische Religion, da sie das Ausgezeichnete der ausdrücklichen Vorstellung eines Gottmenschen haben, das Interesse gelehrter Untersuchung bereits erworbener Schätze und des Aufsuchens dermalen noch unzugänglicher Quellen, durch veranstaltete Reisen, von neuem belebt, wodurch bereits die interessantesten Aufschlüsse über religiöse Vorstellungen und Philosopheme des hintern Orients — z. B. auch über das Princip der Dreiheit in dem Absoluten, gewonnen worden, und damit noch weitere versprochen sind; aber damit hat es noch weithin zu dem geschichtlichen Zusammenhang, auf den die Behauptung ging; noch kahler sieht es mit dem aprioriſchen Zusammenhange aus, der aus oberflächlichen Aehnlichkeiten geschöpft wird. — Gegen den, die abstrakte Grundlage von Hrn. Görres Weltanschauung aussprechenden Satz, daß (S. 16) in den Geistern wie in Allem, was höher und tiefer sich rege und bewege, Gott als aller Bewegung Anfang, Mitte und Ende gelten müsse, — dagegen ist wie

ſchon bemerkt, nichts einzuwenden; — auch könnte man ſich die Manier der Beſchreibung, welche ebendaſelbſt vom Anfang gemacht wird, gefallen laſſen, daß nämlich „Gottes Wort aus dem Innerſten ſeiner Weſenheit geſprochen, in's Nichtſeyn ein ſich ſelbſt tragender Hall ausgetönt, und im Halle ſich in die Geiſterwelt zugleich mit der erſten Materie ausgeſchaffen hat, und daß das Wort in den Geiſtern ſich aus der Materie ſelber die Schrift geſtaltet und geſetzt, in die es, die Seele in den Leib, eingekehrt, und die alſo geſetzte lebendige Schrift in's Buch der Natur ſich eingeſchrieben hat;" — ferner noch, was den Fortgang betrifft, daß „der Anfang, gegeben durch Gottes Allmacht, dem alles Gute in der Geſchichte, alles Böſe aber ihr ſelber zugerechnet werden müſſe, im Lichte und in der Reinheit ſtehe, die Mitte von ſeiner Liebe getragen, in der Entzweiung und im Kampfe; das Ende aber in der Schiedniß durch die Gerechtigkeit wieder zur Verklärung gelange." — Allein, wenn nun jener Anfang nicht im Sinne bloß des göttlichen Anſichſeyns, ſondern eines geſchichtlichen Zuſtandes genommen, wenn ſolche Meinung für die „uralte, hiſtoriſche, prieſterliche Grundanſchauung" (S. 17) ausgegeben wird, ſo charakteriſirt ſich darin die durch das Ganze durchgehende Eigenthümlichkeit des Hrn. Verfs., die Aſſertion von ſeinem Anſchauen eben ſo ſehr über die hiſtoriſche Autorität für das Material, als über den Begriff, der denkend die göttliche Nothwendigkeit in der Geſchichte erkennt, zu ſtellen.

Nirgend findet ſich in dieſen Vorleſungen die Erwähnung der Aufgabe, dem Gange der göttlichen Vorſehung, indem derſelbe in der Betrachtung der Weltgeſchichte zu Grunde gelegt wird, mit denkender Vernunft zu folgen. Hr. Görres zeigt ſich mit keiner andern Verfahrungsweiſe außer der Partikularität ſeines Anſchauens und außer der endlichen Verſtandesanſicht bekannt. Die letztere iſt es, die er in der einſeitigen abſtrakten Geſtalt, in der er ſie auffaßt, noch in der erſten Vorleſung, dem

Gehalte nach mit richtiger Würdigung, aber nicht ohne fratzenhafte Bildnerei ſchildert; „jener eisgraue Alte, der Dämogorgon der griechiſchen (?) Sage, der geſchäftig arbeitend im Mittelpunkte der Erde ſitze, — das Chriſtenthum habe ihn zur Ruhe gewieſen, — er aber rege ſich aufs Neue im tiefen Naturgrunde aller Dinge, auch des Menſchen, ſuche aufs Neue die höhern Freiheitskräfte als Fürſt der Welt durch alle telluriſchen Kräfte zu beherrſchen; da habe der Zwergkönig Alberich der Heldenſage ſeine Puxen, Gnomen und Kobolde durch alle Adern der Erde ausgeſendet, daß ſie als kundige Schmiede das Metall ausſchmieden, daß des Goldes Glanz und Silbers Schein das Licht der Sonne überſtrahle u. ſ. f. — die Salamander ſeyen ausgeſendet u. ſ. f.“ — Der Fluch nun ſolchen Treibens, die Verdammniß dieſer Zeit, in der die geſellſchaftliche Verbindung, ausgehend von dem Grunde eines thörichten Selbſtbelügens, ſich zu einem frechen gegenſeitigen Belügen ausgeſtaltet,“ — ſoll von der Jugend abgewendet werden, — vorher hatte er dieſe Richtung auch die „Rückkehr des alten Heidenthums“ genannt, „in einer Zeit, die nach der Weltordnung ganz dem Chriſtenthume und ſeiner Weltanſicht angehören ſollte.“ Hr. Görres erzeigt der Weltordnung, die nach der von ihm zum feſten Grunde gelegten Anſicht weſentlich von der göttlichen Vorſehung geleitet worden, ſo wie dem Chriſtenthum und deſſen Weltanſicht wenig Ehre, ſchenkt derſelben wenig wahrhaften Glauben und Vertrauen, wenn er ihr nur geſteht, daß die Zeit ihr angehören ſollte, zugleich aber behauptet, daß dieſe Weltordnung ſo wenig Kraft und Macht habe, daß dieſe Zeit dem Heidenthume verfallen, die ganze geſellſchaftliche Verbindung ſich zu einem frechen gegenſeitigen Belügen ausgeſtaltet habe, u. ſ. f. Der gründliche Glaube an ſein Princip hätte den Hrn. Verf. vielmehr darauf leiten müſſen, zu allererſt in ſolche Anſicht der Zeit, die ihm nur die Anſchauung von Lüge, Nichtigkeit, Frevel, Heidenthum u. ſ. f.

giebt, Zweifel zu ſetzen, — Zweifel, welche ſogleich aus der einfachen Betrachtung entſtehen, daß dieſe Anſicht als Anſchauung ein ſubjektives Vorſtellen iſt, und bei der Verſchmähung der Begriffe und der Wiſſenſchaftlichkeit doch an dem Princip ihren Maaßſtab haben muß, mit dieſem aber in dem ganz ungeheuern Widerſpruche ſteht, welcher ohne Auflöſung gelaſſen iſt. Der gründliche Glaube hätte dann dem Hrn. Verf. das Vertrauen geſchenkt, daß, wenn er, ſtatt dem bequemen Anſchauen ſich zu überlaſſen, die Mühe des Studiums, des Gedankens und der Einſicht ſich geben würde, ſolche Bemühung ihm die belohnendere Erkenntniß und Ueberzeugung von der Macht und Wirklichkeit der göttlichen Vorſehung auch in dieſer Welt und in dieſer Zeit gewähren müſſe. Was an jenen viele Seiten fortgehenden Schildereien und Deklamationen des Hrn. Görres auffällt, iſt nur die trockene Verſtandesabſtraktion des Böſen, die zu Grunde liegt und mit dieſen Deklamationen ausſtaffirt iſt; und daß dieſe ganz froſtig bleiben, weil ſie ohne weitere Fülle und Reichthum eines Gehalts ſind.

In der zweiten Vorleſung, S. 30, ſoll das Verhältniß des göttlichen Princips zu dem natürlichen, ihre Verkettung in Ueber- und Unterordnung, ihre Formen und Momente, die Geſetze ihrer Wirkſamkeit, endlich die Art und Weiſe, wie dieſe Geſetze an uns gelangen, aufgeſtellt werden. Hier ſomit wird uns Hoffnung gemacht, daß wir zu einem Inhalte gelangen ſollen; in der That aber kommt die Vorleſung, gleichfalls nicht über das Formelle hinaus. Es iſt eine ſehr gute Schilderung, die Hr. Görres S. 33 „von der göttlichen Mechanik in der Natur und von dem in den Himmel und die Erde hineingelegten harmoniſch ordnenden Geſetze des Gleichgewichts macht, das wie eine herrſchende urbildliche Idee durch alle ihre Bewegungen durchgreife u. ſ. f., auf welche Grundlage dann eine höhere Geſchichte, die der freien Natur erbaut werden ſoll. Den Erbauern dieſes Reichs habe der Meiſter mit

den nöthigen Kräften ein gleiches, harmoniſch ordnendes Geſetz des Gleichgewichts innerlich angeſchaffen, das auch äußerlich all ihr Thun mit aller Macht einer herrſchenden urbildlichen Idee durchgreifen ſoll, an der alle ethiſchen Ungleichheiten ſich ausgleichen und ausſchwanken müſſen; die Idee, ausgegangen aus der Fülle des Guten, die Gott in ſich ſchließt, will in der Geſchichte nur einen Abglanz dieſes Guten ausgeſtalten und einen äußern Nachklang ſeiner innern Harmonie hervorrufen." Ref. kann nicht anders, als dieſer großartigen — Anſchauung, wenn Hr. Görres will, beiſtimmen und ſich erfreuen, ſie hier ſo wahr ausgeſprochen und anerkannt zu finden; — um ſo mehr iſt aber zu bedauern, nicht nur daß es bei dieſer allgemeinen Wahrheit bleibt, ſondern daß die Ausführung, auf welche es dann ankäme, um die äußerlich-reelle Bewährung zu geben, derſelben vielmehr den größten Eintrag thut. — Es heißt ſogleich weiter, daß jene „Verwirklichung der Idee Gott den geiſtigen Naturen angeſonnen, und ihnen in den Bewegungen der Himmelskörper ein Muſterbild hingeſtellt, dem ſie nur nachbilden dürfen;" damit wäre den geiſtigen Naturen, vollends wenn ſie die Kenntniß der ſchon erwähnten keppler'ſchen Geſetze immer bereits beſeſſen hätten, die Sache leicht gemacht.

Die Explikation aber, die nun auf das Beſtimmtere, nämlich auf das Verhältniß des göttlichen Willens zur menſchlichen Freiheit, zugehen ſoll, hat ſich der Hr. Verf. noch leichter gemacht, indem er dabei an dem trocknen Gegenſatz vom Guten und Böſen feſthält, und über den Hauptpunkt bei Katechismus-Vorſtellungen ſtehen bleibt, nämlich darüber, daß „Gott die Geſchichte in ewiger Gegenwart ſchaue, und wie er ſie ſchaut, ſie vollbringen müſſe, aber daß er ſie ſchaue wie ſie durch die Mitwirkung freier Geiſter ſich vollbringt." Wenn es vorher für gut geſagt gelten kann, „daß Gott jene Verwirklichung lieber als eine freie Gabe aus der Hand der freien Kreatur, und als eine Bezeugung ihrer Liebe und Dankbarkeit hinneh-

men wolle," ſo iſt es zunächſt ungeeignet, darein zu miſchen, daß er dieß durch Zwangsbefehl hätte eintreiben können; — von dem Leeren ſolcher Möglichkeit mußte nicht mehr die Rede ſeyn. In Rückſicht des Verhältniſſes aber von Gottes Walten zum Handeln der Menſchen beläßt es der Hr. Verf. bei Allgemeinheiten, wie die folgenden: „jenes von Gott vorausgeſchaute Handeln der Freien beſtimme ſein Schauen, welches dann erſt hinterher das in Handlung hervorgegangene Vorſchauen alſo beſtimme, daß indem (?) Gottes Wille zum Vollzuge gelangt, Alles zum Guten ausſchlage in der Geſchichte — wobei die Gewalt der höhern göttlichen Macht als eine übermannende Nothwendigkeit dem Mißbrauch der freien Kür entgegen trete und ihre ewige Ordnung gegen die Unordnung, die jene in ſie gebracht, vertheidige u. ſ. f., der Herr aber dem Willigen, der mit überlegter Einſicht frei den beſſern Theil gewählt, Helfer ſey und aus eigener Fülle ſeine Leiſtungen ergänze u. ſ. f." Für ſo richtig und ſelbſt gehaltvoll man dieſe Vorſtellungen und die weiteren ähnlichen Erläuterungen auch gelten laſſen mag, ob ſie gleich mehr eine ſcholaſtiſche Verſtandesanſicht nachſprechen, als daß ſie einer Vernunfteinſicht entnommen wären, ſo ſind ſie doch formell gegen den Inhalt, nach welchem bei einem konkreten Gegenſtande, wie die Weltgeſchichte iſt, gefragt wird; der Kindergeiſt wird zuerſt in elementariſche Beſtimmungen, weil ſie als die abſtrakteſten die noch einfachſten und leichteſten ſind, eingeführt; gleichfalls kehrt auch der gebildete Religiöſe immer zu denſelben zurück; aber jener hat erſt in der Erfahrung der Welt und ſeines eigenen Gemüths näher zu erlernen, was denn gut und bös, was denn Ordnung und Unordnung iſt; dieſer kehrt zu denſelben gleichſam als zu Abbreviaturen und abſtrakten Zeichen des reichen Inhalts zurück, deſſen Bewußtſeyn er ſich im Leben, Geſchichte, Studium u. ſ. f. erworben hat. In dem abſtrakten Innern des Gewiſſens, in der Religion, vor Gott laufen die konkreten Unterſchiede

in den einfachen von Gut und Böſe, Ordnung und Unordnung etwa zuſammen; aber wo es um die ſelbſt explicite Erkenntniß eines expliciten Gegenſtandes — und der expliciteſte iſt die Weltgeſchichte — zu thun iſt, da reichen dieſe Abſtraktionen nicht aus. Ein beſonnener Menſch wird es ſchwerlich vermögen, über ein Individuum das Urtheil zu fällen, daß daſſelbe gut oder daß es böſe ſey; aber vollends die individuellen Geſtaltungen der Völker und deren im Verlauf der Weltgeſchichte hervorgegangene, in ſich ſo reiche Zuſtände und Thaten dieſer Geſtaltungen nur unter Kategorien jener Art zu faſſen, kontraſtirt ſogleich zu ſehr mit der Fülle der Aufgabe, als daß nicht ſelbſt ein nur oberflächliches Intereſſe ſich unbefriedigt fühlen ſollte.

Der Verfolg (S. 41) ſcheint zunächſt einen Inhalt näher bringen zu wollen. Nachdem von den drei Reichen, — dem Reiche Gottes, — der mit Nothwendigkeit gemiſchten Freiheit — und der Natur, — die ſich in der Weltgeſchichte durchdringen, angegeben iſt, daß ſie auf drei Geſetzen beruhen, einem in den Tiefen der Gottheit verborgenen (?), einem in den menſchlichen Geiſt gelegten, einem in die Materie eingetragenen, ſo ſoll der Menſch das erſte Reich mit Gott wirken in der geiſtigen Welt, wozu derſelbe mit Freiheit ausgeſtattet worden; die Uebung dieſer Freiheit aber ſey an die Einſicht in die Wege der Vorſehung und an die Kenntniß der gottgegründeten Geſetze, in denen jenes Reich gewirkt werden ſoll, geknüpft. Nun ſcheine es, daß das dem Menſchen von Gott eingeſchriebene Geſetz hinreichend ſeyn müßte, die zwei andern Geſetze zu deuten und ſie zur Richtſchnur ſeiner Handlungsweiſe zu machen. — Ueber dieſes Scheinen folgt aber der populäre Uebergang, „wenn Gott dem Menſchen dieſe Einſicht nicht verliehen habe, (— welch ein Wenn!! der Hr. Verf. macht es ſich leicht, dergleichen Sätze einzuführen!) oder wenn der damit Ausgeſtattete unvorſichtig die verliehene Gabe verſcherzt habe, (— es wäre etwas mehr als ſolche Wen-

dung vonnöthen geweſen, um ein Verhältniß dieſer Fälle mit dem frühern Einſchreiben des göttlichen Geſetzes und ſeiner Grammatik in die Menſchenbruſt und in die Natur anzudeuten) ſo müſſe Gott, ſolle ferner noch von einer in menſchlicher Mitwirkung ausgewirkten höhern Geſchichte die Rede ſeyn, den Menſchen einer höhern Belehrung würdigen, ihm als Lehrer jenes göttliche Geſetz durch Offenbarung mittheilen."

Auf dieſe vage und äußerliche Weiſe. die uns nur auf den ganz gewöhnlichen, trocknen Schulboden verſetzt, wird die Offenbarung als Bibel eingeführt, S. 43, und ihre Beſtimmung zunächſt dahin angegeben, daß in ihr das Geſetz, welches Gott in aller Geſchichte realiſirt haben wolle, kund gethan ſey; ſo daß das Geſetz der drei Reiche in die drei Bibeln, die Bibel der Natur, die Bibel des Geiſtes, und die Bibel der Geſchichte eingeſchrieben, die beiden erſten aber der dritten untergeordnet ſeyen.

Nun aber erhebe ſich ein Widereinanderreden vieler Stimmen, der vielen Völkerſchaften; kaum eine habe Anſtand genommen, ſich ſelber zum allgemeinen Schwerpunkte der Geſchichte aufzuwerfen, und jede reiche Bücher dar, von denen viele Zeugen aus Einem Munde betheuern, ſie ſeyen ihnen, den Gottbegünſtigten, vorzugsweiſe vor allen andern mitgetheilt. — Es werden alſo die Kriterien angegeben, wonach zu erkennen ſey, in welchem unter den heiligen Büchern aller Völker, — vorausgeſetzt, daß in dieſe auch Wahrheit eingegangen, — die lautere Quelle der Wahrheit fließe und wem der Vorrang gebühre. Dieſe Kriterien ſind, um ſie kurz anzuführen, ſchlichte, prunkloſe Einfalt, welche die von keiner Betrachtung zu erſchöpfende Fülle, wie Gott ſelbſt in Unſichtbarkeit verbirgt und das Verborgene doch wieder allen Suchenden offen und neidlos hinlegt; (— wir werden bei der dritten Vorleſung ſehen, was dem Suchen des Hrn. Verfs. ſich offen dargelegt hat, aber wohl andern Suchenden in Unſichtbarkeit verborgen geblieben iſt

und auch nach des Hrn. Verfs. Aufdecken wohl bleiben wird) — zweitens der volle Einklang der menschlichen Wissenschaft, — (wobei abermals die Schilderei des einen Grundgedankens von der in die Natur und in den Geist eingeschriebenen Grammatik der göttlichen Sprache, welche die schaffende Gottheit ins Nichts hineingeredet, wiederkehrt,) — mit der Schrift, die durch jene bewährt werde und ihrer Seits jene bewähre (S. 48), jedoch so, daß dem Göttlichen der Vorrang gebühre, und das Menschliche vor der Zulassung sich zuvor über seine unzweifelhafte Gültigkeit ausweisen müsse; — man kann dieß als richtig zugeben, aber es erhellt eben so, daß mit solchen allgemeinen Worten im Geringsten nichts für ein Kriterium geleistet ist. Zur Bekräftigung der Leerheit solchen Kanons fügt der Hr. Verf. sogleich hinzu, daß das Menschliche seiner Natur nach der Fehle unterworfen, jene Bücher oft schwer verständlich seyen, in ihrer Deutung sich vielfältig die Meinungen theilen (freilich! leider!) u. s. f. Dafür wird ein drittes Kennzeichen „höchster Würde heiliger Bücher" hinzugesetzt, daß „sie das schöne Ebenmaaß und die ruhige Sicherheit herrschender und umschreibender Einheit wirklich in sich tragen." — Es ist gleichfalls in der dritten Vorlesung, wo sich die Sicherheit des Hrn. Verf. kund giebt, in den Büchern der Hebräer, die nach der geschichtlichen Seite als ein beschränktes Nationalbuch erscheinen können, die für die Weltgeschichte umschreibende Einheit zu finden. — Den Schriften der Hebräer nämlich habe nun der bessere Theil des Geschlechts seit Jahrtausenden den Vorrang und den Standpunkt in der herrschenden Mitte einstimmig zuerkannt u. s. f.; man findet hier in den vagen Allgemeinheiten und dem Tone der Sicherheit vollständig den Styl des Abbé Lamennais und anderer älterer und neuerer Häupter der Kirche. Es spielt an einen bessern Gedanken an, was der Hr. Verf. dabei sagt, was aber noch weiterer Bestimmungen bedürfte, um mehr als etwas

Triviales zu ſeyn, daß „ſo oft eine neue erweiterte Standlinie für die Aufſchauenden gewonnen ſey, Aller Blicke ſich aufs Neue nach ſolcher Urkunde richten, ob ihr Geſetz noch unverſehrt aufbewahrt, ob ihr Verborgenes ſich dem forſchenden Blick auf dem neuen Standpunkt nicht tiefer aufgeſchloſſen u. ſ. f.“ Die Exegeſe hängt freilich von dem Geiſt der Zeit ab; aber Luthern hat der Geiſt getrieben, ſeine und ſeines Volkes Blicke auf die ſo lange verborgen gehaltene Bibel überhaupt zu richten; doch nicht Alle haben den Segen dieſer Richtung aufgenommen. Wenn aber, wie der Hr. Verf. verſichert, dieß Alle thun, und er ſich denſelben angeſchloſſen hat, ſo vindicirt er ſich dagegen als eigenthümlich, was in ſeinen Worten anzuführen iſt, S. 52 daß, „indem er die Aufgabe, wie er wohl ſagen dürfe, in einer Allgemeinheit und bis ins Einzelne vordringenden Beſondernheit aufgefaßt, wie man es theilweiſe aus verſchiedenen Geſichtspunkten zwar verſucht, aber in gleichem Umfange nie vollführt, es ihm, wie er wohl glauben dürfe, ſchon einmal (!) gelungen ſey, einer Seits den Strom der in dieſen Büchern enthaltenen Wahrheit reinigend, läuternd, deutend, erklärend und zugleich erfriſchend in die Anſchauung der Weltgeſchichte hineinzuleiten, und andrer Seits dieſe Geſchichte in allen ihren Richtungen als die faktiſche Gewähr und die dem Geiſte unabweisliche Bürgſchaft für dieſe Wahrheit darzuſtellen.“ Wie der Hr. Verf. die Reinigung, Läuterung, Deutung, Erklärung — jener Bücher vorgenommen, daß ihre Wahrheit in die Weltgeſchichte eingefloſſen, und wie die faktiſche Bewährung, die er ſo geſundener Wahrheit verſchafft, beſchaffen iſt, werden wir nachher angeben. Aus der zweiten Vorleſung iſt in dieſer Rückſicht noch anzuführen, daß S. 55 ausdrücklich proteſtirt wird, daß „nicht die Rede ſeyn könne, der Mannigfaltigkeit irdiſcher Ausgeſtaltung irgend Gewalt anzuthun, ſie durch willkürliches Wegnehmen und Hinzuſetzen in die Umriſſe eines künſtlichen Syſtems hineinzuzwängen u. ſ. f., durch

überkünstliche Deutung Fehlendes hinein=, Unbequemes her=auszudeuten u. s. s. den vollen Erguß des Lebens aus feiger Aengstlichkeit zu scheuen."

Noch aber fängt in dieser Vorlesung der Hr. Verf. an, der Sache selbst näher zu treten; es werden die Hauptmomente der Geschichte angegeben, — „als drei aller natürlichen Ge=schichte, die in einem vierten sich der höhern anschließt, die sie beherrscht" (ist nicht grammatisch klar —). Auf diese An=gabe folgt unmittelbar ein: Denn, „Denn dieß ist die Paral=lelisirung des Lebens des Geschlechts mit dem des einzelnen Menschen, so daß jenes sich in denselben Stadien verläuft wie dieses!" Man kann geneigt seyn, diese Paralleliſirung auf=zunehmen und gelten zu lassen. Aber schon „das Schema," die Angabe der Stadien des Lebens des Einzelnen, ist nicht ganz deutlich. Als das erste Stadium wird das natürliche Daseyn angegeben, das den Menschen zuerst aufgenommen habe, die Jugend; die andere Stufe ist die der Thätigkeit der dem Menschen einwohnenden lebendigen Kräfte, und begreift die Verhältnisse, in die er zur Familie, zum Stamme, zu seinem Volke eingetreten. Das dritte Gebiet ist das der in ihn gelegten moralischen, ethischen Kräfte; das letzte; das religiöse Element. Wenn zwar der Ausdruck von Le=bensaltern vermieden ist, so wurde man doch auf diese Vor=stellung gelenkt. Anfangs ist von dem Lebensverlauf des Einzelnen in Stadien nach der Naturordnung die Rede, ingleichen wird das erste die Jugend genannt; die folgenden heißen jedoch nicht mehr Stadien, sondern Gebiete, und wer=den auch nicht etwa als Gebiete des Jünglings, des Man=nes und Greises aufgeführt; es würde freilich auffallend ge=wesen seyn, erst in das letzte Alter das religiöse Element zu le=gen. Damit ist aber zugleich die angekündigte Paralleliſirung hinweggefallen; wir erhalten nur die Angabe der unterschiedenen Hauptmomente des menschlichen Lebens, bei denen es etwas Lee=

res war, mit dem einzelnen Menſchen anzufangen und auf ihn ſich zu berufen, daß wenn er ſein Leben betrachte, er ſolche darin werde gefunden haben. — Plato, an deſſen Gang in der Republik man ſich erinnern könnte, geht umgekehrt ſogleich zur Betrachtung der Gerechtigkeit im Staate über, und von da aus erſt zur Ausprägung derſelben Grundbeſtimmungen im Einzelnen, aber auch wieder ſo, daß hier nicht eine bloße Wiederholung derſelben ſtatt findet, ſondern daß er ſie, wie ſie am Individuum eigenthümlich ſich hervorthun, richtig als die Tugenden auffaßt und beſchreibt.

Was ſich nun am Einzelnen ausgewieſen, werde auch in der Univerſalgeſchichte Geltung haben. „Denn der Stammvater des Geſchlechts iſt ſelber eine einzelne Perſönlichkeit geweſen, die daher Grund und Anfang aller Geſchichte iſt;" — ein ſchwacher Zuſammenhang, der beweiſen ſoll, daß hiemit die Stadien, die vorhin an der einzelnen Perſon aufgewieſen worden, auch die Stadien der Univerſalgeſchichte ſeyen. „Das ſich mehrende, über die ganze Erde ausbreitende Geſchlecht," — wird fortgefahren, — „hat die klimatiſch, geologiſch und geographiſch geſchiedene Gliederung derſelben in ſich ausgeprägt; — erſtes und unterſtes, am meiſten naturverwandtes Element; das zweite iſt das ethnographiſche, — Theilung in Racen und Völker und Stämme und Geſchlechter, mit eigner Lebenseinrichtung, eigenem Inſtinkte, Anlagen u. ſ. f." — man ſieht dabei nicht gut, wie das geographiſche Element, (das wohl für ſich beſchrieben werden mag), indem es auf die Menſchen bezogen und in denſelben ausgeprägt wird, nicht ein Moment nur des ethnographiſchen ſeyn und wie es von dieſem getrennt, ein beſonderes menſchliches Element abgeben ſollte. Als das dritte Moment wird das ethiſch-politiſche, im Gebiete des Rechtsſtaates angegeben; das vierte, das kirchliche Element, beſteht darin, daß jedes Volk auf ſeinem Erbe und Looſe an der Oberfläche der Erde, den Theil des Wortes,

der ihm zugefallen, verarbeitet, mehr oder weniger mit menſchlicher Zuthat ihn verſetzend (— wenn ihm nur ein Theil zugefallen, wäre das Wort in ihm ſchon endlich genug, und die ſogenannte menſchliche Zuthat bereits ganz in der Endlichlichkeit, daß ihm nur ein Theil zugefallen, beſaßt.)

Die Einfachheit dieſer Momente war ſchon durch jene Paralleliſirung unnöthig verdoppelt, in der zweiten Angabe iſt ſie weniger durch Gedanken entwickelt, als mit leeren und trocknen Redensarten umgeben. Hier wo die allgemeine Eintheilung die Angabe beſtimmter Unterſchiede verlangt, iſt es am unangenehmſten, Ausführungen vorzufinden, wie z. B. folgende (S. 62) beim ethiſch-politiſchen Elemente, „indem ſich die innerliche Einheit der geiſtig-ethiſchen Kräfte im Verlaufe der Geſchichte aufgethan und ihren reichen Inhalt in vielfach ausgelegten Richtungen ausgelegt hat;“ nun heißt es noch ferner: „im Spiele dieſer Kräfte hat eine neue höhere Dynamik ſich begründet, die Elemente des Lebens, ergriffen von jener Beſeelung, ſind in —? andere Verhältniſſe gegen einander eingetreten, in einer —? geſteigerten Scheidekunſt miſchen ſie ſich und trennen ſich nach —? geändertem Geſetze, und Gebilde, die einer —? andern Ordnung der Dinge angehören, geſtalten ſich (— zu was?) — in ihrem Verkehre.“ So läßt ſich ohne Gehalt lange fortſprechen.

Vornehmlich iſt es in der dritten Vorleſung, daß ſolcher Reflexionsformalismus und der gleich leere und phantaſtiſche Schall und Schwall, wovon früher Beiſpiele angeführt worden, abwechſelnd, das Ihrige zu dem Tädiöſen ihres Inhalts hinzuthun. Die glänzende Verworrenheit in dem grundloſen, abſtrakten Formalismus, macht es ſchwer, noch von dieſer Vorleſung (S. 66—122) Rechenſchaft zu geben, in welcher nun „der Grund- und Aufriß des großen Gebäudes der Weltgeſchichte“ ſelbſt aufgeſtellt, „das Werk, das wir zu vollführen unternommen, zu ſeiner Vollendung gebracht werden ſoll.“ Wie der Ver-

lauf der Weltzeiten zuerſt nacheinander angegeben iſt, dem läßt ſich etwa folgen; aber wo nun, S. 111, der Ueberblick des ganzen Periodenbaus jener Anſchauung gewährt werden ſoll, da wird der Kalkul (denn die Grund-Kategorie iſt Zahlen-Schematismus) zu tranſcendent, als daß er zur Bemühung um deſſen Entwirrung einladen könnte. S. 67 iſt die Rede „von der Zeit- und richtungsloſen Ewigkeit, in der die Selbſtoffenbarung der Gottheit (— dieſes Ausdrucks bedient ſich der Hr. Verf. oft) vor dem erſten Anbeginn der Dinge ſchon erfolgt" (S. 72) (— die Methaphyſik oder vielmehr Rhetorik dieſer Ewigkeit übergehen wir —) „ſo hat ſich an dieſe erſte That, die über aller Geſchichte liegt, die zweite angeknüpft, in der die ſchaffend gewordene Gottheit das Weltall hervorgebracht, in Zeiten und Tage die Schöpfungszeit theilend." Dieſer Zeiten ſind ſechs, in denen „die geiſtige und natürliche Welt in allen ihren Hierarchien hervorgebracht worden; in drei Scheidungen und drei Einigungen; „die erſte Scheidung, die von innen nach außen gegangen, hat Licht und Finſterniß getrennt, damit die erſte Hierarchie ins Univerſum eingeführt:" ſo geht es durch die ſechs Schöpfungsmomente der moſaiſchen Darſtellung hindurch; wie aber dieſe Succeſſion der Schöpfungen als Scheidungen und Einigungen, je drei und drei, und deren Hierachien vom Hrn. Verf. noch zuſammen — konſtruirt, wie man es ſonſt genannt — oder in Anſchauungen von Verknüpfungen und Gegenſätzen gebracht werden, enthalten wir uns auseinander zu ſetzen.

Nur dieß Eigenthümliche wollen wir herausheben, daß der Hr. Verf. aus dem Seinigen (der Proteſtation gegen willkürliche Erfindungen ungeachtet) hier auch dieß hinzufügt, daß „an die letzte der drei erſten Scheidungen (die Erſchaffung der Sonne und der Geſtirne) ſich eine andere vierte angeknüpft, in der die geiſtigen Elemente wie die Naturelemente ſich geſchieden" und welche ebenfalls drei Scheidungen in ſich gehabt ha-

ben ſoll; die Auseinanderſetzung dieſer drei Scheidungen giebt eine des Feuers von dem Elemente des Waſſers, eine andere des Anwachſens der Gebirge über das Trockene, und eine dritte, der Ausklärung der Luft, der Aufleuchtung in Meteoren u. ſ. f. — wobei dem Ref. unter anderem unklar geblieben iſt, wie darin über eine Scheidung der geiſtigen Elemente etwas beſagt ſeyn ſoll, obgleich es auch unmittelbar hernach wieder heißt, daß „das Alles gleicherweiſe auf der Natur- wie auf der geiſtigen Seite ſich vollbracht habe;" was auf der letztern vollbracht worden, hat dem Hrn. Verf. beliebt, in ſich verborgen zu behalten.

Das iſt nun die „erſte hiſtoriſche (!?) Periode, die in ihren ſechs Zeiten abgelaufen iſt." „In ihr hat Gott allein gewirkt und gewaltet, und Alles, was er hervorgebracht, iſt gut geweſen." Nun aber „in der zweiten Weltzeit beginnt von der geiſtigen Natur aus die Geneſis des Böſen," die, wie die Ausſchaffung des Guten durch die erſten Weltzeiten in den höhern Regionen (ſiehe vorher) begonnen, ſo durch die des Böſen in den dortigen höheren Geiſtern geſchehen ſey; — und ebenfalls iſt, nach der Verſicherung des Hrn. Verfs., „in drei abſteigenden, und drei andern frech anſteigenden Akten der Sündenfall in das höhere Geiſterreich eingetreten, und hat ſich auch in das aus Geiſt und Natur gemiſchte Reich unten an der Erde verbreitet."

Mit dieſer „Vollendung der Geneſis des Böſen in ihren ſechs Momenten," über deren hiſtoriſchen Verlauf wir freilich keinen weitern Aufſchluß erhalten, iſt „die zweite große Weltzeit abgelaufen." Hierauf folgt „die dritte Weltzeit, von dem Sündenfall bis zur Weltfluth, der Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dem Reiche des Guten und des Böſen, den das Gericht der Weltfluth, — ein freilich einfaches Mittel — zu Ende bringt." Für dieſe Weltzeit weiß uns der Hr. Verf. (S. 83 ff.) vielen Beſcheid darüber zu geben, was die Habe-

liten und die Sethiten und Kainiten gleichfalls in ſechs Momenten gethan haben würden, wenn kein Sündenfall eingetreten, und, wieder im entgegengeſetzten Fall, wenn der Fluch der Sünde allein geherrſcht hätte; ferner auch, wie jener Kampf in drei Zeiten zwiſchen der Gottesſtadt, welche die Habeliten, und der Erdenſtadt, welche die Kainiten erbauten, geführt worden, wobei die Töchter der Menſchen nnd die Nephilim ihre weltgeſchichtliche Rolle zu ſpielen nicht unterlaſſen. „Mit der Fluth iſt die Urgeſchichte abgelaufen;" hätte es der Hr. Verf. dabei bewenden laſſen, daß das Hiſtoriſche derſelben mit den Habeliten, Semiten und Kainiten, für uns ebenſo, wie die Waſſer der Fluth, abgelaufen iſt, ſo hätte er beſſer gethan, ebenſo, wenn er es bei der Darſtellung der Bibel, die von ſechs Schöpfungstagen ſpricht, dagegen nichts von ſechs Weltzeiten, die wieder von der Weltfluth an bis auf die Erſcheinung Chriſti vollendet worden, auch nichts von weitern ſechs von da ausgehenden Weltzeiten berichtet, hätte belaſſen wollen.

Doch zunächſt wird die neue Weltzeit (S. 87) in drei engere Zeiten (— dieſe drei Weltzeiten ſind hauptſächlich im Auge zu behalten, um nicht in der folgenden Rechnung konfus zu werden) gegliedert; in der erſten wird „der Keim eines neuen Menſchengeſchlechts, der in der Arche geborgen, in den Fluthen die ſühnende Taufe erlangt," (— wohl eine große Waſſertaufe, der aber vom Hrn. Verf. nicht viel Geiſt hinzugefügt worden —) in allen Gegenſätzen ſich entfalten, — in der mittlern die heilkräftige Einwirkung der Gottheit zur Offenbarung gelangen und die Verheißung ſich erfüllen, — in der dritten in der verſöhnten Menſchheit der Kampf mit dem Böſen ſich zum Ziel ausſtreiten. — Es wird nun angegeben, wie die erſte Weltzeit in der Folge von ſechs Zeiten abgelaufen, — „nach dem in ſie gelegten Typus der frühern Geneſis." Nach ſolcher leeren Grundlage eines Schema wird die Geſchichte dieſer erſten Weltzeit der neuen Zeit wieder aus drei

Wurzeln, dem Sem, Japhet und Cham durch die drei ersten Zeiten dieser Häuser, des Nimrod, des Unterfangens, in dem Thurm das Kapitol des neuen Erdenstaats zu bauen u. s. f., durchgeführt. „Die vierte Zeit geht im Kampfe der erhaltenden Kräfte, an die geweihte Stätte der Kinder Gottes (des Geschlechts Heber's) geknüpft, mit den zerstörenden, die in den Kindern der Menschen wirken, dahin, und nun erfolgt über die ganze Erde hin vom Norden her im Stamme der Japhetiten die Gegenwirkung, welche die beiden folgenden Weltzeiten erfüllt.“ Auch sind es die Japhetiten, durch welche die Universalmonarchien mit neuer Lehre dritter Ordnung im Zeusdienst gegründet seyen. „Die fünfte wird nämlich durch baktrisch-medisch-persische Weltherrschaft, seit den Zeiten Feridun's von Iran aus die Völker umfassend (— daß Feridun nicht fehlen würde, konnte man aus des Hrn. Verfs. Einleitung zu seiner Uebersetzung des Shahnahme wohl erwarten —) erfüllt, und die Gewalt dadurch dem östlichen Welttheile zugetheilt. Bald aber geht die Herrschaft nach Europa über und die sechste Weltzeit grüßt die Griechen als die Gebieter der Erde, denen die Römer den Herrscherstab entwinden.“ Diese Zeile ist Alles, was vom Geiste der griechischen und römischen Welt gesagt wird. Wenn der Hr. Verf. den Habeliten, Semiten, Japhetiten und solchen Häusern die große Bedeutung in der Weltgeschichte ertheilt, so kann man sich nur wundern, daß mit jener kahlen Kategorie von Herrschaft, die durch die Griechen auf Europa gebracht, und ihnen von den Römern entwunden werde, diese reichen, gegen jene nebulosen Schemen hochherrlichen Wirklichkeiten von Völkergeistern, abgefertigt werden; doch ist schon oben bemerkt worden, daß der Hr. Verf. griechische Mythologie die trübe, späte, unbedeutende Ausgeburt nennt, in welcher ein Dämogorgon vorkommt.

Die zweite Weltzeit ist die des neuen Sabbaths, des

andern Adam, des Stammvaters eines neuen geiſtigen Geſchlechts; über der begeiſterten Rhetorik, in der die Vorſtellungen vorgetragen ſind, ſcheint der Hr. Verf. nicht dazu gekommen zu ſeyn, die ſechs Zeiten des Schemas für dieſe Weltzeit anzugeben.

Von da geht nun die dritte Weltzeit aus, von welcher der weſentliche Charakter, (wie in der, die nach dem Falle begonnen,) ſich kund gebe, im Kampfe des Lebens, das aufs Neue in der Menſchheit Wurzel gefaßt, mit dem Tode, der aus der frühern Zeit noch hinüberwirkt. Von der Ausbreitung des Chriſtenthums aus wurde zwiſchen ihm und dem Mohamedanismus die neue Geſchichte in Licht und Nacht getheilt und es war Abend und Morgen der erſte Tag in ihr, — von den ſechs Tagen. Es mag vom Ferneren nur noch bemerkt werden, daß von der Reformation an nun erſt der dritte Tag begonnen haben ſoll, in dem wir noch leben; wir enthalten uns aber hierüber ein weiteres Detail aus der Darſtellung zu geben; ſie hat allenthalben denſelben ſchwallenden Ton des überladenen Farbenglanzes bei der Trockenheit der Gedanken und der Zahlenſpielerei. Man mag die Auseinanderſetzung S. 111 nachleſen, wie aus der gedoppelten Dreizahl, in die der ganze Verlauf der Weltgeſchichte eingeſchloſſen ſey, ſich die Siebenzahl gewinne, und die vier großen Umläufe vier und zwanzig Zeitläufe in ſich begreifen, wie aber wenn wir am Schluſſe das große Schauſpiel, wovon es doch ſchien, daß wir erſt einen Theil erlebt haben, wieder in ſich zerfällen, in ſechs und dreißig große Zeitabtheilungen der ganze Zeitverlauf der Geſchichte umſchrieben ſey. Das Zählen macht die äußerlichſte Seite der Betrachtungsweiſe aus; die grundloſe Willkür, in der es hier ſogar zum Princip gemacht wird, kann nur Ungeduld, Ueberdruß erwecken. Wie vorhin ein Beiſpiel von der Rhetorik der Reflexion ohne Gehalt, gegeben worden, ſo miſcht ſie ſich auch in dieſem Theile, in welchem das

Bestimmtere der geschichtlichen Gestaltungen und ihres Verlaufs angegeben werden soll, allenthalben ein, und man wird dabei zu sehr an den ältern Styl französischen weltgeschichtlichen Vortrags in deklamatorischen Allgemeinheiten, als ein weiteres Ingredienz zu dem Uebrigen, gemahnt; alle, neue, allmählig, Verwirrung u. s. f., dergleichen und andere unbestimmte Formen herrschen durch lange Ausführungen hindurch, und ermüden das Bestreben, irgend einen bestimmten Gedanken zu fassen. Um diese hohle Manier zur nähern Anschauung zu bringen, führt Ref. nur Einiges aus der breiten Darstellung der Wirksamkeit des Christenthums an; nachdem ein ausführliches Gleichniß von der Saat vorangeschickt ist, heißt es vom Christenthum selbst (S. 98): „diese Saat, quellend, keimend, wurzelnd, sprossend im neuen Boden und allmählig zum erdbeschattenden Baum erwachsend, hat nur im Streite diese Entfaltung sich errungen, aufbietend die ihr eingepflanzten überirdischen Kräfte gegen die, in denen das Irdische sich wirksam erweist," — nun wird dasselbe wiederholt: „bewaffnend das ihr inwohnende bessere Princip gegen das Böse, das die Welt durchwuchert, hat sie aus unscheinbarem Anfangen u. s. f." — „In dem Maaße aber wie der neue Glaube der Verwirrung und der Zerstörung Meister geworden, und in der Verwesung neues Leben hervorrufend, das Erstorbene zu neuer Thätigkeit geweckt und das in regelloser (abermals —) Verwirrung Aufgelöste in die Kreise der Ordnung zurückgeführt, hat es in allmähliger Ausbreitung alle Regionen des menschlichen Daseyns, alle Gebiete und Gegensätze durchdrungen, in denen die menschliche Natur sich aufgeschlossen u. s. f." — Doch genug an solchen allgemeinen Worten.

Es ist schon angegeben worden, daß der durchweg herrschende Gegensatz für das Reich des Geistes, dessen Freiheit den trockenen Gegensatz an der Natur hat, der abstrakte des Guten und Bösen ist, dann kommt der Kampf beider miteinander; auch

kommt es noch zu der Unterſcheidung von ſchaffenden, zerſtörenden und erhaltenden Kräften; wie der Hr. Verf. ſolche abſtrakte Grundlagen des Verſtandes, nebſt den Zahlunterſchieden für Anſchauung anſehen und ausgeben mag, iſt nicht wohl zu verſtehen; noch weniger wie der Geiſt und eine geiſtige Anſchauung, wenn denn Anſchauung ſeyn ſoll, — in der Geſchichte und in der Weltgeſchichte ſich damit begnügen könnte. Der Grundmangel in dieſen Vorleſungen iſt, daß es ihnen ganz für den großen Gegenſtand, mit dem ſie ſich beſchäftigen wollen, an einem konkreten Principe fehlt, deſſen gedankenvoller Gehalt entwickelt, uns nicht nur die Gottheit, wie Hr. Görres ſich oft ausdrückt, ſondern den Geiſt Gottes und des Menſchen zeigen, und in der Weltgeſchichte, ſtatt einer äußerlichen, durch Zahlen beſtimmten Schematiſirung ihrer Erſcheinungen und noch mehr ſolcher Nebelhaftigkeiten, wie die Habeliten u. dergl. ſind, die organiſche Syſtematiſirung des Geiſtes darſtellen würde; in ſolcher Schematiſirung lebt und wohnt kein Geiſt. Es thut nichts zur Sache, daß der Hr. Verf. ſie ein Geſetz nennt, und mit eben ſolcher Proteſtation, wie die oben angeführte, ſchließt; S. 114: — „dieß gefundene Geſetz meiſt're nicht den Gang der Ereigniſſe, noch wolle es nach irgend vorgefaßter Meinung Gewalt anthun den Thatſachen, — und den innern (wo käme dieſer her?) Zuſammenhang der Dinge — verkennen und ſtören. Noch weniger ſoll dieſe Anſchauungsweiſe überall nach bloßen Aehnlichkeiten" (Zahlen geben ſogar Gleichheiten) „haſchen, gröblich den innern Unterſchied — verkennend, und dadurch eine langweilige Monotonie in die Hiſtorie bringen." Der Hr. Verf. hat noch durch mehr, auch durch die fortdauernde Wiederkehr der angeführten wenigen dürftigen Abſtraktionen, und durch die ganze Art des Vortrags, die wir genug charakteriſirt, für Monotonie geſorgt; und wie dieſe ſo möchte man leicht alle jene andern Eigenſchaften, und noch die weitern, die er folgen läßt, — daß die Ordnung nicht wie ein mathematiſches" (das Zählen und die Wiederholung von Ebendemſelben

iſt freilich noch nicht etwas Mathematiſches —) „Netz die Maſſe der hiſtoriſchen Thatſachen umziehen und — ſie mühſam und kümmerlich zuſammenhalten dürfe, — dieſe Eigenſchaften, die der Hr. Verf. ablehnt, möchte man leicht in ſtarkem Maaße gerade in ſolcher „Hierarchie" der Weltgeſchichte finden, und die häufigen Proteſtationen der Art eher der Ahnung eines ſolchen Vorwurfs zuſchreiben.

Noch wäre zum Schluß, da der Vortrag an Studirende gerichtet iſt, die Art anzugeben, wie er ſich an dieſe wendet; doch ließe ſich dieſelbe nicht wohl anders charakteriſiren, als daß dieſe Anreden größtentheils ſelbſt hieher geſetzt würden; darum können wir nur darauf als etwas Beſonderes hinweiſen, daß der Hr. Verf. in der letzten Vorleſung, am Schluſſe S. 119 ff. den Verein, den er vor ſich hat, nach den Stämmen, denen derſelbe angehöre, ſchildert; Baiern ſind es, die ihn zunächſt und allermeiſt umgeben, ihren Sinn und ihre Art habe er die vergangenen zwei Jahre hindurch geprüft, und probehaltig, und widerhaltig zur Genüge gefunden; dann ſtellt er ihnen die Nativität als nicht gewandt aber ſtark auftretend u. ſ. f.; ſo nach der Reihe den Schwaben, Schweizern, Franken, denen er ſelber angehöre; wie ehemals ogygiſch jedes Uranfängliche genant worden, ſo habe die neuere Zeit nichts Früheres als Altfränkiſches anzugeben gewußt u. ſ. f. „Einige aus dem Norden haben ſich wohl auch herzugefunden; dort ſey der Verſtand das Vermögen, das man von je „ſorgſamſt gepflegt," was auf Einſeitigkeit geführt; wollen ſie hinhören auf die Stimme, die immer aus dem vollen Ganzen redend, aus der Geſchichte ſpricht, ſo werden ſie, ohne, was in ihrer Weiſe tüchtig, aufzugeben, auch profitiren können, indem ſie gegen jene Einſeitigkeit ſich eine höhere Freiheit der Anſicht gewinnen." — Doch die perſönliche Seite der Stellung, die ſich der Lehrer zu ſeinen Zuhörern giebt, wenn er dieſelbe auch vor das Publikum bringt, eignet ſich nicht dazu, weiter beſprochen zu werden.

V.

Vorrede

zu

Hinrichs' Religionsphilosophie.

Der Gegensatz von Glauben und Vernunft, der das Interesse von Jahrhunderten beschäftigt hat, und nicht bloß das Interesse der Schule, sondern der Welt, — kann in unserer Zeit von seiner Wichtigkeit verloren zu haben, ja beinahe verschwunden zu seyn scheinen. Wenn dem in der That so wäre, so würde vielleicht unserer Zeit hierüber nur Glück zu wünschen seyn. Denn jener Gegensatz ist von dieser Natur, daß der menschliche Geist sich von keiner der beiden Seiten desselben wegwenden kann; jede beweist sich vielmehr in seinem innersten Selbstbewußtseyn zu wurzeln, so daß, wenn sie im Widerstande begriffen sind, der Halt des Geistes erschüttert und die unseligste Entzweiung sein Zustand ist. Wäre aber der Widerstreit des Glaubens und der Vernunft verschwunden und in eine Aussöhnung übergegangen, so würde es wesentlich von der Natur dieser Aussöhnung selbst abhangen, in wie fern zu ihr Glück zu wünschen wäre.

Denn es giebt auch einen Frieden der Gleichgültigkeit gegen die Tiefen des Geistes, einen Frieden des Leichtsinns, der Kahlheit; in einem solchen Frieden kann das Widerwärtige beseitigt scheinen, indem es nur auf die Seite gestellt ist. Dasjenige aber, was nur übersehen oder verachtet wird, ist darum nicht überwunden. Im Gegentheil, wenn nicht in der Aussöhnung die tiefsten wahrhaften Bedürfnisse befriedigt, wenn das Heiligthum des Geistes sein Recht nicht erlangt hätte, so wäre die Entzweiung an sich geblieben, und die Feindschaft eiterte sich

deſto tiefer im Innern fort; der Schade würde, mit ſich ſelbſt unbekannt und unerkannt, deſto gefährlicher ſeyn.

Ein unbefriedigender Friede kann zu Stande gekommen ſeyn, wenn der Glaube inhaltslos geworden, und von ihm nichts als die leere Schale der ſubjektiven Ueberzeugung übrig geblieben iſt, — und anderer Seits die Vernunft auf die Erkenntniß von Wahrheit Verzicht gethan hat, und dem Geiſte nur ein Ergehen Theils in Erſcheinungen Theils in Gefühlen übrig gelaſſen iſt. Wie ſollte da noch großer Zwieſpalt zwiſchen Glauben und Vernunft ſtatt finden können, wenn in beiden kein objektiver Inhalt mehr, ſomit kein Gegenſtand eines Streites vorhanden iſt?

Unter Glauben verſtehe ich nämlich nicht, weder das bloß ſubjektive Ueberzeugtſeyn, welches ſich auf die Form der Gewißheit beſchränkt, und noch unbeſtimmt läßt, ob und welchen Inhalt dieſes Ueberzeugtſeyn habe — noch auf der andern Seite nur das Kredo, das Glaubensbekenntniß der Kirche, welches in Wort und Schrift verfaßt iſt, und in den Mund, in Vorſtellung und Gedächtniß aufgenommen ſeyn kann, ohne das Innere durchdrungen, ohne mit der Gewißheit, die der Menſch von ſich hat, mit dem Selbſtbewußtſeyn des Menſchen ſich identificirt zu haben. Zum Glauben rechne ich, nach dem wahrhaften alten Sinn deſſelben, das eine Moment eben ſo ſehr, als das andere, und ſetze ihn darein, daß beide in unterſchiedener Einheit verbunden ſind. Die Gemeinde (Kirche) iſt in glücklichem Zuſtande, wenn der Gegenſatz in ihr ſich rein auf den angegebenen formellen Unterſchied beſchränkt, und weder der Geiſt der Menſchen aus ſich einen eigenthümlichen Inhalt dem Inhalte der Kirche entgegen ſetzt, noch die kirchliche Wahrheit zu einem äußerlichen Inhalte übergegangen iſt, welcher den heiligen Geiſt gleichgültig gegen ſich läßt. Die Thätigkeit der Kirche innerhalb ihrer ſelbſt wird vornehmlich in der Erziehung des Menſchen beſtehen, in dem Geſchäfte, die Wahrheit, welche zunächſt nur der Vorſtellung

und dem Gedächtniß gegeben werden kann, zu einem Innerlichen zu machen, ſo, daß das Gemüth davon eingenommen und durchdrungen werde, und das Selbſtbewußtſeyn ſich und ſeinen weſentlichen Beſtand nur in jener Wahrheit finde. Daß dieſe beiden Seiten weder unmittelbar noch fortdauernd und feſt in allen Beſtimmungen miteinander vereinigt ſind, ſondern eine Trennung der unmittelbaren Gewißheit ſeiner ſelbſt von dem wahrhaften Inhalte vorhanden iſt, gehört in die Erſcheinung jener fortdauernden Erziehung; die Gewißheit ſeiner ſelbſt iſt zunächſt das natürliche Gefühl und der natürliche Wille, und das demſelben entſprechende Meinen und eitle Vorſtellen; — der wahrhafte Inhalt aber kommt zuerſt äußerlich in Wort und Buchſtaben an den Geiſt — und die religiöſe Erziehung bewirkt beides in Einem, daß die Gefühle, die der Menſch nur unmittelbar von Natur hat, ihre Kraft verlieren, und das, was Buchſtaben war, zum eigenen lebendigen Geiſte werde.

Dieſe Verwandlung und Vereinigung des zunächſt äußerlichen Stoffes findet zwar ſogleich einen Feind vor, mit dem ſie es zu thun hat; ſie hat einen unmittelbaren Widerſacher an dem Naturgeiſte, und muß ſolchen zur Vorausſetzung haben, eben weil es der freie Geiſt, nicht ein Naturleben iſt, was erzeugt werden ſoll, der freie Geiſt aber nur als ein Wiedergeborner iſt. Dieſer natürliche Feind iſt jedoch durch die göttliche Idee urſprünglich überwunden und der freie Geiſt erlöſt. Der Kampf mit dem Naturgeiſte iſt darum nur die Erſcheinung im endlichen Individuum. Aber es kommt aus dem Individuum noch ein anderer Feind hervor — ein Feind, der nicht in der bloßen Natürlichkeit des Menſchen den Ort ſeines Ausgangs, ſondern vielmehr in dem überſinnlichen Weſen deſſelben, im Denken hat — dem Urſtande des Innern ſelbſt, dem Merkzeichen des göttlichen Urſprungs des Menſchen, demjenigen, wodurch er ſich vom Thiere unterſcheidet und was allein, wie es die Wurzel ſeiner Hoheit, ſo die ſeiner Erniedrigung iſt; denn das Thier iſt we-

der der Hoheit noch der Erniedrigung fähig. Wenn das Denken ſich eine ſolche Selbſtſtändigkeit nimmt, daß es dem Glauben gefährlich wird, ſo iſt ein höherer hartnäckigerer Kampf eingeleitet, als jener erſtere Kampf, in welchem nur der natürliche Wille und das unbefangene, ſich noch nicht für ſich ſtellende Bewußtſeyn befaßt iſt. Dieſes Denken iſt dann dasjenige, was man menſchliches Denken, eigenen Verſtand, endliche Vernunft genannt, und mit Recht von dem Denken unterſcheidet, welches, obwohl im Menſchen, doch göttlich iſt, von dem Verſtand, der nicht das Eigene, ſondern das Allgemeine ſucht, von der Vernunft, welche nur das Unendliche und Ewige als das allein Seyende weiß und betrachtet.

Es iſt jedoch nicht nothwendig, daß jenes endliche Denken ſogleich der Glaubenslehre entgegengeſetzt ſey. Zunächſt wird es vielmehr innerhalb derſelben, und vermeintlich zu Gunſten der Religion bemüht ſeyn, um ſie mit ſeinen Erfindungen, Neugierden und Scharfſinnigkeiten auszuſchmücken, zu unterſtützen und zu ehren. In ſolchem Bemühen geſchieht es, daß der Verſtand als Folgerungen oder Vorausſetzungen, Gründe und Zwecke, eine Menge von Beſtimmungen, an die Glaubenslehren anknüpft — Beſtimmungen die von endlichem Gehalte ſind, denen aber leicht eine gleiche Würde, Wichtigkeit und Gültigkeit wie der ewigen Wahrheit ſelbſt beigelegt wird, weil ſie in unmittelbarem Zuſammenhange mit dieſer erſcheinen. Indem ſie zugleich nur endlichen Gehalt haben, und daher der Gegenrede und Gegengründen ausgeſetzt ſind, bedürfen ſie leicht, um behauptet zu werden, äußerlicher Autorität, und werden ein Feld für menſchliche Leidenſchaften. Im Intereſſe der Endlichkeit erzeugt haben ſie nicht das Zeugniß des heiligen Geiſtes für ſich, ſondern zu ihrem Beiſtande endliche Intereſſen.

Die abſolute Wahrheit ſelbſt aber tritt mit ihrer Erſcheinung in zeitliche Geſtaltung und in deren äußerliche Bedingungen, Zuſammenhänge und Umſtände. — Dadurch iſt ſie von ſelbſt ſchon mit einer Mannichfaltigkeit von örtlichem, geſchicht-

lichem und anderem positivem Stoffe umgeben. Weil die Wahrheit ist, muß sie erscheinen und erschienen seyn; diese ihre Manifestation gehört zu ihrer ewigen Natur selbst, ist so untrennbar von ihr, daß diese Trennung sie vernichten, nämlich ihren Inhalt zu einem leerem Abstraktum herabsetzen würde; von der ewigen Erscheinung aber, die dem Wesen der Wahrheit inhärirt, muß die Seite des momentanen, örtlichen, äußerlichen Beiwesens wohl unterschieden werden, um nicht das Endliche mit dem Unendlichen, das Gleichgültige mit dem Substantiellen zu verwechseln. Dem Verstande wird an dieser Seite ein neuer Spielraum für seine Bemühungen und die Vermehrung des endlichen Stoffes aufgethan, und an dem Zusammenhange dieses Beiwesens findet er unmittelbare Veranlassung, die Einzelnheiten desselben zu der Würde des wahren Göttlichen, den Rahmen zur Würde des davon umschlossenen Kunstwerkes zu erheben, um für die endlichen Geschichten, Begebenheiten, Umstände, Vorstellungen, Gebote u. s. f. dieselbe Ehrfurcht, denselben Glauben zu fordern, wie für das, was absolutes Seyn, ewige Geschichte, ist.

An diesen Seiten ist es denn, wo die formelle Bedeutung des Glaubens hervorzutreten beginnt, — die Bedeutung, daß er ein Fürwahrhalten überhaupt sey, das was für wahr gelten soll, mag seiner innern Natur nach beschaffen seyn, wie es wolle. Es ist dieß dasselbe Fürwahrhalten, welches in den alltäglichen Dingen des gemeinen Lebens, dessen Zuständen, Verhältnissen, Begebenheiten, oder sonstigen natürlichen Existenzen, Eigenschaften und Beschaffenheiten an seinem Orte ist und gilt. Wenn die sinnliche äußerliche Anschauung, oder das innere unmittelbare Gefühl, die Zeugnisse Anderer und das Zutrauen zu ihnen u. s. f. die Kriterien sind, aus welchen der Glaube für dergleichen Dinge hervorgeht, so kann wohl hiebei eine Ueberzeugung, als ein durch Gründe vermitteltes Fürwahrhalten, von dem Glauben als solchem unterschieden werden. Aber diese Unterscheidung ist zu geringfügig, um für solche Ueberzeugung

einen Vorzug gegen den bloßen Glauben zu behaupten; denn die ſogenannten Gründe ſind nichts anderes, als die bezeichneten Quellen deſſen, was hier Glauben heißt.

Von anderer Art aber iſt in Anſehung dieſes allgemeinen Fürwahrhaltens ein Unterſchied, der ſich auf den Stoff und insbeſondere den Gebrauch bezieht, der von dem Stoffe gemacht wird. Indem nämlich diejenigen endlichen und äußerlichen Geſchichten und Umſtände, welche in dem Umfange des religiöſen Glaubens liegen, in einem Zuſammenhange mit der ewigen Geſchichte, welche die objektive Grundlage der Religion ausmacht, ſtehen, ſo ſchöpft die Frömmigkeit ihre mannichfaltigen Erregungen, Erbauungen und Belehrungen über die weltlichen Verhältniſſe, individuellen Schickſale und Lagen aus dieſem Stoffe, und findet ihre Vorſtellungen und den ganzen Umfang ihrer Bildung meiſtentheils oder ganz an jenen Kreis von Geſchichten und Lehren, von welchem die ewige Wahrheit umgeben iſt, angeknüpft. Auf alle Fälle verdient ſolcher Kreis, in welchem, als einem Volksbuche, die Menſchen ihr Bewußtſeyn über alle weiteren Verhältniſſe ihres Gemüths und Lebens überhaupt geſchöpft haben, ja welcher auch das Medium iſt, durch welches ſie ihre Wirklichkeit zu dem religiöſen Geſichtspunkt erheben, wenigſtens die größte Achtung und eine ehrfurchtsvolle Behandlung.

Ein Anderes iſt es nun, wenn ſolcher Kreis unbefangen bloß von der frommen Geſinnung gebraucht und für dieſelbe benutzt wird, als wenn er vom Verſtande gefaßt und wie er von dieſem gefaßt und feſtgeſetzt iſt, anderem Verſtande ſo geboten wird, daß er dieſem als Regel und Feſtes für das Fürwahrhalten gelten, hiemit dieſer Verſtand nur dem Verſtande ſich unterwerfen ſoll, und, wenn dieſe Unterwerfung im Namen der göttlichen Wahrheit gefordert wird.

In der That thut ſolche Forderung das Gegentheil ihrer ſelbſt; da es nicht der göttliche Geiſt des Glaubens iſt, ſondern der Verſtand, welcher die Unterwerfung des Verſtandes unter ſich

verlangt, ſo wird vielmehr der Verſtand unmittelbar dadurch berechtigt, das Hauptwort in den göttlichen Dingen zu haben. Gegen ſolchen Inhalt des Buchſtabens und der Orthodoxie hat der beſſere Sinn ein göttliches Recht. So geſchieht es denn, daß je breiter ſich dieſe endliche Weisheit über göttliche Dinge macht, je mehr ſie Gewicht auf das äußerliche Hiſtoriſche, und auf die Erfindung ihres eigenen Scharfſinns legt, ſie deſto mehr gegen die göttliche Wahrheit und gegen ſich ſelbſt gearbeitet hat. Sie hat das der göttlichen Wahrheit entgegengeſetzte Princip hervorgebracht und anerkannt, einen ganz andern Boden für das Erkennen aufgethan und bereitet; auf dieſem wird die unendliche Energie, die das Princip des Erkennens zugleich in ſich beſitzt, und in der die tiefere Möglichkeit ſeiner einſtigen Verſöhnung mit dem wahren Glauben liegt, ſich gegen die Einzwängung in jenes endliche Verſtandesreich kehren, und deſſen Anſprüche, das Himmelreich ſeyn zu wollen, zerſtören.

Es iſt der beſſere Sinn, der empört über den Widerſpruch ſolcher Anmaßung, Endlichkeiten und Aeußerlichkeiten als das Göttliche anerkennen und verehren zu laſſen, ausgerüſtet mit der Waffe des endlichen Denkens, als Aufklärung einer Seits die Freiheit des Geiſtes, das Princip einer geiſtigen Religion, hergeſtellt und behauptet, anderer Seits aber als nur abſtraktes Denken keinen Unterſchied zu machen gewußt hat, zwiſchen Beſtimmungen eines nur endlichen Inhalts, und Beſtimmungen der Wahrheit ſelbſt. So hat dieſer abſtrakte Verſtand ſich gegen alle Beſtimmtheit gekehrt, die Wahrheit durchaus alles Inhalts entleert, und ſich nichts übrig behalten, als einer Seits das reine Negative ſelbſt, das caput mortuum eines nur abſtrakten Weſens und anderer Seits endlichen Stoff, Theils den, der ſeiner Natur nach endlich und äußerlich iſt, Theils aber den, den er ſich aus dem göttlichen Inhalt verſchafft hat, als welchen ſelbſt er zu der Aeußerlichkeit von bloß gemein hiſtoriſchen Begebenheiten, zu lokalen Meinungen und beſondern

Zeitansichten herabgesetzt hat. — Unthätig kann aber das Denken überhaupt nicht seyn. Aus und in jenem Gotte ist nichts zu holen, noch zu erholen, denn er ist bereits in sich ganz hohl gemacht. Er ist das Unerkennbare, denn das Erkennen hat es mit Inhalt, Bestimmung, Bewegung zu thun, das Leere aber ist inhaltslos, unbestimmt, ohne Leben und Handlung in sich. Die Lehre der Wahrheit ist ganz nur dieß, Lehre von Gott zu seyn, und dessen Natur und Geschäft geoffenbart zu haben. Der Verstand aber, indem er allen diesen Inhalt aufgelöst hat, hat Gott wieder eingehüllt und ihn zu dem, was er früher zur Zeit der bloßen Sehnsucht war, zu dem Unbekannten, herabgesetzt. Der denkenden Thätigkeit bleibt daher kein Stoff, als der vorher angegebene endliche, nur *mit dem Bewußtseyn und der Bestimmung*, daß es nichts als zeitlicher und endlicher Stoff ist; sie ist darauf beschränkt, in solchem Stoffe sich zu ergehen und die Befriedigung in der Eitelkeit zu finden, das Eitle vielfach zu gestalten, zu wenden, und eine große Masse desselben gelehrterweise vor sich zu bringen.

Dem Geiste aber, der es in dieser Eitelkeit nicht aushält, ist nur das Sehnen gelassen; denn das, worin er sich befriedigen wollte, ist ein *Jenseits*; es ist gestaltlos, inhaltlos, bestimmungslos; nur durch Gestalt, Inhalt, Bestimmung ist aber etwas für den Geist, ist es Vernunft, Wirklichkeit, Leben, ist es an und für sich. Jener endliche Stoff aber ist nur etwas Subjektives, und unfähig, den Gehalt für das leere Ewige abzugeben. Das Bedürfniß des nach Religion wieder suchenden Geistes hat darum näher die Bestimmung, daß es einen Gehalt, der an und für sich sey, eine Wahrheit verlangt, die nicht dem Meinen und dem Eigendünkel des Verstandes angehöre, sondern welche *objektiv* sey. Was nun diesem Bedürfnisse allein noch übrig bleibt, um zu einer Befriedigung zu gelangen, ist, in die *Gefühle zurückgetrieben zu werden*. Das Gefühl ist noch die einzige Weise, in welcher die Religion vorhanden seyn kann; an

den höhern Geſtalten ihrer Exiſtenz, an der Form des Vorſtellens und Fürwahrhaltens eines Inhalts, hat immer die Reflexion einen Antheil, und die Reflexion hat ſich bis zur Negation aller objektiven Beſtimmung getrieben.

Dieß ſind kurz die Grundzüge des Ganges, den die formelle Reflexion in der Religion genommen hat. Das Syſtem von ſpitzfindigen, metaphyſiſchen, kaſuiſtiſchen Unterſcheidungen und Beſtimmungen, in welche der Verſtand den gediegenen Inhalt der Religion zerſplitterte, und auf die er die gleiche Autorität, wie auf die ewige Wahrheit, legte, iſt das erſte Uebel, das innerhalb der Religion ſelbſt beginnt. Das andere Uebel aber, ſo ſehr es zunächſt das Gegentheil zu ſeyn ſcheint, iſt ſchon in dieſem erſten Standpunkte gegründet, und nur eine weitere Entwicklung deſſelben; es iſt das Uebel, daß das Denken als ſelbſtſtändig auftritt, und mit den formellen Waffen, welchen jene Maſſe von dürrer Gehaltloſigkeit ihren Urſprung, und die es ſelbſt jenem erſten Geſchäfte verdankt, ſich dagegen kehrt, und ſein letztes Princip, die reine Abſtraktion ſelbſt, das beſtimmungsloſe höchſte Weſen, findet. Für die philoſophiſche Betrachtung hat es Intereſſe, eben dieſes der Reflexion ſelbſt unerwartete Umſchlagen in ein Feindſeliges gegen das, was ihr Werk iſt, zu bemerken, — ein Umſchlagen, welches ebenſo nur die eigne Beſtimmung der Reflexion ſelbſt iſt.

Nach dem Geſagten beſtimmt ſich das Uebel, in welches die Aufklärung die Religion und die Theologie gebracht hat, als der Mangel an gewußter Wahrheit, einem objektiven Inhalt, einer Glaubenslehre. Eigentlich kann jedoch nur von der Religion geſagt werden, daß ſie ſolchen Mangel leide, denn eine Theologie giebt es nicht mehr, wenn es keinen ſolchen Inhalt giebt. Dieſe iſt darauf reducirt, hiſtoriſche Gelehrſamkeit, und dann die dürftige Expoſition einiger ſubjektiven Gefühle zu ſeyn. Das angegebene Reſultat aber iſt das, was von der religiöſen Seite geſchehen iſt, zur Verſöhnung des Glaubens und der Ver-

nunft. Es iſt jetzt noch zu erwähnen, daß die Philoſophie auch von ihrer Seite zu dieſer Ausgleichung, und zwar auf dieſelbe Weiſe die Hand geboten hat.

Denn der Mangel, in den die Philoſophie herabgefallen iſt, zeigt ſich gleichfalls als Mangel an objektivem Inhalte. Sie iſt die Wiſſenſchaft der denkenden Vernunft, — wie der religiöſe Glauben das Bewußtſeyn und abſolute Fürwahrhalten der für die Vorſtellung gegebenen Vernunft, — und dieſer Wiſſenſchaft iſt der Stoff ſo dünne geworden, wie dem Glauben.

Die Philoſophie, von welcher der Standpunkt der allgemeinen Bildung des Gedankens in neuerer Zeit zunächſt feſtgeſtellt worden, und welche ſich mit Recht die kritiſche genannt hat, hat nichts Anderes gethan, als daß von ihr das Geſchäft der Aufklärung, welches zunächſt auf konkrete Vorſtellungen und Gegenſtände gerichtet war, auf ſeine einfache Formel reducirt worden iſt; dieſe Philoſophie hat keinen andern Inhalt und Reſultat, als aus jenem räſonnirenden Verſtande hervorgegangen iſt. Die kritiſche oder kantiſche Philoſophie iſt zwar, ſo gut wie die Aufklärung etwas dem Namen nach Antiquirtes, und man würde übel ankommen, wenn man denjenigen, welche ſich die Philoſophen unter den Schriftſtellern nennen, ferner den wiſſenſchaftlichen Schriftſtellern über Materien der Theologie, Religion, Moral, ſo auch denen, welche über politiſche Angelegenheiten, Geſetze und Staatsverfaſſungs-Sachen ſchreiben, heutiges Tags noch Schuld gäbe, was von Philoſophie in ihren Schriften zu ſeyn ſcheinen könnte, ſey kantiſche Philoſophie; ſo wie man eben ſo übel ankommen würde, wenn man den räſonnirenden Theologen, und noch mehr denen, welche die Religion auf ſubjektive Gefühle ſtellen, noch die Aufklärung zuſchreiben wollte. — Wer hat nicht die kantiſche Philoſophie widerlegt, oder verbeſſert, und wird nicht etwa noch jetzt zum Ritter an ihr? Wer iſt nicht weiter fortgeſchritten? Betrachtet man aber die Thaten dieſer Schriftſtellerei, der philoſophiſchen, mora-

liſchen und der theologiſchen, welche letztere häufig gegen nichts ſo ſtark, als dagegen, etwas Philoſophiſches ſeyn zu wollen, proteſtirt, ſo erkennt man ſogleich nur dieſelben Grundſätze und Reſultate, welche aber hier bereits als Vorausſetzungen und anerkannte Wahrheiten erſcheinen. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Der Umſtand, ſich ganz nur auf der Heerſtraße der Zeitvorſtellungen und Vorurtheile zu befinden, hindert den Eigendünkel nicht, zu meinen, daß ſeine aus dem allgemeinen Strome aufgeſchöpften Trivialitäten, ganz originelle Anſichten und neue Entdeckungen auf dem Gebiete des Geiſtes und der Wiſſenſchaft ſeyen.

Das, was an und für ſich iſt, und was endlich und zeitlich iſt, — dieß ſind die zwei Grundbeſtimmungen, die bei einer Lehre von der Wahrheit vorkommen müſſen, und von welchem Gehalt eine ſolche Lehre ſey, das hängt davon ab, wie dieſe zwei Seiten gefaßt und feſtgeſtellt ſind, und welche Stellung dem Geiſte zu ihnen angewieſen iſt. Betrachten wir hiernach die Wahrheiten der Zeitphiloſophie, — Wahrheiten, die ſo ſehr für anerkannt gelten, daß kein Wort mehr über ſie zu verlieren ſey.

Die Eine der abſoluten Vorausſetzungen in der Bildung unſerer Zeit iſt, daß der Menſch nichts von der Wahrheit wiſſe. Der aufklärende Verſtand iſt nicht ſowohl zum Bewußtſeyn und zum Ausſprechen dieſes ſeines Reſultats gekommen, als daß er es herbeigeführt hat. Er iſt, wie erwähnt worden, davon ausgegangen, das Denken von jenen Feſſeln des andern Verſtandes, der auf dem Boden der göttlichen Lehre ſelbſt ſeine Endlichkeiten gepflanzt hatte, und für dieß ſein wucherndes Unkraut, die abſolute göttliche Autorität gebrauchen wollte, zu befreien, und die Freiheit herzuſtellen, welche von der Religion der Wahrheit errungen und zu ihrer Heimath gemacht worden. So hat er zunächſt den Irrthum und Aberglauben anzugreifen den Willen gehabt, und was ihm wahrhaft gelungen iſt zu zerſtören, iſt auch nicht die Religion geweſen, ſondern jener

was an ſich iſt, nichts wiſſen könne. Wenn die Religion die Ehre und das Heil des Menſchen darein ſetzt, Gott zu erkennen, und ihre Wohlthat darein, ihm dieſe Erkenntniß mitgetheilt und das unbekannte Weſen Gottes enthüllt zu haben, ſo iſt in dieſer Philoſophie im ungeheuerſten Gegenſatze gegen die Religion, der Geiſt zu der Beſcheidenheit des Viehs, als zu ſeiner höchſten Beſtimmung, verkommen, nur daß er unſeliger Weiſe den Vorzug beſitze, noch das Bewußtſeyn über dieſe ſeine Unwiſſenheit zu haben; wogegen das Vieh in der That die viel reinere, wahrhafte, nämlich die ganz unbefangene Beſcheidenheit der Unwiſſenheit beſitzt. Dieß Reſultat darf man nun wohl dafür anſehen, daß es mit weniger Ausnahme allgemeines Vorurtheil unſerer Bildung geworden iſt. Es hilft nichts, die kantiſche Philoſophie widerlegt zu haben, oder ſie zu verachten; die Fortſchritte und Einbildungen von Fortſchritten über ſie hinaus, mögen ſich ſonſt auf ihre Weiſe viel zu thun gemacht haben; ſie ſind nur dieſelbe Weltweisheit, wie jene, denn ſie leugnen dem Geiſte die Fähigkeit und die Beſtimmung zur objektiven Wahrheit.

Das andere hiemit unmittelbar zuſammenhängende Princip dieſer Weisheit iſt, daß der Geiſt, indem er freilich erkennend, aber die Wahrheit ihm verſagt iſt, es nur mit Erſcheinungen, mit Endlichkeiten zu thun haben kann. Die Kirche und die Frömmigkeit haben häufig die weltlichen Wiſſenſchaften für verdächtig und gefährlich, ja oft für feindſelig gegen ſie gehalten, und dieſelben dafür angeſehen, daß ſie zum Atheismus führen. Ein berühmter Aſtronom ſoll geſagt haben, er habe den ganzen Himmel durchſucht, und keinen Gott darin finden können. In der That geht die weltliche Wiſſenſchaft auf Erkennen des Endlichen; indem ſie in das Innere deſſelben hineinzuſteigen ſich bemüht, ſind Urſachen und Gründe das Letzte, bei welchem ſie ſich beruhigt. Aber dieſe Urſachen und Gründe ſind weſentlich ein dem zu Erklärenden Analoges, und darum ſind es gleichfalls nur endliche Kräfte, welche in ihren Bereich fallen.

Wenn nun gleich diese Wissenschaften ihre Erkenntnisse nicht zur Region des Ewigen, — welches mehr als nur ein Uebersinnliches ist, (denn auch jene Ursachen und Kräfte, das Innere, welches vom reflektirenden Verstande erzeugt und auf seine Weise erkannt wird, sind nicht ein Sinnliches) — hinüber führen, da sie nicht das Geschäft dieser Vermittlung haben, so ist doch die Wissenschaft des Endlichen durch nichts abgehalten, eine göttliche Sphäre zuzugeben. Gegen eine solche höhere Sphäre liegt es für sich ganz nahe, dasjenige, was nur durch die Sinne und die verständige Reflexion in das Bewußtseyn kommt, für einen Inhalt anzuerkennen, der nichts an und für sich, der nur Erscheinung ist. Aber wenn auf die Erkenntniß der Wahrheit überhaupt Verzicht geleistet ist, dann hat das Erkennen nur Einen Boden, den Boden der Erscheinung. Auf diesem Standpunkte kann es auch in den Bemühungen der Erkenntniß mit einer von ihr sonst als göttlich anerkannten Lehre nicht um die Lehre selbst, sondern allein um die äußerliche Umgebung derselben zu thun seyn. Die Lehre für sich bleibt außer dem Interesse der geistigen Thätigkeit und es kann nicht eine Einsicht, ein Glaube und Ueberzeugung von derselben gesucht werden, denn ihr Inhalt ist als das Unerreichbare angenommen. So muß die Beschäftigung der Intelligenz mit den Lehren der Religion sich auf ihre erscheinenden Seiten beschränken, sich auf die äußerlichen Umstände werfen, und das Interesse einem Historischen werden, einem solchen, wo der Geist es mit Vergangenheiten, einem von sich Abgelegenen, zu thun hat, nicht selbst darin präsent ist. Was die ernsthafte Bemühung der Gelehrsamkeit, des Fleißes, des Scharfsinns u. s. f. herausbringt, wird gleichfalls Wahrheit genannt, und ein Meer solcher Wahrheiten zu Tage gefördert und fortgepflanzt; aber dieß sind nicht Wahrheiten der Art, wie sie der ernste Geist der Religion für seine Befriedigung fordert.

Wenn nun das, was diesseits ist, und Gegenwart

für den Geiſt hat, dieſes breite Reich des Eiteln und Erſcheinenden iſt, das aber, was an und für ſich iſt, dem Geiſte entrückt, und ein leeres Jenſeits für ihn iſt, wo findet er noch einen Ort, in welchem ihm das Subſtantielle begegnete, das Ewige an ihn käme, und er zur Einigkeit damit, zur Gewißheit und dem Genuſſe derſelben gelangen könnte? Es iſt nur die Region des Gefühls, wohin ſich der Trieb zur Wahrheit flüchten kann. Das Bewußtſeyn vermag das Gehaltvolle, vor der Reflexion nicht Wankende nur noch in der eingehüllten Weiſe der Empfindung zu ertragen. Dieſe Form ermangelt der Gegenſtändlichkeit und der Beſtimmtheit, die das Wiſſen und der ſeiner bewußte Glauben erfordert, die aber der Verſtand zu nichte zu machen gewußt hat, vor welcher eben wegen dieſer Gefahr die Religioſität ſich nur fürchtet und deswegen in dieſe Einhüllung zurückzieht, welche dem Denken keine Seite zum dialektiſchen Angriff darzubieten ſcheint. In ſolcher Religioſität, wenn ſie aus ächtem Bedürfniſſe hervorgeht, wird die Seele den verlangten Frieden finden, indem ſie durch die Intenſität und Innerlichkeit das zu ergänzen beſtrebt iſt, was ihr an Inhalt und Extenſion des Glaubens abgeht.

Es muß aber noch als das dritte allgemeine Vorurtheil die Meinung angeführt werden, daß das Gefühl die wahrhafte und ſogar einzige Form ſey, in welcher die Religioſität ihre Aechtheit bewahre.

Unbefangen iſt zunächſt dieſe Religioſität nicht mehr. Der Geiſt fordert überhaupt, weil er Geiſt iſt, daß was in dem Gefühle iſt, für ihn auch in der Vorſtellung vorhanden ſey, der Empfindung ein Empfundenes entſpreche, und die Lebendigkeit der Empfindung nicht eine bewegungsloſe Koncentration bleibe, ſondern zugleich eine Beſchäftigung mit objektiven Wahrheiten und dann, was in einem Kultus geſchieht, eine Ausbreitung zu Handlungen ſey, welche ſowohl die Gemeinſamkeit der Geiſter in der Religion, beurkunden, als auch, wie die Beſchäftigung

mit den Wahrheiten, die religiöse Empfindung nähren und in der Wahrheit erhalten, und ihr den Genuß derselben gewähren. Aber solche Ausdehnung zu einem Kultus wie zu einem Umfange von Glaubenslehren verträgt sich nicht mehr mit der Form des Gefühls; vielmehr ist die Religiosität in der hier betrachteten Gestalt aus der Entwicklung und Objektivität zum Gefühle geflohen, und hat dieses polemisch für die ausschließende oder überwiegende Form erklärt.

Hier ist es denn, wo die Gefahr dieses Standpunkts, und sein Umschlagen in das Gegentheil dessen, was die Religiosität in ihm sucht, den Anfang nimmt. Dies ist eine Seite von größter Wichtigkeit, welche nur kurz noch zu berühren ist; wobei ich mich, ohne in die Natur des Gefühls hier weiter eingehen zu können, nur auf das Allgemeinste berufen muß. Es kann kein Zweifel dagegen Statt finden, daß das Gefühl ein Boden ist, der für sich unbestimmt, zugleich das Mannigfaltigste und Entgegengesetzteste in sich schließt. Das Gefühl für sich ist die natürliche Subjektivität, ebenso wohl fähig gut zu seyn, als böse, fromm zu seyn, als gottlos. Wenn daher, nachdem vormals die sogenannte Vernunft (was aber in der That der endliche Verstand und dessen Räsonnement war) zum Entscheidenden sowohl über das, was ich für wahr halten, als was mir Grundsatz für das Handeln seyn soll, gemacht worden war, nun das Gefühl es seyn soll, aus welchem die Entscheidung, was ich sey und was mir gelte, hervorgehen soll, so ist auch noch der Schein von Objektivität verschwunden, der wenigstens im Princip des Verstandes liegt; denn nach diesem soll das, was mir gelten soll, doch auf einem allgemein gültigen Grunde, auf etwas, das an und für sich sey, beruhen. Noch bestimmter aber gilt in aller Religion, wie in allem sittlichen Zusammenleben der Menschen, in der Familie wie im Staate, das an und für sich seyende Göttliche, Ewige, Vernünftige, als ein *objektives Gesetz*, und dies Objektive so als *das Erste*, daß das Ge-

fühl durch daſſelbe allein ſeine Haltung, allein ſeine wahrhafte Richtung bekomme. Die natürlichen Gefühle ſollen vielmehr durch die Lehren und die Uebung der Religion und durch die feſten Grundſätze der Sittlichkeit beſtimmt, berichtigt, gereinigt, und aus dieſen Grundlagen ſoll erſt in das Gefühl gebracht werden, was daſſelbe zu einem richtigen, religiöſen, moraliſchen Gefühle macht.

„Der natürliche Menſch vernimmt nichts vom Geiſte Gottes und kann es nicht erkennen, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn." Der natürliche Menſch aber iſt der Menſch in ſeinen natürlichen Gefühlen, und dieſer iſt es, der nach der Lehre der Subjektivität zwar nichts erkennen, aber allein es ſeyn ſoll, der, wie er als natürlicher Menſch iſt, den Geiſt Gottes vernehme. Unter den Gefühlen des natürlichen Menſchen befindet ſich freilich auch ein Gefühl des Göttlichen, ein anderes jedoch iſt das natürliche Gefühl des Göttlichen, ein anderes der Geiſt Gottes. Aber welche andere Gefühle finden ſich nicht noch in der Menſchen Herz? Selbſt daß jenes natürliche Gefühl ein Gefühl des Göttlichen ſey, liegt nicht im Gefühle als natürlichem; das Göttliche iſt nur im und für den Geiſt, und der Geiſt iſt dieß, wie oben geſagt worden, nicht ein Naturleben, ſondern ein Wiedergeborner zu ſeyn. Soll das Gefühl die Grundbeſtimmung des Weſens des Menſchen ausmachen, ſo iſt er dem Thiere gleichgeſetzt, denn das Eigene des Thieres iſt es, das, was ſeine Beſtimmung iſt, in dem Gefühle zu haben, und dem Gefühle gemäß zu leben. Gründet ſich die Religion im Menſchen nur auf ein Gefühl, ſo hat ſolches richtig keine weitere Beſtimmung, als das Gefühl ſeiner Abhängigkeit zu ſeyn, und ſo wäre der Hund der beſte Chriſt, denn er trägt dieſes am ſtärkſten in ſich, und lebt vornehmlich in dieſem Gefühle. Auch Erlöſungsgefühle hat der Hund, wenn ſeinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung wird. Der Geiſt hat hat aber in der Religion vielmehr ſeine Befreiung und das Ge-

fühl seiner göttlichen Freiheit; nur der freie Geist hat Religion und kann Religion haben; was gebunden wird in der Religion, ist das natürliche Gefühl des Herzens, die besondere Subjektivität; was in ihr frei wird, und eben damit wird, ist der Geist. In den schlechtesten Religionen, und dies sind solche, in welchen die Knechtschaft und damit der Aberglaube am mächtigsten ist, ist für den Menschen in der Erhebung zu Gott der Ort, wo er seine Freiheit, Unendlichkeit, Allgemeinheit, — d. i. das Höhere, was nicht aus dem Gefühle als solchem, sondern aus dem Geiste stammt, — fühlt, anschaut, genießt.

Wenn man von religiösen, sittlichen u. s. f. Gefühlen spricht, so wird man freilich sagen müssen, daß dieß ächte Gefühle seyen; und wenn dann (wie wir von da aus auf diesen Standpunkt gekommen sind) das Mißtrauen oder vielmehr die Verachtung und der Haß des Denkens, — die Misologie, von welcher schon Plato spricht, — hinzugekommen ist, so liegt es nahe bei der Hand, in die Gefühle für sich das Aechte und Göttliche zu setzen. Es wäre, besonders zunächst in Beziehung auf die christliche Religion, freilich nicht nothwendig, für den Ursprung der Religion und Wahrheit nur eine Wahl zwischen Verstand und Gefühl zu sehen, und man muß das, was die christliche Religion für ihre Quelle angiebt, die höhere göttliche Offenbarung, bereits beseitigt haben, um auf jene Wahl beschränkt zu seyn, und dann nach Verwerfung des Verstandes, ferner des Gedankens überhaupt, eine christliche Lehre auf Gefühle gründen zu wollen. — Wenn aber überhaupt das Gefühl der Sitz und die Quelle des Wahrhaftigen seyn soll, so übersieht man diese wesentliche Natur des Gefühls, daß es für sich eine bloße Form, für sich unbestimmt ist, und jeden Inhalt in sich haben kann. Es ist Nichts, was nicht gefühlt werden kann, und gefühlt wird. Gott, Wahrheit, Pflicht wird gefühlt, das Böse, die Lüge, Unrecht ebenso sehr; alle menschlichen Zustände und Verhältnisse werden gefühlt; alle Vorstellungen des Verhältnisses seiner selbst zu gei-

stigen und natürlichen Dingen werden Gefühle. Wer wollte es versuchen, alle Gefühle, vom religiösen Gefühle, Pflichtgefühle, Mitleiden an, u. s. f. zum Neide, Haß, Hochmuth, Eitelkeit, u. s. f. Freude, Schmerz, Traurigkeit, u. so fort zu nennen und aufzuzählen. Schon aus der Verschiedenheit, noch mehr aber aus dem Gegensatze und Widerspruche der Gefühle, läßt auch für das gewöhnliche Denken, der richtige Schluß sich machen, daß das Gefühl etwas nur Formelles ist, und nicht ein Princip für eine wahrhafte Bestimmung seyn kann. Ferner ist ebenso richtig zu schließen, daß, indem das Gefühl zum Princip gemacht wird, es nur darum zu thun ist, dem Subjekte zu überlassen, welche Gefühle es haben will; es ist die absolute Unbestimmtheit, welche das Subjekt sich als Maaßstab und Berechtigung giebt, d. h. die Willkür und das Belieben, zu seyn und zu thun, was ihm gefällt, und sich zum Orakel dessen zu machen, was gelten, was für Religion, Pflicht, Recht, edel gelten soll.

Die Religion, wie Pflicht und Recht, wird und soll auch Sache des Gefühls werden, und in das Herz einkehren, wie auch die Freiheit überhaupt sich zum Gefühle herabsenkt, und im Menschen ein Gefühl der Freiheit wird. Allein ein ganz Anderes ist es, ob solcher Inhalt, wie Gott, Wahrheit, Freiheit aus dem Gefühle geschöpft, ob diese Gegenstände das Gefühl zu ihrer Berechtigung haben sollen, oder ob umgekehrt solcher objektiver Inhalt als an und für sich gilt, in Herz und Gefühl erst einkehrt, und die Gefühle erst vielmehr wie ihren Inhalt, so ihre Bestimmung, Berichtigung und Berechtigung von demselben erhalten. Auf diesen Unterschied der Stellung kommt Alles an. Auf ihm beruht die Abscheidung alter Rechtlichkeit und alten Glaubens, wahrhafter Religiosität und Sittlichkeit, welche Gott, Wahrheit und Pflicht zu dem Ersten macht, von der Verkehrtheit, dem Eigendünkel und der absoluten Selbstsucht, welche in unserer Zeit aufgegangen, und den Eigenwillen, das eigne Meinen und Belieben zur Regel der Religiosität und

des Rechten macht. Gehorſam, Zucht, Glaube im alten Sinne des Worts, Ehrfurcht vor Gott und der Wahrheit, ſind die Empfindungen, welche mit der erſteren Stellung zuſammenhängen und aus ihr hervorgehen, Eitelkeit, Eigendünkel, Seichtigkeit und Hochmuth, die Gefühle, welche aus der zweiten Stellung hervorgehen, oder es ſind vielmehr dieſe Gefühle des nur natürlichen Menſchen, aus welchen dieſe Stellung entſpringt.

Die bisherigen Bemerkungen wären geeignet, den Stoff für eine weitläufige Ausführung zu geben, welche ich Theils von einigen Seiten deſſelben anderwärts ſchon gemacht, Theils aber iſt zu einer ſolchen hier der Ort nicht. Sie mögen nur Erinnerungen an die angeregten Geſichtspunkte ſeyn, um dasjenige näher zu bezeichnen, was das Uebel der Zeit und damit was ihr Bedürfniß ausmacht. Dieſes Uebel, die Zufälligkeit und Willkür des ſubjektiven Gefühls und ſeines Meinens, mit der Bildung der Reflexion verbunden, welche es ſich erweiſt, daß der Geiſt des Wiſſens von Wahrheit unfähig ſey, iſt von alter Zeit her Sophiſterei genannt worden. Sie iſt es, die den Spitznamen der Weltweisheit, den Herr Friedr. von Schlegel neuerlichſt wieder hervorgeſucht hat, verdient; denn ſie iſt eine Weisheit in und von demjenigen, was man die Welt zu nennen pflegt, von dem Zufälligen, Unwahren, Zeitlichen; ſie iſt die Eitelkeit, welche das Eitle, die Zufälligkeit des Gefühls und das Belieben des Meinens zum abſoluten Principe deſſen, was Recht und Pflicht, Glaube und Wahrheit ſey, erhebt. Man muß freilich oft dieſe ſophiſtiſchen Darſtellungen Philoſophie nennen hören; doch widerſpricht nun auch ſelbſt dieſe Lehre der Anwendung des Namens von Philoſophie auf ſie, denn von ihr kann man häufig hören, daß es mit der Philoſophie nichts ſey. Sie hat Recht, von der Philoſophie nichs wiſſen zu wollen; ſie ſpricht damit das Bewußtſeyn deſſen aus, was ſie in der That will und iſt. Von je iſt die Philoſophie im Streite

gegen die Sophiſtik geweſen; dieſe kann aus jener nur die formelle Waffe, die Bildung der Reflexion, nehmen, hat aber am Inhalte nichts Gemeinſchaftliches mit ihr, denn ſie iſt eben dieß, alles Objektive der Wahrheit zu fliehen. Auch der andern Quelle der Wahrheit, wie die Wahrheit Sache der Religion iſt, der heiligen Schriften der Offenbarung kann ſie ſich nicht bedienen, um einen Inhalt zu gewinnen; denn dieſe Lehre anerkennt keinen Grund, als die eigene Eitelkeit ihres Daſürhaltens und Offenbarens.

Was aber das Bedürfniß der Zeit betrifft, ſo ergiebt ſich, daß das gemeinſchaftliche Bedürfniß der Religion und der Philoſophie, auf einen ſubſtantiellen, objektiven Inhalt der Wahrheit geht. Wie die Religion von ihrer Seite und auf ihrem Wege ihrem Inhalte wieder Anſehen, Ehrfurcht und Autorität gegen das beliebige Meinungsweſen verſchaffe, und ſich zu einem Bande von objektivem Glauben, Lehre, auch Kultus herſtelle, dieſe Unterſuchung für ſich von ſo weitreichender Natur, müßte zugleich den empiriſchen Zuſtand der Zeit nach ſeinen vielfachen Richtungen in gründliche Rückſicht nehmen, und daher wie hier nicht an ihrem Orte, auch überhaupt nicht bloß philoſophiſcher Art ſeyn. An einem Theile des Geſchäfts, dieß Bedürfniß zu befriedigen, treffen aber die beiden Sphären der Religion und der Philoſophie zuſammen. Denn dieß kann wenigſtens erwähnt werden, daß die Entwicklung des Geiſtes der Zeiten es herbeigeführt hat, daß dem Bewußtſeyn das Denken, und die Weiſe der Anſicht, welche mit dem Denken zuſammenhängt, zu einer unabweislichen Bedingung deſſen geworden iſt, was es für wahr gelten laſſen und anerkennen ſoll. Es iſt hier gleichgültig auszumachen, in wie weit es nur ein Theil der religiöſen Gemeinde ſeyn möchte, welcher ohne die Freiheit des denkenden Geiſtes nicht mehr zu leben, d. h. nicht mehr geiſtig zu exiſtiren fähig wäre, oder in wiefern vielmehr die ganzen Gemeinden, in denen ſich

dies höhere Princip aufgethan hat, es ſind, für welche nunmehr die Form des Denkens, bis zu irgend einer Stufe entwickelt, unerläßliche Forderung ihres Glaubens iſt. Die Entwicklung und das Zurückgehen auf die Principien iſt ſehr vieler Stufen fähig; denn das Denken kann, um ſich populär auszudrücken, darein geſetzt werden, beſondre Fälle, Sätze u. ſ. f. auf einen immanenten allgemeinen Satz zurückzuführen, welcher relativ der Grundſatz für jenen im Bewußtſeyn davon abhängig gemachten Stoff iſt. Was ſo auf einer Stufe der Entwicklung des Gedankens ein Grundſatz, ein letztes Feſtes iſt, das bedarf für eine andere Stufe wieder weiterer Zurückführung auf noch allgemeinere tiefere Grundſätze. Die Grundſätze aber ſind ein Inhalt, den das Bewußtſeyn feſt in der Ueberzeugung hält, ein Inhalt, dem ſein Geiſt das Zeugniß gegeben, und der nun ungetrennt vom Denken und von der eigenen Selbſtheit iſt. Sind die Grundſätze dem Raiſonnement preisgegeben, ſo iſt der oben bemerkte Abweg geöffnet, auf dem daſſelbe die ſubjektive Meinung und Willkür an die Stelle von Grundſätzen ſtellt, und ſich zur Sophiſterei ſteigert.

Die Art und Weiſe der Ueberzeugung aber, welche in der Religion Statt findet, kann in der Geſtalt deſſen, was eigenthümlich Glauben heißt, ſtehen bleiben, wobei nur nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß auch der Glaube nicht als etwas Aeußerliches, mechaniſch Einzugebendes vorgeſtellt werden darf, ſondern damit er lebendig und keine Knechtſchaft ſey, weſentlich des Zeugniſſes von dem inwohnenden Geiſte der Wahrheit bedarf, und ins eigene Herz eingeſetzt worden ſeyn muß. Wenn aber in das religiöſe Bedürfniß das Element der Grundſätze eingedrungen iſt, ſo iſt jenes Bedürfniß nun ungetrennt von dem Bedürfniſſe und der Thätigkeit des Gedankens, und die Religion erfordert nach dieſer Seite eine Wiſſenſchaft der Religion, — eine Theologie. Was in dieſer mehr iſt, oder nur in ihr mehr zu ſeyn verdient, als die allgemeine, jedem Mitgliede

jedweder Bildung zugehörige Kenntniß der Religion, das hat dieſe Wiſſenſchaft mit der Philoſophie gemein. So hat ſich im Mittelalter die ſcholaſtiſche Theologie erzeugt, — eine Wiſſenſchaft, welche die Religion nach der Seite des Denkens und der Vernunft ausgebildet und ſich bemüht hat, die tiefſten Lehren der geoffenbarten Religion denkend zu erfaſſen. Gegen die erhabene Richtung ſolcher Wiſſenſchaft iſt diejenige Weiſe der Theologie ſehr zurück, die ihren wiſſenſchaftlichen Unterſchied von der allgemeinen Religionslehre bloß in das geſchichtliche Element ſetzt, welches ſie in ſeiner Breite und Länge, in ſeinen grenzenloſen Einzelnheiten zu der Religion hinzufügt. Nur der abſolute Inhalt der Religion iſt weſentlich ein Gegenwärtiges, und darum nicht in dem äußerlichen Zuſatz des gelehrten Geſchichtlichen, ſondern nur in der vernünftigen Erkenntniß jenes Inhalts kann der Geiſt das weitere ihm Gegenwärtige und Freie finden, durch welches ſein ewiges Bedürfniß, zu denken und hiemit die unendliche Form dem unendlichen Inhalte der Religion hinzuzufügen, befriedigt wird.

Mit dem Vorurtheil, mit welchem das Philoſophiren über den Gegenſtand der Religion in unſerer Zeit zu kämpfen hat, nämlich daß das Göttliche nicht begriffen werden könne, daß vielmehr ſogar der Begriff und das begreifende Erkennen Gott und die göttlichen Eigenſchaften in das Gebiet der Endlichkeit herabſetze und eben damit vielmehr vernichte, — mit dieſem Vorurtheile hatte glücklicher Weiſe die ſcholaſtiſche Theologie noch nicht zu kämpfen; die Ehre und Würde der denkenden Erkenntniß war ſo ſehr nicht herabgeſetzt, im Gegentheil wie unangetaſtet, ſo noch unbefangen gelaſſen. Es war nur die neuere Philoſophie ſelbſt, welche ihr eigenes Element, den Begriff, ſo ſehr mißverſtand und ihn in dieſen Mißkredit brachte. Sie hat die Unendlichkeit deſſelben nicht erkannt, und die endliche Reflexion, den Verſtand, damit verwechſelt; ſo ſehr, daß nur der Verſtand denken, die Vernunft aber nicht denken, ſondern nur unmittelbar

wiſſen, d. i. nur fühlen und anſchauen, ſomit nur ſinnlich ſoll wiſſen können.

Die ältern griechiſchen Dichter gaben von der göttlichen Gerechtigkeit die Vorſtellung, daß die Götter das ſich Erhebende, das Glückliche, das Ausgezeichnete anfeinden und es herabſetzen. Der reinere Gedanke von dem Göttlichen hat dieſe Vorſtellung vertrieben, Plato und Ariſtoteles lehren, daß Gott nicht neidiſch iſt, und die Erkenntniß ſeiner und der Wahrheit den Menſchen nicht vorenthält. Was wäre es denn anders als Neid, wenn Gott das Wiſſen von Gott dem Bewußtſeyn verſagte; er hätte demſelben ſomit alle Wahrheit verſagt, denn Gott iſt allein das Wahre; was ſonſt wahr iſt und etwa kein göttlicher Inhalt zu ſeyn ſcheint, iſt nur wahr, inſofern es in ihm gegründet iſt, und aus ihm erkannt wird, das Uebrige daran iſt zeitliche Erſcheinung. Die Erkenntniß Gottes, der Wahrheit, iſt allein das den Menſchen über das Thier Erhebende, ihn Auszeichnende, und ihn Beglückende, oder vielmehr Beſeligende, nach Plato und Ariſtoteles, wie nach der chriſtlichen Lehre.

Es iſt die ganz eigenthümliche Erſcheinung dieſer Zeit, auf der Spitze ihrer Bildung zu jener alten Vorſtellung zurückgekehrt zu ſeyn, daß Gott das Unmittheilende ſey, und ſeine Natur dem menſchlichen Geiſte nicht offenbare. Dieſe Behauptung von dem Neide Gottes muß innerhalb des Kreiſes der chriſtlichen Religion um ſo mehr auffallen, als dieſe Religion nichts iſt und ſeyn will, als die Offenbarung deſſen, was Gott iſt, und die chriſtliche Gemeinde nichts ſeyn ſoll, als die Gemeinde, in die der Geiſt Gottes geſandt und in welcher derſelbe, — der eben, weil er Geiſt, nicht Sinnlichkeit und Gefühl, nicht ein Vorſtellen von Sinnlichem, ſondern Denken, Wiſſen, Erkennen, und weil er der göttliche, heilige Geiſt iſt, nur Denken, Wiſſen und Erkennen von Gott iſt, — die Mitglieder in die Erkenntniß Gottes leitet. Was wäre die chriſtliche Gemeinde noch, ohne dieſe Erkenntniß? was iſt eine Theologie ohne Erkenntniß Got-

tes? Eben das, was eine Philoſophie ohne dieſelbe iſt, ein tönend Erz und eine klingende Schelle!

Indem mein Freund, der mit nachſtehender Schrift ſich dem Publikum zum erſtenmale vorſtellt, gewünſcht hat, daß ich derſelben ein Vorwort voranſchicken möge, ſo mußte ſich mir dabei die Stellung zunächſt vor Augen bringen, in welche ein ſolcher Verſuch, wie eine ſpekulative Betrachtung der Religion iſt, zu demjenigen tritt, dem er auf der Oberfläche der Zeit zunächſt begegnet. Ich glaubte in dieſem Vorworte den Verfaſſer ſelbſt daran erinnern zu müſſen, welche Aufnahme und Gunſt er ſich von einem Zuſtande zu verſprechen habe, wo dasjenige, was ſich Philoſophie nennt, und wohl den Plato ſelbſt immer im Munde führt, auch keine Ahnung von dem mehr hat, was die Natur des ſpekulativen Denkens, der Betrachtung der Idee, iſt — wo in Philoſophie wie in Theologie, die thieriſche Unwiſſenheit von Gott, und die Sophiſterei dieſer Unwiſſenheit, welche das individuelle Gefühl und das ſubjektive Meinen, an die Stelle der Glaubenslehre wie der Grundſätze der Rechte und der Pflichten ſetzt, das große Wort führt, — wo die Schriften von chriſtlichen Theologen wie eines Daub und Marheineke, welche noch die Lehre des Chriſtenthums wie das Recht und die Ehre des Gedankens bewahren, und Schriften, worin die Grundſätze der Vernunft und Sittlichkeit gegen die den ſittlichen Zuſammenhalt der Menſchen und des Staats wie die Religion zerſtörenden Lehren, vertheidigt und durch den Begriff begründet werden, die ſchnödeſte Verunglimpfung der Seichtigkeit und des übeln Willens erfahren.

Was aber meines Freundes eigene Tendenz bei der Abfaſſung ſeiner Abhandlung geweſen, kann ich nicht beſſer als mit deſſen Worten ſagen; er ſchrieb mir darüber in einem Briefe vom 25. Jan. d. l. J. Folgendes:

„Mein Buch hat jetzt eine ganz andere Geſtalt gewonnen, „als es in dem Ihnen zugeſandten Manuſcripte hatte und ha-

„ben konnte; und wird, wie ich hoffe, Sie jetzt mehr anſprechen. „Daſſelbe iſt aus dem Bedürfniſſe meines Geiſtes ſo eigentlich „hervorgegangen. Denn von Jugend auf war die Religion „(keine Frömmelei) mir immer das Höchſte und Heiligſte, und „ich hielt ſie für wahr, aus dem ganz einfachen Grunde, weil „der Geiſt des Menſchengeſchlechts in dieſer Hinſicht ſich nicht „täuſchen läßt. Die Wiſſenſchaft nahm mir aber das vorſtel„lende Element, in welchem ich die Wahrheit zu ſchauen ge„wohnt war, und was war natürlicher, als daß ich die durch „die Wiſſenſchaft in mir bewirkte höchſte Entzweiung und höchſte „Verzweiflung aufzuheben, und ſo in dem Elemente des Wiſſens „die Verſöhnung zu gewinnen bemüht war. Dann ſagte ich zu „mir ſelber: kann ich das, was in dem Chriſtenthum als die „abſolute Wahrheit vorliegt, nicht durch die Philoſophie in der „reinen Form des Wiſſens begreifen, ſo daß die Idee ſelber „dieſe Form iſt, ſo will ich nichts mehr von aller Philoſophie „wiſſen. — Aber dann muß die Wiſſenſchaft (fuhr ich weiter „fort) wie ſie ſich als chriſtliche Philoſophie in der neuern Zeit „entwickelt hat, ſelbſt das höchſte Erzeugniß des Chriſtenthums „ſeyn, und ſo wurde dieſe Unterſuchung, die ich in dem Buche „ausgeführt habe, meine Aufgabe, welche ich denn von Seiten „der Religion zu meiner Beruhigung und damit zur Anerken„nung der Wiſſenſchaft zu löſen beſtrebt geweſen bin."

Berlin, am Oſtertage 1822.

Hegel.

VI.

Drei lateiniſche Reden,

gehalten an der

Friedrich Wilhelms-Univerſität zu Berlin.

Den 9. Decbr. 1829. — Den 18. Octbr. 1829. — Den 25. Juli 1830.

1. Rede bei der Promotion des Dr. Kosr.

Den 9. Decbr 1829.

Et iam profligatis tam strenue adversariis tuis, et dissertatione tua fortiter defensa atque confirmata, — quod specimen eruditionis tuae ad ea specimina accedit, quibus ordini philosophico comprobasti, te scientiae, quam tibi colendam sumsisti, non solum maxima cum fide et industria addiscendae operam dedisse, sed etiam iam in perficienda illa et ulterius, quam ipsam tibi traditam accepisti, provehenda, cum solertia et acumine te versari, — meum nunc est, tibi, doctissime candidate, de his omnibus tam feliciter perfectis ex animo congratulari. Atque hoc quidem tum ex autoritate ordinis nostri, tum etiam ex animi mei propria sententia facio. Quamvis enim opinio quaedam vulgus pervadat, ab ea ratione, qua tu scientiam mineralogicam excoluisti atque adauxisti, non solum diversam esse, sed etiam alienam philosophicam cognoscendi et sciendi rationem; diversam quidem concedo esse utramque, sed tantum ex mea sententia abest, ut sibi repugnent, ut potius philosophia ipsa ex illo studii modo, quo tu scientiam aggressus es, fructum percipiat, imo illum ut

sibi necessarium postulet. Inde ab antiquitate quidem sibi opposita indicantur, quae sensibus obnoxia sint sensibusque cognoscantur, et ea, quae a mente in se ipsam reversa percipiantur; — deinde vero etiam sibi plane opposita habentur illa, quae ex observatione atque experientia sciamus et ea, quae ex ratione hauriamus; nec raro alteri cognoscendi modo ab altero maledici, alterum ab altero contemni et despici videmus. Neque vero in solis philosophorum et doctorum scholis sententia de repugnantia illa obtinet, sed ipsa etiam religione confirmatur; haec enim praecipit, ut a sensibus rebusque fortuitis animum avocemus, et a cupiditatibus, quae circa hoc rerum genus versantur, voluntatem ad studium et ad amorem earum, quae aeternae sunt et ad mentem penitiorem pertinent, convertamus. Quam doctrinam religioni et philosophiae communem quamvis et nostram esse fateamur eamque ita tueamur, ut omnes bonos honestosque viros in illa consentientes censeamus, — statuimus, istam doctrinam neutiquam repugnare illi consensui et amicitiae, quam inter philosophiam et eas scientias, quae uno vocabulo empiricae nuncupari solent, revera obtinere reputamus. Profecto enim recte quidem inde a primis annis docemur et exercemur, ne sensuum fallaciis nos decipi nec ab iis illecebris, quibus animum deliniunt, abripi patiamur; recte quidem a sensibus animique cupiditatibus rebusque fortuitis ad rationem, unicam veri honestique fontem nos convertere admonemur. Si quidem ea quarundam scientiarum conditio foret, ut totae e sensibus penderent, eas illâ, quam diximus reprobatione eoque contemtu involvi, merito reputaremus. Haec vero non est illarum scientiarum conditio; neutiquam enim solo visu, auditu, olfactu, odoratu et tactu, neque obscuris animi internis sensationibus absolvuntur neque absolvi volunt, sed aliam eamque maiorem sibi rem proponunt. Id enim

agunt, ut rerum modum mensuramque definitam cognoscant, ut earum leges perennesque normas ediscant; et tum demum experientia aliquid constare atque confirmatum esse censent, si illa, quae casui obnoxia et fortuita sunt, accurate ab eo separaverint, quo rei natura sibi constans absolvatur. Mensura autem legesque rerum ad mentem pertinent, et quamvis initium cognoscendi a sensibus et observationibus fiat, — nisi illis mentis acumen internaque ideae informatio praesideat et praeluceat, nunquam inde aliquid generale et necessarium et quod scientiae proficiat, redundabit. Illud autem ipsum metrum legesque rerum proxima sunt materia philosophiae ipsius, quae quidem id sibi propositum habet, ut earum, quae per experientiam constent leges, primum fontem cognoscat easque ex hac sua intima origine progressas esse videat et demonstret. Neque enim mens ipsa et ratio, nec quae earum scientia est, philosophia in vacuo versantur, — quae quidem multorum opinio est, — sed in recessu suo postquam mens ipsam rerum omnium simplicem ideam et fontem intuita est atque concepit, progreditur ad ulteriorem ideae suae determinationem, et initium huius laboris ac definiendae rerum universitatis sibi sumit ab illa, quam dixi, materia, qua per scientias ab eo, quod fortuitum est, purgatâ atque eum in modum excultâ, ut in usum philosophiae possit converti, non potest non gaudere eamque grato animo accipere. Laetatur itaque philosophia isto scientiarum progressu, quo non rudis indigestaque moles observationum crescat, sed quo cognitio definitarum proportionum augeatur. In quo labore quum tu, doctissime candidate iam feliciter versatus sis, eamque tuam sollertiam ordini nostro abunde demonstraveris, non est, quod diutius morer, industriae, sagacitatisque tuae fructum publice in te conferre, teque summo in philosophia honore

ornare. Qui autem litteris scientiisque sese dedicat, vitamque ad illas colendas augendasque dirigere se velle publice profitetur, non solum honore a nobis afficitur, sed res ipsa illum monet, gravia se officia suscipere atque vero prosequendo et litterarum utilitati totiusque reipublicae saluti promovendae se obligare.

2. Rede beim Antritt des Rektorats an der berliner Universität.

(Den 18. Octbr. 1829.)

Hanc cathedram, quam vestrae, Vir excellentissime, Viri illustrissimi, praenobilissimi, dignissimi, vestrae, Collegae aestumatissimi, praesentiae gravitate, deinde vestrâ frequentiâ, Commilitones dilectissimi, et omnium ordinum auditores honoratissimi, circumdatam conspicio, non sine animi commotione conscendere potui. Testes enim adestis solenniter traditi mihi muneris gravissimi, a collegis amicissimis in me collati; quam eorum benevolentiam Regis Augustissimi clementia ratam habere voluit.

Augetur autem commotio ista usque ad perturbationem, cum exiguitatem quam ad res gerendas viribus meis inesse scio, comparem cum officiis mihi demandatis; percellit me ipsa haec necessitas, ex hoc suggestu ad vos verba de me faciendi. Studia enim illa, quibus me primum naturae indoles addixit, deinde muneris publici officium adstrinxit, umbratilia sunt; alienum est ab illis, curae rerum administrandarum interesse, ita ut consuetudinem solitudinis potius quam talis curae facilitatem parent. Dubius igitur imo anxius, primum ipsâ illâ collegarum aestimatissimorum benevolentiâ confirmatus sum,

cuius magnam partem esse indulgentiam, eâque veniam, quae mihi expetenda esset, iam contineri debui putare.

Maxime deinde animum erexit ipsa rei magnitudo et auctoritas, ad cuius regendae nomen et speciem vocatus esse videor. Revera enim legibus regimur; unius ingenio et arbitrio nec opus nec ei locus est. Universitas haec litteraria propriâ gaudet firmitate et spontanea valetudine; condita est primum et quotannis aucta regiâ sapientiâ atque insigni munificentiâ, sustentata saluberrimis consiliis et curis Viri excellentissimi, qui huic parti rerum publicarum praeest, eorumque illustrium virorum, quorum prudentia et opera utitur, instructa denique doctrinâ, ingenio et fama praestantissimorum collegarum. Itaque hoc aedificium ita in se perfectum est, ut amplitudine, ad quam illud pervenisse laetamur, non prematur, sed potius confirmetur, ut denique tenuitatem hominis singularis tum ad illud augendum atque promovendum, tum ad detrimentum ei adferendum paululum modo, aut, ut verius dicam, paene nihil valere existimandum sit, illa autem, quae necessaria instituto officia magistratuum praestanda sunt, ipsam rei magnitudinem nonnisi procul attingant, ita ut si vires meae eis desint, illa ipsa sibi sufficiat et se tueatur.

Neque vero hanc rerum nostrarum rationem in prospera illa conditione esse positam solum reputandum mihi erat, sed Academiam nostram propositum suâ naturâ simplicius habere quam alia instituta, quae ad tuendam et augendam sanctam hominum consociationem destinata sunt. Non enim nostrum est, debellare malignitatem animi humani et quae inde crimina progignuntur, neque propulsare incommoda, quibus corpora nostra vexantur, vita in periculum vocatur; neque aliis malorum generibus occurrere, quibus fragilitas humana laborat. In placida adhuc regione versamur, in portu degimus a tempes-

tatibus adhuc intacto, quibus suo omnes tempore obiici commune fatum est, in atrio laborum sumus, quos a provectiore aetate respublica et generis humani sors difficilis postulant. Negotium est nobis cum iuventute; curae nobis sunt litterae, artes, rerum divinarum humanarumque scientia; occupati sumus contemplando, docendo, praeparandis animis ad pericula et labores futuros. Vestra omnino, commilitones, res est, quam agimus. De ea cum locus et occasio postulet, pauca disputabo, summam rei breviter complectens. Et quidem duo illi rei inesse video. Unum, quod studetis, est vestrum ipsorum commodum, ut dignam et prosperam aetatem nanciscamini, atque ea, quae religio, respublica, doctrinae et artes proponunt dona, in utilitatem vestram convertatis; — hoc autem ipso, quod vestro studio ac voluntate absolvi videtur posse, alterum continetur, illud nimirum, quod illa quae dixi, — religio, doctrinae, artes, deinde respublica et iustitia — ipsi sunt fines bonorum, suo iure consistunt et aeterna sunt, secura adversus arbitrium nostrum, atque ita sua sponte necessaria, ut quotquot sumus, nonnisi instrumentorum vicem agamus, quibus regnum Dei, salus reipublicae, aeterna veritas manifesta reddatur, conservetur atque augeatur.

Sed eam esse harum rationum felicem et sanctam conditionem tenendum est, ut vestrum commodum et illa summa bona communi vinculo coniungantur et efficiantur. Falso igitur, si ita res se habet, multi haec duo separant, alii id, quod sibi utile sit, solum prosequentes, quidam, quod generosi hominis esse videtur, omnem utilitatem spernentes, veritatem tantum et interiorem animi beatitatem sectantes.

Verum id, quod utile est, non arbitrio et casu nititur, sed est ipsa interna ratio rerum, quae ab ipsis rebus aliena esse non potest, sed illis divinitus est insita, ita ut

veritas se ipsam ad utilitatem traducat, neque esse siue illa possit. Unde qui meram utilitatem persequitur, in profanam se vanitatem proiicit, neque animi constantiam et in rebus gerendis prudentiam et gravitatem acquirit. Qui autem ultra omnem utilitatem sapere cupit, merisque illis bonis, quasi a rebus humanis seiuncta sint, delectatur, videat, ne segnitiei potius excusationem per vanam illam speciem aucupetur, ne suo proprio potius arbitrio et ingenio, quam divina ratione, ut quae rebus humanis se ingerit iisque se cognoscendam praebet, delectetur.

Hanc vos paucis verbis interpellandi occasionem praetermittere nolui, etiam eam ob causam, quia consilia quibus vos adeamus, fortuita sunt et paucis occasionibus reposita. Scholae quidem academicae addicti ita in libertatem evasistis, ut vestris praesertim consiliis commissi sitis, vestra existimatione industriam dirigatis, ex voluntate vestra mores vestros conformetis. Neminem fugit in ea vitae vestrae conditione esse aliquid quod sibi repugnare videatur, illud nimirum, indigere consiliorum et praeceptorum, (nam illorum vos indigere ne ipsi quidem infitiabimini), et ab iisdem immunes esse et suo dirigi ingenio. Sunt, in iisque non imprudentes viri, qui censeant, iuventutis arbitrio nimium tribui in instituendis moribus suis, atque tum accuratiorem custodiam ad coercendam protervitatem et socordiam, tum amicam, paternam inter doctores et iuvenes necessitudinem maxime exoptandam, imo legibus inducendam esse; neque exempla unquam deesse dolendum est, quae in documentum afferri possint, ex libertate genitam esse licentiam et lasciviam. Nolo autem quaestionem hanc gravissimam altius movere et persequi, illud tantum dico, omnium legum et institutionum humanarum eam esse conditionem, ut vel ab iis quae maximam laudem mereantur, nunquam id praestari

possit, ut nequitia penitus exstirpetur, ut criminum exempla plane desint. Legum autem nostrarum ratione, quae non paucis iusto laxior videtur, id effici, quod spectant, — doctrinae, industriae, probitatis libere natum amorem et spontaneam consuetudinem, — maximo documento est experientia et hoc certum testimonium, quod de moribus in academia nostra vigentibus ab aestumatissimo collega prolatum audivimus. Libertatis enim, sine qua virtus, doctrina, pietas esse nequeunt, schola et mater ipsa libertas est. Illud ipsum considerantes, commilitones, praecipuam industriae morumque dirigendorum curam vobis permissam esse, diligentius de vitae vestrae et studiorum universa ratione consulatis, deinde persuasum habeatis, disciplinam morum, quantum ad magistratus universitatis attinet, nunquam remissius exercitum iri, quam optimo successu ad hoc usque tempus gesta fuerit. Sed et alia sunt, eaque maxima incitamenta virtutis et industriae, inter quae ea paucis refero, quae sedi academiae ipsi debentur, unde illud colligitur, prudentissime non in solitario quodam loco, sed in hoc ipso capite regni scholam nostram constitutam esse.

Habetis enim hac in urbe ante oculos gravitatem vitae publicae, imaginem et exempla virtutum et durorum difficiliumque laborum, quibus ad tuendam hominum consociationem et administrandam rempublicam opus est; reputatis inde, quanta virium vestrarum contentio requiratur, ut illis laboribus pares fiatis; de ea libertate et honore, quo litterarum studia fruuntur, iustam inde opinionem concipitis; clarum vobis fit, eum non aliquid in se absolutum et superbum esse, sed initium tantum atque humilem gradum eius honoris et auctoritatis, quam studia vestra ac vota suspiciunt. Denique vero inter ea illud commemoremus, nos in conspectu regis ipsius vicinos degere; ex-

emplum eius pietatis, virtutis, industriae ob oculos quotidie versari, testem eum praesentem et proximum spectatorem omnis vitae nostrae rationis nos habere. Quod ut gravissimum ita laetissimum ad illa plura, quae tetigi, accedit argumenta, quibus libertatem iuventuti nostrae concessam ad integritatem morum et in studiis industriam incitari et sponte dirigi censeam. Neque vero mentio, quam postremo inieci, eo fine continetur, qui eius occasio fuit. Omnes enim causae conditionis prosperae et robustae rerum nostrarum in unum communem fontem et fundamentum redeunt, scilicet in magnamini regis Friderici Guilelmi fortunam, quam universae reipublicae praeesse gratulamur, fortunam dico eam, quam pii animi et sapientium consiliorum, divina providentia iussit esse comitem et fructum. Cuius fortunae non minimam partem, imo in nobilissimis splendidissimisque, quibus augustissimus Princeps diadema regium ornavit, gemmis, fas est habere scholas, quas iuvenum animis ad pietatem, doctrinam atque eam utilitatem, quae respublica ex eadem pietate et doctrina capiat, informandis sacras esse voluit.

Tanto nostram universitatem praesidio frui considerans, animum ab anxietate levatum esse sensi, qua eum solennis species fascium academicorum capessendorum primo repleverat. Confirmor inprimis prudentia et gravitate aestumatissimorum collegarum, qui insequente anno senatum constituunt et quos iam renuntio. Sunt autem membra eius

Decanus theol. facultat. Dr. *Marheinecke*
— iurid. — Prof. a *Lancizolle*
— medic. — — *Wagner*
— philos. — — *von der Hagen.*

Manserunt in Senatu Dr. *Strauſs*, Prof. *Bekker*; suffecti sunt Prof. *Boeckh*, Prof. *Wilken*, Prof. *Gans*.

Confirmor denique, prosperum et pacatum rerum statum respiciens, quam tu amicissime collega tradidisti, cui de peracto feliciter stadio gratulor, qui munus a me susceptum non deseris, sed eadem humanitate, qua rudem me negotiis tractandis hac tenus initiasti, consilium tuum, fidem, auxilium mihi adfore benevolenter promisisti. Dixi.

3. Rede bei der dritten Säkular-Feier der Uebergabe der augsburgischen Konfession.

(Den 25. Juni.)

VIRI EXCELLENTISSIMI, ILLUSTRISSIMI, REVERENDISSIMI, COLLEGAE DOCTISSIMI, CONIUNCTISSIMI, COMMILITONES ORNATISSIMI, AUDITORES OMNIUM ORDINUM SPECTATISSIMI!

Mandatum mihi est a senatu amplissimo, ut solennitatis qua diem hunc festum regia auctoritas celebrare Universitati huic litterariae permisit, occasionem et causam renuntiarem. Nam ipsum illud immortale facinus, cujus memoriam animo repetimus, quum in profitenda et stabilienda religionis doctrina versatum sit, praeter ceteros ad venerabilem Universitatis nostrae ordinem theologorum pertinere, eumque praecipuam hujus solennitatis partem sustinere fas esse visum est: cujus rei Dnus spectabilis Decanus digne et erudite gravitatem nos edocebit eamque in animis nostris altissime imprimet. Verumtamen illa res Augustae non a consessu doctorum theologiae et antistitum ecclesiae peracta est, qui doctam disputationem inirent, deinde quid verum esset decernerent, gentemque profanam id ratum habere eique fidem et obsequium praestare juberent. Sed vis ejus diei haec praecipua fuit, quod prin-

cipes civitatum urbiumque imperii consules doctrinam evangelicam e superstitionum, errorum, mendaciorum, omnis denique generis injuriarum et flagitiorum mole tandem restauratam, jam perfectam esse, ultraque ancipitem disputationis fortunam ultraque arbitrium et quodcunque imperium positam, remque divinam a se susceptam esse, declaraverunt. Qua re laicis, qui antea fuerant, licere de religione sentire edixerunt, nobisque hanc libertatem inaestimabilem vindicarunt. Itaque mihi hanc solennitatem inchoare jusso, si de re ipsa verba faciam, dicendi quidem facultatis meae exiguae excusatione opus est, et indulgentiam Vestram, Auditores amplissimi, expetere me oportet, sed proderem libertatis illo, quem celebramus, die nobis vindicatae causam, si ideo excusationem inirem, quod homo laicus qui sim, de re ad religionem pertinente disseram. Ea mihi potius solennitatis pars commissa esse videtur, quam lubenter suscepi, ut parta facultate utamur, possessionem palam declaremus et testemur. Quam ob rem de hac ipsa libertate ceteris, qui theologi non simus, comparata mihi dicendum esse putavi.

Fuit enim pridem ista Christiani orbis conditio, ut in duos ordines esset discissus, quorum alter libertatis per Christum nobis comparatae jura et administrationem arripuisset, alter ad servitutem detrusus hujus libertatis ipsius mancipium esset. Libertatem autem Christianam eam esse intelligimus, ut unus quisque dignus declaratus sit, qui ad Deum accedat eum cognoscendo, precando, colendo, ut negotium, quod sibi cum Deo sit, Deo cum homine, quisque cum Deo ipse peragat, Deus ipse in mente humana perficiat. Neque cum Deo aliquo negotium nobis est, qui naturae affectibus sit obnoxius, sed qui sit veritas, ratio aeterna, ejusque rationis conscientia et mens. Hac autem rationis conscientia Deus hominem esse praeditum

atque ita a brutis animalibus diversum voluit, ut Dei esset effigies, atque mens humana, quippe aeternae lucis scintilla, huic luci pervia. Ideo porro, quod homo Dei esset imago, Deus humanae naturae ideam sibi vere inesse mortali generi palam fecit, atque amari se ab hominibus et permisit et voluit, eisque sui adeundi infinitam largitus est facultatem ac fiduciam. Summum igitur hoc, quod homini concedi potuit, bonum ei denuo ereptum fuit, namque intimum animi adytum, qui ejus sanctae communionis solus esse potest locus et occasio, terroribus et commentis inquinatum, foedisque superstitionibus obrutum fuit, quibus quasi muro aheneo commercium illud interceptum est. Hi cancelli, inter Deum et animum ejus accedendi desiderio flagrantem interjecti, fons et origo servitutis fuerunt; amor enim divinus liberum et infinitum est commercium, quod, quum finibus impeditur, in ejusmodi consortionis naturam redigitur, quae inter mortales esse solet, sanctaeque res in rerum vilium, quas manu possidere, vi et armis continere, immo emere et vendere possis, conditionem pervertuntur. In ejusmodi consociatione dominio, arbitrio locus est; ibi quaecunque animis, a libertate divina alienis, insunt, ambitio, regnandi libido, avaritia, odium, omnisque tyrannidis et socordiae genus nascitur. Itaque in gremio libertatis Christiana gens in dominos et servos divisa est, perque hanc legem imperium impietatis penitus invictum et perenne redditum esse videbatur.

Hos vero carceres perfregit vera Dei conscientia amorque ejus infinitus, redditusque est homini liber ad eum accessus. In illo Augustano conventu se servitutem exuisse et abdicavisse ordine laico, ut theologi se ordine clerico abdicaverant, atque hos ordines omnino abrogatos esse, revera promulgaverunt proceres Germaniae suo et populorum nomine: itaque pravum illud schisma, quod

non de quorundam hominum fortuita auctoritate certamen fuerat, neque ecclesiam modo sed ipsam religionem turbaverat, immo perverterat, sublatum fuit. Interfuerant quidem etiam antea principes conciliis, ut famoso illi concilio Constantiensi, non tamen veluti ipsi sententiam ibi dicerent, sed ministrorum instar adessent, qui decretis doctorum subscriberent, deinde carnifices eorum decretorum vim sanguinolentam re, id est, caede exprimerent. Caesar autem, qui conventui Augustano praesidebat, non aequali jure neque eadem libertate, id est, non divina auctoritate egit: Carolus ille quintus, cujus regna tam late patuerunt, ut sol in ipsis non occidere diceretur, idem ille qui paucis ante annis urbem Romam, sedem Pontificis, exercitui expugnandam, diripiendam, comburendam, omni lasciviae et ludibrii in ipsum Pontificem genere deperdendam permiserat, is tum Augustae tutorem ac patronum ecclesiae, id est, satellitem Pontificis se profitebatur, pacem in ecclesia restituere sibi in animo esse ita declarans, ut pristinam servitutem minaretur, contentus istis ambitiosis, cruentis, libidinosis ex orbe terrarum et urbe Roma et ipso Pontifice captivo reportatis manubiis, sed gloriam immortalem spoliorum opimorum e tyrannide contra religionem usurpata reportandorum aliis relinquens, surdus ille, quem lateret Deum, ipsum *sursum esse*, ejusque esse illam *tubam*, quae jam *mirum* Christianae libertatis *sonum spargeret*, — impar ille sancto aevi sui ingenio.

Sed ut ii, quos sonus ille pervaserat, qui se jam emancipatos putabant, liberi, non liberti essent, id in eo positum fuisse apparet, ut principes populorum et urbium consules rei praeessent. Qui enim e superstitionis vinculis modo evaserunt animi, illi fieri non potest quin ea legum et civitatis ratione, quae ad pristinae religionis normam conformata est, adhuc premantur. Neque enim re-

ligio in recessu mentis contineri et ab agendi ratione et vitae institutione secludi potest; tanta ejus est vis et auctoritas, ut, quicquid ad humanam vitam pertineat, complectatur et moderetur, ideoque reformata religione, civitatis quoque et legum morumque rationem reformari oporteat. Itaque novae sane res erant, quas Lutherus noster molitus fuerat. Sed quum principes et magistratus civitatum illi essent, qui Augustanum negotium solenniter peragerent, hoc testimonio declaratum est, rem publico consilio et voluntate, non per vim multitudinis esse confectam, neque legum et principum majestatem et auctoritatem oppressam, sed legitimo ipsos civitatum statui et obsequiosis populis praecesse.

In quo quidem nonnulli sunt difficiliores, cum docere instituunt a perfecta re initium esse discernendum, quod etsi eventus et finis in rem legitimam converterit, non minus crimine dignum fuisse contendunt: vere illi quidem negantes coeptum Lutheri simpliciter ad doctrinam pertinuisse, nec contra leges, quae antea valuissent, quicquam esse actum. Quin hoc ipsum seditioni proximum esse clamant, si illi rei latebras quaeras ac speciem justitiae ita praetendas, ut judicium de ea ferendum ad eventum rejicias, et pro nocente habeas eum, qui succubuerit, pro justo, qui vicerit; itaque si victrix quidem illa causa Deo placuerit, his Catonibus scilicet displicebit, quia victa olim legitima fuerit. Haud dubie gravissimum est, quod isti praecipiunt, civibus nihil sanctius esse debere, quam obedientiam legibus praestandam et reverentiam atque fidem principi suo servandam. Verum de ejusmodi disputatione illud afferre liceat, quod Cicero de Socrate et Aristippo dixit: *Neutiquam*, ait, *quemquam hoc errore duci oportet, ut si quid illi viri contra morem consuetudinemque civilem fecerint locutique sint, idem sibi ar-*

bitretur licere; magnis enim illi et divinis bonis hanc licentiam assequebantur. His autem, quae Cicero magna ac divina bona esse praedicat, quanto majora et magis divina sunt ea bona, quibus recuperatis laetamur, quanto igitur magis legitima et justa fuit illa licentia, qua Lutherus ejusque amici, nec hi solum, sed cum iis principes et magistratus, multa, quae in jure civili pridem justa et legitima habebantur, mutarunt et innovarunt. Videant potius, qui opus religionis evangelicae restitutae eo, quo diximus, modo criminantur, ne contra Lutheri seditionem verbosi, de suo erga leges et magistratus obsequio et fervore ideo glorientur, quod veritatem divinam esse omnino negent, omnemque religionis doctrinam commentis et opinionibus hominum adnumerent.

Iidem illi sunt, qui ob eandem causam aegre ferunt, in conventu Augustano professionem *doctrinae* factam esse, ita enim eos, qui se liberos esse declararint, catenas mutasse tantum: censent enim nulla esse veri praecepta, nec nisi suas cuique opiuiones certas esse volunt, et libertatis esse, ab ea, quae communis est, doctrina dissentire. Qui cum per illam *Magnam Chartam*, qua ecclesia evangelica se conditam et constitutam esse promulgavit, eidem vincula injecta esse criminantur, obliviscuntur, in communione per illam fundatâ hoc indefessum studium diligentissime tum manu et oculis tum cogitatione quicquid est rerum divinarum humanarumque perquirendi progenitum, inde nihil ab ingenio intentatum intactumque relictum, inde omnium disciplinarum, liberalium artium litterarumque genera mortalibus reddita, nec reddita solum, sed novo et infinito ardore refecta et aucta esse, perennique quotidie vigore augeri, crescere, ea simul libertate, ut haec studia a quovis adiri possint ea necessitate, ut quivis ad id, quod justum, quod verum,

quod divinum sit, sua sponte cognoscendum undique invitetur, impellatur, incitetur. — Sed mitto ulteriorem de vinculis, quae doctrinae qualicunque publicae inesse perhibent, disputationem, quae tum propter difficultatem rei longius me abduceret, tum, quia multiplici suspicione et invidia referta jam est, tristior esset et parum conveniens hujus diei laetitiae. Hoc sufficiat monuisse, uberrimam illam segetem neutiquam a serva scaturigine progigni potuisse. Quanta autem vis praeceptis religionis tunc restauratis ad corrigendas leges et instituta civilia insit, jam eo tempore, quo res coepta est, tum vero nostris diebus singulariter apparuit. De hac evangelicae doctrinae natura, quae pertinet ad id, quod nobis tractandum fuit propositum, accuratius disquiramus.

Ac principio quidem schisma illud, quo animi sancta penetralia inter se ipsa dissidebant, atque respublica in duplicem potestatem civilem discissa erat, abolitum esse videmus; reipublicae licere auctoritate divina unam in se esse intellectum est, atque civitati civibusque sua jura, honestatisque praecepta divinitus esse legitima. Potestas principum reconciliata est cum ecclesia; dum illa consociatur cum divina voluntate, haec dominatus injuria sese abdicat. In quo illud maximum censendum esse reor, quod non fortuita et externa quaedam principum et theologorum ea pactio fuit, sed religionis ipsius atque civitatis praecepta et intimae rationes germana veritatis pace coaluerunt. Quod fundamentum tum jactum procedente tempore uberius se ita explicuit, ut tandem (nam id quidem nonnisi lentius fieri potest) in omnem vitae humanae disciplinam et omnium officiorum praecepta sese insinuaret atque informaret.

Revocemus igitur in memoriam, Auditores amplissimi, quae vitae humanae officia sint, deinde quae doctrina

veteris ecclesiae illa oppugnaverit, immo perverterit. Sunt autem illa omnibus cognita, primum, quae ad familiam pertinent, mutuus conjugum, parentium et liberorum amor, deinde justitia, aequitas, et benevolentia erga alios homines, diligentia et probitas in re familiari administranda, denique patriae et principum amor, qui illis tuendis vel vitam profundi jubet. Quarum virtutum immortalia exempla, quae Graeci et Romani nobis admiranda et imitanda reliquerunt, ecclesiae patres fuerunt, qui splendida vitia fuisse edixerunt. Itaque his virtutibus justique et honesti legibus ecclesia Romana aliam vitae rationem, *sanctitatem* scilicet, opposuit et praetulit. Et primum quidem illud sane demus, virtutem Christianam, quae ex amore Dei proficiscatur, longe praestantiorem et sanctiorem esse illa, quae non ex eodem fonte manarit. Verumtamen illa officia, quae ad familiam, ad commercium, quod hominibus est inter sese, quaeque ad patriam et principem spectant, illa igitur ipsa contendimus ac tuemur a voluntate Dei proficisci, virtutesque, quae ad illa pertinent, pietate Christiana, id est, amore divinae voluntatis potius confirmari, neutiquam vero per eam contemni, vilipendi aut abrogari. Haec autem officia et virtutes infirmantur et evertuntur iis, quae ecclesia Romana sanctitatis praecepta declaravit et hominibus suis imposuit; quae, ne sermo noster vagus et vanus videatur, singula nominemus.

Voluit itaque ecclesia, *carere conjugum et liberorum caritate atque pietate* sanctius esse matrimonio. Ad quam societatem quum natura impellamur, bruta quidem animalia in eo, ad quod natura feruntur, consistunt, sed hominis est, illum impetum ad consortionem amoris et pietatis transformare. Profecto veteres dum Vestam aut

Lares ac Penates familiae praesidere rati sunt, rectius in ea divini aliquid inesse senserunt, quam ecclesia statuit, in contemtu matrimonii inesse praecipuam quandam sanctitatem. Mittamus mentionem facere, qui ex illa sterilitatis lege mores profligatissimi progeniti sint; quum satis quidem constet, inter clericos, qui isti sanctitati addicti essent, quam plurimos eosque summae auctoritatis et dignitatis fuisse homines libidinosissimos et palam dissolutissimos. Hoc enim vitium non legis ipsius esse contenditur, sed humanae libidini et pravitati tribuitur. Verum quae officia Deus hominibus injunxit et quae sancta ipsis esse voluit, ad omnes pertineut, seque amori omnium ordinum aequaliter patere vult; ex illa autem sanctimoniae lege quum id consecuturum esset, — quod sane est ineptum, — ut toti generi humano matrimoniis interdiceretur, tum vero omnis honestatis et morum disciplinae fundamentum convellitur, quod in pietate familiae constat esse positum.

Deinde *paupertatem* sanctam esse virtutem ecclesia praecepit; itaque dum industriam et probitatem in re familiari tuenda et administranda diligentiamque in acquirendis bonis, quae tum vitae sustentandae necessaria sunt, tum aliis adjuvandis inserviunt, vilipendit, labori inertiam, ingenio socordiam, providentiae et probitati incuriam ita praetulit, ut clericis per paupertatis votum seu potius mendacium licentia avaritiae et luxuriae acquireretur; scilicet ut ipsi soli pecuniosi et omnium divitiarum, quas stulte atque adeo impie comparārent alii, possessores essent, ideo divitiarum possessio et comparatio condemnata est.

His duobus praeceptis tertium adjunxit haec ecclesia, coronam omnium, *coecitatem obsequii*, et *servitutem men-*

tis humanae, ita ut amor Dei non ad libertatem nos perduceret, sed ad servitutem detruderet, ad servitutem aeque in minimis rebus, quae casui et arbitrio cujusque permissae sunt, atque in maximis, id est, in scientia ejus, quod justum, honestum, pium est, et in instituenda atque gerenda vita; — scilicet ut privatam vitam et rem domesticam regerent, et reipublicae principumque domini essent ii, qui se servos, immo servorum servos esse, devoverent.

Quis, qui miti et benigno sit animo erga secus de religione sentientes, qui odium, quod religionis causa tam diu et tam immaniter populos agitaverit, sopiri tandem cupiat, nec sopitum denuo expergefieri, quis igitur neget, haec, quae dixi, esse praecepta ecclesiae Romanae, ea omnem vitae humanae rationem amplecti, iisque omnem ejus justitiam et honestatem turbari et pessumdari. Itaque non solum illam Sanctitatem, cujus titulum sibi sumserat Romanus pontifex, sed ista graviora, id est, nocentissima sanctitatis praecepta abolita esse, a civitatum rectoribus Augustae declaratum, itaque civitatem cum Deo, Deum cum civitate reconciliatum esse promulgatum est. Tunc dissidium, quo leges justi honestique hominibus quidem, sed Deo aliud quiddam placere putaretur, compositum, tunc illa ambiguitas et duplicitas sublata, cujus ope perversi homines criminum et injuriarum veniam sibi poscerent, probi vel ad seditiones et scelera vel ad ineptias et socordiam adducerentur; tum demum divinae voluntatis conscientia diversa a conscientia veri et justi esse desiit.

Neque legum in animis hominum firma fiducia esse potest, nisi persuasum habent, eas religioni non modo non repugnare, sed etiam originem inde ducere. Quam-

vis enim nostro tempore plurimi iique magna auctoritate et ingenio praediti eam demum veram sapientiam esse putent, quae religionem a civitate separet, graviter hi tamen in eo errant. Quod enim in animis firmissimum atque summum, omniumque officiorum unicum principium esse apparet, Dei notio est, ut quod inde non pendeat neque specie voluntatis divinae sancitum sit, id a casu aut arbitrio cujuscunque aut violentia proficisci videatur, neque vere obligare ac religare homines possit. Unde imprudentia eorum non satis reprehendi potest, qui institutorum legumque civitatis reformationem fieri posse putent, vera religione, quacum hae consentiant, non restaurata. Divinae libertatis recuperatae ejusque solius fructus est libertas et justitia civilis; istorum, qui hanc rei naturam intellectu non assequuntur, errorem terribilis magister, eventus rerum, nostrâ memoriâ graviter redarguit. Vidimus enim per omnia Catholici orbis regna, quorum nobiliores cives jam verior ejus, quod honestum et justum est, scientia pervaserat, instaurationem legum civitatis et morum tentatam esse, sed vel consentientibus vel dissentientibus principibus, dissentiente autem religione, ausa illa jam ab initio suo foeda, deinde omni criminum et malorum genere obruta esse et denique cum acerbissima auctorum ignominia irrita cecidisse.

Nobis quidem divinâ providentiâ id contigit, ut religionis, quam profitemur, praecepta cum eo, quod civitati justum sit, consentiant. Hoc tribus ab hinc saeculis principes et populi Germaniae inchoaverunt, deinde quum partim ipsi partim eorum posteri longis bellorum cladibus et miseriis illud immensum et diuturnum depravatae religionis Christianae flagitium expiassent, tandem in tuto collocaverunt eam, quam nobis pretiosissimam hereditа-

tem reliquerunt, concordiam civitatis et religionis liberam, et religionis quidem evangelicae, cujus illam propriam esse diximus. Qua concordia illud efficitur, quod nostris temporibus praecipue ad salutem communem profuisse gaudemus, ut quae ad augendam libertatem, ad emendandas leges, ad instituta civitatis uberius et liberalius excolenda ingenium detexit et rerum necessitas adduxit idonea atque utilia, ea sine motibus intestinis et criminibus, tranquille, auctoribus illis ipsis, penes quos summa potestas est, per ipsorum intelligentiam atque benevolentiam perfecta sint. Quod cum maximum sit, illud addo, quod, si principes nostri pii sint, ea pietas nobis non metuenda est, ut pietas funesta et horribilis ista regum Galliae, qui in cives religioni evangelicae addictos, in viros pariter nobilissimos et ignobiles, caede, rapina, omni atrocitatis genere saeviri jusserunt, immo sua manu saevierunt; pietatis nomen hac infamia contaminantes, quippe quae horum, qui illam committerent, religione sancita esset. Principes evangelici ita se pie agere sciunt, si rempublicam ad justitiae aeternam normam conforment et administrent, et incolumitatem populo praestent; neque ei dissonam sanctitatem aut norunt aut agnoscunt.

Ita pietas principum fiducia et securitate nos replet, amoremque nostrum iis conciliat. Quodsi Friderici Guilelmi, Regis nostri clementissimi, die natali quotannis virtutum ejus effigiem ob oculos ponimus, et beneficia, quae inde in hanc ejus Universitatem litterariam redundant, in memoriam revocamus, hodie pietatem ejus eximiam, fontem omnium virtutum, laete praedicemus. Quae quum ad cives ipsius proxime pertineat, nosque illam praecipue colamus, veneremur, de ea nobis gratulemur: magnum huic laetitiae et reverentiae id momentum acce-

dit, quod totus evangelicus orbis per Germaniam et quantum latius patet, causam suam interesse scit, quod omnium bonorum, hac libertate gaudentium, admiratio et fiducia eorumque vota pia nobiscum communia versus Illum diriguntur, quem evangelicae doctrinae ejusque libertatis certum vindicem esse cognorunt. Deum T. O. M. precati sumus et precamur, et precari non desinemus, ut Regi nostro clementissimo et domui Augustae universae illa bona conservet, augeat, quibus pietatem, justitiam, clementiam remuneratur perpetuo.

VII.

Schreiben in amtlichen Angelegenheiten.

Den 23. Oktbr. 1812. — Den 2. August 1816. — Den 7. Februar 1823.

Aus einem Briefe Hegel's vom 23. Oktbr. 1812 an Niethammer.

Einleitung.

Sie hatten mir aufgetragen, meine Gedanken über den Vortrag der Philosophie auf Gymnasien niederzuschreiben, und sie Ihnen vorzulegen; ich habe schon vor einiger Zeit den ersten Entwurf zu Papier gebracht, konnte aber keine ordentliche Zeit mehr gewinnen, ihn gehörig durchzuarbeiten; um es nicht zu lange anstehen zu lassen, Ihnen, Ihrem Verlangen gemäß, etwas darüber zu überschicken, lasse ich es in der Gestalt, wie es mit noch einiger Ueberarbeitung geworden ist, für Sie abschreiben. Da der Aufsatz keinen andern, als einen Privatzweck hat, so wird er auch so, wie er ist, ihn erfüllen können; das Abrupte der Gedanken, noch mehr aber das hie und da Polemische, rechnen Sie gefälligst zur unvollkommnen Form, die für einen andern Zweck, als meine Meinung Ihnen darzulegen, freilich mehr Abglättung gefordert hätte Das Polemische mag öfter inkonvenabel seyn, insofern der Aufsatz an Sie gerichtet ist, und also sonst Niemand, als Sie, vorhanden wäre, gegen den polemisirt werden könnte; aber Sie werden von selbst dasselbe ganz bloß als einen gelegentlichen Eifer betrachten, der mich bei der Erwähnung dieser oder jener Manieren oder Ansichten in's Blaue hinein überfallen hat. —

Eine Schlußbemerkung fehlt übrigens noch, die ich aber nicht hinzugefügt habe, weil ich darüber noch uneins mit mir selbst bin; — nämlich, daß vielleicht aller philosophische Unterricht auf Gymnasien überflüssig scheinen könnte, daß das Studium der Alten das der Gymnasial-Jugend angemessenste und seiner Substanz nach die wahrhafte Einleitung in die Philosophie sey. — Allein wie soll ich, der Professor der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften, gegen mein Fach und meine Stelle streiten? mir selbst das Brod und Wasser abgraben? Auf der andern Seite aber hätte ich vielleicht — da ich auch philosophischer Pädagog seyn soll, — ja selbst als Rektor einen Amts-Beruf dazu, endlich auch das nähere Interesse, daß man die Professoren der philosophischen Wissenschaften an Gymnasien für überflüssig erklärte und sie anderswo hinschaffte. Eins aber zieht mich wieder auf die erste Seite zurück: nämlich die ganz gelehrt werdende und zur Wortweisheit tendirende Philologie. Die Kirchenväter, Luther und die alten Prediger citirten, legten aus und handhabten die Bibeltexte auf eine freie Manier, bei der es in Rücksicht des Historisch-Gelehrten auf einen Bauernschuh nicht ankam, wenn sie desto mehr Lehre und Erbauung hineinlegen konnten. Nach der ästhetischen Salbaderei von pulcre! quam venuste! wovon wir noch bedeutende Nachklänge hören, ist jetzt die Wort-, kritische und metrische, Gelehrsamkeit an der Tagesordnung; ich weiß nicht, ob eben schon viel davon in das Ihnen untergebene Personal eingerissen ist; — aber es wird demselben auch bevorstehen, und in einem und dem anderen Falle die Philosophie ziemlich leer ausgehen.

Ueber den Vortrag der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften auf Gymnasien.

Der Vortrag der philosophischen Vorbereitungs-Wissenschaften in dem Gymnasium bietet zwei Seiten dar:

I. die Lehrgegenstände selbst, II. die Methode.

I.

Was I. die Lehrgegenstände nebst deren Vertheilung an die drei Klassen betrifft, so setzt das Normativ Folgendes darüber fest:

1) Für die Unter-Klasse ist (III. §. 5. III.) die Religions-, Rechts- und Pflichtenkenntniß bestimmt.

Dagegen V. C. ist angegeben, daß in der Unter-Klasse der Anfang der Uebung des spekulativen Denkens mit der Logik gemacht werden könne.

2) Für die Mittel-Klasse:

α. Kosmologie, natürliche Theologie, in Verbindung mit den kantischen Kritiken.

β. Psychologie.

3. Für die Ober-Klasse: philosophische Encyklopädie.

Da in Ansehung der Unter-Klasse der Vortrag der Rechts-, Pflichten- und Religionslehre, und der Logik nicht wohl zu vereinigen ist, so habe ich es bisher so darin gehalten, daß ich in der Unter-Klasse nur die Rechts-, Pflichten- und Religionslehre abhandelte; die Logik aber auf die Mittel-Klasse aufsparte, und zwar abwechselnd mit der Psychologie in dieser Klasse, die von zweijährigem Kursus ist, vortrug. Auf die Ober-Klasse kam dann die vorgeschriebene Encyklopädie.

Wenn ich über die ganze Vertheilung mein allgemeines Urtheil, sowohl nach der Sache selbst als nach meiner Erfahrung, abgeben soll, so kann ich nur erklären, daß ich sie sehr zweckmäßig gefunden habe.

Um in das Nähere hierüber einzugehen, so ist 1) in Ansehung des ersten Lehrgegenstandes im Normativ der Ausdruck: „Religions-, Rechts- und Pflichtenlehre" gebraucht, worin die Voraussetzung liegt, daß unter diesen drei Lehren mit der Religion der Anfang gemacht werde. Insofern noch kein Kompendium vorhanden ist, muß wohl dem Lehrer die Freiheit bleiben, hierin nach seiner Einsicht die Ordnung und den Zusammenhang zu bilden. Ich meines Orts weiß nicht anders, als mit dem Rechte, der einfachsten und abstraktesten Folge der Freiheit, anzufangen, alsdann zur Moral fortzugehen und von da zur Religion, als der höchsten Stufe, fortzuschreiten. — Doch dieser Umstand beträfe näher die Natur des abzuhandelnden Inhalts, und gehört eine weitere Ausführung nicht hieher.

Wenn die Frage gemacht würde: ob dieser Lehrgegenstand passend sey, den Anfang der Einleitung in die Philosophie zu machen? so kann ich dieß nicht anders als bejahend beantworten. Die Begriffe dieser Lehren sind einfach, und haben zugleich eine Bestimmtheit, die sie für das Alter dieser Klasse ganz zugänglich macht; ihr Inhalt ist durch das natürliche Gefühl der Schüler unterstützt, er hat eine Wirklichkeit im Innern derselben; denn er ist die Seite der innern Wirklichkeit selbst. Ich ziehe daher diesen Lehrgegenstand für diese Klasse der Logik weit vor, weil diese einen abstrakteren und vornehmlich einen von jener unmittelbaren Wirklichkeit des Innern entferntern, nur theoretischen Inhalt hat. Freiheit, Recht, Eigenthum u. s. s. sind praktische Bestimmungen, mit denen wir täglich umgehen und die, außer jener unmittelbaren, auch eine sanktionirte Existenz und reale Gültigkeit haben. Die logischen Bestimmungen von Allgemeinem und Besonderem u. s. s. sind

dem Geiſte, der noch nicht im Denken zu Hauſe iſt, Schatten gegen das Wirkliche, an das er rekurrirt, ehe er jene unabhängig von dieſem feſt zu halten und zu betrachten geübt iſt. Die gewöhnliche Forderung an ein einleitendes Lehren der Philoſophie iſt zwar, daß man vom Exiſtirenden anfangen und von da aus das Bewußtſeyn zum Höhern, zum Gedanken fortführen ſolle. Aber in den Freiheitsbegriffen iſt ſelbſt das Exiſtirende und Unmittelbare vorhanden, das zugleich, ohne vorhergehende Anatomie, Analyſe, Abſtraktion u. ſ. f., ſchon Gedanke iſt. — Es wird alſo in dieſen Lehren in der That mit dem Verlangten, dem Wahrhaften, dem Geiſtigen, Wirklichen angefangen. — Ich habe immer bei dieſer Klaſſe ein größeres Intereſſe an dieſen praktiſchen Beſtimmungen, als an dem wenigen Theoretiſche, das ich vorauszuſchicken hatte, gefunden, und den Unterſchied dieſes Intereſſes noch mehr gefühlt, als ich das Erſtemal, nach der Weiſung des erläuternden Theils des Normativs, mit den Grundbegriffen der Logik den Anfang machte; ſeitdem habe ich dieß nicht wiederholt.

2) Die höhere Stufe für den Lernenden iſt das theoretiſch Geiſtige, das Logiſche, Metaphyſiſche, Pſychologiſche. Das Logiſche und Pſychologiſche zunächſt mit einander verglichen, ſo iſt das Logiſche im Ganzen für das Leichtere anzuſehen, weil es einfachere, abſtrakte Beſtimmungen zu ſeinem Inhalt hat, das Pſychologiſche dagegen ein Konkretes, und zwar ſogar den Geiſt. Aber zu leicht iſt die Pſychologie, wenn ſie ſo trivial als ganz empiriſche Pſychologie, wie etwa in Kampe's Pſychologie für Kinder, genommen werden ſoll. — Was ich von Carus' Manier kenne, iſt ſo langweilig, unerbaulich, leblos, geiſtlos, daß es gar nicht auszuhalten iſt.

Ich theile den Vortrag der Pſychologie in zwei Theile, α. des erſcheinenden, β. des an und für ſich ſeyenden Geiſtes; — in jenem handle ich das Bewußtſeyn, nach meiner Phänomenologie des Geiſtes, aber nur in den dort bezeichneten

drei erſten Stufen, 1) Bewußtſeyn, 2) Selbſtbewußtſeyn, 3) Vernunft, in dieſem die Stufenfolge von Gefühl, Anſchauung, Vorſtellung, Einbildungskraft u. ſ. f. ab. Beide Theile unterſcheide ich ſo, daß der Geiſt als Bewußtſeyn auf die Beſtimmungen als auf Gegenſtände thätig iſt, und ſein Beſtimmen ihm zu einem Verhältniß zu einem Gegenſtande wird, daß er als Geiſt aber nur auf ſeine Beſtimmungen thätig iſt, und die Veränderungen in ihm als ſeine Thätigkeiten beſtimmt ſind, und ſo betrachtet werden. —

Indem die Logik die andere Wiſſenſchaft der Mittel-Klaſſe iſt, ſo ſcheint damit die Metaphyſik leer auszugehen. Es iſt dieß ohnehin eine Wiſſenſchaft, mit welcher man heutiges Tags in Verlegenheit zu ſeyn pflegt. In dem Normativ iſt die kant'ſche Darſtellung der antinomiſchen Kosmologie und der eben ſo dialektiſchen natürlichen Theologie angegeben. In der That iſt dadurch nicht ſowohl die Metaphyſik ſelbſt, als die Dialektik derſelben vorgeſchrieben; womit dieſe Parthie wieder in die Logik, nämlich als Dialektik, zurück kommt.

Nach meiner Anſicht des Logiſchen fällt ohnehin das Metaphyſiſche ganz und gar dahinein. Ich kann hiezu Kant als Vorgänger und Autorität citiren. Seine Kritik reducirt das ſeitherige Metaphyſiſche in eine Betrachtung des Verſtandes und der Vernunft. Logik kann alſo nach kant'ſchem Sinne ſo genommen werden, daß außer dem gewöhnlichen Inhalt der ſogenannten allgemeinen Logik, die von ihm als tranſcendentale Logik bezeichnete, damit verbunden und vorausgeſchickt wird; nämlich dem Inhalte nach die Lehre von den Kategorien, Reflexions-Begriffen, und dann den Vernunftbegriffen. — Analytik und Dialektik. — Dieſe objektiven Denkformen ſind ein ſelbſtſtändiger Inhalt, die Parthie des ariſtoteliſchen Organon de categoriis, — oder die vormalige Ontologie. Ferner ſind ſie unabhängig vom metaphyſiſchen Syſtem; — ſie kommen beim tranſcendentalen Idealismus eben ſo ſehr vor,

wie beim Dogmatismus; dieſer nennt ſie Beſtimmungen der Entium, jener des Verſtandes. — Meine objektive Logik wird, wie ich hoffe, dazu dienen, die Wiſſenſchaft wieder zu reinigen, und ſie in ihrer wahren Würde darzuſtellen. Bis ſie mehr gekannt wird, enthalten jene kant'ſchen Unterſcheidungen bereits das Nothdürftige oder Grobe davon.

In Anſehung der kant'ſchen Antinomien wird ihre dialektiſche Seite unten noch erwähnt. Was ihren ſonſtigen Inhalt betrifft, ſo iſt er Theils das Logiſche, Theils die Welt in Zeit und Raum, die Materie. In ſofern in der Logik bloß ihr logiſcher Gehalt, — nämlich die antinomiſchen Kategorien, welche ſie enthalten, — vorkommt, ſo fällt es hinweg, daß ſie die Kosmologie betreffen; — aber in der That iſt jener weitere Inhalt, nämlich die Welt, Materie u. dergl. auch ein unnützer Ballaſt, ein Nebelbild der Vorſtellung, das keinen Werth hat. — Was die kant'ſche Kritik der natürlichen Theologie betrifft, ſo kann ſie, wie ich gethan habe, in der Religionslehre, worin ein ſolcher Stoff beſonders für einen drei- und reſp. vierjährigen Kurſus nicht unwillkommen iſt, vorgenommen werden. Es hat Intereſſe, Theils eine Kenntniß von den ſo berühmten Beweiſen vom Daſeyn Gottes zu geben; — Theils mit der eben ſo berühmten kant'ſchen Kritik derſelben bekannt zu machen; — Theils dieſe Kritik wieder zu kritiſiren.

3) Die Encyklopädie, da ſie philoſophiſch ſeyn ſoll, ſchließt weſentlich die, ohnehin gehaltleere und der Jugend auch noch nicht nützliche literariſche Encyklopädie aus. Sie kann nichts Anderes enthalten, als den allgemeinen Inhalt der Philoſophie, nämlich die Grundbegriffe und Principien ihrer beſondern Wiſſenſchaften, deren ich drei Hauptwiſſenſchaften zähle: 1) die Logik, 2) die Philoſophie der Natur, 3) die Philoſophie des Geiſtes. Alle andere Wiſſenſchaften, die als nicht-philoſophiſche angeſehen werden, fallen in der That nach

ihren Anfängen in dieſe, und nach dieſen Anfängen ſollen ſie allein in der Encyklopädie, weil ſie philoſophiſch iſt, betrachtet werden. — So zweckmäßig es nun iſt, auf dem Gymnaſium eine ſolche Ueberſicht der Elemente zu geben, ſo kann ſie auch wieder bei näherer Betrachtung für überflüſſig angeſehen werden, — darum, weil die in der Encyklopädie kurz zu betrachtenden Wiſſenſchaften in der That ſchon ſelbſt ausführlicher — größtentheils da geweſen ſind. Nämlich die erſte Wiſſenſchaft der Encyklopädie, die Logik, von der bereits oben geſprochen; die dritte Wiſſenſchaft, die Lehre vom Geiſte, 1) in der Pſychologie, 2) in der Rechts-, Pflichten- und Religionslehre; (— ſelbſt ſchon die Pſychologie als ſolche, — die in die zwei Theile des theoretiſchen und praktiſchen Geiſtes, oder der Intelligenz und des Willens, zerfällt, kann größtentheils der Ausführung ihres zweiten Theils entbehren, weil derſelbe in ſeiner Wahrheit ſchon als Rechts-, Pflichten- und Religionslehre vorgekommen iſt. Denn die bloß pſychologiſche Seite der letztern — nämlich Gefühle, Begierden, Triebe, Neigungen, — ſind nur ein Formelles, das ſeinem wahren Inhalte nach, — z. B. der Trieb nach Erwerb oder nach Wiſſen, die Neigung der Eltern zu den Kindern u. ſ. f., — in der Rechts- oder Pflichtenlehre als nothwendiges Verhältniß, als Pflicht des Erwerbs mit der Einſchränkung der Rechtsprincipien, als Pflicht, ſich zu bilden, als Pflichten der Eltern und Kinder u. ſ. f., bereits abgehandelt iſt.) — Indem zur dritten Wiſſenſchaft der Encyklopädie noch die Religionslehre gehört, ſo iſt auch dieſer ein beſonderer Unterricht gewidmet. Zunächſt iſt daher nur die zweite Wiſſenſchaft, die Philoſophie der Natur noch für die Encyklopädie übrig. — Allein 1) hat die Naturbetrachtung noch wenig Reize für die Jugend; das Intereſſe an der Natur fühlt ſie mehr — und nicht mit Unrecht — als eine theoretiſche Müßigkeit, in Vergleichung gegen menſchliches und geiſtiges Thun

und Gestalten; 2) ist die Naturbetrachtung das Schwerere; denn der Geist, indem er die Natur begreift, hat das Gegentheil des Begriffs in den Begriff zu verwandeln, — eine Kraft, der nur das erstarkte Denken fähig ist; 3) setzt die Naturphilosophie, als spekulative Physik, Bekanntschaft mit den Naturerscheinungen, — mit der empirischen Physik — voraus, — eine Bekanntschaft, welche hier noch nicht vorhanden ist. — Als ich im vierten Jahre der Existenz des Gymnasiums in der Ober-Klasse solche Schüler erhielt, welche die drei Kurse der Philosophie in der Mittel- und Unter-Klasse durchlaufen hatten, mußte ich die Bemerkung machen auf, daß sie mit dem größten Theil des philosophischen wissenschaftlichen Kreises schon bekannt seyen, und ich des größten Theils der Encyklopädie entbehren könnte; ich hielt mich alsdann vornehmiich an die Naturphilosophie. — Dagegen fühlte ich als wünschenswerth, daß eine Seite der Philosophie des Geistes, nämiich die Parthie des Schönen, weiter ausgeführt würde. Die Aesthetik ist, außer der Naturphilosophie, die besondere Wissenschaft, welche in dem wissenschaftlichen Cykius noch fehit, und sie scheint sehr wesentiich eine Gymnasial-Wissenschaft seyn zu können. Sie könnte dem Professor der klassischen Literatur in der Ober-Kiasse übertragen seyn, der aber mit dieser Literatur schon genug zu thun hat, welcher es sehr schädlich wäre, Stunden zu entziehen. Es wäre aber höchst nützlich, wenn die Gymnastasten außer mehr Begriff von Metrik, auch bestimmtere Begriffe von der Natur des Epos, der Tragödie, der Komödie u. dergl. erhielten. Die Aesthetik könnte einer Seits die neuern, bessern Ansichten von dem Wesen und dem Zwecke der Kunst geben, anderer Seits aber müßte sie ja nicht ein bioßes Gewäsche von der Kunst bleiben — sondern sich, wie gesagt, auf die besonderen Dichtungsarten und die besonderen antiken und modernen Dichtungsweisen einlassen, in die charakteristische Bekanntschaft mit den vornehmsten Dichtern der verschiedenen Nationen und

Zeiten einleiten, und dieſe Bekanntſchaft mit Beiſpielen unterſtützen. — Es würde dieß eben ein ſo lehrreicher als angenehmer Kurſus ſeyn; er enthielte lauter ſolche Kenntniſſe, die für Gymnaſiaſten höchſt paſſend ſind; und es kann als ein reeller Mangel gelten, daſſ dieſe Wiſſenſchaft keinen Lehrgegenſtand in einer Gymnaſial-Anſtalt ausmacht. — Die Encyklopädie wäre auf dieſe Weiſe, der Sache nach, im Gymnaſium, mit Ausnahme der Naturphiloſophie, vorhanden; es fehlte etwa nur noch eine philoſophiſche Anſicht der Geſchichte, die aber Theils noch entbehrt werden, Theils auch ſonſt, z. B. in der Religionswiſſenſchaft, bei der Lehre von der Vorſehung, ihre Stelle finden kann. Die allgemeine Eintheilung des ganzen Gebiets der Philoſophie, daß es drei ſind, reines Denken, Natur und Geiſt, muß ohnehin öfters bei der Beſtimmung der einzelnen Scientien erwähnt werden.

II. Methode.

A. Im Allgemeinen unterſcheidet man philoſophiſches Syſtem mit ſeinen beſondern Scientien und das Philoſophiren ſelbſt. Nach der modernen Sucht, beſonders der Pädagogik, ſoll man nicht ſowohl in dem Inhalt der Philoſophie unterrichtet werden, als daß man ohne Inhalt philoſophiren lernen ſoll; das heißt ungefähr: man ſoll reiſen und immer reiſen, ohne die Städte, Flüſſe, Länder, Menſchen u. ſ. f. kennen zu lernen.

Vor's Erſte, indem man eine Stadt kennen lernt, und dann zu einem Fluſſe, andern Stadt u. ſ. f. kommt, lernt man ohnehin bei dieſer Gelegenheit reiſen, und man lernt es nicht nur, ſondern reiſt ſchon wirklich. So, indem man den Inhalt der Philoſophie kennen lernt, lernt man nicht nur das Philoſophiren, ſondern philoſophirt auch ſchon wirklich. Auch wäre der Zweck des Reiſenlernens ſelbſt nur, jene Städte u. ſ. f., den Inhalt kennen zu lernen.

Zweitens enthält die Philoſophie die höchſten vernünf-

tigen Gedanken über die wesentlichen Gegenstände, enthält das Allgemeine und Wahre derselben; es ist von großer Wichtigkeit, mit diesem Inhalt bekannt zu werden, und diese Gedanken in den Kopf zu bekommen. Das traurige, bloß formelle Verhalten, das perennirende inhaltslose Suchen und Herumtreiben, das unsystematische Raisonniren oder Spekuliren hat das Gehaltleere, das Gedankenleere der Köpfe zur Folge, daß sie nichts können. Die Rechtslehre, Moral, Religion ist ein Umfang von wichtigem Inhalt; eben so ist die Logik eine inhaltsvolle Seienz, die objektive (Kant: transcendentale) enthält die Grundgedanken vom Seyn, Wesen, Kraft, Substanz, Ursache u. s. f. u. s. f.; die andere die Begriffe, Urtheile, Schlüsse u. s. f., eben so wichtige Grundbestimmungen; — die Psychologie Gefühl, Anschauung u. s. f.; — die philosophische Encyklopädie endlich überhaupt den ganzen Umfang. Die wolf'schen Scientien, Logik, Ontologie, Kosmologie u. s. f. Naturrecht, Moral u. s. f., sind mehr oder minder verschwunden; aber darum ist die Philosophie nicht weniger ein systematischer Komplex inhaltsvoller Scientien. — Ferner aber ist die Erkenntniß des absolut-Absoluten — (denn jene Scientien sollen ihren besondern Inhalt auch in seiner Wahrheit, d. h. in seiner Absolutheit, kennen lernen) — nur allein möglich durch die Erkenntniß der Totalität in ihren Stufen eines Systems; und jene Scientien sind ihre Stufen. Die Scheu vor einem System fordert eine Bildsäule des Gottes, die keine Gestalt haben soll. Das unsystematische Philosophiren ist ein zufälliges, fragmentarisches Denken, und gerade die Konsequenz ist die formelle Seele zu dem wahren Inhalt.

Drittens. Das Verfahren im Bekanntwerden mit einer inhaltsvollen Philosophie ist nun kein anderes als das Lernen. Die Philosophie muß gelehrt und gelernt werden, so gut, als jede andere Wissenschaft. Der unglückselige Pruritus, zum Selbstdenken und eigenen Produciren zu erziehen, hat

dieſe Wahrheit in Schatten geſtellt; — als ob, wenn ich, was Subſtanz, Urſache, oder was es ſey, lerne, — ich nicht ſelbſt dächte, als ob ich dieſe Beſtimmungen nicht ſelbſt in meinem Denken producirte, ſondern dieſelben als Steine in daſſelbe geworfen würden; — als ob ferner, indem ich ihre Wahrheit, die Beweiſe ihrer ſynthetiſchen Beziehungen, oder ihr dialektiſches Uebergehen einſehe, nicht ſelbſt dieſe Einſicht erhielte, nicht ſelbſt von dieſen Wahrheiten mich überzeugte, — als ob, wenn ich mit dem pythagoräiſchen Lehrſatz und ſeinem Beweiſe bekannt worden bin, nicht ich ſelbſt dieſen Satz wüßte und ſeine Wahrheit bewieſe. So ſehr an und für ſich das philoſophiſche Studium Selbſtthun iſt, eben ſo ſehr iſt es ein Lernen; — das Lernen einer bereits vorhandenen, ausgebildeten, Wiſſenſchaft. Dieſe iſt ein Schatz von erworbenem, herausbereitetem, gebildetem Inhalt; dieſes vorhandene Erbgut ſoll vom Einzelnen erworben, d. h. gelernt werden. Der Lehrer beſitzt ihn; er denkt ihn vor, die Schüler denken ihn nach. Die philoſophiſchen Scientien enthalten von ihren Gegenſtänden die allgemeinen wahren Gedanken; ſie ſind das reſultirende Erzeugniß der Arbeit der denkenden Genie's aller Zeiten; dieſe wahren Gedanken übertreffen das, was ein ungebildeter junger Menſch mit ſeinem Denken herausbringt, um eben ſo viel, als jene Maſſe von genialiſcher Arbeit die Bemühung eines ſolchen jungen Menſchen übertrifft. Das originelle, eigenthümliche Vorſtellen der Jugend über die weſentlichen Gegenſtände iſt Theils noch ganz dürftig und leer, Theils aber in ſeinem unendlich größern Theile Meinung, Wahn, Halbheit, Schiefheit, Unbeſtimmtheit. Durch das Lernen tritt an die Stelle von dieſem Wähnen die Wahrheit. Wenn einmal der Kopf voll Gedanken iſt, dann erſt hat er die Möglichkeit ſelbſt die Wiſſenſchaft weiter zu bringen und eine wahrhafte Eigenthümlichkeit in ihr zu gewinnen; darum aber iſt es in öffentlichen Unterrichtsanſtalten, vollends in Gymnaſien, nicht zu thun, ſondern das philoſophiſche Studium

iſt weſentlich auf dieſen Geſichtspunkt zu richten, daß dadurch etwas gelernt, die Unwiſſenheit verjagt, der leere Kopf mit Gedanken und Gehalt erfüllt, und jene natürliche Eigenthümlichkeit des Denkens, d. h. die Zufälligkeit, Willkür, Beſonderheit des Meinens vertrieben werde.

B. Der philoſophiſche Inhalt hat in ſeiner Methode und Seele drei Formen; 1) iſt er abſtrakt, 2) dialektiſch, 3) ſpekulativ; abſtrakt, in ſofern er im Elemente des Denkens überhaupt iſt; aber bloß abſtrakt, dem Dialektiſchen und Speculativen gegenüber, iſt er das ſogenannte Verſtändige, das die Beſtimmungen in ihren feſten Unterſchieden feſthält und kennen lernt. Das Dialektiſche iſt die Bewegung und Verwirrung jener feſten Beſtimmtheiten; die negative Vernunft. Das Spekulative iſt das poſitiv-Vernünftige, das Geiſtige, erſt eigentlich Philoſophiſche.

Was den Vortrag der Philoſophie auf Gymnaſien betrifft, ſo iſt erſtens die abſtrakte Form zunächſt die Hauptſache. Der Jugend muß zuerſt das Sehen und Hören vergehen, ſie muß vom konkreten Vorſtellen abgezogen, in die innere Nacht der Seele zurückgezogen werden, auf dieſem Boden ſehen, Beſtimmungen feſthalten und unterſcheiden lernen.

Ferner, abſtrakt lernt man denken durch abſtraktes Denken. Man kann nämlich entweder vom Sinnlichen, Konkreten anfangen wollen, und dieſes zum Abſtrakten durch Analyſe heraus und hinauf präpariren, ſo, — wie es ſcheint, — den naturgemäßen Gang nehmen, wie auch ſo vom Leichtern zum Schwerern aufſteigen. Oder aber man kann gleich vom Abſtrakten ſelbſt beginnen, und daſſelbe an und für ſich nehmen, lehren und verſtändlich machen. Erſtlich, was die Vergleichung beider Wege betrifft, ſo iſt der erſte gewiß naturgemäßer, aber darum der unwiſſenſchaftliche Weg. Obwohl es naturgemäßer iſt, daß eine das Runde ungefähr enthaltende Scheibe aus einem Baumſtamme, durch Abſtreifen der ungleichen, her-

ausſtehenden Stückchen nach und nach abgerundet worden ſey, ſo verfährt doch der Geometer nicht ſo, ſondern er macht mit dem Zirkel oder der freien Hand gleich einen genauen abſtrakten Kreis. Es iſt der Sache gemäß, weil das Reine, das Höhere, das Wahrhafte natura prius iſt, mit ihm in der Wiſſenſchaft auch anzufangen; denn ſie iſt das Verkehrte des bloß naturgemäßen, d. h. ungeiſtigen Vorſtellens; wahrhaft iſt jenes das Erſte und die Wiſſenſchaft ſoll thun, wie es wahrhaft iſt. — Zweitens iſt es ein völliger Irrthum, jenen naturgemäßen, beim konkreten Sinnlichen anfangenden und zum Gedanken fortgehenden Weg für den leichtern zu halten. Er iſt im Gegentheil der ſchwerere; wie es leichter iſt, die Elemente der Tonſprache, die einzelnen Buchſtaben, auszuſprechen und zu leſen, als ganze Worte. — Weil das Abſtrakte das Einfachere iſt, iſt es leichter aufzufaſſen. Das konkrete ſinnliche Beiweſen iſt ohnehin wegzuſtreifen; es iſt daher überflüſſig, es vorher dazu zu nehmen, da es wieder weggeſchafft werden muß, und es wirkt nur zerſtreuend. Das Abſtrakte iſt als ſolches verſtändlich genug, ſo viel nöthig iſt; der rechte Verſtand ſoll ja überdieß erſt durch die Philoſophie hineinkommen. Es iſt darum zu thun, die Gedanken von dem Univerſum in den Kopf zu bekommen; die Gedanken aber ſind überhaupt das Abſtrakte. Das formelle gehaltloſe Raiſonnement iſt freilich auch abſtrakt genug. Aber es wird vorausgeſetzt, daß man Gehalt und den rechten Inhalt habe; der leere Formalismus, die gehaltloſe Abſtraktion aber, wäre es auch über das Abſolute, wird eben durch das Obige am beſten vertrieben, nämlich durch Vortrag eines beſtimmten Inhalts. —

Hält man ſich nun bloß an die abſtrakte Form des philoſophiſchen Inhalts, ſo hat man eine (ſogenannte) verſtändige Philoſophie; und indem es auf dem Gymnaſium um Einleitung und Stoff zu thun iſt, ſo iſt jener verſtändige Inhalt, jene ſyſtematiſche Maſſe abſtrakter gehaltvoller Begriffe, unmittelbar das Philoſo-

phische als Stoff, und ist Einleitung, weil der Stoff überhaupt für ein wirkliches, erscheinendes Denken das Erste ist. Diese erste Stufe scheint daher das Vorherrschende in der Gymnasial-Sphäre seyn zu müssen.

Die zweite Stufe der Form ist das Dialektische. Diese ist Theils schwerer als das Abstrakte, Theils der, nach Stoff und Erfüllung begierigen, Jugend das am wenigsten Interessante. Die kant'schen Antinomien sind im Normativ angegeben, in Rücksicht auf Kosmologie; sie enthalten eine tiefe Grundlage über das Antinomische der Vernunft, aber diese Grundlage liegt zu verborgen, und — so zu sagen — gedankenlos und zu wenig in ihrer Wahrheit erkannt in ihnen; — andern Theils sind sie wirklich ein zu schlechtes Dialektisches, — weiter nichts, als geschrobene Antithesen: — ich habe sie in meiner Logik, wie ich glaube, nach Verdienst beleuchtet. Unendlich besser ist die Dialektik der alten Eleatiker und die Beispiele, die uns davon aufbewahrt sind. — Da eigentlich in einem systematischen Ganzen jeder neue Begriff durch die Dialektik des Vorhergehenden entsteht, so hat der Lehrer, der diese Natur des Philosophischen kennt, die Freiheit, allenthalben den Versuch mit der Dialektik zu machen, so oft er mag, und wo sie keinen Eingang findet, ohne sie zum nächsten Begriff überzugehen.

Das Dritte ist das eigentlich Spekulative, das heißt, die Erkenntniß des Entgegengesetzten in seiner Einheit; — oder genauer, daß die Entgegengesetzten in ihrer Wahrheit Eins sind. Dieses Spekulative ist erst das eigentlich Philosophische. Es ist natürlich das Schwerste; es ist die Wahrheit. es selbst ist in gedoppelter Form vorhanden: 1) in gemeiner, dem Vorstellen, der Einbildungskraft, auch dem Herzen näher gebrachten Form, z. B. wenn man von dem allgemeinen, sich selbst bewegenden, und in unendlicher Form gestaltenden Leben der Natur spricht; — Pantheismus und dergleichen — wenn

man von der ewigen Liebe Gottes ſpricht, der darum Schöpfer iſt, um zu lieben, um ſich ſelbſt in ſeinem ewigen Sohne — und dann in einem der Zeitlichkeit dahin gegebenen Sohne, der Welt, — anzuſchauen u. dergl. Das Recht, das Selbſtbewußtſeyn, das Praktiſche überhaupt, enthält ſchon an und für ſich ſelbſt die Principien oder Anfänge davon, und vom Geiſte und dem Geiſtigen iſt eigentlich auch nicht Ein Wort zu ſagen, als ein ſpekulatives; denn er iſt die Einheit im Andersſeyn mit ſich; — ſonſt ſpricht man, wenn man auch die Worte Seele, Geiſt, Gott braucht, doch nur von Steinen und Kohlen. — Indem man nun vom Geiſtigen bloß abſtrakt oder verſtändig ſpricht, ſo kann der Inhalt doch ſpekulativ ſeyn, — ſo gut, als der Inhalt der vollkommenen Religion höchſt ſpekulativ iſt. — Aber dann bringt der Vortrag, er ſey begeiſtert, oder wenn er dieß nicht iſt, gleichſam erzählend, — den Gegenſtand nur vor die Vorſtellung, — nicht in den Begriff.

Das Begriffene, und dieß heißt das, aus der Dialektik hervorgehende, Spekulative iſt allein das Philoſophiſche in der Form des Begriffs. Dieß kann nur ſparſam im Gymnaſial-Vortrag vorkommen; es wird überhaupt von Wenigen gefaßt; und man kann zum Theil auch nicht recht wiſſen, ob es von ihnen gefaßt wird. — Spekulativ denken lernen, was als die Hauptbeſtimmung des vorbereitenden philoſophiſchen Unterrichts im Normativ angegeben wird, iſt daher gewiß als das nothwendige Ziel anzuſehen; die Vorbereitung dazu iſt das abſtrakte und dann das dialektiſche Denken, ferner die Erwerbung von Vorſtellungen ſpekulativen Inhalts. Da der Gymnaſial-Unterricht weſentlich vorbereitend iſt, ſo wird er darin vornehmlich beſtehen können, auf dieſe Seiten des Philoſophirens hinzuarbeiten.

An den Königl. Preußischen Regierungsrath und Professor Friedrich v. Raumer.

Ueber den Vortrag der Philosophie auf Universitäten.

Ew. Hochwohlgeboren erlaube ich mir hiermit, auf Veranlassung unserer mündlichen Unterhaltung, meine Gedanken über den Vortrag der Philosophie auf Universitäten nachträglich vorzulegen. Ich muß recht sehr bitten, daß Sie auch mit der Form gütigst vorlieb nehmen mögen und mehr Ausführung und Zusammenhang nicht verlangen, als sich in einem eiligen Briefe geben läßt, der Sie noch in unsrer Nähe einholen soll.

Ich fange sogleich mit der Bemerkung an, wie überhaupt dieser Gegenstand zur Sprache kommen könne, da es sonst eine ganz einfache Sache scheinen kann, daß von dem Vortrage der Philosophie nur dasselbe gelten müsse, was von dem anderer Wissenschaften gilt; ich will mich in dieser Rücksicht nicht damit aufhalten, daß auch von jenem gefordert werden müsse, daß er Deutlichkeit mit Gründlichkeit und zweckmäßiger Ausführlichkeit verbinden solle, daß er auch dieß Schicksal mit dem Vortrage der andern Wissenschaften auf einer Universität theile, zum Behufe der festgesetzten Zeit, in der Regel eines halben Jahrs, zugerichtet werden zu müssen, daß die Wissenschaft hiernach zu strecken oder zusammen zu ziehen, erforderlich sey u. s. f. Die besondere Art von Verlegenheit, die sich dermalen für den Vortrag der Philosophie wahrnehmen läßt, ist wohl in der Wen-

dung zu ſuchen, welche dieſe Wiſſenſchaft genommen hat, und woraus das gegenwärtige Verhältniß hervorgegangen iſt, daß die vormalige wiſſenſchaftliche Ausbildung derſelben und die beſondern Wiſſenſchaften, in die der philoſophiſche Stoff vertheilt war, nach Form und Inhalt, mehr oder weniger antiquirt worden; — daß aber auf der andern Seite die an die Stelle getretene Idee der Philoſophie noch ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung ſteht, und das Material der beſonderen Wiſſenſchaften ſeine Umbildung und Aufnahme in die neue Idee unvollſtändig oder gar noch nicht erlangt hat. — Wir ſehen deshalb einer Seits Wiſſenſchaftlichkeit und Wiſſenſchaften ohne Intereſſe, anderer Seits Intereſſe ohne Wiſſenſchaftlichkeit.

Was wir daher auch im Durchſchnitt auf Univerſitäten und in Schriften vorgetragen ſehen, ſind noch einige der alten Wiſſenſchaften, Logik, empiriſche Pſychologie, Naturrecht, etwa noch Moral; denn auch denen, welche ſich ſonſt noch an das Aeltere halten, iſt die Metaphyſik zu Grunde gegangen, wie der Juriſtenfakultät das deutſche Staatsrecht; wenn dabei die übrigen Wiſſenſchaften, die ſonſt die Metaphyſik ausmachten, nicht ſo ſehr vermißt werden, ſo muß dieß wenigſtens in Anſehung der natürlichen Theologie der Fall ſeyn, deren Gegenſtand die vernünftige Erkenntniß Gottes war. Von jenen noch beibehaltenen Wiſſenſchaften, insbeſondere der Logik, ſcheint es beinahe, daß es meiſt nur die Tradition und die Rückſicht auf den formellen Nutzen der Verſtandesbildung iſt, welche dieſelben noch erhält; denn der Inhalt derſelben, wie auch ihre und der übrigen Form, ſteht mit der Idee der Philoſophie, auf welche das Intereſſe übergegangen, und mit der von dieſer angenommenen Weiſe zu philoſophiren zu ſehr im Kontraſt, als daß ſie noch befriedigende Genugthuung gewähren könnten. Wenn die Jugend auch erſt das Studium der Wiſſenſchaften beginnt, ſo iſt ſie doch ſchon, ſey es nur von einem unbeſtimmten Gerüchte anderer Ideen und Weiſen berührt worden, ſo daß

ſie ohne das erforderliche Vorurtheil von der Autorität und Wichtigkeit jener an das Studium derſelben kommt, und leicht ein Etwas nicht findet, zu deſſen Erwartung ſie ſchon angeregt iſt; ich möchte ſagen, daß auch das Lehren ſolcher Wiſſenſchaften, wegen des einmal imponirenden Gegenſatzes, nicht mehr mit der Unbefangenheit und vollem Zutrauen geſchieht, wie vormals; eine daher entſpringende Unſicherheit oder Gereiztheit trägt dann nicht dazu bei, Eingang und Kredit zu verſchaffen.

Auf der andern Seite hat die neue Idee die Forderung noch nicht erfüllt, das weite Feld von Gegenſtänden, welche in die Philoſophie gehören, zu einem geordneten, durch ſeine Theile hindurch gebildeten Ganzen zu geſtalten. Die Forderung beſtimmter Erkenntniſſe und die ſonſt anerkannte Wahrheit, daß das Ganze nur dadurch, daß man die Theile durchgearbeitet, wahrhaft gefaßt werde, iſt nicht bloß umgangen, ſondern mit der Behauptung abgewieſen worden, daß die Beſtimmtheit und Mannigfaltigkeit von Kenntniſſen für die Idee überflüſſig, ja ihr zuwider und unter ihr ſey. Nach ſolcher Anſicht iſt die Philoſophie ſo kompendiös, wie die Medizin oder wenigſtens die Therapie zu den Zeiten des Brownſchen Syſtems war, nach welchem ſie in einer halben Stunde abſolvirt werden konnte. Einen Philoſophen, der zu dieſer intenſiven Weiſe gehört, haben Sie vielleicht indeß in München perſönlich kennen gelernt; Franz Baader läßt von Zeit zu Zeit einen oder zwei Bogen drucken, die das ganze Weſen der ganzen Philoſophie oder einer beſondern Wiſſenſchaft derſelben enthalten ſollen. Wer in dieſer Art nur drucken läßt, hat noch den Vortheil des Glaubens des Publikums, daß er auch über die Ausführung ſolcher allgemeinen Gedanken Meiſter ſey. Aber Friedr. Schlegel's Auftreten mit Vorleſungen über Transcendental-Philoſophie erlebte ich noch in Jena; er war in ſechs Wochen mit ſeinem Kollegium fertig, eben nicht zur Zufriedenheit ſeiner Zuhörer, die ein halbjähriges erwartet und bezahlt hatten. — Eine

größere Breite ſahen wir den allgemeinen Ideen mit Hülfe der Phantaſie geben, die Hohes und Niederes, Nahes und Fernes, glänzend und trübe, mit tieferem Sinn oft und ebenſo oft ganz oberflächlich zuſammenbraute, und dazu beſonders diejenigen Regionen der Natur und des Geiſtes benutzte, die für ſich ſelbſt trübe und willkürlich ſind. Ein entgegengeſetzter Weg zu mehrerer Ausdehnung iſt der kritiſche und ſkeptiſche, der an dem vorhandenen Material einen Stoff hat, an dem er fortgeht, übrigens es zu nichts bringt, als zu dem Unerfreulichen und Langeweile Machenden negativer Reſultate. Wenn dieſer Weg auch etwa den Scharfſinn zu üben dient, das Mittel der Phantaſie aber die Wirkung haben mochte, ein vorübergehendes Gähren des Geiſtes, auch etwa was man Erbauung nennt, zu erwecken, und in Wenigen die allgemeine Idee ſelbſt zu entzünden, ſo leiſtet doch keine von dieſen Weiſen, was geleiſtet werden ſoll, und was Studium der Wiſſenſchaft iſt.

Der Jugend war es beim Beginn der neuen Philoſophie zunächſt willkommen, das Studium der Philoſophie, ja der Wiſſenſchaften überhaupt, mit etlichen allgemeinen Formeln, die Alles enthalten ſollten, abthun zu können. Die aus dieſer Meinung entſpringenden Folgen, Mangel an Kenntniſſen, Unwiſſenheit ſowohl in philoſophiſchen Begriffen als auch in den ſpeciellen Berufswiſſenſchaften, erfuhren aber an den Anforderungen des Staats, ſo wie an der ſonſtigen wiſſenſchaftlichen Bildung einen zu ernſthaften Widerſpruch und praktiſche Zurückweiſung, als daß jener Dünkel nicht außer Kredit gekommen wäre. So wie es die innere Nothwendigkeit der Philoſophie mit ſich bringt, daß ſie wiſſenſchaftlich und in ihren Theilen ausgebildet werde, ſo ſcheint mir dieß auch der zeitgemäße Standpunkt zu ſeyn; zu ihren vormaligen Wiſſenſchaften läßt ſich nicht zurückkehren; die Maſſe von Begriffen und Inhalt, die ſie enthielten, läßt ſich aber auch nicht bloß ignoriren; die neue Form der Idee fordert ihr Recht und das alte Ma-

terial bedarf daher einer Umbildung, die dem jetzigen Standpunkte der Philosophie gemäß ist. — Diese Ansicht über das Zeitgemäße kann ich freilich nur für eine subjektive Beurtheilung ausgeben, so wie ich auch zunächst für eine subjektive Richtung diejenige anzusehen habe, die ich in meiner Bearbeitung der Philosophie genommen, indem ich mir früh jenen Zweck gesetzt; ich habe so eben die Herausgabe meiner Arbeiten über die Logik beendigt, und muß nun vom Publikum erwarten, wie es diese Art und Weise aufnimmt.

So viel aber glaube ich für richtig annehmen zu können, daß der Vortrag der Philosophie auf Universitäten das, was er leisten soll, — eine Erwerbung von bestimmten Kenntnissen, — nur dann leisten kann, wenn er einen bestimmten, methodischen, das Detail umfassenden und ordnenden Gang nimmt. In dieser Form ist diese Wissenschaft, wie jede andere, allein fähig, gelernt zu werden. Wenn der Lehrer auch dieß Wort vermeiden mag, so muß er das Bewußtseyn haben, daß es darum zunächst und wesentlich zu thun ist. Es ist ein Vorurtheil nicht allein des philosophischen Studiums, sondern auch der Pädagogik, — und hier noch weitgreifender — geworden, daß das Selbstdenken in dem Sinn entwickelt und geübt werden solle, daß es erstlich dabei auf das Material nicht ankomme, und zweitens als ob das Lernen dem Selbstdenken entgegengesetzt sey, da in der That das Denken sich nur an einem solchen Material üben kann, das keine Geburt und Zusammenstellung der Phantasie, oder keine, es heiße sinnliche oder intellektuelle Anschauung, sondern ein Gedanke ist, und ferner ein Gedanke nicht anders gelernt werden kann, als dadurch, daß er selbst gedacht wird. Nach einem gemeinen Irrthum scheint einem Gedanken nur dann der Stempel des Selbstgedachten aufgedrückt zu seyn, wenn er abweichend von den Gedanken anderer Menschen ist, wo dann das Bekannte seine Anwendung zu finden pflegt, daß das Neue nicht wahr,

und das Wahre nicht neu ist; — sonst ist daraus die Sucht, daß jeder sein eignes System haben will, entsprungen, und daß ein Einfall für desto origineller und vortrefflicher gehalten wird, je abgeschmackter und verrückter er ist, weil er ebendadurch die Eigenthümlichkeit und Verschiedenheit von dem Gedanken Anderer am meisten beweist.

Die Fähigkeit, gelernt zu werden, erlangt die Philosophie durch ihre Bestimmtheit näher insofern, als sie dadurch allein deutlich, mittheilbar und fähig wird, ein Gemeingut zu werden. So wie sie einer Seits besonders studirt seyn will, und nicht von Haus aus schon darum ein Gemeingut ist, weil jeder Mensch überhaupt Vernunft hat, so benimmt ihre allgemeine Mittheilbarkeit ihr den Schein, den sie in neuern Zeiten unter andern auch erhielt, eine Idiosynkrasie etlicher transcendentaler Köpfe zu seyn, und wird ihrer wahrhaften Stellung angemessen, zu der Philologie, als der ersten propädeutischen Wissenschaft für einen Beruf, die zweite zu seyn. Es bleibt dabei immer offen, daß Einige in dieser zweiten Stufe stecken bleiben, aber wenigstens nicht aus dem Grunde, den es bei Manchen hatte, die, weil sie sonst nichts Rechtes gelernt hatten, Philosophen wurden. Ohnehin scheint jene Gefahr überhaupt nicht mehr so groß, wie ich vorhin erwähnt, und auf jeden Fall geringer, als die, bei der Philologie, der ersten Stufe, gleich hängen zu bleiben. Eine wissenschaftlich ausgebildete Philosophie läßt dem bestimmten Denken und gründlicher Erkenntniß schon innerhalb ihrer selbst Gerechtigkeit widerfahren, und ihr Inhalt, das Allgemeine der geistigen und natürlichen Verhältnisse, führt für sich unmittelbar auf die positiven Wissenschaften, die diesen Inhalt in konkreter Gestalt, weiterer Ausführung und Anwendung zeigen, so sehr, daß umgekehrt das Studium dieser Wissenschaften sich als nothwendig zur gründlichen Einsicht der Philosophie beweist; da hingegen das Studium der Philologie, wenn es einmal in das De-

tail, das wesentlich nur Mittel bleiben soll, hineingerathen ist, von den übrigen Wissenschaften etwas so Abgesondertes und Fremdartiges hat, daß darin nur ein geringes Band und wenige Uebergangspunkte zu einer Wissenschaft und einem Berufe der Wirklichkeit liegen.

Als propädeutische Wissenschaft hat die Philosophie insbesondere die formelle Bildung und Uebung des Denkens zu leisten; dieß vermag sie nur durch gänzliche Entfernung vom Phantastischen, durch Bestimmtheit der Begriffe und einen konsequenten methodischen Gang; sie muß jene Uebung in einem höhern Maaß gewähren können, als die Mathematik, weil sie nicht, wie diese, einen sinnlichen Inhalt hat.

Ich erwähnte vorhin der Erbauung, die oft von der Philosophie erwartet wird; meines Erachtens soll sie, auch wenn der Jugend vorgetragen, niemals erbaulich seyn. Aber sie hat ein damit verwandtes Bedürfniß zu befriedigen, das ich noch kurz berühren will. So sehr nämlich die neuere Zeit die Richtung auf einen gediegenen Stoff, höhere Ideen und die Religion wieder hervorgerufen hat, so wenig und weniger als je genügt dafür die Form von Gefühl, Phantasie, verworrenen Begriffen. Das Gehaltvolle für die Einsicht zu rechtfertigen, es in bestimmte Gedanken zu fassen und zu begreifen, und es dadurch vor trüben Abwegen zu bewahren, muß das Geschäft der Philosophie seyn. — In Ansehung dieses, so wie überhaupt des Inhalts derselben, will ich nur noch die sonderbare Erscheinung anführen, daß ein Philosoph etliche Wissenschaften mehr oder weniger, oder sonst verschiedene, in derselben vorträgt als ein Anderer; der Stoff, die geistige und natürliche Welt ist immer dieselbe, und so muß auch die Philosophie in dieselben besondern Wissenschaften zerfallen. Jene Verschiedenheit ist wohl vornehmlich der Verworrenheit zuzuschreiben, die es nicht zu bestimmten Begriffen und festen Unterschieden kommen läßt; die Verlegenheit mag auch das Ihrige beitragen, wenn man neben einer

neuſten tranſcendentalen Philoſophie alte Logik, neben einer ſkeptiſchen Metaphyſik, natürliche Theologie vortragen ſollte. Ich habe ſchon angeführt, daß der alte Stoff allerdings einer durchgeführten Umbildung bedarf, und nicht bloß auf die Seite gelegt werden kann. Sonſt iſt es beſtimmt genug, in welche Wiſſenſchaften die Philoſophie zerfallen muß; das ganz abſtrakte Allgemeine gehört in die Logik, mit allem, was davon ehemals auch die Metaphyſik in ſich begriff; das Konkrete theilt ſich in Naturphiloſophie, die nur einen Theil des Ganzen abgiebt, und in die Philoſophie des Geiſtes, wohin außer Pſychologie mit Anthropologie, Rechts- und Pflichten-Lehre, dann Aeſthetik und Religionsphiloſophie gehört; die Geſchichte der Philoſophie kommt noch hinzu. Was auch in den Principien für eine Verſchiedenheit Statt finden könnte, ſo bringt die Natur des Gegenſtandes eine Eintheilung in die genannten Wiſſenſchaften und deren nothwendige Behandlung mit ſich.

Ueber äußerliche Veranſtaltungen zur Unterſtützung des Vortrag's, z. B. Konverſatorien, enthalte ich mich etwas hinzuzufügen, da ich mit Schrecken ſehe, wie weitläufig ich bereits geworden und wie ſehr ich Ihre Nachſicht in Anſpruch genommen; ich füge nur noch den herzlichen Wunſch der glücklichen Fortſetzung Ihrer Reiſe und die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und Ergebenheit hinzu.

Nürnberg, d. 2. Aug. 1816.

(gez.) Hegel.

An das Ministerium des Unterrichts.

Ueber den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien.

Das Königliche Ministerium hat in dem gnädigen Reskript vom 1. November vorigen Jahres, worin mir aufgegeben worden, über die abgehaltenen Repetitionen des Dr. von Henning zu berichten, zugleich, da von mehreren Seiten die Klage erhoben worden, daß die studirende Jugend ohne die erforderliche Vorbereitung für das Studium der Philosophie auf die Universität zu kommen pflege, auf meine deßhalb ehrerbietigst vorgelegten Bemerkungen gnädigst Rücksicht zu nehmen, und mir aufzutragen geruht, mich gutachtlich zu äußern, wie eine zweckmäßige Vorbereitung hiezu auf Gymnasien zu veranstalten seyn möchte.

Ich nehme mir in dieser Rücksicht zuerst die Freiheit, anzuführen, daß eine, die Abhülfe jenes Mangels bezweckende Veranstaltung auf Gymnasien von selbst nur auf diejenigen eine Wirkung äußern könnte, welche diese Anstalten besucht haben, ehe sie die Universität beziehen. Nach den bestehenden Gesetzen aber sind die Universitäts-Rektorate angewiesen, auch ungebildete und unwissende Jünglinge zu Universitäts-Bürgern aufzunehmen, wenn solche nur ein Zeugniß über diese ihre gänzliche Unreife mitbringen. Die ältere Einrichtung bei Universitäten, daß der Dekan derjenigen Fakultät, für die sich ein Studirenwollender meldete, eine, freilich zur Formalität herabgesunkene, Prüfung mit demselben vornahm, hatte den Universitäten doch

immer noch die Möglichkeit und Berechtigung, gänzlich ungebildete und unreife Menschen auszuschließen, belassen. Wenn eine Bestimmung, die aus den Statuten hiesiger Universität, Abschnitt VIII, §. 6, Art. 1. und 43. hieher gezogen werden könnte, der gemachten Anführung und der Praxis zu widerstreiten schiene, so wird doch deren Wirkung durch die nähere Bestimmung, welche in dem Edikte wegen Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 12. Oktober 1812 sich findet, und welcher die Praxis sich gemäß verhält, aufgehoben. Als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission, der mich das Königliche Ministerium beizugesellen geruhet hat, hatte ich Gelegenheit, zu sehen, daß die Unwissenheit solcher, die sich, um die Universität zu beziehen, ein Zeugniß abholen, durch alle Gradationen hindurch geht, und daß eine zu veranstaltende Vorbereitung für die mehr oder weniger beträchtliche Anzahl solcher Subjekte zuweilen von der Orthographie der Muttersprache anzufangen hätte. Da ich zugleich Professor an der hiesigen Universität bin, so kann ich bei solcher Anschauung von Mangel aller Kenntnisse und Bildung an Universitäts-Studirenden, nicht anders, als für mich und meine Kollegen erschrecken, wenn ich daran denke, daß wir die Bestimmung haben sollten, für solche Menschen zu lehren, und daß eine Verantwortlichkeit auf uns ruhen sollte, wenn der Zweck und der Aufwand der Allerhöchsten Regierung für Universitäten häufig nicht erreicht wird, — der Zweck, daß die von der Universität Abgehenden nicht bloß für ihr Brodstudium abgerichtet, sondern daß auch ihr Geist gebildet sey. — Daß die Ehre und die Achtung der Universitäts-Studien durch jene Zulassung von ganz unreifen Jünglingen gleichfalls nicht gewinne, wird keiner weitern Ausführung bedürfen.

Ich erlaube mir hierbei dem Königlichen Ministerium meine bei der wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission gemachte Erfahrung ehrerbietig anzuführen, daß nämlich, insofern bei jenen

Prüfungen beabſichtigt werde, diejenigen, die noch nicht gehörig für die Univerſität vorbereitet erfunden werden, durch das hierüber ausgeſtellte Atteſt über das Maaß ihrer Kenntniſſe zu belehren, und ihnen dadurch den Rath an die Hand zu geben, die Univerſität noch nicht zu beziehen, ſondern vorher die mangelnde Vorbereitung zu ergänzen, — dieſer Zweck ſchon darum gewöhnlich nicht erreicht zu werden ſcheine, weil ſolchen Examinaten, denen ihre Unwiſſenheit bezeugt wird, nichts Neues damit geſagt wird, ſondern ſie mit dem vollſtändigen Bewußtſeyn, kein Latein, kein Griechiſch, nichts von Mathematik noch von Geſchichte zu verſtehen, den Entſchluß gefaßt haben, die Univerſität zu beziehen, nach dieſem gefaßten Entſchluß bei der Kommiſſion nichts ſuchen, als durch das Atteſt die Möglichkeit, immatrikulirt zu werden, zu erlangen; ein ſolches Atteſt wird ſich denſelben um ſo weniger als ein Abrathen von der Beziehung der Univerſität vorſtellen, da ihnen damit, der Inhalt mag ſeyn welcher er wolle, vielmehr die Bedingung, zu der Univerſität zugelaſſen zu werden, in die Hand gegeben wird.

Um nun auf den nähern, von dem Königlichen Miniſterium bezeichneten, Gegenſtand, die Vorbereitung auf Gymnaſien zum ſpekulativen Denken und dem Studium der Philoſophie überzugehen, ſo ſehe ich mich genöthigt, dabei von dem Unterſchitde einer materiellen und einer formellen Vorbereitung auszugehen; und ob jene gleich indirekt und entfernter iſt, glaube ich dieſelbe als die eigentliche Grundlage des ſpekulativen Denkens betrachten und darum hier nicht mit Stillſchweigen übergehen zu dürfen.

Indem es jedoch ſelbſt Gymnaſial-Studien ſind, welche ich als den materiellen Theil jener Vorbereitung betrachten würde, ſo habe ich nur nöthig, dieſe Gegenſtände zu nennen, und deren Beziehung auf den Zweck, welcher hier in Rede ſteht, zu erwähnen.

Der eine Gegenſtand, den ich hieher rechnen möchte,

würde das Studium der Alten seyn, in sofern dadurch Gemüth und Vorstellung der Jugend in die großen geschichtlichen und Kunst-Anschauungen von Individuen und Völkern, deren Thaten und Schicksalen, wie von ihren Tugenden, sittlichen Grundsätzen und Religiosität eingeführt werden. Für den Geist und dessen tiefere Thätigkeit kann aber das Studium der klassischen Literatur nur in sofern wahrhaft fruchtbar werden, als in den höhern Klassen eines Gymnasiums die formelle Sprachkenntniß mehr als Mittel angesehen, jener Stoff dagegen zur Hauptsache gemacht und das Gelehrtere der Philologie auf die Universität und für diejenigen aufgespart wird, welche sich der Philologie ausschließlich widmen wollen.

Der andere Stoff aber enthält nicht nur für sich den Inhalt der Wahrheit, der auch das Interesse der Philosophie bei eigenthümlicher Weise der Erkenntniß ausmacht, sondern er hat in ihm zugleich den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Formellen des spekulativen Denkens. Unter diesem Gesichtspunkt würde ich hier den dogmatischen Inhalt unserer Religion in Erwähnung bringen, indem derselbe nicht nur die Wahrheit an und für sich, sondern sie auch dem spekulativen Denken so sehr entgegengehoben enthält, daß er sogleich selbst den Widerspruch gegen den Verstand und das Darniederschlagen des Raisonnements mit sich führt. Ob aber dieser Inhalt diese auf das spekulative Denken vorbildende Beziehung haben solle, wird davon abhängig seyn, ob beim Vortrage der Religion die kirchliche dogmatische Lehre etwa nur als eine historische Sache betrieben, überhaupt nicht die wahrhafte, tiefe Ehrfurcht für dieselbe eingepflanzt, sondern die Hauptsache auf deistische Allgemeinheiten, moralische Lehren oder gar nur auf subjektive Gefühle gestellt wird. Bei solcher Vortragsweise wird vielmehr die dem spekulativen Denken entgegengesetzte Stimmung erzogen, der Eigendünkel des Verstandes und der Willkür an die Spitze gestellt, welcher dann unmittelbar entweder zur einfachen Gleichgültig-

keit gegen die Philoſophie führt, oder aber der Sophiſterei anheim fällt.

Dieſes Beides, die klaſſiſchen Anſchauungen und die religiöſe Wahrheit, in ſofern ſie nämlich noch die alte dogmatiſche Lehre der Kirche wäre, würde ich ſo ſehr als den ſubſtantiellen Theil der Vorbereitung für das philoſophiſche Studium anſehen, daß, wenn nicht Sinn und Geiſt des Jünglings mit ſolchem erfüllt worden, dem Univerſitäts-Studium die kaum mehr lösbare Aufgabe bliebe, den Geiſt erſt für ſubſtantiellen Inhalt zu erregen und die ſchon fertige Eitelkeit und Richtung auf die gewöhnlichen Intereſſen zu überwinden, welche ſonſt nun ſo leicht ihre Befriedigung findet.

Das eigentliche Weſen der Philoſophie würde darin geſetzt werden müſſen, daß jener gediegene Inhalt ſpekulative Form gewinne. Daß aber der Vortrag der Philoſophie noch von dem Gymnaſial-Unterrichte auszuſchließen und für die Univerſität aufzuſparen ſey, dieß erſt auszuführen, bin ich bereits durch das hohe Reſcript des Königlichen Miniſteriums, welches dieſe Ausſchließung ſchon ſelbſt vorausſetzt, überhoben.

Für den Unterricht des Gymnaſiums bleibt ſo für ſich ſelbſt das Mittelglied übrig, welches als der Uebergang von der Vorſtellung und dem Glauben des gediegenen Stoffes zu dem philoſophiſchen Denken anzuſehen iſt. Es würde in die Beſchäftigung mit den allgemeinen Vorſtellungen, und näher mit Gedankenformen, wie ſie dem bloß raiſonnirenden Denken und dem philoſophiſchen gemeinſchaftlich ſind, zu ſetzen ſeyn. Eine ſolche Beſchäftigung hätte die nähere Beziehung auf das ſpekulative Denken, Theils daß dieſes eine Uebung vorausſetzt, in abſtrakten Gedanken für ſich, ohne ſinnlichen Stoff, der in dem mathematiſchen Inhalte noch vorhanden iſt, ſich zu bewegen, Theils aber, daß die Gedankenformen, deren Kenntniß durch den Unterricht verſchafft würde, ſpäter von der Philoſophie eben ſowohl gebraucht werden, als ſie auch einen Haupttheil des Ma-

terials ausmachen, das sie verarbeitet. Eben diese Bekanntschaft und Gewohnheit aber, mit förmlichen Gedanken umzugehen, wäre dasjenige, was als die direktere Vorbereitung für das Universitäts-Studium der Philosophie anzusehen seyn würde.

In Betreff des bestimmteren Kreises der Kenntnisse, auf den der Gymnasial-Unterricht in dieser Rücksicht zu beschränken wäre, möchte ich zunächst ausdrücklich die Geschichte der Philosophie ausschließen, ob sie sich gleich häufig zunächst als passend dafür darbietet. Ohne die spekulative Idee aber vorauszusetzen, wird sie wohl nichts Anderes als nur eine Erzählung zufälliger, müßiger Meinungen, und führt leicht dahin, — (zuweilen möchte man eine solche Wirkung als Zweck derselben und ihrer Empfehlung ansehen), — eine nachtheilige, verächtliche Meinung von der Philosophie, insbesondere auch die Vorstellung hervorzubringen, daß mit dieser Wissenschaft Alles nur vergebliche Mühe gewesen, und es für die studirende Jugend noch mehr vergebliche Mühe seyn würde, sich mit ihr abzugeben.

Dagegen würde ich unter den, in den fraglichen Vorbereitungsunterricht aufzunehmenden Kenntnissen

1. die sogenannte empirische Psychologie anführen. Die Vorstellungen von den Empfindungen der äußern Sinne, von der Einbildungskraft, Gedächtniß und von den weitern Seelenvermögen, sind zwar für sich schon etwas so Geläufiges, daß ein hierauf sich beschränkender Vortrag leicht trivial und pedantisch seyn würde. Eines Theils würde aber dergleichen um so eher von der Universität entfernt, wenn es schon auf den Gymnasien vorgekommen, andern Theils ließe es sich auf eine Einleitung in die Logik beschränken, wo doch in jedem Falle eine Erwähnung von den Geistesfähigkeiten anderer Art, als das Denken als solches ist, vorausgeschickt werden müßte. Von den äußern Sinnen, den Bildern und Vorstellungen, dann von der Verbindung, sogenannten Association derselben, dann weiter von der

Natur der Sprachen, vornehmlich von dem Unterſchied zwiſchen Vorſtellungen, Gedanken und Begriffen, ließe ſich immer viel Intereſſantes und auch in ſofern Nützliches anführen, als letzterer Gegenſtand, wenn auch der Antheil, den das Denken am Anſchauen u. ſ. ſ. hat, bemerklich gemacht würde, eine direktere Einleitung in das Logiſche abgeben würde.

2. Als Hauptgegenſtand aber würden ſich die Anfangsgründe der Logik anſehen laſſen. Mit Beſeitigung der ſpekulativen Bedeutung und Behandlung, könnte ſich der Unterricht auf die Lehre von dem Begriffe, dem Urtheile und Schluſſe und deren Arten, dann von der Definition, Eintheilung, dem Beweiſe und der wiſſenſchaftlichen Methode erſtrecken, ganz nach der vormaligen Weiſe.

In die Lehre von dem Begriffe werden ſchon gewöhnlich Beſtimmungen, die näher in das Feld der ſonſtigen Ontologie gehören, aufgenommen; auch pflegt ein Theil derſelben in der Geſtalt von Denkgeſetzen aufgeführt zu werden. Vortheilhaft würde es ſeyn, hieran eine Bekanntſchaft mit den kantiſchen Kategorien als ſogenannten Stammbegriffen des Verſtandes anzuſchließen, wobei die weitere kantiſche Metaphyſik vorbeigelaſſen, doch durch Erwähnung der Antinomien noch eine, wenigſtens negative und formelle, Ausſicht auf die Vernunft und die Ideen eröffnet werden könnte. Für die Verknüpfung dieſes Unterrichts mit der Gymnaſialbildung ſpricht der Umſtand, daß kein Gegenſtand weniger fähig iſt, von der Jugend nach ſeiner Wichtigkeit oder Nutzen beurtheilt zu werden. Daß dieſe Einſicht auch allgemeiner untergegangen, macht wohl den Hauptgrund aus, weßhalb ſolcher, in früherer Zeit Statt gefundene, Unterricht nach und nach eingegangen iſt. Außerdem iſt ſolcher Gegenſtand zu wenig anziehend, um die Jugend in der Univerſitätszeit, wo es in ihrem Belieben ſteht, mit welchen Kenntniſſen ſie ſich außer ihrem Brodſtudium beſchäftigen will, allgemeiner zum Studium des Logiſchen zu vermögen; auch möchte es nicht ohne Beiſpiel ſeyn,

daß Lehrer poſitiver Wiſſenſchaften den Studirenden das Studium der Philoſophie, worunter ſie auch wohl das Studium der Logik begreifen könnten, abrathen. Iſt aber dieſer Unterricht auf den Gymnaſien eingeführt, ſo haben die Schüler derſelben es doch wenigſtens einmal erlebt, förmliche Gedanken in den Kopf bekommen und darin gehabt zu haben. Als eine höchſt bedeutende ſubjektive Wirkung wäre es zu betrachten, daß die Aufmerkſamkeit der Jünglinge darauf hingewieſen würde, daß es ein Reich des Gedankens für ſich giebt, und die förmlichen Gedanken ſelbſt ein Gegenſtand der Betrachtung ſind, — und zwar ein Gegenſtand, auf welchen die öffentliche Autorität, durch ſolche Veranſtaltung des Unterrichts darin, ſelbſt ein Gewicht lege. Daß derſelbe die Faſſungskraft der Gymnaſial-Schüler nicht überſteige, dafür ſpricht ſchon für ſich die allgemeine ältere Erfahrung, und wenn es mir erlaubt iſt, der meinigen zu erwähnen, ſo habe ich nicht nur als mehrjähriger Profeſſor der philoſophiſchen Vorbereitungswiſſenſchaften und Rektor an einem Gymnaſium, die Fähigkeit und Empfänglichkeit ſolcher Schüler dafür täglich vor Augen gehabt, ſondern erinnere mich auch, in meinem zwölften Lebensjahre wegen meiner Beſtimmung für das theologiſche Seminarium meines Vaterlandes, die wolf'ſchen Definitionen von der ſogenannten Idea clara an erlernt, und im vierzehnten Jahre die ſämmtlichen Figuren und Regeln der Schlüſſe inne gehabt zu haben, und ſie von daher noch jetzt zu wiſſen. Wenn es den jetzigen Vorurtheilen vom Selbſtdenken, produktiver Thätigkeit u. ſ. f. nicht zu ſehr Trotz bieten hieße, ſo wäre ich nicht abgeneigt, etwas dieſer Art für den Gymnaſial-Unterricht dieſes Zweigs in Vorſchlag zu bringen; denn eine Erkenntniß, ſie ſey welche ſie wolle, auch die höchſte, um ſie zu beſitzen, muß man ſie im Gedächtniſſe haben, man fange hiemit an oder endige damit; wird damit angefangen, ſo hat man um ſo mehr Freiheit und Veranlaſſung, ſie ſelbſt zu denken. Ueberdieß könnte dann auf ſolchem Wege am ſicherſten dem geſteuert werden, was

das Königliche Miniſterium mit Recht vermieden wünſcht, daß der philoſophiſche Unterricht auf den Gymnaſien ſich in ein hohles Formelweſen verliere oder über die Grenzen des Schulunterrichts hinausgehe.

3. Der letzte Geſichtspunkt ſchließt ſich an die höheren Gründe an, um die eigentliche Metaphyſik von dem Gymnaſium auszuſchließen. Doch würde Eine Seite ſeyn, die aus der ehemaligen wolf'ſchen Philoſophie in Betracht kommen könnte, das nämlich, was in der Theologia naturalis unter dem Namen der Beweiſe vom Daſeyn Gottes vorgetragen worden. Der Gymnaſial-Unterricht wird von ſelbſt den Zuſammenhang der Lehre von Gott mit dem Gedanken von der Endlichkeit und Zufälligkeit der weltlichen Dinge, mit den Zweck-Beziehungen in denſelben u. ſ. f. nicht umgehen können, dem unbefangenen Menſchenſinn aber wird ſolcher Zuſammenhang ewig einleuchtend ſeyn, was auch eine kritiſche Philoſophie dagegen einwende. Jene ſogenannten Beweiſe enthalten aber nichts als eine förmliche Auseinanderlegung jenes Inhalts, der ſich von ſelbſt beim Gymnaſial-Unterricht einfindet. Sie bedürfen zwar einer weitern Verbeſſerung durch die ſpekulative Philoſophie, um dem, was der unbefangene Menſchenſinn bei ſeinem Gange enthält, in der That zu entſprechen. Für die ſpätere ſpekulative Betrachtung würde die vorläufige Bekanntſchaft mit jenem förmlichen Gange ihr näheres Intereſſe haben.

4. Auf ähnliche Weiſe ließen ſich in dem Gymnaſial-Unterricht über die Moral richtige und beſtimmte Begriffe von der Natur des Willens und der Freiheit, des Rechts und der Pflicht anbringen. Dieß würde in den höhern Klaſſen um ſo thunlicher ſeyn, als jener Unterricht mit dem Religions-Unterrichte verbunden ſeyn wird, der durch alle Klaſſen geht, alſo wohl 8 bis 10 Jahre fortgeſetzt wird. Auch könnte es in unſern Zeiten noch mehr Bedürfniß ſcheinen, der ſeichten Einſicht, von deren auch in Gymnaſien ſchon getragenen Früchten ſo Manches öf-

sentlich bekannt worden, durch richtige Begriffe über die Natur der Verpflichtung des Menschen und Staatsbürgers entgegen zu arbeiten. — Dieß wäre die unmaßgebliche Meinung, die ich über die Ausdehnung des Inhalts der philosophischen Vorbereitungs-Studien auf Gymnasien dem Königlichen Ministerium ehrerbietigst vorlege. Was etwa noch die Ausdehnung in Ansehung der Zeit, ingleichen die Stufenfolge des Vortrags jener Kenntnisse betrifft, so würde über das, was rücksichtlich des Religiösen und Moralischen erwähnt worden, in dieser Beziehung nichts weiter zu erinnern seyn. In Betreff der Anfänge psychologischer und logischer Kenntnisse könnte angegeben werden, daß, wenn zwei Stunden wöchentlich in Einem Jahres-Kursus darauf verwendet würden, der psychologische Theil vornehmlich als Einleitung zu behandeln und dem Logischen vorauszuschicken seyn würde. Würden bei gleicher Stundenzahl, die sich als genügend ansehen ließe, etwa drei oder vier halbjährige Kurse darauf verwendet, so ließen sich ausführlichere Notizen von der Natur des Geistes, seinen Thätigkeiten und Zuständen beibringen, und dann könnte es vortheilhafter seyn, von dem einfachen, abstrakten und darum leicht zu fassenden logischen Unterricht anzufangen. Er würde so in eine frühere Periode fallen, wo die Jugend für die Autorität noch folgsamer und gelehriger, weniger von der Prätension angesteckt ist, daß, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, die Sache ihrer Vorstellung und dem Interesse ihrer Gefühle angemessen sey.

Die etwaige Schwierigkeit, die Stunden des Gymnasial-Unterrichts mit zwei neuen zu vermehren, ließe sich vielleicht am unbedenklichsten durch das Abbrechen von einer oder zwei Stunden an dem sogenannten Unterrichte im Deutschen und der deutschen Literatur, — oder noch passender durch das Aufheben der Vorlesungen über juridische Encyklopädie, wo solche auf Gymnasien vorkommen, und Ersetzung derselben durch die logischen Lektionen beseitigen, — um so mehr, damit die allgemeine

Geistesbildung auf den Gymnasien, die als derselben ausschließlich gewidmet angesehen werden können, nicht bereits verkümmert, und auf ihnen nicht schon die Abrichtung auf den Dienst und auf das Brodstudium eingeleitet zu werden scheine.

Was schließlich noch die Lehrbücher betrifft, welche für solchen Vorbereitungs-Unterricht sich den Lehrern empfehlen ließen, so wüßte ich keines von den mir bekannten als vorzüglich vor den andern anzugeben; der Stoff aber findet sich wohl ungefähr in jedem, und zwar in den ältern reichlicher, bestimmter und unvermischter mit heterogenen Ingredienzien, und eine Hohe Instruktion des Königlichen Ministeriums würde die Anweisung ertheilen können, welche Materien herauszuheben seyen.

In schuldiger Ehrerbietung verharre ich

Eines Königl. Hohen Ministeriums

gehorsamster

Berlin, den 7. Febr. 1823. (gez.) G. W. F. Hegel,
Prof. p. o. der Philosophie an hiesiger Königlichen Universität.

An
das Königliche Ministerium
der Geistlichen-, Unterrichts-
und Medizinal-Angelegenheiten.

Ueber die Einrichtung einer kritischen Zeitschrift der Literatur.

(An das Ministerium des Unterrichts eingesandt.)

In der Darlegung eines Entwurfs über die Zweckmäßigkeit und über die Art und Weise, eine kritische Zeitschrift der Literatur in Berlin anzulegen, glaube ich mich nicht mit der Auseinandersetzung des allgemeinen Zwecks der Institute dieser Art aufhalten zu dürfen, sondern desselben nur erwähnen zu müssen, um in Beziehung darauf das Eigenthümliche zu entwickeln, worin das Interesse, eine solche Anstalt hier in's Werk zu setzen, liegen könnte.

Der Zweck derjenigen Recensiranstalten, welche sich nicht auf ein einzelnes wissenschaftliches Fach beschränken, neigt sich in der Art und Weise der Ausführung entweder mehr dahin, die Leser von dem Inhalte der literarischen Produktionen, der in wissenschaftlicher oder anderer Rücksicht eine Merkwürdigkeit hätte, — oder mehr dahin, nur von der Existenz solcher Produktionen und durch ein Urtheil von dem Werthe oder Unwerthe derselben zu unterrichten, — wobei dann weiter die Heraushebung der wichtigern Erscheinungen, oder auch nur dessen, was der subjektive Zufall den Mitarbeitern in die Hände führt, (wie bei den heidelberger Jahrbüchern) oder vornehmlich die Vollständigkeit zum Ziele gesetzt wird.

Der Nutzen, — um sogleich auf diesen zu kommen, — der sich von solchen Anstalten versprochen wird, gesichtete, gründliche Kenntnisse zu verbreiten, und den Fortgang und das Gedeihen der Wissenschaften, besonders durch das ausgeübte Gericht über das Mittelmäßige und Schlechte, zu befördern, — dieser Nutzen, so plausibel sich dafür das Mittel zunächst darstellt, scheint sich jedoch, wenn man die Erfahrung darüber zu Rathe zieht, eben nicht in ausgedehnter, durchgreifender Wirkung zu ergeben, sondern die Masse des Mittelmäßigen und Schlechten eher in dem Verhältnisse, als diese Recensir-Anstalten sich vermehrten, gewachsen zu seyn, und an Breite wie an Autorität gewonnen, und gleicherweise das Publikum zu der Meinung geleitet zu haben, Journal-Wissenschaft und das Lesen von Zeitungen sey das ausreichende Mittel zu Fortschritten in Bildung und Kenntnissen, und das bequeme Surrogat für Studium und Beschäftigung mit Inhalt und Sache. Geht man der Quelle solcher Wirkung näher nach, so ist wohl nicht zu verkennen, daß in solchen Recensiranstalten die Mittelmäßigkeit sich gegenseitig hegt und pflegt, Namen und Ruhm ertheilt, und daß einer Seits aus der Gewohnheit des Aburtheilens und andrer Seits aus der perennirenden Anschauung des Aburtheilens der Wahn und Eigendünkel zur allgemeinen Ueberzeugung gedeiht, so etwas, wie die Andern, wenigstens und gewiß etwas Besseres auch produciren zu können; so daß man wohl jene gegenseitige Pflegung der Mittelmäßigkeit eben sowohl als dieses beständige Herabsetzen gleicherweise für den Dünger halten könnte, der die Fruchtbarkeit dieser Mittelmäßigkeit ins Unendliche erhöht.

Für eine kritische Zeitschrift, die sich zu erfreuen hätte, unter den Auspicien einer Königlichen Staatsbehörde aufzutreten, erschiene es als schickliche Bestimmung, sich außerhalb des Kreises jenes Umtriebs zu stellen, und seinen Wirkungen und Zwecken vielmehr entgegen zu arbeiten. Sie möchte sonach den Charakter einer bloßen allgemeinen Recensir-Anstalt auszuschließen und

ſich darauf zu beſchränken haben, inländiſche und ausländiſche Werke, welche für die Wiſſenſchaften und für Kenntniſſe eines umfaſſenden Intereſſes einen wirklichen Werth haben, zum Gegenſtand der Beurtheilung zu machen, und ſie vornehmlich mit dem Zwecke anzuzeigen, ihren Inhalt zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, dagegen das Gewöhnliche, Beſchränkte, Mittelmäßige und Schlechte, das nur eine negative Kritik erleiden könnte, gänzlich unbeachtet zu laſſen. Etwa nur ſolche Werke von weniger gediegenem Werthe könnten beachtet werden, denen äußerliche Umſtände ein großes Aufſehen verſchafft, oder denen dieß, daß ſie ausgezeichnete Repräſentanten einer allgemeinen Gattung ſind, eine weitere Bedeutſamkeit gegeben hätte. Bei dieſem ſo beſchränkten Umfange würde allerdings Vollſtändigkeit zum Ziele zu machen ſeyn. Ausgeſchloſſen würden ferner die Werke, die ganz ſpeciellen Wiſſenſchaften und ſpeciellen Zweigen derſelben gewidmet ſind, — der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, ſo wie der Technologie, der Kameralwiſſenſchaft und dergleichen; wobei es offen bleiben könnte, ſolche in dieſe Fächer einſchlagende Schriften hereinzuziehen, welchen Theils der umfaſſende Inhalt, Theils ein allgemeinerer philoſophiſcher Geſichtspunkt, — wie bei Werken der Theologie, naturphiloſophiſchen Syſtemen der Medicin, philoſophiſchen Anſichten der Geſetzgebung, der Staatsökonomie u. ſ. f. — ein allgemeineres Intereſſe oder die Prätenſion eines ſolchen gäbe. Schriften politiſchen Inhalts, vornehmlich die der Zeitpolitik, blieben dabei gänzlich entfernt.

In dieſer, obgleich mehr negativen, jedoch hier wohl hinreichenden Beſtimmung der zu beachtenden Bücher, ergäbe ſich, ja erwüchſe wohl ſelbſt ſchon größtentheils für ſich die Beſtimmung der Haltung und des Tones, der in dem Inſtitute herrſchen würde und zu behaupten wäre. Einen Hauptbeſtandtheil ſeiner würdigen Haltung machte es, daß das Gediegene, Tüchtige, Intereſſante, die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe wirklich Bereichernde anerkannt und mit Zuſtimmung, die auf

gründlichem Urtheil beruhte, bekannt gemacht würde. Außer der bei der Beschäftigung mit dem Beurtheilen, besonders mittelmäßiger Produktionen, dem Beurtheiler so nahe liegenden Sucht, durch Tadel sich das Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit, ja selbst erst das Bewußtseyn des Berufes zum Beurtheilen zu geben, wie er aus demselben Grund auch zu dem entgegengesetzten Tone der vornehmen Schonung und Milde geführt wird, — mag sich mit dem Geschäfte der Beurtheilung eines bedeutenden Werks leicht der Sinn und die Forderung verknüpfen, als ob der Beurtheiler zugleich nicht nur sich als Herr über das Fach, sondern, daß er dieß in einem höhern Grade als der Verfasser sey, zu beweisen hätte. Wie sich denn als das letzte Resultat der Beurtheilungen sehr gewöhnlich dieß ergiebt, daß, wenn es dem Referenten gefallen hätte, ein Werk über den Gegenstand zu schreiben, er etwas Vorzüglicheres geleistet haben würde, — ein Resultat, das, wie das damit etwa sich verbindende Bedauern der Leser, in dem Umstande seine Erledigung findet, daß die Referenten selbst Schriftsteller, etwa von demselben, und leicht von minderem, Werthe, sind, als die, gegen deren Werke sie jene Meinung von sich erweckten, und daß sie mit ihren Produktionen dasselbe Schicksal ihrer Seits erfahren. Die Anerkennung, daß in der That, es sey im Inland oder Ausland, literarische Produkte erscheinen, welche eine wirkliche Bereicherung der Kenntnisse, Erweiterung der wissenschaftlichen Ansicht, Neuheit der Entwicklung und der Ideen, auch für den Referenten, von welcher Stärke sonst seine Gelehrsamkeit und der Standpunkt seines Denkens sey, enthalten, — diese Anerkennung wird durch die obige Bestimmung erleichtert, daß nur gewichtige Werke der Beurtheilung unterworfen würden, so wie dann dadurch, daß das Geschäft der Beurtheilung schon selbst anerkannten wissenschaftlichen Männern übertragen würde. Ohnehin ereignet sich bei den vorhandenen Recensir-Anstalten der Fall häufig, daß die bedeutendsten Werke nur darum Jahre lang und mehrere

gar keine Beurtheilung erfahren, weil die bestellten Recensenten sich erst bemühen, nicht nur in das Werk hinein, sondern auch darüber hinauszukommen, und bis sie nicht durch eigenes Studium des Gegenstandes auf den Schultern des Verfassers weiter zu sehen glauben, die Arbeit verschieben zu müssen meinen. Indem als die Absicht des Publikums bei der kritischen Anstalt vorausgesetzt wird, mit den Fortschritten der Wissenschaften, und nicht mit der Ueberlegenheit der Recensenten bekannt zu werden, so würde es um so mehr Einwirkung der Regierung seyn können, jenes Interesse des Publikums gegen ein solches etwaiges Interesse der Referenten geltend zu machen.

Die erwähnten subjektiven Richtungen, von denen, ob sie gleich individuell sind, die Haltung eines Journals großen Theils abhängt, habe ich geglaubt berühren zu müssen, weil sie ohne Zweifel nicht zufällig sind, sondern durch die Natur einer Anstalt Theils unterstützt, Theils aber selbst hervorgerufen werden, und nicht sowohl durch Vorschriften oder zutrauensvolle Voraussetzungen, sondern allein durch die Art und Weise der Einrichtung, zurückgehalten und entfernt werden können.

An das Berührte würde sich in Ansehung der Beschaffenheit der Kritiken dieß anschließen, daß sie überhaupt abhandelnd durch ihren Inhalt, weniger über die Subjektivität des Buchs und seines Verfassers, als über die von ihm bearbeitete Sache lehrreich wären, und bei der Gründlichkeit zugleich die Rücksicht für das Publikum durch Klarheit der Darstellung und würdige Popularität, wenigstens durch die Vermeidung eines zu sehr sich vereinzelnden Details zum wesentlichen Augenmerk hätten.

Ich kann der Mühe überhoben seyn, die Bemerkung zu machen, daß eine solche litterarische Anstalt, vorzüglich der Hauptstadt des Reichs, dem Sitze der Akademie der Wissenschaften und der Hauptuniversität, entsprechend und anständig erscheint, eben so, daß diese dreifachen Mittelpunkte

eine Zahl von Männern darbieten müssen, durch welche ein solches Institut ins Werk und in einen gedeihlichen Zustand gesetzt und darin erhalten werden könnte. Daß schon von selbst es Mehrern ein Bedürfniß ist, eine Gelegenheit zu finden, sich vor dem Publikum über neue gelehrte Werke auszusprechen, dafür läßt sich wohl der Umstand anführen, daß Professor Solger eine gehaltvolle Arbeit dieser Art, seine letzte, an die wiener Jahrbücher gegeben hat, außerdem daß ein großer Theil der übrigen Aufsätze dieser Jahrbücher, von preußischen Gelehrten herrühren soll, die ohne Zweifel nur aus Mangel einer inländischen Gelegenheit eine solche fremde, wenigstens entfernte, aufsuchen.

In Beziehung auf das genannte Journal gehe ich auf den wichtigsten Gesichtspunkt über, in den eine hiesige kritische Anstalt zu treten bestimmt seyn würde, nämlich ihre Stellung zur Regierung. Auf den meisten, beinahe allen Universitäten Deutschlands waren dergleichen Veranstaltungen entstanden, — entweder der Universitäten selbst, oder, wie in Göttingen, einer dortigen sonst konstituirten öffentlichen Gesellschaft. Daß solche Veranstaltungen, indem sie der freiwilligen Thätigkeit und dem Patriotismus der Professoren überwiesen waren, mit der Zeit in Verfall geriethen, sich in einem siechen Gange fortschleppten oder ganz aufhörten, und daß Privatunternehmungen an ihre Stelle traten, ist ein eben so bekannter als natürlicher Erfolg. Aber so viel ich mich erinnere, hat keine die Qualität und den Titel einer Regierungsanstalt getragen; auch die wiener Jahrbücher gelten, wenn ich recht unterrichtet bin, zwar dafür, mit Vorschub der Regierung entstanden zu seyn und ihrer Aufsicht und Bethätigung zu genießen, aber dieß Verhältniß scheint zugleich als ein privates gehalten zu werden, und sie tragen jenen Titel nicht an der Stirne. Das französische Journal des Savans erscheint dagegen als eine bleibende und ausdrückliche Regierungsanstalt, eben so wie eine Universität, oder

näher wie die Arbeiten einer Akademie der Wissenschaften, und deren Herausgabe; — Arbeiten, welche die Beförderung der Wissenschaften durch eigene Produktionen, wie eine kritische Anstalt durch die fruchtbare Bekanntmachung der Arbeiten Anderer, zum Zwecke haben. Schon die Betrachtung, daß der letztere Zweck dem erstern parallel geht, ja als ein wesentliches Komplement desselben erscheint, macht eine weitere Ausführung davon, daß ein solches Institut würdig wäre, Veranstaltung der Königlichen Staatsbehörde zu seyn und so zu heißen, überflüssig. Aber dieß möchte wohl einer weitern Ausführung bedürfen, in wie fern es mir scheint, daß nur als Veranstaltung des Gouvernements ein solches Institut diejenige Wirksamkeit für Beförderung und Verbreitung der Wissenschaften, und auf das schriftstellerische Treiben haben könne, welche in seinem Zwecke liegt, indem es nur als Regierungsanstalt diejenige Einrichtung bekommen und sich erhalten kann, durch welche es jene Wirksamkeit auszuüben im Stande ist.

Was diese Wirksamkeit zunächst betrifft, so ist, um von ihr vollständiger zu sprechen, die Rückwirkung der Meinung des Publikums mit in Anschlag zu bringen, wodurch sie verstärkt wird, — eine Seite, welche mehrere verwandte Rücksichten darbietet, die ich, um nicht zu ausführlich zu werden, zugleich mit anführen werde. Ich verstehe unter jener Rückwirkung zunächst, daß ein kritisches Institut schon dadurch, daß es existirt und thätig ist, im Publikum die Vorstellung erzeugt, daß auf dieser Universität, Stadt u. s. f. sich eine Versammlung kompetenter Richter zusammen befinde, ein Mittelpunkt, der durch seine geistigen Mittel, wie durch den äußern Zusammenhang eines solchen Unternehmens, als eine Autorität erscheint. Dieser Schein wirft sich auf den Ort, wo eine solche Zeitschrift erscheint, selbst wenn nur der Redakteur und etwa einige Mitarbeiter sich daselbst, deren Mehrzahl aber auswärts

aufhält. So hat wohl die allgemeine deutſche Bibliothek das Ihrige beigetragen, vormals Berlin das Anſehn eines literariſchen Mittelpunkts und Richterſtuhls zu verſchaffen. Wieder ſchließt ſich dann von ſelbſt Vieles gern an eine ſolche Autorität an und vermehrt damit ihren Gehalt und ihre Wirkſamkeit. So hat vielleicht der jena'ſchen Literatur-Zeitung, an der immer bei weitem die Minderzahl der Arbeiter aus dort Anſäſſigen beſtand, die daſige Univerſität einen Theil ihres Anſehens zu verdanken gehabt, und dieſes Anſehen, die Neigung, dort als Lehrer angeſtellt und Mitarbeiter an der kritiſchen Anſtalt zu werden, vermehrt. Und zwar mag jenes Blatt dabei noch in ſofern näher mitgewirkt haben, als eine ſolche kritiſche Anſtalt ſich im Falle befindet, zu einer ausgebreiteten und gründlichen Kenntniß der Gelehrten, deren Fähigkeit und Brauchbarkeit zu kommen; ſo daß wohl dieſe Gelegenheit dazu beigetragen hat, daß es den Nutritoren der dortigen Univerſität gelingen konnte, den fortwährenden Abgang daſelbſt berühmt gewordener Gelehrter immer wieder mit noch wenig öffentlich bekannten, aber tüchtigen Männern zu erſetzen, und auf dieſe Weiſe auch ohne große Koſten den Ruf der Univerſität auf gleicher Höhe zu erhalten. — Um noch die göttinger gelehrte Anzeigen zu erwähnen, ſo haben ſie, ſo leicht ihre Verfaſſer es ſich mit der intelligenzartigen Redaktion machen, dazu doch gewiß mitgewirkt, die daſige gelehrte Geſellſchaft zur Würde eines Mittelpunkts zu erheben, dem mancher Gelehrte und Staatsmann ſeine Arbeiten, Entdeckungen, Merkwürdigkeiten und dergleichen vorlegte und widmete, weil es daſelbſt eine Beachtung und öffentliche Würdigung zu erwarten hatte. Eine Akademie, welche durch die ſpeciellen Unterſuchungen ihrer einzelnen Mitglieder, — wie eine Univerſität, welche durch den Vortrag ihrer Lehrer und die vereinzelten Schriften derſelben thätig iſt und ihre Exiſtenz beweiſt, genießt wohl darum noch nicht dieſes Anſehens und Einfluſſes, wenn ſie nicht ein beurtheilendes Inſtitut damit verbindet, und auch über

die Arbeiten Anderer fortwährend das Wort hat. Von jener ersten Wirksamkeit können ohnehin immer nur Wenigere Gewinn ziehen, im Vergleich mit denen, für welche es Bedürfniß ist, durch Andere mit dem allgemeinen Zustande der wissenschaftlichen Fortschritte bekannt gemacht zu werden, und von kompetenten Richtern ein Urtheil über die bedeutenden literarischen Erscheinungen zu erhalten. Dieß Bedürfniß einer Autorität, um sich bei ihr zu beruhigen, oder erst auf sie hin selbst anzufangen, ist der wichtigste Umstand, der die kritisch-literarische Wirksamkeit nach Außen einleitet und begünstigt und dann sie selbst zum Ansehen erhebt.

So wichtig sich diese kombinirte Wirksamkeit darstellt, um nicht bloß Bücherkenntniß, sondern die Sachkenntniß bei dem Publikum zu vermehren und richtige und bestimmte Begriffe zu verbreiten, so wird sie sich auch über den Theil desselben, der sich mehr auf das Empfangen beschränkt, hinaus und auf den aktiven, schriftstellerischen Theil desselben erstrecken. Wenn bei jenem Theil das Bedürfniß der Autorität vorherrschend ist, so zeigt sich bei diesem vielmehr das Gegentheil; aber in der That nimmt bei ihm die Abhängigkeit von Autorität nur eine andere Gestalt an. Betrachtet man den wissenschaftlichen Zustand Deutschlands nach seiner aktiven Seite, so heben sich bei der Klasse von Schriftstellern, welche zum Auffassen und populären verständigen Verbreiten und Lehren bestimmt zu seyn sich beweist, die zwei Erscheinungen hervor, in Ansehung des Inhalts ganz von der Routine abhängig, ja besonders in Ansichten und in die wissenschaftliche Weise der Ausländer vergraben zu seyn und das Einheimische gar nicht zu beachten und aufzunehmen, ehe es von Franzosen oder Engländern hervorgezogen und anerkannt worden ist, — und dabei unmittelbar, und zwar um so mehr, je dürftiger ein Inhalt aufgefaßt ist, sich selbst dieß, daß sie bloß durch ein Auffassen der Gedanken Anderer einen kümmerlichen Besitz haben, gänzlich zu verbergen und

zu verläugnen, und ſogar mit Herabſetzung Anderer und zunächſt derer, von denen ſie Alles gelernt haben, was ſie wiſſen, die Prätenſion eigener Entdeckungen, eigenthümlicher neuer Theorien und ſelbſtgeſchaffener Gedanken zu haben. Daß ſie die gediegenen Gedanken und Anſichten Anderer aufnehmen, iſt nicht das, was man wegwünſchen kann; im Gegentheil ſind ja die Wiſſenſchaften eine Produktion von mehrtauſendjähriger Arbeit, und derjenige iſt ein großer Gelehrter, der ſeine Wiſſenſchaft auf dem Standpunkt, auf dem ſie jetzt ſteht, erlernt hat und gedacht inne hat. Lehrer an Univerſitäten und andern Anſtalten haben zunächſt keine andere Pflicht zu erfüllen, als eine ſolche gedachte Kenntniß deſſen, was da iſt, zu beſitzen und ſie Andern zu wiederholen. Was ſie weiter thun in Anſehung des Inhalts, iſt, wenn es nicht etwa zweideutig und noch mehr iſt, wenigſtens unbeträchtlich gegen die Maſſe deſſen, was ſie der Tradition verdanken. Und die Bedingung, um die Wiſſenſchaft weiter zu bringen, iſt immer: ſich in die vorhandene Wiſſenſchaft einſtudirt zu haben. Jene Mehrzahl aber kommt nicht nur durch ihre geringe Kenntniß zu der Prätenſion von Originalität, ſondern dieſe Prätenſion macht es ihr wieder unmöglich, ſich die erſte Bedingung, die Kenntniß des Vorhandenen zu verſchaffen. Man kann überall als eine Wirkung, die aus dem Mangel eines imponirenden wiſſenſchaftlichen und literariſchen Mittelpunkts in Deutſchland hervorgehe, die Selbſtſtändigkeit, Originalität, Freiheit der Anſichten, die in unſerer Literatur herrſche, rühmen hören. Die Hauptkrankheit aber unſers ſchriftſtelleriſchen Publikums ſcheint wohl eben durch die Definition ausgedrückt zu ſeyn, welche Voltaire in dieſer Rückſicht von Deutſchland giebt, es ſey un pays fertile en mauvais originaux. Denn man möchte bei jenem aktiven Theile des Publikums vielmehr leicht den höchſten Mangel an Originalität des Inhalts, ja an einer bloßen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit deſſelben erblicken, dagegen die deſto

größere formelle Originalität der Einbildung, die sich auf die Dürftigkeit ihres Stoffes und die Seichtigkeit und Verkehrtheit ihrer Einfälle stützt, um zu beweisen, daß sie etwas Besonderes, d. i. vom Anerkannten und Vernünftigen Abweichendes zu Tage gebracht habe. Diese Sucht nach etwas Besonderem, die zu einem negativen Geiste gegen das Gediegene, Geltende und Anerkannte wird, ist es, die auf dem theoretischen Felde erzogen und genährt, dann, wenn das Praktische und Politische ein eigenthümliches Interesse erweckt hat, sich auf dieses wirft, wo die Originalität der Seichtigkeit ganz homogene, nur jetzt einen Kreis von ganz anderer Bedeutung und Würde antastende Erscheinungen hervorbringt, und der Anfang des leeren Aufspreizens mit hohlen Gedanken die Bahn zu praktischen Originalitäten, d. i. zu thörichten, gefährlichen, verbrecherischen Unternehmungen und Handlungen eröffnet.

Die gewöhnlichen Recensir-Anstalten, wie oben deren Treiben und Zwecke berührt worden sind, arbeiten diesem Geiste des Negativen gegen das Anerkannte und Anzuerkennende nicht nur nicht entgegen, sondern pflegen und befördern ihn, da er auf ihrem Felde selbst den Hauptton ausmacht. Wenn daher eine allgemeinere Wirkung von einem kritisch-literarischen Institute gedacht werden kann, so wird sie sich ohne Zweifel daran anschließen, daß durch dasselbe im Felde des Wissenschaftlichen, durch das Herausheben und Anerkennen des Tüchtigen und Verdienstvollen, und durch ein Stillschweigen über das Mittelmäßige und Schlechte, die anerkannte gründliche Wissenschaft in ihrem Rechte behauptet, und gegen die Prätension, Aufsehen zu machen, der Maaßstab dessen aufgestellt und fortdauernd bethätigt würde, was von neuen Produktionen die Aufmerksamkeit eines gelehrten Instituts auf sich ziehen könne, — eines Instituts, dessen Autorität, so wie der Wunsch, von demselben beachtet zu werden, dadurch erhöht wird, daß eine darin erwiesene Auszeichnung unter den Augen einer hohen Staatsbehörde ertheilt wird, und

gleichsam als ein dieser abgestattetes Gutachten angesehen werden kann. Einem preußischen Schriftsteller wird es nicht gleichgültig seyn, wenn ihm eine solche Beachtung und welche ihm widerfährt, und auch für andere deutsche Schriftsteller wird dieß in mannigfaltigen Beziehungen nicht ohne Interesse seyn. Diese Wirkung möchte gerade um so kräftiger seyn, je unbefangener sie erscheint und es wirklich ist, indem die Censur von unpartheiischen Gelehrten ausgeübt wird, und das Wissenschaftliche zu ihrer nächsten und einzigen Rücksicht hat. Ich gehe in dieser letzten Beziehung gleich zu einem speciellen Umstande über, der damit in unmittelbarer Verbindung steht. Um nämlich die Unabhängigkeit des direkten wissenschaftlichen Zwecks fortwährend vor dem Publikum zu vergewissern, würde es unerläßlich seyn, daß zu jeder Abhandlung der Name des Verfassers beigesetzt werde. Diese Bestimmung partikularisirt wieder gegen das Publikum die Thätigkeit des Instituts, und stellt deren Erscheinung in diejenige Entfernung von der Regierung, in der sie von dieser steht. Die allgemeine Versicherung einer rücksichtslosen, bloß gelehrten Beurtheilung, so wie die, es sey anfangs oder von Zeit zu Zeit, aufgeführte namentliche Liste der Mitarbeiter würde immer in der Meinung des Publikums eine Unbestimmtheit, oder eine arrière-pensée übrig lassen, welche der Wirksamkeit der Anstalt nach ihren verschiedenen Seiten nur hinderlich wäre. Außerdem liegen in dieser Nennung der Namen andere Garantien, welche dieselbe rathen. Werden die Kritiken anonym gegegeben, so haben sie den äußern Schein, Produkte, Ansichten und Urtheile des ganzen Instituts zu seyn, welches damit in positivem Sinne responsabel erschiene, während zwar allerdings eine solidare Responsabilität, aber ohne Zweifel nur im negativen Sinne auf ihm liegen muß, daß es nämlich nicht für die einzelnen Ansichten und Meinungen der Mitarbeiter, wohl aber dafür einsteht, daß nichts auf irgend eine Weise Unschickliches, Unwürdiges und nichts Werthloses mit unterläuft. Wenn

der leere Schein eines gemeinsamen Gerichtshofes, den gewöhnliche Recensiranstalten aus der Anonymität der Verfasser der Kritiken ziehen, ihnen bei dem Publikum auf der einen Seite etwas Imposantes leihen kann, und wenn er ihnen selbst, um sich Mitarbeiter zu verschaffen, die sie wegen der sonstigen Unbedeutenheit ihres Namens nicht eingestehen möchten, und die sich selbst öffentlich zu erscheinen nicht getrauten, nothwendig ist; so ist er ihnen um so nachtheiliger in Absicht auf die Rückwirkung, die er auf die Recensenten ausübt, denen er leicht einen eigenen Ton des Aburtheilens und etwas von der Meinung einflößt, nicht persönlich für ihre Arbeit einzustehen, im Gegentheil, für ihre Subjektivität besondere Rechte und Freiheit erhalten zu haben. — Es würde aber zu weitläufig und verdrießlich seyn, den leicht unendlichen subjektiven Verwicklungen nachzugehen, die sämmtlich durch das Gesetz, daß der Name des Verfassers einer Anzeige genannt werde, niedergeschlagen werden.

Wenn ich die entwickelte Wirksamkeit Theils auf die allgemeine Bildung, Theils auf das schriftstellerische Wesen und Unwesen, einer Veranstaltung durch eine Königliche Staatsbehörde nicht unwürdig halten darf, so habe ich zugleich die Ueberzeugung, daß eine solche Anstalt in Wirklichkeit gesetzt und ihrem Zwecke treu erhalten werden könne, nur in sofern sie als eine öffentliche Anstalt der Regierung existirt. — Was aus Privatunternehmungen dieser Art geworden ist, hat man gesehen und sieht es noch täglich. Privatunternehmungen sind ein Eigenthum eines oder einer Gesellschaft von Gelehrten, oder einer Buchhandlung. Der Eigenthümer legt ein Kapital in eine solche Unternehmung, um pekuniären Vortheil daraus zu ziehen. Welche löbliche Vorsätze und glänzende und ehrliche Versprechungen der Eigenthümer und die Mitarbeiter, die sich dazu finden, anfangs auch haben und geben mögen, so reißt die Beschaffenheit der Sache solche Institute bald von dem vorgesteckten und verheißenen Wege ab. Außer dem durch die

Rücksicht des Gewinnes gewöhnlichen Zwecke einer allgemeinen Vollständigkeit, der mehr oder weniger eine Fabrikarbeit und die negative Behandlungsweise herbeiführt, findet sich der Eigenthümer einer Seits dahin gebracht, dem vermeinten Geschmacke des Publikums zu huldigen und hienach die Mitarbeiter aufzusuchen, — anderer Seits sieht er sich genöthigt, sich mit hunderterlei Rücksichten auf seine Mitarbeiter, um ihre gute Laune und Mitwirkung zu erhalten, herumzudrücken, den Gang des Ganzen von ihrer Gefälligkeit, — denn gegen den Privateigenthümer, der den Gewinn des Ganzen zieht, hat ihre Arbeit zugleich wesentlich diese Qualität, — von ihren Zufälligkeiten und Bequemlichkeiten abhängig werden, und um den ununterbrochenen Fluß der Hefte zu erhalten, sie von den mittelmäßigen Arbeitern, welche die rüstigsten sind, anfüllen zu lassen. — Es fehlt dem Privateigenthümer, — gleichgültig ob es einer oder eine Gesellschaft ist, — an dem rücksichts- und interesselosen Ansehen, um eine Gesellschaft bedeutender Gelehrter Theils zusammen zu bringen, Theils zu einer regelmäßigen Ablieferung von Arbeiten zu bewegen, Theils sie überhaupt zusammen zu halten. — Wenn das Gouvernement auch, wie bei den heidelberger Jahrbüchern der Fall ist, sowohl mit Geldunterstützungen an die Buchhandlung, welche Eigenthümerin ist, als mit Aufmunterungen und Ermahnungen an die bei der dortigen Universität angestellten Gelehrten herzutritt, so hebt dieß so wenig die Grundbestimmung, die in dem Eigenthumsrechte der Buchhandlung liegt, auf, daß dadurch das Verhältniß und das Interesse desto unbestimmter und schwankender wird, und die Anstalt vollends alle Festigkeit und Richtung verliert.

Das Mittel daher, um eine Einrichtung zu bewirken und zu erhalten, wodurch die innern Zufälligkeiten beseitigt werden, durch die ein solches Unternehmen über kurz oder lang zur mittelmäßigen Gewöhnlichkeit herabsinkt und sich ruinirt, kann ich einzig darin finden, daß es Eigenthum und Veranstaltung der Regierung ist. Wenn die Arbeit daran sowohl der Aus-

wahl der anzuzeigenden Werke und der Redaktion als der Aufsätze selbst eine Art amtlicher Geschäftssache ist, so wird der Zusammenhalt bewirkt, der dem Institute festen Zweck, Ton und Dauer sichert. Sollte die bloße Privatehre des Gelehrten an eine solche Anstalt geknüpft werden, (wie man den Fall bei den obenerwähnten Universitäts-Instituten dieser Art ansehen kann), — die öffentliche Ehre hat er in dem sonstigen Amte oder seinen schriftstellerischen Werken, — so kann er solche Verbindung lässig halten oder zurücknehmen, unbeschadet seiner besondern Ehre, die er bloß an sein Amt, oder an was sonst weiter sein Belieben ist, knüpfen kann. Die Amtspflicht und Amtsehre erscheint dagegen als dasjenige, was das Belieben überhaupt abschneidet und den Zufälligkeiten, besondern Ansichten, unbedeutenden Empfindlichkeiten u. s. f. der Mitarbeiter, diesen unscheinbaren und sich nicht gestehenden, aber desto gewisser wirkenden Keimen des Untergangs, allein das Gleichgewicht halten kann.

Das oben angeführte Journal des Savans scheint in dem vorhin angegebenen Sinne gefaßt zu seyn, — nämlich der gelehrten eigenen Arbeit der französischen Staatsanstalten für die Wissenschaften, diese zweite Seite, die Bekanntmachung und Censur der Arbeiten Anderer hinzufügen zu sollen. Die Einrichtung, welche dieses Journal zu einer Staatsanstalt macht, erscheint ferner als dasjenige, was den Werth und die Würdigkeit desselben und zwar in so langer Dauer gesichert hat. Das Specielle der innern Einrichtung ist mir nicht näher bewußt, aber die wesentlichen Züge davon liegen in ihm selbst vor Augen.

In dem Hefte, womit ein neues Jahr oder Halbjahr beginnt, steht das Bureau de Rédaction und die Auteurs verzeichnet; aber an der Spitze über beiden steht der Titel von Monseigneur le Garde des Sceaux. — Wenn der Chef der obersten Unterrichtsbehörde die Spitze der bisher dargestellten Anstalt mit seinem Titel beehren wollte, so würde dadurch nicht nur der ganze Charakter derselben gegen das Publikum bezeichnet, und

durch ſolche Verknüpfung widerführe den Wiſſenſchaften als ſolchen ihre Ehre, ſondern dieſer impoſante Name bezeichnete ſchon den Mitarbeitern aufs unmittelbarſte und öffentlich ihre Pflichten.

Ferner würde wohl ſchon das Aeußere der Arbeit es unthunlich machen, daß Ein Redakteur ihr Genüge leiſtete; eine Anzahl von etwa fünf oder ſechs würde ſich aber auch als nützlich, ja ſelbſt als nothwendige Bedingung dazu zeigen, daß das Geſchäft der Beurtheilung und Entſcheidung über die Zweckmäßigkeit ſowohl der Arbeiten ſelbſt, als darüber, welche Werke anzuzeigen wären, nicht als Sache Eines Individuums ſondern eines Kollegiums erſchiene, das zugleich die Würde einer Behörde hätte. Ohne eine ſolche Form ſänke das Verhältniß der Mitarbeiter wieder Theils zum bloß perſönlichen Verhältniß mit Einem Individuum, Theils zur Zufälligkeit und Konvenienz derſelben zurück. So ſehr die Konvenienz bei der Wahl der Bücher, welche die Mitarbeiter zu beurtheilen übernähmen, von ſelbſt ſich zur Berückſichtigung aufdränge, ſo würde es, wenn ſie allein es beſtimmte, Sache des Zufalls bleiben, ob nicht wichtige Werke ganz unbeachtet blieben. Wenn außerdem zwar ſchon in der Qualität der Mitarbeiter die Garantie für den Gehalt und Ton ihrer Arbeiten liegen würde, ſo kann es doch nicht an Fällen fehlen, wo Rückſichten der Schicklichkeit, der Zweck der Anſtalt, — der zum Beiſpiel die Ausführlichkeit gelehrten Details und zu ſpecielle Erörterungen durch ein beabſichtigtes allgemeines Intereſſe beſchränkte, — hie und da den Wunſch zu Abkürzungen, zu Modifikationen eines Ausdrucks, einer Wendung u. ſ. f. herbeiführen. Solche Wünſche könnten dann unverfänglicher an den Verfaſſer der Arbeit gebracht werden, wenn ſie durch kollegialiſche Berathung hindurchgegangen, den Charakter von ſubjektiver Anſicht nicht mit ſich führten. Für den Zuſammenhalt und die feſte Begründung des Ganzen, ſo wie für die ſo eben berührten Rückſichten möchte es faſt als unerläßlich erſcheinen, nicht nur, daß die Mitglieder des Redaktions-Bureau von der

oberſten Staatsbehörde ernannt würden, ſondern daß ſich unter dieſen auch Mitglieder der oberſten Behörde für den öffentlichen Unterricht befänden, es ſey in unbeſtimmter oder feſtgeſetzter Anzahl. Dieſe ausdrückliche Vereinigung von gelehrten Regierungsmitgliedern mit bloßen den Wiſſenſchaften und dem Lehramt gewidmeten Gelehrten dringt ſich inſofern als zweckmäßig auf, als dadurch Verhältniſſe und Umſtände erſetzt werden, durch welche die Mitglieder des franzöſiſchen Inſtituts ſchon in nähere Beziehung auf die Regierung geſtellt ſind, und in der wiſſenſchaftlichen Arbeit zugleich eine Rückſicht auf die Bethätigung der Staatszwecke befeſtigt iſt; ſo wie eine ſolche Anordnung die Regierung in werkthätigem Intereſſe nicht nur für die wiſſenſchaftlichen Anſtalten, ſondern für die Wiſſenſchaften und die Literatur ſelbſt zeigte.

In Anſehung der Wahl anderer Mitarbeiter würde das Bureau ſeine Anſichten gleichfalls der mehrgedachten Staatsbehörde vorzulegen haben. Hiebei zeigte ſich die Frage nicht als unwichtig, ob eine beſtimmte Anzahl feſtgeſetzt oder ob allerwärts hin Aufforderungen und Einladungen zu erlaſſen wären. Der bisherigen Vorſtellung der Einrichtung könnte es als entſprechend erſcheinen, eine beſtimmte Anzahl und zwar hieſiger Gelehrten feſtzuſetzen, Theils weil das Ganze dadurch wirklich eine Anſtalt des Mittelpunkts der Monarchie wäre, und nur ſo ihre eigenthümliche Wirkſamkeit und Anſehen nach Außen ſich begründete, Theils weil die Mitarbeiter, nur in ſofern ihrer eine beſtimmte Anzahl iſt, für den ununterbrochenen Fortgang des Ganzen verantwortlich gemacht werden könnten, da es ausgeſchloſſen wäre, ſich auf das zufällige Einlaufen von Artikeln Anderer zu verlaſſen. Es wäre dabei nicht ausgeſchloſſen, ſondern es ließe ſich ausdrücklich damit verbinden, daß auch mehrere nicht hieſige Gelehrte, um ihrer für die Anſtalt wünſchenswerthen Thätigkeit willen, wie zu ihrer Auszeichnung, zur Mittheilnahme aufgefordert und gezogen würden, ſo daß dieſe Beiträge als eine

zufällige Zugabe betrachtet, und die Lieferung des erforderlichen Quantums von Materialien auf die Thätigkeit der ordentlichen Mitarbeiter und der Mitglieder des Redaktions-Bureau geſtellt bliebe.

Speciellere Beſtimmungen, unter andern, daß die Mitglieder des Bureau regelmäßige Sitzungen hielten, würden ſich von ſelbſt als Folgen der weſentlichen Einrichtung ergeben. Ich berühre nur dieſe, daß die Vorleſung eines jeden aufzunehmenden Aufſatzes in der Verſammlung des Bureau, — ſo ſehr dieß deſſen Geſchäft zunächſt weitläufiger zu machen ſcheinen kann, — leicht als eine weſentliche Anordnung ſich empfehlen dürfte. Nicht nur machte das Bureau, als aus allgemein gebildeten und zugleich aus Mitgliedern von verſchiedenen Fächern zuſammengeſetzt, für ſich ſchon ein Publikum, und empfände in ihm die Wirkung, die ein Aufſatz auf das öffentliche Publikum machen könnte, ſondern auch die Rückſicht des Verfaſſers auf eine ſolche Probe vor einer Geſammtheit, von deren Zuſtimmung die Aufnahme eines Aufſatzes abhinge, würde von ſelbſt dazu beitragen, daß mit Vermeidung eines Details von zu ſpecieller Ausführung diejenige Allgemeinheit und Intereſſe der Anſichten und Gegenſtände, diejenige Klarheit der Darſtellung herrſchend blieben, welche für eine höhere und würdige Popularität die wünſchenswertheſten Eigenſchaften ſeyn würden, — ein Zweck, auf welchen das Referiren, das doch immer Statt haben müßte, nicht ſo einwirken könnte. Das Referiren für ſich nähme gleichfalls Zeit weg; es ſetzte das Leſen des Aufſatzes beim Referenten voraus, der ſich vielleicht veranlaßt finden könnte, ein ſchriftliches Urtheil zu machen, — Geſchäfte, wodurch auch an Zeit gegen die zum Vorleſen erforderliche eben nicht viel gewonnen werden möchte; — außerdem daß ein Referat über die Arbeit eines Kollegen leicht Delikateſſen mit ſich führte, die durch das bloße Verleſen ſich beſeitigten. Bei dieſem würden ſich ohnehin Abkürzungen als thunlich zeigen, welche die Arbeit der Verſamm-

lung beschleunigten. — Ob andere äußerliche Arbeiten, die bei dem Institute vorkämen, einem einzelnen Mitgliede des Bureau gleichsam als Sekretär aufzutragen wären, würde sich wohl bei der Bestimmung der nähern Art und Weise der Geschäftsführung finden.

Der letzte Punkt, der noch zu erwähnen stände, würde der Ueberschlag der Kosten seyn, den eine solche Unternehmung der Königlichen Regierung verursachen könnte. Daß von dem anscheinend äußerlichen Umstande, ob der Staat oder ein Privatmann Eigenthümer wäre, meiner Ansicht nach, der ganze sich zu versprechende Erfolg abhänge, habe ich vorhin erwähnt. Indem ich von der Berechnung der Kosten nicht als Sachverständiger sprechen kann, kann ich nur etwa Folgendes in dieser Rücksicht bemerken.

Ein Theil der Ausgaben dieses Instituts, — die Anschaffung der anzuzeigenden Werke, — würde durch die Anschaffungen der Königlichen Bibliothek ausfallen, wenn eine höhere Bestimmung die in dieser Rücksicht von der Bibliothek zu machenden Ablieferungen für den Gebrauch des Instituts regulirte.

Ob die Erscheinung der Hefte monatlich oder vierteljährig erfolgte, würde auf die Kostrn insofern Einfluß haben, als etwa die monatliche Lieferung für den ganzen Jahrgang wohl eine größere Bogenzahl veranlassen würde. Ob das eine oder das andere sonst vorzuziehen wäre, hängt größten Theils von näherer Konvenienz ab. Nur daß in dem einen und dem anderen Falle die Ablieferungen auf bestimmte Termine und regelmäßig erfolgten, erscheint sowohl für die Ordnung in den Arbeiten als in der Erwartung des Publikums sogleich für sich als vortheilhafter. Sonst die monatliche und vierteljährige Erscheinung mit einander verglichen, könnte man bei der erstern den Vortheil sehen, daß dem Publikum öfter etwas Neues in die Hand gegeben wird, das Lesen eines dicken vier-

teljährigen Hefts mehr die Art der Lesung eines Buches hat, und die geringere Bogenzahl schon für sich die zu große Ausführlichkeit der Abhandlungen unthunlicher erscheinen läßt.

Wenn für ein Monatsheft zehn Bogen, vornehmlich insofern das Quartformat vorgezogen würde, — beim Oktavformat könnte man auch bei acht oder neun Bogen stehen bleiben, — gerechnet werden, so betrüge die Bogenzahl eines Jahrgangs einhundert und zwanzig, und die Ausgabe für einen Bogen, zu 750 Exemplaren, mit Redaktions-Honorar und Druck- und Papierkosten auf sechs Friedrichsd'or angeschlagen, betrüge die Auslage des Ganzen viertausend Thaler. Wenn ein Drittel Rabatt für die Post und Buchhandlungen berechnet und das Exemplar eines Jahrgangs auf zehn Thaler angesetzt wird, so wäre der Absatz von sechshundert Exemplaren erforderlich, um die Kosten zu decken. In sofern von finanzieller Seite die Unternehmung nicht als ein Risiko, sondern als eine Ausgabe für ein wesentliches wissenschaftliches Bedürfniß und für das Ansehen des Staates behandelt würde, so ließen sich die Kosten eines Exemplars sogleich herabsetzen, was den Abgang selbst befördern würde, wohingegen Buchhandlungen um des Risiko's willen auf eine Anzahl von Exemplaren, deren Absatz sie als wahrscheinlich annehmen, sogleich den ganzen Kostenbelauf zu schlagen gewohnt sind. Die Redaktions-Kosten, die ich unter dem Aufwand aufgeführt habe, würden sich bei dieser Anstalt höher belaufen, weil bei einem Privatunternehmen der Eigenthümer, wenn er zugleich Redakteur ist, sie in den Gewinn, den er vom Ganzen bezieht, einrechnet, und weil nach dem bisher entwickelten Plane die Redaktion die Qualität eines verpflichtenden Amtsgeschäfts und die Ausgabe dafür die eines Funktionsgehalts erhielte. Ob übrigens diese Ausgabe dadurch einer Verminderung fähig wäre, daß Mitgliedern der Königlichen Akademie der Wissenschaften schon in dieser Qualität und in Rücksicht auf von daher bezogene Ge-

halte, jenes Geſchäft zur Pflicht gemacht werden könnte, iſt ein weiter gehender Umſtand, der über meinen Geſichtskreis und den gegenwärtigen Gegenſtand hinaus liegt.

Die Anfügung eines Intelligenz-Blattes könnte für die Verminderung der Koſten gleichfalls in Berückſichtigung kommen. Buchhändleranzeigen würden der Artikel ſeyn, der einen Ertrag abwürfe. Antikritiken, die, wenn ſie gegen die Anſtalt ſelbſt gerichtet wären, ohnehin nicht gut zu einem Gegenſtande des Ertrags gemacht werden könnten, ſowohl ſolchen, als noch mehr den gegen andere Zeitungen und kritiſche Blätter gerichteten, wäre es wohl durchaus das Rathſamſte und Anſtändigſte, in jeder Rückſicht den Zugang zu verſchließen; ſo wie auch Antikritiken und ſonſtige Aeußerungen, die in andern Zeitſchriften oder ſonſt gegen dieſe Anſtalt gerichtet wären, beſſer unbeantwortet bleiben würden. Erörterungen über Fakta oder andere wiſſenſchaftliche Unterſuchungen möchten nur in ganz einzelnen, höchſt ſeltenen Fällen zuzulaſſen ſeyn, indem die Beurtheilung und Anzeige literariſcher Produkte, nicht wiſſenſchaftliche Erörterungen der Hauptgegenſtand des Journals wären. — Sonſt könnte ein Notizenblatt andere Zwecke erfüllen und dazu gebraucht werden, Königliche Verordnungen und Veranſtaltungen, welche die Wiſſenſchaften und den öffentlichen Unterricht betreffen, bekannter zu machen, von den öffentlichen Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften, ihren Preisaufgaben und ertheilten Preiſen Rechenſchaft zu geben. Die Ausdehnung jedoch auf alle gelehrte Neuigkeiten, Anſtellungen und Todesfälle von Gelehrten, wo ohnehin die Grenze, wer noch unter die Gelehrten zu rechnen ſey, unbeſtimmt iſt, und das Zuſammenleſen ſolcher Notizen aus andern Blättern aller Art, würde Theils eine eigene Redaktion erfordern, Theils für ſich dieſer Anſtalt fremd ſeyn. Ob aber inländiſche Anſtellungen bei der Akademie, den Univerſitäten, Gymnaſien und dergleichen, von der Königlichen Staatsbehörde als officiell mitgetheilt, nicht eine

Ausnahme von jener Ausschließung machen sollten, habe ich ganz höherem Ermessen anheim zu stellen.

Wenn übrigens gleich zum Voraus von dem Königlichen Ministerium auf die Hälfte oder sonst einen bestimmten Theil des mit der Zeit doch wohl zu erwartenden Gewinns Verzicht gethan würde, so würde hierin, — außerdem daß auch dem übrigen Theile eine mit dem allgemeinen Zwecke des Instituts in Beziehung stehende Disposition erhalten werden könnte, — schon durch das Liberale solcher Bestimmung eine aufmunternde Möglichkeit liegen, den Redakteurs und den übrigen Mitarbeitern die Aussicht zu einer von ihrer Thätigkeit zum Theil abhängigen Erhöhung des Bezugs und Honorars zu geben. Gesicherter persönlicher Vortheil einer Seits und amtsgemäße Thätigkeit anderer Seits wären somit überhaupt die beiden Momente, welche der eigenen Neigung von Gelehrten für dergleichen Beschäftigungen und ihrem Interesse für die Natur des Zwecks die erforderliche nähere Regulirung und den ständigen Antrieb geben sollten.

Das bisher Dargelegte möchten etwa die Hauptmomente seyn, die bei der äußern Einrichtung des Instituts, dessen Grundzüge ich zu entwickeln versucht habe, in Rücksicht kommen könnten, und bei der Ausführung übrigens wohl noch manche Modifikationen zu erleiden hätten, um die Bestimmung zu erfüllen, deren in dem Obigen zerstreute Züge ich zum Schlusse in dem Zwecke zusammenfasse: als Eigenthum und Veranstaltung des Königlichen Gouvernements ein Institut zu begründen, das einen ergänzenden Zusatz zu dem Systeme der so ausgezeichneten Veranstaltungen des Königreichs für Wissenschaften und Bildung ausmachte, und zur Entwickelung, öffentlichen Anerkennung und Benutzung dieser Veranstaltungen beitrüge, und nicht nur den mit denselben gemeinschaftlichen, sondern auch den weiteren Zwecken des Staates nach der Seite der Gelehrsamkeit und des Standes der Gelehrten hin, in sofern förderlich wäre, daß da-

durch das öffentliche Beurtheilungswesen der schriftstellerischen Produkte aus seiner Zufälligkeit, Unbestimmtheit und Abhängigkeit von Privatzwecken und Privatansichten gerissen, und diesem Beurtheilen, das einmal durch ein allgemeines Bedürfniß hervorgerufen ist, und dem gelehrten und schriftstellerischen Treiben selbst ein fester, an den Staat geknüpfter Mittelpunkt im Königreiche und in Deutschland verschafft würde.

VIII.

Aufsätze vermischten Inhalts.

1. Maximen des Journals der deutschen Literatur. (1806.)

Der allgemeine Zweck ist die Beförderung der wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung, an welcher Jeder, der nicht zur Gewerbsklasse gehört, Antheil nimmt, durch Kritik der in Deutschland herauskommenden neuen Schriften, welche die Wissenschaften und die Kunst betreffen.

a) Alle Aufsätze, die nicht die Kritik einer Schrift enthalten, sind ausgeschlossen, da ihr Inhalt um der Unbestimmtheit seines Kreises willen zu heterogen wird, und bei seiner Einzelnheit ein zu eingeschränktes, bei seiner Allgemeinheit, — die um der geringen Ausführung willen leicht Oberflächlichkeit wird, — ein zu geringes Interesse enthält.

b) Die Kritik hat nicht die Literatur-Kenntniß zum Zwecke, also auch nicht eine vollständige Anzeige aller erscheinenden Schriften, die von andern Journalen ohnehin auch mehr nur versprochen als wirklich gegeben werden kann. Geflissentlich wird daher Theils das Unwichtige, Theils was nicht zur wissenschaftlichen und schönen Literatur gehört, übergangen; es ist also das ökonomische, technologische und dergleichen Fächer ausgeschlossen.

c) Das Detail der besondern eigentlichen Wissenschaften, der Theologie, Jurisprudenz u. s. f. bleibt ebenso aus diesem Plane weg, in sofern es nur denjenigen interessiren kann, der

sich ausschließend und unmittelbar damit beschäftigt. Aber bei allgemeinen Werken über diese Wissenschaften, wie auch über Medizin, Physik, Naturgeschichte, Chemie, Mathematik, Geschichte, Philologie, kann es nicht so sehr von ihrem Inhalte abhängen, ob eine Kritik derselben dem Zwecke dieses Instituts entspricht, als es vielmehr von der Art dieser Kritik selbst abhängt, ob die allgemeine geistige Bildung überhaupt und Wissenschaft und Geschmack dadurch gewinnt.

d) Diese werden nicht durch gewöhnlich sogenannte Recensionen und Beurtheilungen gefördert, wodurch eine Schrift nur charakterisirt, aber nicht in den Inhalt derselben eingegangen wird, — wodurch man etwa erfährt, ob das Buch gut oder schlecht ist, und die Titel, die der Verfasser abhandelt, aber wodurch die Sache selbst nicht untersucht und mit ihm durchgesprochen wird. Die Kritiken sollen daher mehr von der abhandelnden Art, wobei die Darstellung des Verfassers zum Grunde gelegt und ihr gefolgt wird, als von recensirender Art an sich haben.

e) Insofern ein Werk, es sey empirischen oder theoretischen Inhalts, so beschaffen ist, daß es sich zwar interessant zeigt, aber die Neuheit seines Inhalts noch keine eigentliche Beurtheilung gestattet, ist eine historische Darlegung seines Inhalts (Analyse) zu geben, und die falsche Schaam zu entfernen, die, weil der Recensent sich nicht im Stande fühlt, sich als einen bereits mit allem scibili fertigen und Alles besser wissenden Meister darau zu zeigen, es verhindert, daß überhaupt von solchem Werke die Rede wird; wie es z. B. mit Winterl's und manchen andern Schriften der Fall ist, bei denen die Recensenten noch nicht dick thun zu können sich bewußt sind, und doch nicht darauf Verzicht thun und mit einer Analyse sich begnügen wollen, die einstweilen das Publikum benachrichtigt und die ihm erwünscht ist und oft erwünschter als das Urtheil; wenn es nur

unter beidem, einer Analyse und einer reinen Recension zu wählen hat, wird ihm gewiß die erstere willkommen seyn.

f) Eben so haben Recensionen keinen Platz, die in der Absicht, dem Verfasser die Aufmerksamkeit, mit der seine Schrift gelesen worden sey, zu beweisen, außer dem allgemeinen Urtheil ein Dialog mit dem Autor sind, und ihm Mäkeleien machen und Berichtigungen an die Hand geben, die nur zwischen dem Verfasser und dem Recensenten, aber für keinen Dritten ein Interesse haben. Ueberhaupt fällt Alles hinweg, was nur persönliche Meinung des Recensenten seyn sollte, ob er sich gleich dabei die Stellung eines Repräsentanten des Publikums gäbe.

g) Sich hingegen auf den wesentlichen Inhalt von Werken aus bestimmten Fächern einzulassen, hat eben so sehr allgemeines Interesse, als es der Wissenschaft förderlich ist. Um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, würde dieß bei einer Recension von einem Buche, wie Paulus Kommentar über das Neue Testament der Fall seyn, wenn eine Recension die Maximen desselben untersuchte. — In andern besondern Wissenschaften, z. B. der Jurisprudenz, gehört eben so das Naturrechtliche, Staatsrechtliche, auch Pandektensysteme, Untersuchungen über Kriminaljustiz, Code Napoléon und dergleichen hieher. So von der Medizin das Systematische derselben, wie geistreiche Ansichten und Behandlungen einzelner Krankheiten, das gelbe Fieber mit seinem temporären Interesse u. s. f. Von der Physik wie Chemie gehören wesentlich solche Werke hieher, die eine Bereicherung der Wissenschaften enthalten. Alte Literatur soll ohnehin das Interesse jedes gebildeten Menschen für sich haben; es ist wichtig, diesem den Weg dazu zu bahnen und zu erleichtern, besonders durch Herabsetzung des Werths der bloß pedantischen Bemühungen damit, und der scientiae arcanae, deren Schein sich Manche, die von der Profession sind, geben die sich aber, näher untersucht, als ihre Grille und Willkür zeigt.

h) Es steht gegenwärtig allen Wissenschaften eine Wiedergeburt in Ansehung ihrer Begriffe und der Geistlosigkeit bevor, die wissenschaftlichen Inhalt in bloßes Material verwandelt, und die Begriffe, deren sie zu haben gewöhnlich nicht einmal weiß, unkritisch und bewußtlos handhabt. Die theoretische und empirische Seite macht eine Tradition aus, die unbesehen, als etwas längst Bewiesenes und in den Schatz Gelegtes, von einer Hand in die andere überliefert wird. Gegen diese Tradition, welche ohnehin schon, wenn nicht die Verachtung, doch die Langeweile des Publikums gegen sich hat, hat besonders die Kritik ihre Untersuchung zu richten. Gerade das, was gäng und gäbe ist, was das Herkommen für sich hat, was als längst bekannt gilt, — eine Art alten Trödels, von dem der Gebrauch und gleichsam eine konventionelle Lebensart es mit sich bringt, daß man ihn gelten läßt, ohne daß es denen, die immer darin fortsprechen, eigentlich mehr Ernst damit ist, als den Astronomen, wenn sie sich der Redensart vom Umlaufe der Sonne um die Erde bequemen, — gerade dieß Althergebrachte bedarf es am meisten, auf den Kopf gestellt und in Anspruch genommen zu werden, um zunächst wenigstens Verwunderung und Stutzen zu erregen, und weiterhin Nachdenken zu veranlassen.

i) Es ist damit nicht gemeint, in die Manier der gegenwärtigen Gährung der Wissenschaften einzugehen, die von der Philosophie aus sie überschwemmt und verwirrt. Theils ist zum siegreichen Angriff der leeren und geistlosen Wissenschaftlichkeit nur der gesunde Menschenverstand nöthig, wenn er die gebildete Sicherheit besitzt, die sich durch die ernsthafte Miene jener nicht irre machen noch imponiren läßt. Theils ist jene philosophische Wissenschaftlichkeit, die eine Anwendung und der Uebergang der abstrakten Ideen zum bestimmten Inhalte und den eigentlichen Wissenschaften seyn sollte, als um was es gegenwärtig zu thun ist, — vielmehr größtentheils leerer Formalismus, unreifes Gebraue halb aufgefaßter Begriffe, seichte, und meist sogar läppi-

sche Einfälle, und eine Unwissenheit sowohl der Philosophie selbst als der Wissenschaften, wie, — um bestimmter zu bezeichnen, was ich meine, — das windischmann'sche, görres'sche, auch größtentheils das steffens'sche Wesen, so wie die Proben, welche die jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung, besonders bei ihrem Anfange gegeben hat. Diesem rohen Waldstrome, der Vernunft und Wissenschaft zu verwirren droht, dessen Manieren und Grundsätzen Schelling, nachdem er sie zum Theil angegeben und gebraucht, jetzt feierlich zu entsagen anfängt, — hat sich eine wissenschaftliche Kritik vornehmlich zu widersetzen. Wir werden dadurch dem Instinkte des Publikums, das von seinem ersten Staunen zu einer Gleichgültigkeit gegen jene Manier übergegangen, zu Hülfe kommen, die Achtung, welche der Philosophie wegen ihres allgemeinen Bedürfnisses noch immer im Grunde gewidmet wird, unterstützen, bei allen, durch Insolenz und Unreife zum Stillschweigen und Wegsehen gebrachten Freunden der Einsicht Theilnahme finden, so wie das zum Prüfen zu schüchterne Staunen, das um der allgemeinen, in jenes Gethue verwebten Ideen willen Achtung dafür hatte, entwirren, und durch die Scheidung des Unlautern ihm den Gewinn des Aechten verschaffen.

k) Die gründliche Untersuchung und die Abhandlung der Sache schließt es von selbst in sich, daß das Mittelmäßige und Schlechte, wenn von ihm wegen irgend eines Ansehens oder wegen Prätensionen, die es hat, die Rede seyn muß, — keine Schonung und Toleranz zu gewärtigen hat, sondern allen Gründen dagegen, so wie dem Witze und den Einfällen preisgegeben ist; ebenso, daß alles Persönliche, Hämische, Alles, was von einem pruritus, sich zu reiben oder zu zeigen, herrührte, entfernt bleibt. Darin, daß es um die Sache zu thun ist, ist auch dieß enthalten, daß es dem Recensenten lieber seyn muß, etwas als vortrefflich — mit Verstand — erkennen zu können, als dagegen sprechen zu müssen, besonders da es schwerer ist, gehörig zu ent-

wickeln, warum etwas vortrefflich ist, als die Mängel aufzufinden; unentwickelte Bewunderung und Beifall hat aber so wenig Interesse als ein bloßes Tadeln und Mäkeln. Redlicher Eifer für die Wissenschaft und gründliche Behandlung bleibt eben so von der Sucht frei, die ein Recensent gewissermaaßen von Amtswegen haben zu müssen meint, immer noch gescheidter zu seyn, als etwas schon sehr Gescheidtes; beim Vortrefflichen noch anzugeben zu wissen, daß es noch besser (wodurch es in den meisten Fällen schlechter geworden wäre) hätte gemacht werden können, überhaupt Alles besser zu wissen und die Miene eines Meisters und Richters, bei dem nicht die Rede mehr davon seyn könne, daß er aus einer Schrift etwas lerne, anzunehmen, und aus diesem Sinn heraus zu sprechen.

Mit einem Worte, wenn mit Beiseitsetzung sowohl persönlicher Rücksichten, als ungründlicher Anhänglichkeit an das Hergebrachte, und der bloßen Meinung, die nur behauptet und versichert, nicht untersucht noch entwickelt, — die Sache der Wissenschaft und des Geschmacks keck gefaßt und gegen alle Anmaßungen geltend gemacht, und mit Ernst und Eindringen in die Gründe behauptet wird, so kann es einem Institute, das dieß leistet, und sich dadurch von den vorhandnen größtentheils auszeichnet, an innerm Interesse, und an Interesse bei dem allgemeinen Publikum nicht fehlen, dessen nur einstweilen mit dem Schlechten vorlieb nehmender Instinkt dem Rechten immer den Vorzug vor dem Schlechten giebt.

In Ansehung der äußern Einrichtung bemerke ich folgende Punkte:

Das Journal erscheint monatsweise in Heften eher zu 12 als 10 Bogen oder darunter.

Der Kontrakt mit dem Buchhändler wird nach der Anzahl von Exemplaren geschlossen, die abgesetzt werden, so daß 500 oder 750 Exemplare als der bestimmte, feste Ausgangspunkt und als Minimum angenommen sind.

Eine Direktion, aus denen, die das Institut zuerst unternehmen, bestehend, führt die Oberaufsicht in Ansehung der anzuzeigenden Schriften und der einzuladenden Mitarbeiter, und ist als Eigenthümer des Ganzen anzusehen.

Der Redakteur, der ein Mitglied der Direktion und bleibend ist, führt die Korrespondenz, Rechnung und die laufenden Geschäfte des Drucks u. s. f.

Die Kosten werden zuerst vom Ertrage des Ganzen abgezogen, nach dem Ueberreste die Größe der Honorarien bestimmt, und dem Redakteur, statt eines fixen Gehalts, gewisse Procente vom Ueberreste, 15 bis 20, für seine Mühe zugestanden.

Die Bücher liefert die Verlagshandlung zu einem Rabatt von 20—25 pCt. des Ladenpreises; der Recensent hat das Recht, sie mit 40 pCt. Rabatt desselben zu behalten, sonst verkauft sie die Direktions-Kasse. Sie sind unter die Kosten zu rechnen. — Bücher, welche übrigens beim Gebrauch nicht unverkäuflich für die Buchhandlung geworden, und wovon sie nicht ausdrücklich für das Institut ein Exemplar verschrieben, und welche sie sonst gebrauchen kann, nimmt dieselbe ohne alle Provision wieder an.

Mit Julius 1807 wird angefangen.

(Dieser Ankündigung wurde keine Folge gegeben.)

2. Wer denkt abstrakt?

Denken? Abstrakt? — Sauve qui peut! Rette sich, wer kann! So höre ich schon einen vom Feinde erkauften Verräther ausrufen, der diesen Aufsatz dafür ausschreit, daß hier von Metaphysik die Rede seyn werde. Denn Metaphysik ist das Wort, wie Abstrakt und beinahe auch Denken das Wort ist, vor dem jeder, mehr oder minder, wie vor einem mit der Pest Behafteten davon läuft.

Es ist aber nicht so bös gemeint, als ob, was denken und was abstrakt sey, hier erklärt werden sollte. Der schönen Welt ist nichts so unerträglich, als das Erklären. Mir selbst ist es schrecklich genug, wenn einer zu erklären anfängt, denn, zur Noth, verstehe ich Alles selbst. Hier zeigte sich die Erklärung des Denkens und des Abstrakten ohnehin schon als völlig überflüssig; denn gerade nur, weil die schöne Welt schon weiß, was das Abstrakte ist, flieht sie davor. Wie man das nicht begehrt, was man nicht kennt, so kann man es auch nicht hassen. Auch wird es nicht darauf angelegt, hinterlistigerweise die schöne Welt mit dem Denken oder dem Abstrakten versöhnen zu wollen, indem etwa unter dem Scheine einer leichten Konversation das Denken und das Abstrakte eingeschwärzt würde, so daß es zuletzt unbekannterweise und ohne eben einen Abscheu erweckt zu haben, sich in die Gesellschaft eingeschlichen hätte, und gar von der Gesellschaft selbst unmerklich, hereingezogen, oder, wie die Schwaben sich ausdrücken, hereingezäunselt worden wäre, und nun der Autor dieser Verwicklung diesen sonst fremden Gast, nämlich das Ab-

strakte, aufdeckte, den die ganze Gesellschaft unter einem andern Titel als einen guten Bekannten behandelt und anerkannt hätte. Solche Erkennungsscenen, wodurch die Welt wider Willen belehrt werden soll, haben den nicht zu entschuldigenden Fehler an sich, daß sie zugleich beschämen, und der Machinist sich einen kleinen Ruhm erkünsteln wollte; so daß jene Beschämung und diese Eitelkeit die Wirkung aufheben, denn sie stoßen eine um diesen Preis erkaufte Belehrung vielmehr wieder hinweg.

Ohnehin wäre die Anlegung eines solchen Planes schon verdorben; denn zu seiner Ausführung wird erfordert, daß das Wort des Räthsels nicht zum voraus ausgesprochen sey. Dies ist aber durch die Aufschrift schon geschehen; in dieser, wenn dieser Aufsatz mit solcher Hinterlist umginge, hätten die Worte nicht gleich von Anfang auftreten dürfen, sondern, wie der Minister in der Komödie, das ganze Spiel hindurch im Ueberrocke herumgehen und erst in der letzten Scene ihn aufknöpfen und den Stern der Weisheit herausblitzen lassen müssen. Die Aufknöpfung eines metaphysischen Ueberrocks nähme sich hier nicht einmal so gut aus, wie die Aufknöpfung des ministeriellen; was jene an den Tag brächte, wäre weiter nichts, als ein paar Worte, und das Beste vom Spaße sollte ja eigentlich darin liegen, daß es sich zeigte, daß die Gesellschaft längst im Besitze der Sache selbst war; sie gewänne also am Ende nur den Namen, dahingegen der Stern des Ministers etwas Reelleres, einen Beutel mit Geld, bedeutet.

Was Denken, was Abstrakt ist, daß dieß jeder Anwesende wisse, wird in guter Gesellschaft vorausgesetzt und in solcher befinden wir uns. Die Frage ist allein darnach, wer es sey, der abstrakt denke? Die Absicht ist, wie schon erinnert, nicht die, die Gesellschaft mit diesen Dingen zu versöhnen, ihr zuzumuthen, sich mit etwas Schwerem abzugeben, ihr in's Gewissen darüber zu reden, daß sie leichtsinniger Weise so etwas vernachlässige, was für ein mit der Vernunft begabtes Wesen rang- und stan-

desgemäß sey. Vielmehr ist die Absicht, die schöne Welt mit sich selbst darüber zu versöhnen, wenn sie sich anders zwar eben nicht ein Gewissen über diese Vernachlässigung macht, aber doch vor dem abstrakten Denken als vor etwas Hohem einen gewissen Respekt, wenigstens innerlich, hat, und davon wegsieht, nicht, weil es ihr zu gering, sondern weil es ihr zu hoch; nicht, weil es zu gemein, sondern zu vornehm; oder umgekehrt, weil es ihr eine Espèce, etwas Besonderes zu seyn scheint, etwas, wodurch man nicht in der allgemeinen Gesellschaft sich auszeichnet, wie durch einen neuen Putz, sondern wodurch man sich vielmehr, wie durch ärmliche Kleidung, oder auch durch reiche, wenn sie aus alt gefaßten Edelsteinen, oder einer noch so reichen, aber längst chinesisch gewordenen Stickerei besteht, von der Gesellschaft ausschließt, oder darin lächerlich macht.

Wer denkt abstrakt? Der ungebildete Mensch, nicht der gebildete. Die gute Gesellschaft denkt darum nicht abstrakt, weil es zu leicht ist, weil es zu niedrig ist, (niedrig nicht dem äußern Stande nach), nicht aus einem leerem Vornehmthun, das sich über das wegzusetzen stellt, was es nicht vermag, sondern wegen der innern Geringheit der Sache.

Das Vorurtheil und die Achtung für das abstrakte Denken ist so groß, daß feine Nasen hier eine Satyre oder Ironie zum Voraus wittern werden; allein, da sie Leser des Morgenblattes sind, wissen sie, daß auf eine Satyre ein Preis gesetzt ist, und daß ich ihn daher lieber verdienen und darum konkurriren, als hier schon ohne Weiteres meine Sachen hergeben würde.

Ich brauche für meinen Satz nur Beispiele anzuführen, von denen jedermann zugestehen wird, daß sie ihn enthalten. Es wird also ein Mörder zur Richtstätte geführt. Dem gemeinen Volke ist er weiter nichts als ein Mörder. Damen machen vielleicht die Bemerkung, daß er ein kräftiger, schöner, interessanter Mann ist. Jenes Volk findet die Bemerkung entsetzlich; was? ein Mörder schön? wie kann man so schlecht denkend seyn, und

einen Mörder ſchön nennen; ihr ſeid auch wohl etwas nicht viel Beſſeres! Dieß iſt die Sittenverderbniß, die unter den vornehmen Leuten herrſcht, ſetzt vielleicht der Prieſter hinzu, der den Grund der Dinge und die Herzen kennt.

Ein Menſchenkenner ſucht den Gang auf, den die Bildung dieſes Verbrechers genommen, findet in ſeiner Geſchichte, in ſeiner Erziehung ſchlechte Familienverhältniſſe des Vaters und der Mutter, bei einem leichteren Vergehen dieſes Menſchen irgend eine ungeheure Härte, die ihn gegen die bürgerliche Ordnung erbitterte, eine erſte Rückwirkung dagegen, die ihn daraus vertrieb, und es ihm jetzt nur durch Verbrechen ſich zu erhalten möglich machte. — Es kann wohl Leute geben, die wenn ſie ſolches hören, ſagen werden: Der will dieſen Mörder entſchuldigen! Erinnere ich mich doch, in meiner Jugend einen Bürgermeiſter klagen gehört zu haben, daß es die Bücherſchreiber zu weit treiben, und Chriſtenthum und Rechtſchaffenheit ganz auszurotten ſuchen; es habe einer eine Vertheidigung des Selbſtmordes geſchrieben; ſchrecklich, gar zu ſchrecklich! — Es ergab ſich aus weiterer Nachfrage, daß Werther's Leiden verſtanden waren.

Dieß heißt abſtrakt gedacht, in dem Mörder nichts als dieß Abſtrakte, daß er ein Mörder iſt, zu ſehen, und durch dieſe einfache Qualität alles übrige menſchliche Weſen an ihm zu vertilgen.

Ganz anders eine feine, empfindſame leipziger Welt. Sie beſtreute und bebaud das Rad und den Verbrecher, der darauf geflochten war, mit Blumenkränzen. — Dieß iſt aber wieder die entgegengeſetzte Abſtraktion. Die Chriſten mögen wohl Roſenkreuzerei, oder vielmehr Kreuzroſerei treiben, und das Kreuz mit Roſen umwinden. Das Kreuz iſt der längſt geheiligte Galgen und Rad. Es hat ſeine einſeitige Bedeutung, das Werkzeug entehrender Strafe zu ſeyn, verloren, und giebt im Gegentheil die Vorſtellung des höchſten Schmerzes und der tiefſten Verwerfung, zuſammen mit der freudigſten Wonne und göttlicher Ehre. Hingegen das Leipziger mit Veilchen und Klatſchroſen

eingebunden, ist eine kotzebue'sche Versöhnung, eine Art liederlicher Verträglichkeit der Empfindsamkeit mit dem Schlechten.

Ganz anders hörte ich einst eine gemeine alte Frau, ein Spitalweib, die Abstraktion des Mörders tödten, und ihn zur Ehre lebendig machen. Das abgeschlagene Haupt war aufs Schaffot gelegt, und es war Sonnenschein; wie doch so schön, sagte sie, Gottes Gnadensonne Binder's Haupt beglänzt! — Du bist nicht werth, daß dich die Sonne bescheint, sagt man zu einem Wicht, über den man sich erzürnt. Jene Frau sah, daß der Mörderkopf von der Sonne beschienen wurde, und es also auch noch werth war. Sie erhob ihn von der Strafe des Schaffots in die Sonnengnade Gottes, brachte nicht durch ihre Veilchen und ihre empfindsame Eitelkeit die Versöhnug zu Stande, sondern sah in der höhern Sonne ihn zu Gnaden aufgenommen.

Alte, ihre Eyer sind faul! sagt die Einkäuferin zur Hökersfrau. Was, — entgegnet diese, — meine Eyer faul? Sie mag mir faul seyn! Sie soll mir das von meinen Eyern sagen? Sie? Haben ihren Vater nicht die Läuse an der Landstraße aufgefressen, ist nicht ihre Mutter mit den Franzosen fortgelaufen, und ihre Großmutter im Spital gestorben, — schaff' sie sich für ihr Flitterhalstuch ein ganzes Hemde an; man weiß wohl, wo sie dies Halstuch und ihre Mützen her hat; wenn die Offiziere nicht wären, wär' jetzt Manche nicht so geputzt, und wenn die gnädigen Frauen mehr auf ihre Haushaltung sähen, säße Manche im Stockhause, — flick sie sich nur die Löcher in den Strümpfen. — Kurz, sie läßt keinen guten Faden an ihr. Sie denkt abstrakt, und subsumirt jene nach Halstuch, Mütze, Hemde u. s. f., wie nach den Fingern und andern Parthien, auch nach Vater und der ganzen Sippschaft, ganz allein unter das Verbrechen, daß sie die Eyer faul gefunden hat, Alles an ihr ist durch und durch von diesen faulen Eyern gefärbt, da hingegen jene Offiziere, von denen die Hökersfrau sprach, —

wenn anders, wie sehr zu zweifeln, etwas daran ist, — ganz andere Dinge an ihr zu sehen bekommen haben mögen.

Um von der Magd auf den Bedienten zu kommen, so ist kein Bedienter irgendwo schlechter daran, als bei einem Manne von wenigem Stande und wenigem Einkommen; und um so besser daran, je vornehmer sein Herr ist. Der gemeine Mensch denkt wieder abstrakter, er thut vornehm gegen den Bedienten, und verhält sich zu diesem nur als zu einem Bedienten; an diesem einen Prädikate hält er fest. Am besten befindet sich der Bediente bei den Franzosen. Der vornehme Mann ist familiär mit dem Bedienten, der Franzose sogar gut Freund mit ihm; der Bediente führt, wenn sie allein sind, das große Wort, man sehe Diderot's Jacques et son maitre, der Herr thut nichts als Prisen Taback nehmen und nach der Uhr sehen, und läßt den Bedienten in allem Uebrigen gewähren. Der vornehme Mann weiß, daß der Bediente nicht nur Bediente ist, sondern auch die Stadtneuigkeiten, die Mädchen kennt, gute Anschläge im Kopfe hat; er fragt ihn darüber, und der Bediente darf sagen, was er über das weiß, worüber der Prinzipal fragt. Beim französischen Herrn darf der Bediente nicht nur dieß, sondern auch die Materie aufs Tapet bringen, seine Meinung haben und behaupten, und wenn der Herr etwas will, so geht es nicht mit Befehl, sondern er muß dem Bedienten zuerst seine Meinung einraisonniren und ihm ein gutes Wort darum geben, daß seine Meinung die Oberhand behält.

Im Militär kommt derselbe Unterschied vor; beim österreichschen kann der Soldat geprügelt werden, er ist also eine Kanaille; denn was geprügelt zu werden das passive Recht hat, ist eine Kanaille. So gilt der gemeine Soldat dem Offizier für dieß Abstraktum eines prügelbaren Subjekts, mit dem ein Herr, der Uniform und Port d'épée hat, sich abgeben muß, und das ist um sich dem Teufel zu ergeben. —

3. Ueber Leſſing's Briefwechſel mit ſeiner Frau.

Ich las neulich Leſſing's Briefwechſel mit ſeiner Frau; — die Empfindung, die ich Theils während des Leſens hatte, Theils zurückbehielt, war ganz eigen; es war Intereſſe mit Vergnügen und Wehmuth vermiſcht; nach einem langen Romanleſen kann nichts erwünſchter kommen, als ſo eine ganz aus dem wirklichen Leben genommene Unterhaltung. Man iſt immer auf die Entwicklung begierig; obgleich keine Intrigue und große Hinderniſſe die Entwicklung aufhalten, — gewöhnliche Erforderniſſe in einem Roman, um die Aufmerkſamkeit des Leſers zu ſpannen, — ſo fehlt doch das Intereſſe nie, und iſt um ſo viel herzlicher und theilnehmender, weil die Umſtände ſo ganz natürlich und menſchlich ſind; das einzige Hinderniß, das ſich in den Weg legt, bezieht ſich auf den Punkt, der heutzutage am meiſten, oft faſt allein (hier freilich nicht) in Betracht kommt, nämlich das hinlängliche Auskommen; (denn die Liebe iſt nimmer ſo ſtark, daß man miteinander in Wüſteneien zieht, aller Bequemlichkeiten ſich entſchlägt und nur von der Liebe lebt) — und da jenes Erforderniß noch nicht hinlänglich geſichert war, ſo wird die Verbindung immer aufgeſchoben. — Kein grauſamer Vater, kein harter Onkel oder Vormund, kein der Unſchuld nachſtellender Lord iſt es, der die Heirath aufhält, — die Zeit, in welcher der Briefwechſel fortdauert, iſt ſechs Jahre, — welche lange Zeit für einen Bräutigam und eine Braut! und in die-

ſem Zwiſchenraum faſt nichts als Verdruß und Leiden durch Krankheiten, und dann die Dauer der Ehe — war nur drei Jahre; — ſtoßen einem hier nicht Betrachtungen über die Nichtigkeit des Menſchen und ſeiner angenehmſten Sorgen auf? — Sollte man nicht denken, wenn ein Menſch dieß voraus wüßte, würde er nicht einen frühern Tod, als ihm die Natur beſtimmt hat, einem ſolchen Leben vorziehen? — Vielleicht, wenn man ſich ein Leben voll lauter Elend und Mühſeligkeit denkt, — aber man bringt nicht in Anſchlag, was das Leben in concreto iſt, — die angenehme Gewohnheit des Wirkens und Thätigſeyns, wie es Göthe nennt, — das uns beſtändig beſchäftigende unaufhörliche Einſtrömen von Empfindungen in die körperliche Behaglichkeit; — bei einem Menſchen, der den Gedanken, ſich ſelbſt außer allen dieſen Verhältniſſen zu ſetzen, ausführen kann, müſſen die Vorſtellungen und das Wirken der Seele faſt bloß nach innen gehen, und das Band, das durch die Sinne ihn an die ganze Natur knüpft, muß ſehr ſchwach ſeyn. — Doch von dieſer Digreſſion wieder auf Leſſing's Briefwechſel zu kommen, ſo iſt der ganze Ton deſſelben, wenigſtens größtentheils mehr geſchickt, — den Leſer zu Wehmuth als zu angenehmer Empfindung zu ſtimmen. — Aber die Sprache des Schmerzes und der Leiden iſt viel beredter als die Sprache der Freude, und der Genuß der letztern nicht ſo bemerkbar, wie die Empfindung des erſtern. Der trübe Augenblick, in dem wir ſchreiben, überzieht auch das Andenken an frohe Stunden mit einem ſchwarzen Flor, außerdem, daß er das Traurige noch hervorhebt, ſtärkere Farben aufträgt, und zu viel Schatten ins Gemälde bringt. — Oft miſcht ſich auch eine kleine — heimliche, dem Angeſteckten ſelbſt unbemerkte Eitelkeit in's Spiel, — die uns aus dem hinterſten Winkel des Herzens überredet, — es erwecke mehr Intereſſe, die Theilnahme ſey größer, wenn man uns leiden, als wenn man uns fröhlich ſieht, wir erſcheinen etwas größer im Schmerz als in der Freude u. ſ. f. Noch eine Bemerkung war mir ſehr

auffallend; — wenn Lessing's Geliebte von ihrer üblen Laune, ihrer verdrüßlichen Lage u. dgl. schreibt, — und er gerade guten Humors ist, so kommt er mit Lebensregeln angezogen, mit Vorschriften aus der arte bene vivendi, — als ob er die vergnügte Laune, in die ihn die Umstände versetzten, (vielleicht ein schöner Tag, verbunden mit dem Gefühl der Gesundheit), — sich selber, der Befolgung seiner weisen Maximen allein zu danken hätte. — Hierin betrügt sich das liebe eitle Herzchen oft. — Durch Fröhlichkeit wird Zufriedenheit mit sich selbst über sein Thun und Lassen, über das Gelingen kluger Plane, über seine äußeren Umstände befördert; — man glaubt aber, es sey immer der Fall umgekehrt, nur wenn wir mit unserm Gewissen, mit unserer Klugheit zufrieden zu seyn Ursache zu haben vermeinen, so soll die Folge davon Heiterkeit des Gemüths, und wahres Vergnügen seyn; — wie gesagt, meist ist es umgekehrt; — Gefühl der Gesundheit — schönes Wetter — Freiheit von gegenwärtigen Sorgen — eine Aussicht auf ein fröhliches Mahl, setzt uns in einen Zustand von Frohheit, und dieser täuscht uns gar zu gern; nur Unglück erweckt die Stacheln des Gewissens, häuft das Andenken aller zu bereuenden Unbesonnenheiten zusammen und läßt es selten dabei bewenden, die Seele mit dem Gefühl der traurigen Lage, der Schmerzen u. s. f. erfüllt zu haben, sondern ruft auch Unzufriedenheit mit sich selbst, Selbstanklage zu Hülfe, um der Seele vollends den Muth zu rauben, der standhaft, stolz auf seine Unschuld, dem Schmerze trotzt. — Aber hier hebst du allen Unterschied zwischen guten und bösen Menschen auf? Nur bei den letztern mag dein hier entworfenes Gemälde passen. Nein, aber der Unterschied ist hier nicht spezifisch, — sondern nur den Graden nach. Wo finden wir den Menschen, — der das Bewußtseyn hat, immer mit der besten Absicht, — immer nach der ewigen Regel des Rechts, und zugleich immer mit der größten Klugheit gehandelt zu haben, und der sich in Ansehung dieser Punkte

nichts vorzuwerfen hat. Der Unmuth ruft oft längſt abgethane Sachen zurück, — und ſo ſehr wir oft ſtreben, dergleichen Bilder ſchnell wegzuhauchen, ſo bleibt doch das nachfolgende Gefühl, das ſich mit dem vorhandenen Unmuth vermiſcht, zurück. — Doch zurück zu kommen auf Leſſing's Moralien, ſo finden wir oft gleich im nächſten Briefe, — durch Umſtände die Wirkſamkeit derſelben ganz aufgehoben, und den auffallendſten Beweis, wie wenig Maximen über den Eindruck, der ſich auf Vergnügen und Unluſt bezieht, vermögen. —

Der Ton der Briefe iſt gegenſeitige Theilnahme, Mittheilung ſeiner Angelegenheiten und Geſchäfte, ſeines Kummers und ſeiner Freude, — und Antheil daran auf der andern Seite. — Der Ausdruck iſt ungekünſtelt und bleibt bei dem Allgemeinen ſtehen, — er zergliedert die Empfindung nicht; ſie giebt den Totaleindruck an, — gerade wie wir es bei den Griechen ſehen, wo eine Tragödie kein Kompendium der empiriſchen Pſychologie in nuce iſt, wie oft heutzutage; — dieß iſt Natur, — dieſe geht auf Genuß und Empfindung. — Die frühen Umſtände der Jugend und der Erziehung hemmen den Eindruck der Natur in uns, — wir werden zu viel daran gewöhnt, daß die Seele ſich mit ſich ſelbſt beſchäftige, — die äußern Gegenſtände zu viel nach Begriffen beurtheile, nicht nach den Empfindungen der Schönheit; — das Herz wird verſchloſſen und nur der kalte, berechnende Verſtand bleibt übrig, — der am Ende bloß an den Mitteln kleben bleibt, und des Zwecks nie gedenkt. — Ein ſchneidender Unterſchied unſerer Sitten und unſers Charakters von dem griechiſchen iſt wohl dadurch abgezeichnet, daß der Dichter, der zum Genuß des Lebens durch Erinnerung an den Tod aufrieſe: „Menſch, genieße dein Leben!" u. ſ. f., bei uns ſehr abgeſchmackt erſcheinen würde. — Wie würde ich heute das Leben genießen können, wenn morgen der Tod mich abrieſe!

Nur der Grieche konnte ſo genießen, ſich für ein jedes

Wesen, das Leben und Empfindung äußert, interessiren; — überall entdeckte der reine Geist der Griechen ein ungekünsteltes Verhältniß, woran das Herz Theil nahm; er zeigt sich von dieser Seite am edelsten in ihren Sinngedichten, er scheint sich zu dem unsrigen zu verhalten, wie ein Knabe, der an eine Rose riecht, zu dem Apotheker, der Rosenwasser daraus macht. Keusche Reinheit und liebliche Schamhaftigkeit scheint überhaupt ein Eigenthum des griechischen Genius gewesen zu seyn.

4. Ueber Wallenstein.

Der unmittelbare Eindruck nach der Lesung Wallenstein's ist trauriges Verstummen über den Fall eines mächtigen Menschen, unter einem schweigenden und tauben Schicksal. Wenn das Stück endigt, so ist Alles aus, das Reich des Nichts, des Todes hat den Sieg behalten; es endigt nicht als eine Theodicee.

Das Stück enthält zweierlei Schicksale Wallenstein's; — das eine, das Schicksal des Bestimmtwerdens eines Entschlusses, das zweite, das Schicksal dieses Entschlusses und der Gegenwirkung auf ihn. Jedes kann für sich als ein tragisches Ganzes angesehen werden. Das erste, — Wallenstein, ein großer Mensch, — denn er hat als er selbst, als Individuum, über viele Menschen geboten, — tritt auf als dieses gebietende Wesen, geheimnißvoll, weil er kein Geheimniß hat, im Glanz und Genuß dieser Herrschaft. Die Bestimmtheit theilt sich gegen seine Unbestimmtheit nothwendig in zwei Zweige, der eine in ihm, der andere außer ihm; der in ihm ist nicht sowohl ein Ringen nach derselben, als ein Gähren derselben; er besitzt persönliche Größe, Ruhm als Feldherr, als Retter eines Kaiserthums durch Individualität, Herrschaft über Viele, die ihm gehorchen, Furcht bei Freunden und Feinden; er ist selbst über die Bestimmtheit erhaben, dem von ihm geretteten Kaiser oder gar dem Fanatismus anzugehören; welche Bestimmtheit wird ihn erfüllen? er bereitet sich die Mittel zu dem

größten Zwecke seiner Zeit, dem, für das allgemeine Deutschland Frieden zu gebieten; ebenso dazu, sich selbst ein Königreich, und seinen Freunden verhältnißmäßige Belohnung zu verschaffen; — aber seine erhabene, sich selbst genügende, mit den größten Zwecken spielende und darum charakterlose Seele kann keinen Zweck ergreifen, sie sucht ein Höheres, von dem sie gestoßen werde; der unabhängige Mensch, der doch lebendig und kein Mönch ist, will die Schuld der Bestimmtheit von sich abwälzen, und wenn nichts für ihn ist, das ihm gebieten kann, — es darf nichts für ihn seyn — so erschafft er sich, was ihm gebiete; Wallenstein sucht seinen Entschluß, sein Handeln und sein Schicksal in den Sternen; (Max Piccolomini spricht davon nur wie ein Verliebter). Eben die Einseitigkeit des Unbestimmtseyns mitten unter lauter Bestimmtheiten, der Unabhängigkeit unter lauter Abhängigkeiten, bringt ihn in Beziehung mit tausend Bestimmtheiten, seine Freunde bilden diese zu Zwecken aus, die zu den seinigen werden, seine Feinde ebenso, gegen die sie aber kämpfen müssen; und diese Bestimmtheit, die sich in dem gährenden Stoff, — denn es sind Menschen — selbst gebildet hat, ergreift ihn, da er damit zusammen — und also davon abhängt, mehr, als daß er sie machte. Dieses Erliegen der Unbestimmtheit unter die Bestimmtheit ist ein höchst tragisches Wesen, und groß, konsequent dargestellt; — die Reflexion wird darin das Genie nicht rechtfertigen, sondern aufzeigen. Der Eindruck von diesem Inhalt als einem tragischen Ganzen, steht mir sehr lebhaft vor. Wenn dieß Ganze ein Roman wäre, so könnte man fordern, das Bestimmte erklärt zu sehen, — nämlich dasjenige, was Wallenstein zu dieser Herrschaft über die Menschen gebracht hat. Das Große, Bestimmungslose, für sie Kühne, fesselt sie; es ist aber im Stück, und konnte nicht handelnd dramatisch, d. h. bestimmend und zugleich bestimmt auftreten; es tritt nur, als Schattenbild, wie es im Prolog, vielleicht in anderm Sinne, heißt,

auf; aber das Lager ist dieses Herrschen, als ein Gewordenes, als ein Produkt.

Das Ende dieser Tragödie wäre demnach das Ergreifen des Entschlusses; die andere Tragödie das Zerschellen dieses Entschlusses an seinem Entgegengesetzten; und so groß die erste ist, so wenig ist mir die zweite Tragödie befriedigend. Leben gegen Leben; aber es steht nur Tod gegen Leben auf, und unglaublich! abscheulich! der Tod siegt über das Leben! Dieß ist nicht tragisch, sondern entsetzlich! Dieß zerreißt das Gemüth, daraus kann man nicht mit erleichterter Brust springen!

5. Ueber die Bekehrten.

(Antikritisches.)

(Berliner Schnellpost ꝛc. 1826. Nr. 8, 9. Beiwagen zur berliner Schnellpost Nr. 4.)

Vom 11. Januar 1826.

Nach der gestern erfolgten zweiten Aufführung des neuen raupach'schen Stücks: „Die Bekehrten," erlauben Sie mir, einige antikritische Bemerkungen über die Kritik, die Sie im dritten Stücke der Schnellpost davon gegeben, zu übersenden; indem ich es Ihrem Urtheil überlasse, ob Sie dieselben, die nicht auf Humor und Witz gestellt sind, in Ihr von beiden sprudelndes Blatt aufnehmen mögen.

Die erste Bemerkung betrifft gleich die Beziehung Ihrer Kritik auf die gestrige Aufführung. Bei der ersten war das Haus, wie Sie gesehen haben werden, nicht voll; die beiden Reihen Logen waren so gut wie ganz leer! — ich stimmte von Herzen in die Deklamationen eines unserer Bekannten ein, der sich darüber ereiferte, nicht lebhaftere Neugierde auf ein neues Stück eines Autors zu finden, der die Bühne schon mit mehreren beliebten Produkten bereichert hat; jener Bekannte hatte, wie er sagte, bei seinem späten Hingang zum Schauspielhause, eine Queue vor den Thüren zu finden gehofft, der entweder bereits die Hände aus äußerlicher Kälte in die innere Wärme voraus klatschte, oder auch die Erfüllung dessen was geschrieben steht, ahnen ließe: siehe, die Füße Derer, die dich hinauspochen werden, stehen schon vor der Thüre. Keins von beiden, — die

Gleichgültigkeit ist immer das Schlimmste. Nun stand weiter zu hoffen, eine Anzeige in Ihrem Blatte werde auf das Stück, wenigstens auf das Interesse aufmerksam machen, welches von dem Publikum für ein neues Stück zu erwarten sey. Solche Lauigkeit aber, wie sich für die zweite Aufführung, so sehr als für die erste, frischeste, zeigte, kann weder für Schauspieler noch für Verfasser aufmunternd seyn. Wenn die Zuschauerschaft, die sich zufälliger Weise an einem Abende einfindet, von der Art zu seyn pflegt, nur à la fortune du pot gekommen zu seyn, bloß um die Langeweile etwas besser als zu Hause zu vertreiben, so weiß, auch nach bestandener erster und zweiter Aufführung vor der trägen Masse, weder Dichter noch Schauspieler, noch selbst Intendanz, recht, wie sie mit dem Stück und dem Spiel bei dem Publikum daran sind.

Der Schnellpost-Artikel über: „Die Bekehrten" war nicht von der Art, die Lauigkeit und Trägheit zur Theilnahme und Bezeigung einer Theilnahme, zu bekehren. Er läßt dem Spiele der sämmtlichen Schauspieler zwar die gebührende Gerechtigkeit widerfahren, daß dasselbe befriedigend nicht nur, vortrefflich, ja, ausgezeichnet gewesen. Diese Harmonie des Genusses ist schon nichts Alltägliches; welcher Unterschied entstand durch solche Art von Harmonie und Disharmonie für die Wirkung der letzten Aufführungen von Don Juan und Armide!

An die Anerkennung, welche Sie den Leistungen der Schauspieler angedeihen lassen, knüpfe ich aber die Frage an, ob der Dichter nicht seiner Seits die Aufgabe in der Hauptsache müsse erfüllt haben, wenn er Situationen und Charaktere gezeichnet hat, in denen Künstler, die wir als vorzüglich kennen, in den Stand gesetzt wurden, ihr Vermögen zu entfalten und geltend zu machen. Es hilft nichts, wenn ausgezeichnete Schauspieler an mittelmäßige Rollen die viele Würze ihres Talents aufbieten; in mittelmäßigen Rollen mögen mittelmäßige Talente leicht sich als gut ausnehmen, ausgezeichnete werden eher nur eine

mittelmäßige Erscheinung hervorbringen; so werde ich in „dem Prinzen von Pisa“ durch den Widerspruch dessen gequält, was Hr. Beschort und selbst Mad. Stich in ihren Rollen leisten können, und was sie für sich zu leisten vermögen.

Um aber Ihrer Kritik näher zu kommen, so macht sie es sich vornehmlich mit der Fabel des Stücks, mit der Handlung, oder vielmehr mit dem Mangel an Handlung, zu thun. Sie lassen sich in eine Charakterisirung der allgemeinen Manier des Hrn. Verfassers verfallen. Als Hauptzug hebe ich zunächst aus, daß derselbe sich zu sehr gefallen, mit Außerwesentlichem, mit Zufälligem zu spielen, — daß seine Lustspiele aus einer überschraubten Gewaltaufgabe eines blinden Zufalls fließen. Ich kenne nur wenige der raupach'schen Stücke, will aber dessen ungeachtet sogleich wieder die Frage hinzusetzen, und zwar nicht die allgemeinere: sollen wir mit dem Zufälligen, dem Außerwesentlichen mehr als spielen? sondern die nähere Frage: ob nicht eben dieß die Natur des Lustspiels ist, mit dem Zufälligen, dem Außerwesentlichen zu spielen? Auf diesem Boden ohnehin ist es, daß sich die heiteren Lebensverwirrungen ergeben, die Sie für das Lustspiel fordern. Von dieser heitern Art ist denn auch der eine Theil der Verwirrungen in den „Bekehrten,“ der andere freilich ist ernsterer Art; würde aber ein Lustspiel ganz des Ernstes entbehren, so sänke es in der That zum Possenspiele und noch tiefer hinab. Wenn Sie zwar dieses Stück — doch wohl nur nach einer Seite oder in einem Augenblicke der Laune — für ein Possenspiel anzusehen geneigt scheinen, so halte ich dieß selbst noch immer für ein größeres Kompliment, als wenn, wie wir neulich gesehen, das Publikum das Lustspiel in ein Schauspiel umtauft, und der Verfasser selbst dazu Gevatter steht. Wäre es um Autoritäten für Nicht-bloß-Heiteres in den Lustspielen zu thun, so würde ich vor allen den Aristophanes citiren, in dessen meisten, für uns wenigstens farcenhaft zugehenden Stücken, zugleich der allerbitterste Ernst,

nämlich sogar der politische — und zwar in allem Ernste, das Hauptinteresse ausmacht. Ich könnte fortfahren und die shakespear'schen Lustspiele anführen, allein ich finde, daß Sie das Heitere nicht sowohl dem Ernste, als dem Zufälligen und Gewaltthätigen der Zufälligkeit entgegen setzen, und will daher nur dieß noch bemerken, daß mir in dem neuen Lustspiele gerade darin das richtige Verhältniß getroffen scheint, daß die ernsthaften Verwicklungen, die Verwicklungen der tieferen, edleren Leidenschaften, der würdigerern Charaktere, aus den komischen Verwicklungen der untergeordneten Personen herkommen.

Es wird auf die nähere Art und Weise ankommen, wie das Zufällige hereingelassen ist. Herrn Raupach's Erdennacht, Isidor und Olga und was sonst von ihm früher auf die Bühne kam, kenne ich nicht; was ich von diesen Stücken gehört, macht mich vermuthen, daß Hrn. Raupach's dramatisches Talent vielleicht seitdem eine heitere, wahrhaftere Ansicht gewonnen, und eine glücklichere Laufbahn gewählt hat; es ist nicht für billig zu achten, Vorurtheile, die aus jenen ersten Arbeiten geschöpft seyn mögen, in die Betrachtung anderer Produktionen einzumischen. So habe ich in dem neuen Stücke nichts von einer Disharmonie eines Gemüths in „sich selbst" finden können, so wenig als in der Kritik und Antikritik, und in Alanghu. Warum sollte nicht ein Autor, der Bekehrte auf die Bühne bringt, sich selbst bekehrt haben können, insbesondere, wenn das, was in Früherem unangenehm war, etwa mehr einer Verstandesansicht über einen Kreis äußerlicher Verhältnisse, oder einer Theorie der Kunst, als dem Talente selbst angehörte. Nur Mangel des Talents ist unverbesserlich, aber auch ein solches, das Erfreuliches zu leisten im Stande wäre, wird von einer schiefen, verderblichen Richtung schwer abzubringen seyn, wenn es in selbstgemachte Sublimitäten einer Kunst-Theorie festgerannt ist, und sich jene durch diese rechtfertigt. — Alanghu, das zwei Tage nach den Bekehrten gegeben wurde, zu sehen, hatte mir das letztere Stück Lust

gemacht. Wie ich in Ihrem Artikel las, daß Hr. Raupach sich gefalle, mit dem Außerwesentlichen, Zufälligen zu spielen, so fiel mir dabei mehr noch Alanghu als die Bekehrten ein; und ich will mich zunächst über den einen Sinn erklären, in dem ich wohl damit übereinstimme, daß Hr. Raupach es mit dem Zufälligen nicht genau genommen habe. In Alanghu wird die Verwicklung durch die Eifersucht eines der Chefs in der Horde, und deren Verbündung mit dem Fanatismus und Hochmuth des Lama, die Entwicklung durch den Gott aus der Feuerwerker-Maschinerie, der den Priester todtblitzt, bewirkt, wie jene in den Bekehrten durch die Gespenstererscheinung, die hier jedoch nur als Posse gebraucht wird, eingeleitet ist. Dergleichen Motive gehören freilich zu den ganz abgedroschenen Theatercoups, und es liegt nahe, an den Dichter die Forderung zu machen, daß er uns mit etwas durch die Neuheit Pikantem von Zufälligkeit überrascht hätte. In der That aber ist in die Erfindung der Begebenheiten kein besonders großes Verdienst zu setzen; sie sind nur der äußerliche Rahmen für die Karaktere, für die Leidenschaften und deren Situationen, für den eigentlichen Stoff der Kunst. Die Fabeln, die Sophokles in der Antigone, Elektra u. s. f. behandelt hat, waren doch auch wohl sehr abgedroschene Geschichten, wie die Geschichten, die Shakespeare bearbeitete, aus Chroniken, Novellen, der bekannten Historie u. s. f. genommen, und wenigstens nicht seine Erfindung sind. Es ist um das vornehmlich zu thun, was der Dichter in solchen Rahmen eingeschlossen hat. In Alanghu hat Hr. Raupach zu dem vielleicht nachlässig und bequem aufgenommenen Beiwesen einen etwa auch nicht weit hergeholten Mittelgrund einer tartarischen Horde hinzugefügt, der es aber sogleich auch äußerlich noch natürlicher und möglicher machte, jene breite, weinerliche Empfindsamkeit, jene weinerliche, matte und oft schlechte Moralität, oder die krampfhafte Leidenschaftlichkeit einer beschränkten oder verkehrten armen Seele, — an denen wir so lange gelitten und unsere Thränen erschöpft ha-

ben, — zu verbannen, und dagegen das uns längſt verleidete Bild eines Naturkindes wieder in ſein theatraliſches Recht einzuſetzen. Wir können uns mit der Unbedeutenheit, vielleicht ſelbſt Trivialität des Rahmens ausſöhnen, weil er als die äußerliche Bedingung erſcheint, die Hauptfigur einzuführen; — ein Bild von lebens- und ſeelenvoller Natürlichkeit, das durch dieſe Zeichnung die Schauſpielerin in den Stand ſetzt, alle Seiten ihres Talents, Gemüths und Geiſtes zu entfalten, und uns das anziehende Gemälde feuriger, unruhiger, thätiger Leidenſchaftlichkeit mit naiver, liebenswürdiger Jugendlichkeit, der lebhafteſten, entſchloſſenſten Energie mit empfindungsvoller, geiſtreicher Sanftmuth und Anmuth verſchmolzen, vor die Seele zu bringen. Eine ſolche Hauptfigur drückt die Umgebung, wenn ſie auch mit mehr Bemühung erfunden wird, ſehr bald zu außerweſentlichen Zufälligkeiten herab.

Doch bei Gelegenheit der Bekehrten ſprachen Sie nicht ſowohl von zufälligen Zufälligkeiten, als von gezwungener, von überſchraubter Gewaltaufgabe, die vermittelſt eines gemachten Zufalls gemacht wird. Wenn, wie es ſcheint, das Verhältniß von zwei jungen Liebenden, deren Temperament durch ihre natürliche, aber noch unbeſonnene, oder ungezogene Lebhaftigkeit in Heftigkeit gegen einander verfällt und ſie bis zur Feindſchaft entzweit, nicht in jenen Ihren Tadel eingeſchloſſen iſt, ſo trifft derſelbe dagegen ganz den alten Grafen, der, um dem Neffen die Geliebte zu erhalten, ſich ſelbſt mit ihr trauen, dann vom Papſt ſcheiden laſſen, ſeinen Tod und Begräbniß geſpielt hat, und nun in der Expoſition des Stücks als Eremit auftritt. Ob ſolche Großmuth für ſich allzu abentheuerlich, ob ſie für ein Luſtſpiel zu abentheuerlich ſey, darüber ließe ſich wohl hin und her reden, aber ich würde nicht abſehen, wie man es darüber zu einer entſcheidenden Anſicht bringen könnte. Doch iſt hierbei daran zu erinnern, daß die Vorausſetzung, welche jedes Drama hat, auf Handlungen und Begebenheiten beruht, die der Eröffnung deſſelben im

Rücken liegen; mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, die ohnehin ein sehr relatives Ding ist, in dem was bereits hinter uns ist, kann uns eben nicht viel kümmern; was uns wesentlich angeht, ist die dadurch herbeigeführte Situation für sich; sie ist das Gegenwärtige, das interessant und im Lustspiele pikant seyn soll. Wir sind es ohnehin längst gewohnt, auch selbst für die Tragödie in Ansehung der Voraussetzungen uns Vieles gefallen zu lassen. Ich führe das nächste Beispiel an, an das ich durch häufige Erklärungen eines Bekannten dagegen, erinnert werde; bei Lear ist die Voraussetzung die Abtretung seines Reichs, und daß er das schlechte Herz (man kann es nicht einmal schlechte Gesinnung nennen) seiner beiden ältern Töchter, und die baaren Niederträchtigkeiten seiner beiden Herren Eidame gar nicht in seiner Empfindung gehabt, gar nicht gekannt habe; — immer für sich eine starke Zumuthung, solche Voraussetzung zulässig zu finden, wenn man sie auch nur als die äußerliche Bedingung für das Schauspiel des sich von da aus entwickelnden, wahnsinnigen Kummers betrachten will.

Es versteht sich aber von selbst, daß der Dichter diese Gleichheit nach Weiblichkeit und Männlichkeit zu nuanciren hatte, eben so, daß die Frau dabei nur gewinnen konnte; darum mag auch hier nur diese Modifikation näher erwähnt werden, die der Dichter mit einer Zartheit behandelt hat, welche, anvertraut der Künstlerin, die wir als Julia des Romeo kennen, ihre volle Wirkung thun mußte. In Torquato darf es nicht schwer halten, die alte Empfindung und die Hoffnung wieder zu erwecken; in Klotilde geschieht dieser Uebergang durch eine schöne Stufenfolge, deren Reize um so anziehender sind, je mehr sie zugleich innere Wahrheit hat. Die Stimmung der ersten Situation exponirt sich in dem noch unbelebteren aber ruhigen und edlen Sinn einer schmerzlosen, nicht empfindsamen, kläglichen Trauer einer empfindungslos gewordenen, doch interessant gebliebenen Erinnerung. Diese Ruhe wird gestört in dem Wiedersehen Klo-

tildens mit Torquato; der erste Moment darin erinnerte uns an Julia, mit dem Unterschiede freilich, daß Julia, indem bei ihr in der Unwissenheit der Liebe, Klotilde aber, indem hier nur in deren Schlaf und äußerlicher Erinnerung diese Empfindung, dort als nie vormals gefühlt, hier wiedererwachend eintritt, von der gleichen reizenden Verlegenheit übergossen wird. Klotilden's Verlegenheit, — eine Schüchternheit gegen sich selbst so sehr als gegen Torquato, — wird darum eine reichere Scene; Stellung und Arme bleiben, das Auge, das man sonst in so lebhafter Bewegung zu sehen gewohnt ist, wagt es zuerst nicht aufzusehen, seine Stummheit unterbricht hie und da ein nicht zum Seufzen werdendes Heben der Brust, es wagt einige verstohlene Blicke, die denen Torquato's zu begegnen fürchten, es drängt sich aber auf ihn, wenn die seinigen sich anderwärts hinwenden. Der Dichter ist für glücklich zu achten, dessen Konception von einer Künstlerin ausgeführt wird, die es für die Erzählung des Inhalts, der durch die Sprache ausgedrückt ist, überflüssig macht, mehr als die Züge der seelenvollen Beredsamkeit ihrer Geberde anzugeben. Der Garten-Scene, in welcher das Entfalten der aufblühenden Empfindung und die welke Erinnerung derselben, vermittelst der Erinnerung selbst, zur belebten Gegenwart erfrischt wird, weitläufiger zu erwähnen, bin ich enthoben, da Sie deren Vortrefflichkeit anerkannt haben.

Aber der Scenen der Entzweiung ist noch zu gedenken, die auf die Unterbrechung der Garten-Scene durch das noch unverfängliche Mittel des Hustens und dann durch die darauf gebauten Lügen erfolgt. Die Entzweiung steigert sich zu bitterem Zorne, selbst bis zur Heftigkeit des Hohnes. Je vortrefflicher sich diese Scenen in der Darstellung machen, desto mehr können sie die Empfindung von Gewaltsamkeit erregen, sowohl in Rücksicht auf das frühere Lob der erworbenen Mildigkeit, das jeder sich selbst und dem Anderen darüber ertheilt hat, als in Rücksicht auf die Befriedigung, welche die zu erwartende Wiederver-

söhnung gewähren soll. Für den Glauben jedoch an die Möglichkeit einer gründlichen Aussöhnung sind wir an den ganzen Ton des italienischen Kreises gewiesen, in dem die Handlung spielt, der gleich entfernt von der in der That gewaltsamen und gewaltthätigen Spitzfindigkeit spanischer Delikatesse und Ehre, als von der moralischen Empfindsamkeit gehalten ist, welche den vergänglichen Zorn nicht als eine akute Krankheit kennt, sondern in welcher der Unwille sich in eine chronische Krankheit, in unendliche Gekränktheit und Verachtung eines unversöhnbaren Hochmuths verwandelt. Am profitabelsten ließe sich der Tadel eines Widerspruchs zwischen der Heftigkeit dieser Scenen und der sonstigen Empfindung und Stimmung, damit abweisen, daß dieser Widerspruch der Triumph der Kunst, daß er die Ironie sey, denn bekanntlich wird diese für den Gipfel der Kunst erklärt. Sie soll darin bestehen, daß alles, was sich als schön, edel, interessant anläßt, hintennach sich zerstöre und auf's Gegentheil ausgehe, der echte Genuß in der Entdeckung gefunden werde, daß an den Zwecken, Interessen, Karakteren nichts sey. Der gesunde Sinn hat solche Verkehrungen sonst nur für ungehörige und unerfreuliche Täuschung, solche Interessen und Karaktere, die nicht durchgeführt werden, für Halbheiten genommen, und dergleichen Haltungslosigkeit dem Unvermögen des Dichters zugeschrieben. Wenn nun zwar die Verfeinerung der Gedanken dahin gekommen, jene Halbheit für mehr, sogar als ein Ganzes zu erklären, so ist das Publikum jedoch noch nicht dahin gebracht, an Geburten solcher Theorie Interesse und Gefallen zu finden. In unserem Stücke werden die Hauptpersonen zwar bekehrt, doch sind sie, Gottlob! nicht ironisch; es giebt sich, wie in den beiden früher genannten raupach'schen Stücken, ein gesunder Sinn und gesunder Geist zu erkennen, der nicht zur Krankheit jener Theorie versublimirt ist. An Ironie fehlt es auch übrigens hier nicht, sie ist aber an ihren rechten Platz, in das Kammermädchen und den Narren,

verlegt. Die völlige Inkonſequenz und daß ſie nur in dem Wunſche einen Mann zu bekommen, Haltung hat, nur durch das Geſpenſt eine weitere bekommt, ſo wie, daß Burchiello ſeinen Widerwillen gegen eine Heirath am Ende hinunterſchlucken muß, iſt, wenn es einmal Ironie ſeyn ſoll, Ironiſches genug, wenigſtens iſt es Luſtiges.

Luſtig bleibt auch der Mißton jener Scenen; aber überdieß bleibt er innerhalb der Möglichkeit, daß nicht bloß ein äußerliches Ende des Luſtſpiels, ſondern daß bei dem Naturell der Hauptperſonen eine gründliche Auflöſung der Verwicklung zu Stande komme. Der alte Graf nennt ſie am Ende der Kataſtrophe noch Kinder, wie ſie früher waren, und er ſelbſt ſteht mit ihnen und den Uebrigen in dem Kreiſe einer wohlwollenden und ſinnigen Natürlichkeit, welche durch Leidenſchaftlichkeit wohl getrübt werden kann, eine Trübung aber, die noch frei von moraliſcher Reflexion, nicht den innern Kern angreift und ſich nicht zur Zerriſſenheit ſteigert. Vielleicht hätte es in der Expoſition geſchehen können, daß dieſe Grundlage von Heiterkeit auch an den Hauptfiguren ſich ſichtbarer hervorhöbe. Shakespeare bewirkt dieß öfters durch das Verhältniß und Konverſationen der Hauptperſonen mit dem Narren oder Kammerkätzchen, freilich nicht immer auf eine Weiſe, die für fein oder ſelbſt nur für anſtändig gelten könnte. Die Empfindlichkeit Klotilden's, die dem Kammermädchen einmal mit dem Fortſchicken droht, iſt vielleicht ein Zug, der für jenen Kreis etwas Fremdartiges hat. Dem Narren Burchiello iſt am meiſten oder allein das Reflektiren und die allgemeinen und ernſthaften Gedanken zugetheilt, und dieß nach Standesgebühr, denn das Stück ſoll Luſtſpiel ſeyn und iſt Luſtſpiel. Die Ausführung des „Unlogikaliſchen" in dem Vorgeben des Grafen von ſeinem Tode, in einer der erſten Scenen, in denen Burchiello auftritt, iſt vielleicht etwas zu trocken gerathen; ſonſt fehlt es nicht an witzigen Einfällen, und die Rolle, wie das ergötzliche Spiel, iſt in dem zierlichen Style eines Gra-

zioso gehalten. Der Lebenskreis wie der Ton der Karaktere, erinnert überhaupt an die heitere, sinnige, edlere Sphäre, in denen sich die komische Muse Calderon's und zuweilen auch Shakespeare's bewegt.

Unter den vielen Formen von Drama, in denen unsere dramatischen Autoren sich herumversuchen, ist diejenige, die Hr. Raupach in diesem Stücke gewählt hat, gewiß vorzüglich werth, angebaut zu werden. Es sind der Stücke von sinniger Heiterkeit, die auf unserem Boden wachsen, eben nicht sehr viele; unsere Bühnen pflegen sich dafür an die Bühnen unserer erfindungsreichen Nachbarn zu wenden. Herr Raupach verdient daher um so mehr auf dem erfreulichen Wege, den er hier eingeschlagen, alle mögliche Aufmunterung vom Publikum. Diese letztere Rücksicht muß auch die Entschuldigung enthalten für die Weitläufigkeit, in welche diese Bemerkungen ausgelaufen sind; die Entschuldigung aber gleichfalls weitläufig zu machen, würde überflüssig seyn, indem, wenn ich sie zu lesen bekommen werde, ich damit Ihre Verzeihung lese.

6. Ueber die engliſche Reform-Bill.

(Allgemeine preußiſche Staatszeitung, 1831. Nr. 115—118.)

Die dem engliſchen Parlamente gegenwärtig vorliegende Reform-Bill beabſichtigt zunächſt, in die Vertheilung des Antheils, welchen die verſchiedenen Klaſſen und Fraktionen des Volks an der Erwählung der Parlaments-Glieder haben, Gerechtigkeit und Billigkeit dadurch zu bringen, daß an die Stelle der gegenwärtigen Unregelmäßigkeit und Ungleichheit, die darin herrſcht, eine größere Symmetrie geſetzt werde. Es ſind Zahlen, Lokalitäten, Privat-Intereſſen, welche anders geſtellt werden ſollen; aber es ſind zugleich in der That die edlen Eingeweide, die vitalen Principien der Verfaſſung und des Zuſtandes Großbritanniens, in welche jene Veränderung eindringt. Von dieſer Seite verdient die vorliegende Bill beſondere Aufmerkſamkeit, und dieſe höheren Geſichtspunkte, die in den bisherigen Debatten des Parlaments zur Sprache gekommen ſind, hier zuſammen zu ſtellen, ſoll der Gegenſtand dieſes Aufſatzes ſeyn. Daß die Bill im Unterhauſe einen ſo vielſtimmigen Widerſpruch gefunden und die zweite Leſung nur durch den Zufall Einer Stimme durchgegangen iſt, kann nicht verwundern, da es gerade die auch im Unterhauſe mächtigen Intereſſen der Ariſtokratie ſind, welche angegriffen und reformirt werden ſollen. Wenn alle diejenigen, die Theils perſönlich, Theils aber deren Kommittenten, an bisheriger Bevorrechtung und Gewicht verlieren ſollen, ſich der Bill

entgegensetzten, so würde sie sogleich auf das Entschiedenste die Majorität gegen sich haben. Die, welche die Bill eingebracht, konnten sich nur darauf verlassen, daß nunmehr gegen die Hartnäckigkeit der Privilegien das Gefühl der Gerechtigkeit in denen selbst mächtig geworden, welche ihren Vortheil in jenen Bevorrechtigungen haben; ein Gefühl, das eine große Unterstützung an dem Eindruck der Besorgniß bekam, welchen bei den interessirten Parlaments-Gliedern das benachbarte Beispiel Frankreichs hervor brachte; die beinahe allgemeine Stimme, die sich in England über das Bedürfniß einer Reform aussprach, pflegt im Parlamente als ein höchst wichtiges Motiv geltend gemacht zu werden. Wenn aber auch die öffentliche Stimme von Großbritanien ganz allgemein für Reform in der Ausdehnung oder Beschränkung wäre, wie die Bill sie vorschlägt, so müßte es noch erlaubt seyn, den Gehalt dessen zu prüfen, was solche Stimme verlangt, um so mehr, als wir in neueren Zeiten nicht selten erfahren haben, daß ihre Forderungen sich unausführbar oder in der Ausführung unheilbringend zeigten, und daß die allgemeine Stimme sich nun eben so heftig gegen dasjenige kehrte, was sie kurz vorher heftig zu verlangen und gut zu heißen schien. Die Alten, welche in den Demokratieen, denen sie von ihrer Jugend an angehörten, eine lange Reihe von Erfahrungen durchgelebt und zugleich ihr tiefsinniges Nachdenken darauf gewandt haben, hatten andere Vorstellungen von der Volksstimme, als heutzutage mehr a priori gäng und gäbe sind.

Die projektirte Reform geht von der unbestreitbaren Thatsache aus, daß die Grundlagen, nach welchen der Antheil bestimmt worden war, den die verschiedenen Grafschaften und Gemeinden Englands an der Besetzung des Parlamentes hatten, im Verlaufe der Zeit sich vollkommen geändert haben, daß damit die „Rechte solchen Antheils" von den Principien der Grundlagen selbst vollkommen abweichend und Allem widersprechend geworden sind, was in diesem Theile einer Verfassung als gerecht und billig

dem einfachſten Menſchenverſtand einleuchtet. Einer der bedeutendſten Gegner der Bill, Robert Peel, giebt zu, daß es leicht ſeyn möge, ſich über die Anomalieen und Abſurdität der engliſchen Verfaſſung auszulaſſen, und die Widerſinnigkeiten ſind in allen ihren Einzelnheiten in den Parlaments-Verhandlungen und in den öffentlichen Blättern ausführlich dargelegt worden. Es kann daher hier genügen, an die Hauptpunkte zu erinnern, daß nämlich Städte von geringer Bevölkerung, oder auch deren — und zwar ſich ſelbſt ergänzende — Magiſtrate, mit Ausſchluß der Bürger, ſogar auf zwei bis drei Einwohner (— und zwar Pächter) herabgekommene Flecken das Recht behalten haben, Sitze im Parlamente zu vergeben, während viele in ſpäteren Zeiten emporgekommene blühende Städte von hunderttauſend und mehr Bewohnern von dem Rechte ſolcher Ernennung ausgeſchloſſen ſind, wobei zwiſchen dieſen Extremen noch die größte Mannigfaltigkeit ſonſtiger Ungleichheit vorhanden iſt. Als eine nächſte Folge hat ſich ergeben, daß die Beſetzung einer großen Anzahl von Parlaments-Stellen ſich in den Händen einer geringen Zahl von Individuen befindet, (wie berechnet worden, die Majorität des Hauſes in den Händen von 150 Vornehmen), daß ferner eine noch bedeutendere Anzahl von Sitzen käuflich, zum Theil ein anerkannter Handelsgegenſtand iſt, ſo daß der Beſitz einer ſolchen Stelle durch Beſtechung, förmliche Bezahlung einer gewiſſen Summe an die Stimmberechtigten, erworben wird, oder überhaupt in vielfachen andern Modifikationen ſich auf ein Geldverhältniß reducirt.

Es wird ſchwerlich irgendwo ein ähnliches Symptom von politiſcher Verdorbenheit eines Volkes aufzuweiſen ſeyn. Montesquieu hat die Tugend, den uneigennützigen Sinn der Pflicht gegen den Staat, für das Princip der demokratiſchen Verfaſſung erklärt; in dem Engliſchen hat das demokratiſche Element ein bedeutendes Gebiet in der Theilnahme des Volks an der Wahl der Mitglieder des Unterhauſes, — der Staatsmänner, welchen

der wichtigste Theil der über die allgemeinsten Angelegenheiten beschließenden Macht zukommt. Es ist eine ziemlich übereinstimmende Ansicht der pragmatischen Geschichtsschreiber, daß, wenn bei einem Volke in die Wahl der Staatsvorsteher das Privat-Interesse und ein schmutziger Geldvortheil sich überwiegend einmischt, solcher Zustand als der Vorläufer des nothwendigen Verlustes seiner politischen Freiheit, des Untergangs seiner Verfassung und des Staates selbst zu betrachten sey. Dem Stolze der englischen Freiheit gegenüber dürfen wir Deutsche wohl anführen, daß, wenn auch die ehemalige deutsche Reichsverfassung gleichfalls ein unförmliches Aggregat von partikulairen Rechten gewesen, dieselbe nur das äußere Band der deutschen Länder war, und daß das Staatsleben in diesen, in Beziehung auf die Besetzung und die Rechte der Wahl zu den in ihnen bestandenen Landständen, nicht solche Anomalie, wie die erwähnte, noch weniger jene alle Volksklassen durchdringende Eigensucht in sich hatte. Wenn nun neben dem demokratischen Elemente das Aristokratische in England eine so höchst bedeutende Macht ist, und es den rein aristokratischen Regierungen, wie Venedig, Genua, Bern u. s. f. zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie ihre Sicherheit und Festigkeit in dem Versenken des von ihnen beherrschten Volks in gemeine Sinnlichkeit und in der Sittenverderbniß desselben finden, und wenn es ferner selbst zur Freiheit gerechnet wird, seine Stimme ganz nach Gefallen, welches Motiv auch den Willen bestimme, zu geben; so ist es als ein gutes Zeichen von dem Wiedererwachen des moralischen Sinnes in dem englischen Volke anzuerkennen, daß eines der Gefühle, welche das Bedürfniß einer Reform herbeigeführt, der Widerwille gegen jene Verderbtheit ist. Man wird es gleichfalls für den richtigen Weg anerkennen, daß der Versuch der Verbesserung nicht mehr bloß auf moralische Mittel der Vorstellungen, Ermahnungen, Vereinigung einzelner Individuen, um dem Systeme der Korruption nichts zu verdanken und ihm entgegen zu ar-

beiten, geſtellt werden ſoll, ſondern auf die Veränderung der Inſtitutionen; das gewöhnliche Vorurtheil der Trägheit, den alten Glauben an die Güte einer Inſtituton noch immer feſtzuhalten, wenn auch der davon abhängende Zuſtand ganz verdorben iſt, hat auf dieſe Weiſe endlich nachgegeben. Eine durchgreifendere Reform iſt um ſo mehr gefordert worden, als die beim Eintritt jedes neuen Parlaments durch Anklagen wegen vorgefallener Beſtechung veranlaßten Propoſitionen zu einer Verbeſſerung ohne bedeutenden Erfolg blieben; als ſelbſt der kürzlich gemachte, ſich ſo ſehr empfehlende Vorſchlag, das wegen erwieſener Beſtechung einem Flecken genommene Wahlrecht auf die Stadt Birmingham zu übertragen und damit eine billige Geneigtheit ſelbſt nur zu einer höchſt gemäßigten Abſtellung der auffallendſten Ungleichheit zu bezeigen, durch miniſterielle Parlaments-Taktik beſonders des ſonſt für freiſinniger geprieſenen Miniſters Peel wegmanövrirt worden war, und ein im Beginn der Sitzung des gegenwärtigen Parlaments genommener großer Anlauf ſich darauf reducirt hatte, daß den Kandidaten verboten worden, Bänder an die ihnen günſtig geſinnten Wähler ferner auszutheilen. Die Anklagen eines zur Wahl berechtigten Orts wegen Beſtechung und die Unterſuchungen und der Prozeß darüber waren, da die Mitglieder der beiden Häuſer, welche die Richter über ſolches Verbrechen ſind, in überwiegender Anzahl in das Syſtem der Korruption verwickelt ſind, und im Unterhauſe die Mehrzahl ihre Sitze demſelben verdankt, für bloße Farcen und ſelbſt für ſchaamloſe Proceduren zu offen und zu laut erklärt worden, als daß auf ſolchem Wege auch nur einzelne Remeduren noch erwartet werden konnten.

Der im Parlament gegen Angriffe auf poſitive Rechte ſonſt gewöhnliche Grund, der aus der Weisheit der Vorfahren hergenommen wird, iſt bei dieſer Gelegenheit nicht geltend gemacht worden; denn mit dieſer Weisheit, welche darein zu ſetzen iſt, daß die Austheilung von Rechten zur Wahl der Par-

lamentsmitglieder nach der damaligen Bevölkerung oder sonstigen Wichtigkeit der Grafschaften, Städte und Burgflecken bemessen worden ist, steht das Verhältniß in zu grellem Widerstreit, wie sich Bevölkerung, Reichthum, Wichtigkeit der Landschaften und der Interessen in neueren Zeiten gestellt haben. Auch ist der Gesichtspunkt, daß so viele Individuen eine Einbuße an Vermögen, eine noch größere Menge an einer Geldeinnahme verlieren, nicht zur Sprache gebracht worden; der Geldgewinn, der aus der direkten Bestechung gezogen wird, ist, obgleich alle Klassen durch Geben oder Empfangen dabei betheiligt sind, gesetzwidrig. Der Kapitalwerth, der an den Burgflecken, denen ihr Wahlrecht genommen werden soll, verloren geht, gründet sich auf die im Lauf der Zeiten geschehene Verwandlung eines politischen Rechts in einen Geldwerth, und obgleich der Erwerb um einen Preis, der nunmehr herabsinkt, so gut als beim Ankauf von Sklaven bona fide geschehen, und sonst im englischen Parlamente bei neuen Gesetzen in solchem Fall sehr auf die Erhaltung reellen Eigenthums, und auf Entschädigung, wenn für dasselbe ein Verlust entsteht, Bedacht genommen wird, so sind doch im gegenwärtigen Falle keine Ansprüche darauf, noch Schwierigkeiten von dieser Seite her erhoben worden; so sehr dieser Umstand als Motiv gegen die Bill bei einer Anzahl von Parlamentsgliedern wirksam seyn mag.

Dagegen wird ein anderes, England vorzugsweise eigenthümliches, Rechts-Princip durch die Bill angegriffen, nämlich der Karakter des Positiven, den die englischen Institutionen des Staats-Rechts und Privat-Rechts überwiegend an sich tragen. Jedes Recht und dessen Gesetz ist zwar der Form nach ein positives, von der obersten Staatsgewalt verordnetes und gesetztes, dem darum, weil es Gesetz ist, Gehorsam geleistet werden muß. Allein zu keiner Zeit mehr als heutiges Tages ist der allgemeine Verstand auf den Unterschied geleitet worden, ob die Rechte auch nach ihrem materiellen Inhalte nur positiv,

oder auch an und für ſich recht und vernünftig ſind, und bei keiner Verfaſſung wird das Urtheil ſo ſehr veranlaßt, dieſen Unterſchied zu beachten, als bei der engliſchen, nachdem die Kontinental-Völker ſich ſo lange durch die Deklamationen von engliſcher Freiheit und durch den Stolz der Nation auf ihre Geſetzgebung haben imponiren laſſen. Bekanntlich beruht dieſe durch und durch auf beſondern Rechten, Freiheiten, Privilegien, welche von Königen oder Parlamenten auf beſondere Veranlaſſungen ertheilt, verkauft, geſchenkt oder ihnen abgetrotzt worden ſind; die Magna Charta, die Bill of rights, dieſe wichtigſten Grundlagen der engliſchen Verfaſſung, die nachher durch Parlaments-Beſchlüſſe weiter beſtimmt worden ſind, ſind mit Gewalt abgedrungene Konceſſionen, oder Gnadengeſchenke, Pakta u. ſ. f., und die Staatsrechte ſind bei der privatrechtlichen Form ihres Urſprunges und damit bei der Zufälligkeit ihres Inhalts ſtehen geblieben. Dieſes in ſich unzuſammenhangende Aggregat von poſitiven Beſtimmungen hat noch nicht die Entwickiung und Umbildung erfahren, welche bei den civiliſirten Staaten des Kontinents durchgeführt worden und in deren Genuß z. B. die deutſchen Länder ſich ſeit längerer oder kürzerer Zeit befinden. In England mangelten bisher die Momente, welche den vornehmlichen Antheil an dieſen ſo glorreichen als glücklichen Fortſchritten haben. Unter dieſen Momenten ſteht obenan die wiſſenſchaftliche Bearbeitung des Rechts, welche einer Seits allgemeine Grundlagen auf die beſonderen Arten und deren Verwicklungen angewendet und in ihnen durchgeführt, anderer Seits das Konkrete und Specielle auf einfachere Beſtimmungen zurückgebracht hat; daraus konnten die nach allgemeinen Principien überwiegend verfaßten Landrechte und ſtaatsrechtlichen Juſtitutionen der neueren Kontinental-Staaten hervorgehen, wobei in Anſehung des Inhalts deſſen, was gerecht ſey, der allgemeine Menſchenverſtand und die geſunde Vernunft ihren gebührenden Antheil haben durften. Denn ein noch wichtigeres Moment in Umgeſtaltung des

Rechts ist zu nennen, — der große Sinn von Fürsten, solche Principien, wie das Beste des Staates, das Glück ihrer Unterthanen und den allgemeinen Wohlstand, vornehmlich aber das Gefühl einer an und für sich seyenden Gerechtigkeit, zu dem Leitsterne ihrer legislatorischen Wirksamkeit zu machen, mit welcher zugleich die gehörige monarchische Macht verbunden ist, um solchen Principien gegen bloß positive Privilegien, hergebrachten Privat-Eigennutz und den Unverstand der Menge Eingang und Realität zu verschaffen. England ist so auffallend in den Institutionen wahrhaften Rechts hinter den andern civilisirten Staaten Europa's aus dem einfachen Grunde zurückgeblieben, weil die Regierungs-Gewalt in den Händen derjenigen liegt, welche sich in dem Besitz so vieler einem vernünftigen Staatsrecht und einer wahrhaften Gesetzgebung widersprechenden Privilegien befinden.

Dieses Verhältniß ist es, auf welches die projektirte Reform-Bill eine bedeutende Einwirkung haben soll; nicht aber etwa dadurch, daß das monarchische Element der Verfassung eine Erweiterung von Macht bekommen sollte; im Gegentheil, wenn der Bill nicht sogleich allgemeine Ungunst engegenkommen soll, muß die Eifersucht gegen die Macht der Krone, wohl das hartnäckigste englische Vorurtheil, geschont bleiben, und die vorgeschlagene Maaßregel verdankt vielmehr einen Theil ihrer Popularität dem Umstande, daß jener Einfluß durch sie noch geschwächt gesehen wird. Was das große Interesse erweckt, ist die Besorgniß einer Seits, die Hoffnung anderer Seits, daß die Reform des Wahlrechts andere materielle Reformen nach sich ziehen werde. Das englische Princip des Positiven, auf welchem dort, wie bemerkt, der allgemeine Rechtszustand beruht, leidet durch die Bill in der That eine Erschütterung, die in England ganz neu und unerhört ist, und der Instinkt wittert aus diesem Umsturz der formellen Grundlage des Bestehenden die weitergreifenden Veränderungen.

Von ſolchen Ausſichten iſt im Verlaufe der Verhandlungen des Parlaments Einiges, doch mehr beiläufig, erwähnt worden; die Urheber und Freunde der Bill mögen Theils in dem guten Glauben ſeyn, daß ſie nicht weiter führe, als ſie eben ſelbſt reicht, Theils, um die Gegner nicht heftiger aufzuregen, ihre Hoffnungen nicht lauter werden laſſen; wie die Gegner das, wofür ſie beſorgt ſind, nicht als einen Preis des Sieges vorhalten mögen; da ſie viel beſitzen, haben ſie allerdings viel zu verlieren. Daß aber von dieſer ſubſtantielleren Seite der Reform nicht mehr im Parlament zur Sprache gebracht worden iſt, daran hat die Gewohnheit einen großen Antheil, daß bei wichtigen Gegenſtänden in dieſer Verſammlung immer die meiſte Zeit mit Erklärungen der Mitglieder über ihre perſönliche Stellung verbracht wird; ſie legen ihre Anſichten nicht als Geſchäftsmänner, ſondern als privilegirte Individuen und Redner vor. Es iſt in England für die Reform ein weites, die wichtigſten Zwecke der bürgerlichen und Staatsgeſellſchaft umfaſſendes Feld offen. Die Nothwendigkeit dazu beginnt, gefühlt zu werden; Einiges von dem, worauf bei der Gelegenheit gedeutet worden, mag als Beiſpiel dienen, wie viele Arbeit, die anderwärts abgethan iſt, für England noch bevorſteht. Unter den Ausſichten auf materielle Verbeſſerungen wird zu allererſt die Hoffnung zu Erſparniſſen in der Verwaltung gemacht; ſo oft aber dieß Erſparen als durchaus nothwendig für die Erleichterung des Drucks und des allgemeinen Elends, in dem ſich das Volk befinde, von der Oppoſition gefordert wird, ſo wird auch jedesmal wiederholt, daß alle Anſtrengungen dafür bisher vergeblich geweſen, auch die von den Miniſterien und ſelbſt in der Thronrede gegebene populäre Hoffnung jedesmal getäuſcht worden ſey. Dieſe Deklamationen werden nach allen ſeit 15 Jahren gemachten Reduktionen der Taxen auf dieſelbe Weiſe wiederholt. Zur endlichen Erfüllung dieſer Forderungen werden in einem reformirten Parlament beſſere Ausſichten gezeigt, nämlich in der größeren Unabhängigkeit einer

größern Anzahl seiner Mitglieder von dem Ministerium, auf dessen Schwäche, Hartherzigkeit gegen das Volk, Interesse u. s. f. die Schuld einer fortdauernden übermäßigen Ausgabe geschoben wird. Zieht man aber die Hauptartikel der englischen Staats-Ausgabe in Erwägung, so zeigt sich kein großer Raum für das Ersparen; der eine, die Zinsen der enormen Staatsschuld, ist keiner Verminderung fähig; der andere, die Kosten der Land- und Seemacht mit Einschluß der Pensionen, hängt nicht nur mit dem politischen Verhältnisse, besonders mit dem Interesse der Basis der englischen Existenz, des Handels, und mit der Gefahr innerer Aufstände, sondern auch mit den Gewohnheiten und Anforderungen der diesem Stande sich widmenden Individuen, im Wohlleben und Luxus den andern Ständen nicht nachzustehen, aufs innigste zusammen, so daß sich ohne Gefahr hier nichts abdingen ließe. Die Rechnungen, welche das Geschrei über die so berüchtigten Sinekuren an den Tag gebracht hat, haben gezeigt, daß auch eine gänzliche, ohne große Ungerechtigkeit nicht zu bewirkende, Aufhebung derselben kein wichtiger Gegenstand seyn würde. Aber man braucht sich auf das Materielle nicht einzulassen, sondern nur zu bemerken, daß die unermüdlichen, in das kleinste Detail der Finanzen eingehenden Bemühungen eines Hume so gut als immerfort erfolglos sind; dieß kann nicht allein der Korruption der Aristokratie des Parlaments und der Nachgiebigkeit des Ministeriums gegen sie, deren Beistand es bedarf, und welche sich und ihren Verwandten die mannigfachsten Vortheile durch Sinekuren, überhaupt einträgliche Stellen der Verwaltung, des Militairdienstes, der Kirche und des Hofes verschafft, zugeschrieben werden. Die verhältnißmäßig sehr geringe Stimmenzahl, welche solche Vorschläge zur Verminderung der Ausgaben für sich zu haben pflegen, deutet auf einen geringen Glauben an die Möglichkeit oder auf ein schwaches Interesse für solche Erleichterungen des angeblichen allgemeinen Drucks, gegen welchen die Parlamentsglieder allerdings durch ihren

Reichthum geſchützt ſind. Diejenige Fraktion derſelben, welche für unabhängig gilt, pflegt auf Seiten des Miniſteriums zu ſeyn, und dieſe Unabhängigkeit zeigt ſich zuweilen geneigt, weiter zu gehen, als es ihrem gewöhnlichen Verhalten oder den Vorwürfen der Oppoſition nach ſcheinen ſollte, bei Gelegenheiten, wo das Miniſterium ein ausdrückliches näheres Intereſſe für eine Geldbewilligung darlegt; wie denn vor einigen Jahren eine Zulage von 1000 Pfd., die für den ſo geachteten Huskiſſon, welcher wegen Ueberhäufung ſeiner verdienſtlichen Geſchäfte im Handels-Bureau eine einträgliche Stelle aufgab, von dem Miniſterium mit großem Intereſſe in Vorſchlag gebracht wurde, mit großer Majorität abgeſchlagen worden iſt; wie dieß auch bei Vorſchlägen von Erhöhung der für England eben nicht reichlich zugemeſſenen Appanagen Königlicher Prinzen nicht ſelten geweſen iſt; in dieſen eine Perſönlichkeit und das Gefühl von Anſtand betreffenden Fällen hat die Leidenſchaftlichkeit die ſonſt bewieſene Lauigkeit des Parlaments für Erſparniſſe überwunden. — So viel iſt wohl einleuchtend, daß keine Reform-Bill die Urſachen der hohen Beſteuerung in England direkt aufzuheben vermag; England's und Frankreich's Beiſpiel könnte ſogar zu der Induction führen, daß Länder, in welchen die Staatsverwaltung von der Bewilligung von Verſammlungen, die das Volk gewählt hat, abhängt, am ſtärkſten mit Auflagen belaſtet ſind; in Frankreich, wo der Zweck der engliſchen Reform-Bill, das Wahlrecht auf eine beträchtlichere Anzahl von Bürgern auszudehnen, in ziemlich großem Maaße ausgeführt iſt, wurde ſo eben in franzöſiſchen Blättern das Budget dieſes Landes mit einem hoffnungsvollen Kinde verglichen, das täglich bedeutende Fortſchritte mache. Um gründliche Vorkehrungen zu treffen, den drückenden Zuſtand der engliſchen Staatsverwaltung zu mindern, würde zu tief in die innere Verfaſſung der partikularen Rechte eingegriffen werden müſſen; es iſt keine Macht vorhanden, um bei dem enormen Reichthum der Privat-Perſonen ernſtliche Anſtalten zu

einer erklecklichen Verminderung der ungeheuren Staatsschuld zu machen. Die exorbitanten Kosten der verworrenen Rechtspflege, die den Weg der Gerichte nur den Reichen zugänglich machen, — die Armen-Taxe, welche ein Ministerium in Irland, wo die Nothwendigkeit so sehr als die Gerechtigkeit sie forderte, nicht einzuführen vermögen würde, — die Verwendung der Kirchengüter, der noch weiter Erwähnung geschehen wird, — und viele andere große Zweige des gesellschaftlichen Verbandes setzen für eine Abänderung noch andere Bedingungen in der Staatsmacht voraus, als in der Reform-Bill enthalten sind. — Beiläufig wurde im Parlament die in Frankreich geschehene Abschaffung der Zehnten der Kirche, der gutsherrlichen Rechte, der Jagdrechte, erwähnt; alles dieß sey unter den Auspicien eines patriotischen Königs und eines reformirten Parlaments geschehen; und die Richtung der Rede scheint die Aufhebung von Rechten jener Art für sich schon als einen bedauerlichen Umsturz der ganzen Konstitution zu bezeichnen, außerdem, daß sie noch die gräuelvolle Anarchie jenes Landes zur Folge gehabt habe. Bekanntlich sind in andern Staaten dergleichen Rechte nicht nur ohne solche Folgen verschwunden, sondern die Abschaffung derselben ist als eine wichtige Grundlage von vermehrtem Wohlstand und wesentlicher Freiheit betrachtet worden. Daher möge einiges Weitere darüber hier angeführt werden.

Was zuerst den Zehenten betrifft, so ist in England längst das Drückende dieser Abgabe bemerklich gemacht worden; abgesehen von der besonderen Gehässigkeit, die auf solcher Art von Abgabe überhaupt lastet, in England aber vollends nicht Wunder nehmen kann, wenn daselbst in manchen Gegenden der Geistliche täglich aus den Kuhställen den zehnten Topf der gemolkenen Milch, das zehnte der täglich gelegten Eier u. s. f. zusammenholen läßt, so ist auch die Unbilligkeit gerügt worden, die in dieser Abgabe durch die Folge liegt, daß, je mehr durch Fleiß, Zeit und Kosten der Ertrag des Bodens erhöht wird, um

so mehr die Abgabe steigt, somit auf die Verbesserung der Kultur, worein in England große Kapitalien gesteckt werden, statt sie aufzumuntern, eine Steuer gelegt wird. Der Zehente gehört der Kirche in England; in andern, besonders protestantischen Ländern ist zum Theil längst (in preußischen Ländern schon vor mehr als hundert Jahren), zum Theil neuerlich, der Zehente ohne Pomp und Aufsehen, wie ohne Beraubung und Ungerechtigkeit, abgeschafft oder ablösbar gemacht und den Einkünften der Kirche das Drückende benommen und ihnen zweckmäßigere und anständigere Erhebung gegeben worden. In England hat aber auch sonst die Natur der ursprünglichen Berechtigung des Zehenten eine wesentlich verkümmerte und verkehrte Wendung erhalten; die Bestimmung für die Subsistenz der Religions-Lehrer und die Erbauung und Unterhaltung der Kirchen ist überwiegend in die Art und Weise eines Ertrags von Privat-Eigenthum übergegangen; das geistliche Amt hat den Charakter einer Pfründe, und die Pflichten desselben haben sich in Rechte auf Einkünfte verwandelt. Abgerechnet, daß eine Menge einträglicher geistlicher Stellen, Kanonikate, ganz ohne Amtsverrichtungen sind, ist es nur zu sehr bekannt, wie häufig es geschieht, daß englische Geistliche sich mit allem Andern, als mit den Funktionen ihres Amts, vielmehr mit Jagd u. s. f. und sonstigem Müßiggang beschäftigen, die reichen Einkünfte ihrer Stellen in fremden Ländern verzehren und die Amtsverrichtungen einem armen Kandidaten für ein Almosen, das ihn zur Noth gegen Hungertod schützt, übertragen. Ueber den Zusammenhang, in welchem hier der Besitz einer geistlichen Stelle und der Bezug der Einkünfte derselben mit der Ausübung der Pflichten des Amtes wie mit sittlichem Wandel stehen, darüber giebt ein vor etlichen Jahren bei den Gerichten verhandeltes Beispiel eine umfassende Vorstellung. Gegen einen Geistlichen, Namens Frank, wurde bei Gericht der Antrag gemacht, denselben wegen Wahnsinns für unfähig, sein Vermögen zu verwalten, zu erklären und die-

ses unter Kuratel zu stellen; er hatte eine Pfarre von 800 Pfd. Sterl. Einkünften, außer andern Pfründen von etwa 600 Pfd. Sterl. (— etwas weniger als 10,000 Rthlr. —); die gerichtliche Klage aber wurde von seinem Sohne, als dieser majorenn geworden, im Interesse der Familie angebracht. Die während vieler Tage durch eine Menge von Zeugen-Aussagen öffentlich abgelegte Beweisführung über die angeschuldigte Verrücktheit brachte Handlungen dieses Pfarrers zum Vorschein, die derselbe, von einer geistlichen Behörde ganz ungestört, in einem Laufe von Jahren sich hatte zu Schulden kommen lassen, und z. B. von der Beschaffenheit, daß er einmal am hellen Tage durch die Straßen und über die Brücke seiner Stadt, in höchst unanständiger Gesellschaft, unter dem Gefolge einer Menge höhnender Gassenjungen gezogen war; — noch viel skandalöser waren die ebenfalls durch Zeugen erhärteten eignen häuslichen Verhältnisse des Mannes. Solche Schaamlosigkeit eines Geistlichen von der englischen Kirche hatte ihm in dem Besitze seines Amtes und im Genusse der Einkünfte seiner Pfründen keinen Eintrag gethan; die Verachtung, in welche die Kirche durch solche Beispiele, am meisten dadurch verfällt, daß sie, der Einrichtung einer bischöflichen Hierarchie ungeachtet, solcher Verdorbenheit und deren Skandal von sich aus nicht steuert, trägt, wie die Habsucht anderer Geistlichen in Betreibung ihrer Zehenten, das Ihrige dazu bei, auch diejenige Achtung zu vermindern, welche von dem englischen Publikum für das Eigenthumsrecht der Kirche gefordert wird. Daß solches Eigenthum durch seine Bestimmung für den religiösen Zweck einen ganz andern Charakter habe, als Privat-Eigenthum, über das die freie Willkür der Besitzer zu disponiren hat, — daß diese Verschiedenheit ein verschiedenes Recht begründe und der Genuß dieses Vermögens an Pflichten als Bedingungen geknüpft sey, und daß jener Zweck in protestantischen Staaten eine Berechtigung der Staatsgewalt, für die Erfüllung dieses Zwecks und der an Einkünfte geknüpften Pflichten mitzuwachen, be-

gründe, — dergleichen Grundsätze scheinen in England noch ganz fremd und unbekannt zu seyn. Bei dem abstrakten Gesichtspunkte des Privat-Rechts hierüber stehen zu bleiben, ist aber zu sehr in dem Vortheile der Klasse, die im Parlamente überwiegenden Einfluß hat, dadurch mit dem Ministerium, das die hohen und einträglichsten geistlichen Stellen zu vergeben hat, zusammenhängt, und die jüngern Söhne oder Brüder, die, da der Grundbesitz in England im Allgemeinen nur auf den ältesten Sohn übergeht, ohne Vermögen gelassen werden, durch solche Pfründen zu versorgen das Interesse hat. Dieselbe Klasse soll auch nach der Reform-Bill ihre Stellung im Parlamente behalten, sogar noch erweitern; es ist daher sehr problematisch, ob sie für ihr Interesse, in Rücksicht auf die Reichthümer der Kirche und ihr Patronat, etwas zu besorgen habe.

Die Besorgnisse über eine Reform solchen Zustandes der englischen Kirche haben alle Ursache, sich besonders auf ihr Etablissement in Irland zu erstrecken, welches seit mehreren Jahren, vornehmlich im Betriebe der Angelegenheit der Emancipation, die für sich nur die politische Seite betraf, so heftig angegriffen worden ist. Die der katholischen Kirche, zu der bekanntlich die Mehrzahl der irländischen Bevölkerung gehört, daselbst ehemals gehörigen Güter, die Kirchen selbst, die Zehenten, die Verpflichtung der Gemeinden, die Kirchen-Gebäude in baulichem Zustande zu erhalten, die Utensilien des Gottesdienstes, auch den Unterhalt der Küster u. s. f. zu beschaffen, alles dieß ist kraft des Eroberungsrechtes der katholischen Kirche genommen und zum Eigenthume der anglikanischen gemacht worden. In Deutschland hat der dreißigjährige Krieg vor mehr als anderthalb hundert Jahren und in neuerer Zeit die vernünftige Bildung mit sich geführt, daß einem Lande oder einer Provinz, Stadt, Dorf die der Kirche ihrer Bevölkerung gehörigen Güter belassen worden sind, oder daß auf andere Weise für das Bedürfniß des Kultus gesorgt worden ist. Selbst die Türken haben den ihnen

unterworfenen Christen, Armeniern, Juden, meist ihre Kirchen gelassen; verboten sie ihnen auch, dieselben, wenn sie verfielen, zu repariren, so lassen sie doch die Erlaubniß dazu erkaufen; aber die Engländer haben der von ihnen besiegten katholischen Bevölkerung alle Kirchen weggenommen. Die Irländer, deren Armuth, Elend und daraus entstehende Verwilderung und Demoralisation im Parlamente ein stehendes, von allen Ministerien eingestandenes Thema ist, sind gezwungen, ihre eigenen Geistlichen aus den wenigen Pfennigen, die sie besitzen können, zu besolden und ein Lokal für den Gottesdienst zu beschaffen; dagegen die Zehenten alles Güterertrages an anglikanische Geistliche zu bezahlen, in deren weitläufigen, zwei, drei, selbst sechs und mehr eigentliche Pfarrdörfer in sich begreifenden Kirchsprengeln sich oft nur sehr wenige Protestanten (zuweilen ist der Küster der einzige) befinden; sie sind gezwungen, auch die Reparatur der nun anglikanischen Kirchengebäude, die Beschaffung der Utensilen des Kultus u. s. f. zu bezahlen. Die Feinde der Emancipation haben vornehmlich auch das Schreckbild der Reform solcher schreienden Ungerechtigkeit, als einer wahrscheinlichen Folge jener Maaßregel, vorgehalten; aber die Freunde derselben haben sich und ihre Anhänger im Gegentheil wesentlich damit beruhigt, daß mit der Emancipation die Forderungen der Katholiken befriedigt und das Etablissement der anglikanischen Kirche in Irland um so gesicherter seyn werde. Dieß in einer civilisirten und christlich-protestantischen Nation beispiellose Verhältniß und der positive Rechts-Titel, durch Eigennutz aufrecht gehalten, hat bisher gegen die vorauszusetzende religiöse Gesinnung der anglikanischen Geistlichkeit und gegen die Vernunft des englischen Volkes und seiner Repräsentanten ausgehalten; die Reform-Bill versetzt zwar etliche irische Mitglieder mehr, worunter auch Katholiken seyn können, in das Unterhaus; diesem Umstande möchte dagegen die in derselben Bill enthaltene Vermehrung der Mitglieder aus der-

jenigen Klaſſe, deren Intereſſe mit jenem Zuſtande der Kirche zuſammenhängt, mehr als das Gleichgewicht halten.

Die gutsherrlichen Rechte, welche gleichfalls in jener Beſorgniß vor der ſich auf ſie mit der Zeit ausdehnenden Reform beſaßt werden können, gehen in England ſeit lange nicht mehr bis zur Hörigkeit der ackerbauenden Klaſſe, aber drücken auf die Maſſe derſelben ſo ſehr wie die Leibeigenſchaft, ja drücken ſie zu einer ärgeren Dürftigkeit als die Leibeigenen herab. In England ſelbſt, zwar in der Unfähigkeit gehalten, Grundeigenthum zu beſitzen, und auf den Stand von Pächtern oder Tagelöhnern reducirt, findet ſie Theils in dem Reichthume England's überhaupt und in der ungeheuren Fabrikation, wenn dieſe in Flor iſt, Arbeit; aber mehr noch halten die Armengeſetze, die ein jedes Kirchſpiel verpflichten, für ſeine Armen zu ſorgen, die Folgen der äußerſten Dürftigkeit von ihr ab. In Irland dagegen hat die allgemeine Eigenthumsloſigkeit der von der Arbeit des Ackerbaues lebenden Klaſſe dieſen Schutz nicht; die Beſchreibungen der Reiſenden, wie die parlamentariſch dokumentirten Angaben, ſchildern den allgemeinen Zuſtand der iriſchen Landbauer als ſo elend, wie ſich ſelbſt in kleinen und armen Diſtrikten der civiliſirten, auch der in der Civiliſation zurückſtehenden Länder des Kontinents nicht leicht Beiſpiele finden. Die Eigenthumsloſigkeit der Landbau treibenden Klaſſe hat ihren Urſprung in Verhältniſſen und Geſetzen des alten Lehensrechtes, welches jedoch, wie es auch noch in mehreren Staaten beſteht, dem an den Boden, den er zu bauen hat, angeheſteten Bauer eine Subſiſtenz auf demſelben ſichert; indem aber auf einer Seite die iriſchen Leibeigenen wohl perſönliche Freiheit beſitzen, haben auf der andern Seite die Gutsherren das Eigenthum ſo vollſtändig an ſich genommen, daß ſie ſich von aller Verbindlichkeit, für die Subſiſtenz der Bevölkerung, die das ihnen gehörige Land baut, zu ſorgen, losgeſagt haben. Nach dieſer Berechtigung iſt es geſche-

hen, daß Gutsherren, wenn sie eine Kultur des Bodens für vortheilhafter fanden, bei der sie weniger Hände bedurften, die bisherigen Bebauer, die für ihre Subsistenz an diesen Boden so gut wie die Leibeigenen gebunden waren, und deren Familien seit Jahrhunderten Hütten auf diesem Boden bewohnten und ihn bebauten, zu Hunderten, ja Tausenden, aus diesen Hütten, die nicht das Eigenthum der Bewohner sind, vertrieben und den schon Besitzlosen auch die Heimath und die angeerbte Gelegenheit ihrer Subsistenz entzogen, — von Rechtswegen, auch dieß von Rechtswegen, daß sie, um sie gewiß aus dem Grunde jener Hütten auszujagen und ihnen die Zögerung des Auszuges oder das Wiedereinschleichen unter solches Obdach abzuschneiden, diese Hütten verbrennen ließen.

Dieser Krebsschaden Englands wird, Jahr aus Jahr ein, dem Parlamente vorgelegt; wie viele Reden sind darüber gehalten, wie viele Komité's niedergesetzt, wie viele Zeugen abgehört, wie viele gründliche Reports abgestattet, wie viele Mittel vorgeschlagen worden, die entweder ganz ungenügend oder ganz unausführbar schienen! Der vorgeschlagene Abzug der Ueberzahl der Armen durch Kolonisation müßte, um eine Wirkung zu versprechen, wenigstens eine Million Einwohner fortnehmen; wie dieß bewirken? abgesehen davon, daß der dadurch entstehende leere Raum, wenn die sonstigen Gesetze und Verhältnisse blieben, auf dieselbe Weise, wie er vorher angefüllt war, sich bald ausfüllen würde. Eine Parlaments-Akte (subletting act), welche die Vertheilung in kleine Pachte, die Unterkunftsweise und den Brutboden der fruchtbaren Bettler-Klasse in Irland beschränken sollte, zeigte sich so wenig geschickt, dem Uebel abzuhelfen, daß sie, nach ein paar Jahren des Versuchs, kürzlich zurückgenommen werden mußte. Der Zeitpunkt des Uebergangs von Lehnbesitz in Eigenthum ist unbenutzt dazu, der ackerbauenden Klasse Grundeigenthum einzuräumen, vorübergegangen; einige Möglichkeit dazu könnte durch Aenderung der Erbrechte, Einführung der

gleichen Vertheilung des älterlichen Vermögens unter die Kinder, die Befugniß der Beſchlagnahme und des Verkaufs der Güter zu Bezahlung der Schulden, überhaupt durch Aenderung des rechtlichen Charakters des Grundeigenthums, der unſägliche Formalitäten und Koſten bei der Veräußerung u. ſ. f. nach ſich zieht, eingeführt werden. Aber die engliſche Geſetzgebung über Eigenthum hat in dieſen wie in vielen andern Stücken zu weit hin zu der Freiheit deſſelben, deren es in den Kontinental-Ländern genießt, alle Privat-Verhältniſſe ſind zu tief in dieſe Feſſeln eingewachſen; vollends würde die Eröffnung der Möglichkeit für die landbautreibende Klaſſe, Grundeigenthum zu erwerben, durch Aenderung dieſer Geſetze nur höchſt unbedeutend ſeyn im Verhältniß zum Ganzen; die Schwäche der monarchiſchen Macht hat über jenen Uebergang nicht wachen können; die parlamentariſche Geſetzgebung bleibt auch nach der Reform-Bill in den Händen derjenigen Klaſſe, die ihr Intereſſe und noch mehr ihre ſtarre Gewohnheit in dem bisherigen Syſteme der Eigenthumsrechte hat, und iſt bisher immer nur darauf gerichtet, den Folgen des Syſtems, wenn die Noth und das Elend zu ſchreiend wird, direkt, ſomit durch Palliative (wie der subletting act), oder moraliſche Wünſche (daß die irländiſchen Gutsbeſitzer ihre Reſidenz in Irland nehmen möchten u. dgl.), abzuhelfen.

Auch iſt der Jagdrechte erwähnt worden, als eines Gegenſtandes, welcher einer Reform ausgeſetzt werden könnte; ein Punkt, deſſen Berührung ſo vielen engliſchen Parlaments-Mitgliedern und deren Zuſammenhang an das Herz greift; aber der Unfug und die Uebelſtände ſind zu groß geworden, als daß nicht eine Veränderung der Geſetze hierüber in Anregung hätte gebracht werden müſſen; insbeſondere hat die Vermehrung der Gefechte und Morde, die von den Wilddieben an den Park-Aufſehern begangen werden, des Verluſts an Wild, den die Gutsbeſitzer in ihren Parks erleiden, insbeſondere der Verbrechen des Wilddiebſtahls, die vor die Gerichte kommen, und nur ein klei-

ner Theil derjenigen sind, welche wirklich verübt werden, dann der harten unverhältnißmäßigen Strafen, die auf das unberechtigte Jagen gesetzt sind und verhängt werden, — denn es ist die jagdberechtigte Aristokratie selbst, welche diese Gesetze machte und wieder in der Qualität von Magistrats-Personen und Geschwornen zu Gerichte sitzt, — eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das Interesse der Jagdliebhaber wird gleichfalls durch die große Ausdehnung der Jagdberechtigung in den offenen Gebieten in Anspruch genommen; der Sohn eines Squire hat das Jagdrecht, und jeder Pfarrer gilt für einen Squire, so daß der Sohn diesen Vorzug haben kann, den der Vater, wenn er nicht selbst schon Sohn eines Squire ist, nicht besitzt u. s. f. Seit mehreren Jahren wird Jahr für Jahr eine Jagd-Bill zur Verbesserung dieser Gesetze im Parlament eingebracht, aber keine hat noch das Glück gehabt, gegen die privilegirten Jagd-Interessenten durchgesetzt werden zu können; auch dem gegenwärtigen Parlamente liegt eine solche Bill vor. Es muß noch für problematisch angesehen werden, in wie weit die projektirte Parlaments-Reform auf diese Gesetzgebung, — auf die Milderung der Strafen, auf die Beschränkung der persönlichen Jagdberechtigung, vornehmlich auch, im Interesse der feldbauenden Klasse, auf das Recht, daß die Hirsche, Hasen, Füchse mit der Koppel Hunde und mit 20, 30 und mehr Pferden und noch mehr Fußgängern durch die Saatfelder und alles offene bebaute Land verfolgt werden — einen bedeutenden Einfluß haben müßte. In vielen deutschen Ländern machte vormals der Wildschaden, die Verwüstung der Felder durch die Jagd, das Abfressen der Saaten und Früchte durch das Wild einen stehenden Artikel in den landständischen Beschwerden aus; bis jetzt hat sich die englische Freiheit noch nicht die Beschränkung solcher Rechte auferlegt, welchen die Fürsten Deutschlands zum Besten ihrer Unterthanen längst entsagt haben.

Der weitschichtige Wust des englischen Privat-Rechts, wel-

ches Engländer ſelbſt einen Augias-Stall zu nennen dem Stolze auf ihre Freiheit abgewinnen können, wäre genug befähigt, Gegenſtand für die Hoffnung einer Säuberung zu werden. Das Wenige, was Sir Robert Peel vor einigen Jahren durchgeſetzt, iſt für ſehr verdienſtlich geachtet und von allgemeinem Lobe begleitet worden. Weiter eingehende Vorſchläge, die der jetzige Lordkanzler, Brougham, ſpäter in einer ſiebenſtündigen Rede zur Verbeſſerung der Juſtiz gemacht hat, und die mit großem Beifalle aufgenommen worden ſind, haben zwar wohl die Niederſetzung von Komité's veranlaßt, aber ſind bis jetzt ohne weitern Erfolg geblieben. So viel als in Deutſchland eine mehrhundertjährige ſtille Arbeit der wiſſenſchaftlichen Bildung, der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Fürſten bewirkt hat, hat die engliſche Nation von ihrer Volks-Repräſentation nicht erlangt, und in der neuen Bill ſind eben keine beſonderen Elemente enthalten, welche an die Stelle Theils einer bloß in Geſellſchaften, durch Zeitungen und Parlaments-Debatten erlangten Bildung, Theils der meiſt nur durch Routine erworbenen Geſchicklichkeit der Rechtsgelehrten, vielmehr der gründlichen Einſicht und wirklichen Kenntniß ein Uebergewicht verliehen. Die in Deutſchland auch für eine höhere Geburt, Reichthum an Grundvermögen u. ſ. f. geſtellten Bedingungen, um an den Regierungs- und Staatsgeſchäften in den allgemeinen und in den ſpecielleren Zweigen Theil zu nehmen, — theoretiſches Studium, wiſſenſchaftliche Ausbildung, praktiſche Vorübung und Erfahrung, — ſind ſo wenig in der neuen Bill wie in der bisherigen Organiſation den Gliedern einer Verſammlung gemacht, in deren Händen die ausgedehnteſte Regierungs- und Verwaltungsgewalt ſich befindet. Auch die neue Bill enthält nichts von dergleichen Bedingungen; ſie ſanktionirt gleichfalls den Grundſatz, daß eine freie Rente von 10 Pfund, aus Grundeigenthum gezogen, vollkommen für das Amt qualificirt, die Befähigung zu dem Geſchäfte der Regierung und Staats-Verwaltung, welches im Beſitze der Par-

lamente ist, zu beurtheilen und darüber zu entscheiden. Die Vorstellung von Prüfungskommissionen, die selbst aus einsichtsvollen und erfahrenen Männern, die als Beamte Pflichten hätten, bestehen, statt einer Menge Individuen, die nur die Eigenschaft der Zehn-Pfund-Rente haben, so wie die Vorstellung von Beweisen der Fähigkeit, die von den Kandidaten des Gesetzgebens und Staatsverwaltens gefordert würden, ist allerdings zu weit von der unbedingten Souveränetät der hierüber zum Beschließen Berechtigten entfernt.

Wenn nun für die berührten und für andere materielle Interessen vernünftigen Rechts, welche in vielen civilisirten Staaten des Kontinents, vornehmlich in den deutschen Ländern, bereits durchgeführt sind, in England das Bedürfniß noch beinahe zu schlummern scheint, so ist es nicht aus der Erfahrung, wie wenig oder nichts von den Parlamenten, nach der bisherigen Art der Rechte der Besetzung desselben, nach dieser Seite hin geleistet worden, daß die Nothwendigkeit einer Reform aufgezeigt wird; England wird dem Herzog von Wellington in dem beistimmen, was er kürzlich im Oberhause sagte, daß „vom Jahre 1688 an (dem Jahre der Revolution, welche das katholisch gesinnte Haus Stuart vom Throne stürzte) bis jetzt durch den Verein von Reichthum, Talenten und mannichfachen Kenntnissen, der die großen Interessen des Königreichs repräsentirte, die Angelegenheiten des Landes auf das Beste und Ruhmvollste geleitet worden sind." Der Nationalstolz überhaupt hält die Engländer ab, die Fortschritte, welche andere Nationen in der Ausbildung der Rechts-Institutionen gemacht, zu studiren und kennen zu lernen; der Pomp und Lärm der formellen Freiheit, im Parlamente und in sonstigen Versammlungen aller Klassen und Stände die Staats-Angelegenheiten zu bereden und in jenem darüber zu beschließen, so wie die unbedingte Berechtigung dazu, hindert sie oder führt sie nicht darauf, in der Stille des Nachdenkens in das Wesen der Gesetzgebung und Regierung einzudringen,

(bei wenigen europäischen Nationen herrscht solche ausgebildete Fertigkeit des Raisonnements im Sinne ihrer Vorurtheile und so wenig Tiefe der Grundsätze), der Ruhm und der Reichthum macht es überflüssig, auf die Grundlagen der vorhandenen Rechte zurückzugehen, wozu bei den Völkern, die den Druck derselben empfinden, die äußerliche Noth und das dadurch geweckte Bedürfniß der Vernunft treibt.

Wir kommen zu den formelleren Gesichtspunkten zurück, die sich unmittelbarer an die vorliegende Reform-Bill anknüpfen. Ein Gesichtspunkt von großer Wichtigkeit, der auch von den Gegnern der Bill hervorgehoben wird, ist der, daß im Parlament die verschiedenen großen Interessen der Nation repräsentirt werden sollen, und welche Veränderung nun diese Repräsentation durch die vorliegende Bill erleiden würde.

Die Ansichten hierüber scheinen verschieden, indem der Herzog von Wellington äußert, daß, der in Rede stehenden Bill zufolge, die größere Masse der Wähler aus Krämern bestehen würde; hiemit schiene das Handels-Interesse Vortheile zu erlangen; allein die Ansicht ist allgemein und wird zu Gunsten der Bill sehr geltend gemacht, daß der Landbesitz und das Ackerbau-Interesse nicht nur nichts von ihrem Einflusse verlieren, sondern, — da der Entwurf von den aufzuhebenden Wahlberechtigungen den großen Städten oder dem Handels-Interesse nur 25 Mitglieder, den Grafschaften aber oder dem Landbesitz mit Einschluß kleinerer Städte, wo auch meistentheils der Einfluß des Landbesitzers obwalte, die übrigen 81 zutheile, — vielmehr eine relative Erweiterung erhalten werden. Besonders merkwürdig ist in dieser Rücksicht, daß eine Anzahl von Kaufleuten, und zwar die ersten Banquiers Londons, die mit der ostindischen Kompagnie und der Bank von England in Verbindung stehen, sich gegen die Bill erklärt haben, und aus dem Grunde, weil diese Maaßregel, während sie die Repräsentation des Königreichs auf die große Basis des Eigenthums zu stützen und

diese Basis auszudehnen beabsichtige, in ihrer praktischen Wirkung die Hauptzugänge verschließen würde, vermittelst welcher die Geld-, Handels-, Schifffahrts- und Kolonial-Interessen, zusammen mit allen anderen Interessen im ganzen Lande und in allen auswärtigen Besitzungen bis zu den entferntesten Punkten bisher zur Repräsentation im Parlamente gelangten.

Diese Hauptzugänge sind die Flecken und Städtchen, in denen ein Parlaments-Sitz direkt zu kaufen steht. Es konnte bisher auf dem Wege des gewöhnlichen Handels mit Parlaments-Sitzen mit Sicherheit dafür gesorgt werden, daß Bank-Direktoren, ingleichen Direktoren der ostindischen Kompagnie sich im Parlamente befanden, wie die großen Plantagen-Besitzer auf den westindischen Inseln und andere Kaufleute, die solche große Handelszweige beherrschen, sich gleichfalls mit solchen Stellen versehen, um ihre und ihrer Association Interessen wahrzunehmen, die allerdings zugleich für das Gesammt-Interesse Englands so wichtig sind. Aus dem letzten Parlamente wurde der Bank-Direktor Manning, der seit vielen Jahren darin saß, darum ausgeschlossen, weil von seinem Konkurrenten die Anwendung von Bestechung bei seiner Wahl bewiesen wurde. Daß die unterschiedenen großen Interessen der Nation in ihrem großen Rathe repräsentirt werden sollen, ist ein England eigenthümlicher Gesichtspunkt, der in seiner Art auch der Konstitution der älteren Reichs- und Landstände in allen Monarchien Europa's zu Grunde gelegen hat, wie er noch, z. B. in der schwedischen Verfassung die Basis der Abordnung zum Reichstage ausmacht. Er ist dem modernen Prinzip, nach welchem nur der abstrakte Wille der Individuen als solcher repräsentirt werden soll, entgegengesetzt, und wenn in England zwar auch die subjektive Willkür der Barone und der sonstigen zur Wahl Privilegirten die Grundlage der Besetzung der Stellen ausmacht, hiermit die Repräsentation der Interessen selbst dem Zufall anheimgestellt ist, so gilt sie doch für ein so wichtiges Moment, daß die angesehensten

Banquiers sich nicht schämen, in die Korruption des Verkaufs von Parlamens-Stellen einzugehen, und sich in einer öffentlichen Erklärung an das Parlament zu beschweren, daß jenen großen Interessen durch die Bill dieser der Zufälligkeit nicht ausgesetzte Weg der Bestechung abgeschnitten werden solle, im Parlamente repräsentirt zu werden. Moralische Beweggründe weichen solchem wichtigen Gesichtspunkte, aber es ist der Mangel einer Verfassung, daß sie das, was nothwendig ist, dem Zufall überläßt und dasselbe auf dem Wege der Korruption, den die Moral verdammt, zu erlangen nöthigt. Die Interessen, wie sie ind ie Stände organisch unterschieden sind, — in dem angeführten Beispiele Schwedens in die Stände des Adels, der Geistlichkeit, der Städtebürger und der Bauern, — entsprechen zwar dem jetzigen Zustande der meisten Staaten, nachdem, wie in England, die erwähnten anderen Interessen nunmehr mächtig geworden sind, nicht mehr vollständig; dieser Mangel wäre jedoch leicht zu beseitigen, wenn die frühere Basis des innern Staatsrechts wieder verstanden würde, nämlich daß die realen Grundlagen des Staatslebens, so wie sie wirklich unterschieden sind und auf ihren unterschiedenen Gehalt wesentlicher Bedacht in der Regierung und Verwaltung genommen werden muß, auch mit Bewußtseyn und ausdrücklich herausgehoben, anerkannt und, wo von ihnen gesprochen und über sie entschieden werden soll, sie selbst, ohne daß dieß dem Zufall überlassen würde, zur Sprache gelassen werden sollen. Napoleon hat in einer Konstitution, welche er dem Königreich Italien gegeben, die Berechtigung zur Repräsentation nach den Klassen von Possidenti, Dotti, Merchanti, in dem Sinne jenes Gesichtspunktes, eingetheilt.

In den frühern Parlaments-Verhandlungen über vorgeschlagene sehr partielle Reformen war immer ein Hauptgrund dagegen, der auch gegenwärtig hervorgehoben wird, der, daß bei der bisherigen Besetzung des Parlaments alle große Interessen repräsentirt seyen, daß die Sachen, nicht Individuen als solche,

sich auszusprechen und geltend zu machen Gelegenheit haben sollen. In dieses Moment scheint dasjenige einzutreten, (denn es ist nicht näher ausgeführt), was der Herzog von Wellington in seiner letzten Rede dem Oberhause als einen Punkt an das Herz legt, der bisher von demselben, wie von dem Unterhause, übersehen worden sey, nämlich daß eine gesetzgebende Versammlung und keine Korporation von Stimmfähigen, ein Unterhaus und kein neues System für die Konstituenten zu schaffen seyen. Wenn es nicht um Rechte der Stimmfähigkeit und darum, wer die Konstituenten seyn sollen, sondern um das Resultat, daß eine gesetzgebende Versammlung und ein Unterhaus konstituirt sey, zu thun wäre, so könnte allerdings gesagt werden, daß ein solches Unterhaus bereits nach dem bisherigen Repräsentations-Rechte konstituirt sey, — und zwar führt der Herzog im Verfolg der Rede das Zeugniß eines Freundes der Reform-Bill an, daß das gegenwärtige Unterhaus so beschaffen sey, daß kein besseres gewählt werden könnte. Und in der That liegt in der Reform-Bill selbst weiter keine Garantie, daß ein nach derselben mit Verletzung der bisherigen positiven Rechte gewähltes vorzüglicher seyn werde.

Diese Rechte setzt der Herzog in seiner Rede dem Rechte gleich, vermöge dessen ihm sein Sitz im Oberhause so wenig entzogen, als dem Minister, Grafen Grey, seine Güter in Yorkshire genommen werden dürfen. Die Bill enthält allerdings das neue Princip, daß das privilegirte Wahlrecht nicht mehr in dieselbe Kategorie mit dem eigentlichen Eigenthumsrechte gesetzt wird. Nach dieser Seite ist es als richtig anzuerkennen, was die Gegner der Bill ihr vorwerfen, daß sie, vermöge ihres neuen Princips selbst, schlechthin inkonsequent in sich sey. Ein persönlich näher tretender Vorwurf hierüber liegt in der Angabe, daß die Grenzlinie, nach welcher privilegirten kleineren Städtchen das Wahlrecht gelassen werden solle, in der Bill mit Vorbedacht so gezogen sey, daß dem Herzog von Bedford, Bruder des Lords

John Ruſſell, der die Bill ins Unterhaus eingebracht hat, ſeine Boroughs nicht angerührt würden. Die Bill iſt in der That ein Gemiſch von den alten Privilegien und von dem allgemeinen Princip der gleichen Berechtigung aller Bürger, — mit der äußerlichen Beſchränkung einer Grund-Rente von 10 Pfd., — zur Stimmgebung über diejenigen, von welchen ſie vertreten werden ſollen. Indem ſie ſo den Widerſpruch des poſitiven Rechts und des allgemeinen Gedanken-Princips in ſich aufgenommen hat, ſtellt ſie das, was bloß aus dem Boden des alten Lehnrechts ſtammt, in ein viel grelleres Licht der Inkonſequenz, als wie noch alle Berechtigungen insgeſammt auf einem und demſelben Boden des poſitiven Rechts ſußten.

Das Princip des Gedankens für ſich eröffnet allerdings eine Unendlichkeit von Anſprüchen, der wohl zunächſt die parlamentariſche Macht Schranken ſetzen kann; in ſeiner Konſequenz durchgeführt, würde es mehr eine Revolution, als eine bloße Reform ſeyn. Daß aber ſolche weitere Anſprüche nicht ſobald mit beſonderer Energie mögen erhoben werden, dafür ſpricht die, wie es ſcheint, ſehr allgemeine Zufriedenheit der mittlern und untern Klaſſen der drei Königreiche mit der Bill. Den ſogenannten praktiſchen, d. h. auf Erwerb, Subſiſtenz, Reichthum gerichteten Sinn der britiſchen Nation ſcheinen die Bedürfniſſe der oben angeführten materiellen Rechte noch wenig ergriffen zu haben, noch weniger iſt durch ganz formelle Principien abſtrakter Gleichheit etwas bei ihm auszurichten; der Fanatismus ſolcher Principien iſt dieſem Sinne fremder. Dieſer praktiſche Sinn zwar wird ſelbſt in unmittelbaren Verluſt geſetzt, indem eine große Menge den Gewinn der Beſtechung verliert, durch die Erhöhung der Bedingung der Wählereigenſchaft von 40 Shillingen auf das Fünffache. Hat dieſe höhere Klaſſe *) bisher einen

*) Kürzlich iſt im Oberhauſe dieſe höhere Klaſſe, der 10 Pfd. Rente, mit dem Namen: Paupers belegt worden.

reellen Vortheil von ihrem Wählen gezogen, so geht er ihr nicht verloren. So eben ist ein von der Stadt Liverpool gewähltes Mitglied vom Parlament ausgeschlossen worden, weil von den Wählern die Bestechung bewiesen worden ist; die Wähler in dieser Stadt sind sehr zahlreich, und da sie sehr reich ist, so wäre zu vermuthen, daß sich unter den Bestochenen auch viele Wohlhabende befunden haben. So gut ferner, als die großen Gutsbesitzer Hunderte und Tausende von ihren besitzlosen Pächtern als Eigenthümer einer freien Grund-Rente von 40 Shillingen aufzuführen wußten, ebenso wird sich auch diese eigenthümliche Weise, sich Stimmen zu verschaffen, bei dem neuen Census einrichten und jene abhängigen Menschen sich in Grund-Renteubesitzer von zehn Pfunden maskiren lassen. Ebenso wenig wird das mehrwöchentliche Schlemmen und der Rausch, in den die freigelassene Wildheit des englischen Pöbels sich auszulassen Aufforderung und Bezahlung erhielt, der Erhöhung der Bedingungs-Rente ungeachtet, sich verlieren. Bei der vorletzten Parlaments-Wahl wurde angegeben, daß in der volkreichen Grafschaft York für die Wahl eines dortigen Gutsbesitzers, Beaumont, 80,000 Pfd. St. (gegen 560,000 Rthlr.) ausgegeben worden sind *); wenn in Parlaments-Verhandlungen vorgebracht worden ist, daß die Kosten bei den Wahlen nach gerade allzu stark werden, so ist die Frage, wie das Volk es ansehen wird, daß an ihm die Reichen Ersparnisse machen wollen. Wie sich diese Seite eines reellen Vortheils stellen, welche neue Kombinationen von der unermüdlichen Spekulation der mit dem Handel der Parlaments-Sitze sich befassenden Agenten erfunden werden, ist noch unbestimmt; es würde zu früh seyn, auf die Veränderung, die in diesem Interesse vorgeht, Vermuthungen bauen zu wollen.

*) In einer der letzten Sitzungen des Parlaments ist der Aufwand der vorhin angeführten Wahl zu Liverpool auf 120,000 Pfd. Sterl. (über 800,000 Rthlr.) angegeben worden.

Ein höheres Interesse aber scheint das Stimmrecht selbst darzubieten, indem es für sich das Verlangen und die Forderung einer allgemeineren Ertheilung desselben aufregt. Der Erfahrung nach zeigt sich jedoch die Ausübung des Stimmrechts nicht so anziehend, um gewaltige Ansprüche und daraus entstehende Bewegungen zu veranlassen. Es scheint vielmehr bei den Stimmberechtigten eine große Gleichgültigkeit dagegen, des damit verbundenen Interesses der Bestechung ungeachtet, zu herrschen; aus der zahlreichen Klasse derer, die insbesondere durch die Erhöhung des Wahl-Census dasselbe verlieren, oder denen es, indem ihre Stimmen in die allgemeine Menge der Berechtigten der Grafschaft geworfen werden, sehr geschwächt wird, sind noch keine Petitionen gegen die ihnen so nachtheilige Bill zum Vorschein gekommen. Die Reklamationen dagegen sind von solchen erhoben worden, welchen die Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit, einen Parlaments-Sitz zu erhalten, geschmälert wird oder ganz verloren geht. Durch eine Parlamentsakte ist vor einem Jahre durch Erhöhung der zum Stimmrechte erforderlichen Rente in Irland einer Anzahl von 200,000 Individuen ihr Wahlrecht genommen worden, ohne daß sie eine Beschwerde über diesen Verlust ihres Berufs, an den Staats- und Regierungs-Angelegenheiten Theil zu nehmen, erhoben hätten. Nach allen Umständen sehen die Wähler in ihrem Rechte eine Eigenschaft, die vornehmlich denen zu Gute kommt, welche in das Parlament gewählt zu werden wünschen, und für deren eigenes Gutdünken, Willkür und Interesse, auf Alles, was in jenem Rechte von Mitregieren und Mitgesetzegeben liegt, Verzicht geleistet werde. — Das Hauptgeschäft bei einer Wahl, wofür die Kandidaten Agenten annehmen, die mit den Lokalitäten und Persönlichkeiten, so wie mit der Art, diese zu traktiren, bekannt sind, ist das Aufsuchen und Herbeibringen von Wahlberechtigten eben so sehr, als sie zu Gunsten ihrer Patrone insbesondere durch Bestechung zu bestimmen; die großen Gutsbesitzer lassen die Schaaren ihrer

Pächter, deren ein Theil, wie vorhin bemerkt, so eben in momentane Besitzer der erforderlichen Grund-Rente travestirt worden, zusammentreiben. Brougham beschrieb bei einer vorigen Wahl launig eine Scene, wo man sie in Höfen bei Feuern, Pudding und Porter bivouakiren und, um sie dem Einfluß der Gegner zu entziehen, darin bis zu dem Augenblicke verschließen ließ, in welchem sie ihr gehorsames Votum abzugeben haben. Diese Gleichgültigkeit gegen das Wahlrecht und dessen Ausübung kontrastirt im höchsten Grade damit, daß in demselben das Recht des Volkes liege, an den öffentlichen Angelegenheiten, den höchsten Interessen des Staats und der Regierung Theil zu nehmen, und daß die Ausübung desselben eine hohe Pflicht sey, da die Konstituirung eines wesentlichen Theils der Staatsgewalt, der Repräsentanten-Versammlung auf dieser Ausübung beruht, ja da dieß Recht und seine Ausübung im französischen Style der Akt der Souveränetät des Volkes, und zwar sogar der einzige sey. Aus solcher Gleichgültigkeit gegen dieses Recht kann leicht die Beschuldigung der politischen Stumpfheit oder Verdorbenheit eines Volkes gezogen werden, wie aus der Gewohnheit der Bestechung bei Ausübung desselben. Diese harte Ansicht muß sich jedoch mildern, wenn man erwägt, was zu solcher Lauigkeit mitwirken muß; es ist dieß offenbar die Empfindung der wirklichen Gleichgültigkeit der einzelnen Stimme unter den vielen tausenden, die zu einer Wahl konkurriren. Von ungefähr 658, die gegenwärtig in das englische Unterhaus, oder von 430 Mitgliedern, die in die französische Kammer zu wählen sind (die Aenderung, welche diese Zahlen demnächst erleiden werden, ist hier gleichgültig), ist es ein Mitglied, das zu ernennen ist, — unter solcher Anzahl schon eine sehr unansehnliche Fraktion; aber die einzelne Stimme ist eine noch um so viel geringfügigere Fraktion, als es 100 oder 1000 Stimmen sind, die dazu konkurriren. Wenn die Anzahl der durch das neue französische Wahlgesetz zu produzirenden Wähler auf 200,000 geschätzt, die Anzahl

der danach zu erwählenden Mitglieder aber in runder Summe zu 450 angenommen wird, ſo ergiebt ſich die einzelne Wahlſtimme als der zweimalhunderttauſendſte Theil der ganzen Wahlmacht und als der neunzigmillionſte Theil des einen der drei Zweige der Macht, welche Geſetze giebt.

Das Individuum ſtellt ſich ſchwerlich die Geringfügigkeit ſeiner Wirkſamkeit in dieſen Zahlen vor, aber hat nicht weniger die beſtimmte Empfindung dieſer quantitativen Unbedeutendheit ſeiner Stimme, und das Quantitative, die Anzahl der Stimmen, iſt hier allein das Praktiſche und Entſcheidende. Es mögen wohl die qualitativen hohen Geſichtspunkte der Freiheit, der Pflicht der Ausübung der Souveränetäts-Rechtes, des Antheils an den allgemeinen Staats-Angelegenheiten, gegen die Läſſigkeit hervorgehoben werden; der geſunde Menſchenverſtand hält ſich gern an das Effektive; und wenn dem Individuum das Gewöhnliche vorgeſtellt wird, daß, wenn *jeder* ſo läſſig dächte, der Beſtand des Staats und noch mehr die Freiheit in Gefahr käme, ſo muß daſſelbe ſich eben ſo ſehr des Princips erinnern, auf welches ſeine Pflicht, das ganze Recht ſeiner Freiheit gebaut wird, — nämlich, daß es ſich nicht durch die Betrachtung deſſen, was Andere thun, ſondern nur durch ſeinen eigenen Willen beſtimmen laſſen ſolle, und daß ſeine individuelle Willkür das Letzte und eben das Souveräne iſt, das ihm zukommt und zuerkannt iſt. — Ohnehin iſt dieſer für ſich ſo geringfügige Einfluß auf die *Perſonen* beſchränkt, und wird noch unendlich geringfügiger dadurch, daß er ſich nicht auf die *Sache* bezieht, dieſe vielmehr ausdrücklich ausgeſchloſſen iſt. Nur in der demokratiſchen Konſtitution Frankreichs vom Jahre III unter Robespierre, die vom ganzen Volk angenommen wurde, aber freilich um ſo weniger zu irgend einer Ausführung kam, war angeordnet, daß den einzelnen Bürgern auch die Geſetze über die öffentlichen Angelegenheiten zur Beſchlußnahme vorgelegt werden ſollten. — Die Wähler ſind ferner auch nicht einmal Kommittenten, die ihrem

Deputirten Instruktionen zu geben hätten; die Kahiers, welche die Mitglieder der National-Versammlung bei ihrer Sendung mitbekommen hatten, wurden sogleich bei Seite gelegt und von beiden Theilen vergessen, und es gilt für einen der wesentlichsten konstitutionellen Grundsätze in England und Frankreich, daß die erwählten Mitglieder eben so souverän in ihren Stimmgebungen seyen, als ihre Wähler in den ihrigen. Beide haben bei ihren Berathungen und Beschlüssen über die öffentlichen Angelegenheiten nicht den Charakter von Beamten und theilen mit dem Könige, was für ihn sanktionirt ist, für die Erfüllung ihrer Pflichten keine Verantwortlichkeit zu haben.

In Folge des Gefühls der stattfindenden Geringfügigkeit des Einflusses des Einzelnen und der an dieß Recht geknüpften souveränen Willkür werden, wie die Erfahrung lehrt, die Wahlversammlungen überhaupt nicht zahlreich besucht; die Zahlen, die man in den öffentlichen Blättern zuweilen von den Stimmberechtigten und von den bei der Wahl wirklich Stimmenden angegeben findet, zeigen sich in Frankreich, selbst für die aufgeregten Zeiten der letzten Regierungsjahre Karl's X., gewöhnlich als sehr von einander abweichend; bei der neuesten, im Mittelpunkte des politischen Interesses, in Paris, abgehaltenen Wahl, wo es an Eifer der Parteien, die Wahlberechtigten zum Stimmabgeben herbeizurufen, nicht gefehlt zu haben scheint, ist bei ungefähr 1,750 Wahlberechtigten angegeben, daß sich etwa 600 nicht eingefunden haben. Es möchte in dieser Rücksicht interessant seyn, auch aus andern Kreisen, wo das Wahlrecht sämmtlichen Bürgern übertragen ist und ein ihnen viel näher liegendes Interesse betrifft, — z. B. von Wahlversammlungen für Erwählung der Stadtverordneten im preußischen Staate, — das Durchschnittsverhältniß der Stimmberechtigten zu den wirklich Stimmenden kennen zu lernen. — In früheren Perioden der französischen Revolution hat der Eifer und das Benehmen der Jakobiner in den Wahlversammlungen es den ruhigen und rechtschaffenen

Bürgern verleidet, auch gefährlich gemacht, von dem Stimmrechte Gebrauch zu machen, und die Faktion hat allein das Feld behauptet. — Wenn die über die Wahlberechtigung gegenwärtig beſchließenden großen politiſchen Körper eine Pflicht hoher Gerechtigkeit zu erfüllen glauben, daß ſie die äußerlichen Bedingungen dieſer Befugniß erweitern und ſie einer größeren Anzahl ertheilen, ſo dürfte ihrer Erwägung entgehn, daß ſie eben damit den Einfluß des Einzelnen vermindern, ſeine Vorſtellung von deſſen Wichtigkeit und dadurch ſein Intereſſe, dieß Recht auszuüben, ſchwächen, abgeſehen von der Frage, wie überhaupt irgend eine Staatsgewalt dazu komme, über dieſes Recht der Bürger zu disponiren, dabei 50 oder 100 Franken oder ſo viel Pfund Sterling in Ueberlegung zu nehmen und dieß Recht nach ſolchen Größen zu ändern — ein Recht, welches ſeiner Beſtimmung nach als ſouverän, urſprünglich, unveräußerlich, überhaupt als das Gegentheil davon angenommen worden, daß es ertheilt oder genommen werden könne.

Wie der in ſo gutem Rufe ſtehende geſunde Menſchenverſtand des engliſchen Volkes die Individuen die Unbedeutendheit ihres Einfluſſes auf die Staats-Angelegenheiten durch ihre einzelne Stimme empfinden läßt, ſo giebt derſelbe geſunde Menſchenverſtand auch das richtige Gefühl ſeiner geringen Befähigung um die zu hohen Staats-Aemtern erforderlichen Talente, Geſchäftskenntniß, Fertigkeit und Geiſtesbildung zu beurtheilen; ſollten ihm 40 Shillinge oder 10 Pfund Grund-Rente, oder 200 Franken direkter Steuern, die Zuſatz-Centimen mit eingerechnet oder nicht, einen ſo großen Zuwachs von Befähigung zu enthalten ſcheinen? Die Strenge der franzöſiſchen Kammern, den Geſichtspunkt ſonſtiger Befähigung gegen diejenige Befähigung, welche in den 200 Franken mit oder ohne die Zuſatz-Centimen liegen ſoll, auszuſchließen und ſie nur den Mitgliedern des Inſtitutes zuzuſchreiben, iſt charakteriſtiſch genug; der Formalismus der Achtung der 200 Franken hat die Achtung für die Befähigung

und den guten Willen von Präfektur-, Gerichtsräthen, Aerzten, Advokaten u. s. f., die nicht so viel Steuern bezahlen, überwunden. — Ueberdieß wissen die Stimmgebenden, daß sie vermöge ihres souveränen Rechtes überhoben sind, eine Beurtheilung oder gar Prüfung der sich vorschlagenden Kandidaten vorangehen zu lassen, und daß sie ohne all dergleichen zu entscheiden haben. Es ist daher eben kein Wunder, daß in England die Individuen in großer Anzahl — und es käme noch darauf an, ob nicht die Mehrzahl, — es bedürfen, zu der ihnen wenig wichtigen Mühwaltung des Stimmgebens durch die Kandidaten aufgereizt, und für solche Mühwaltung, die den Kandidaten zu Gute kommt, von denselben mit Bändern, Braten und Bier und einigen Guineen schadlos gehalten zu werden. Die Franzosen, neuer in dieser politischen Laufbahn, allerdings auch durch die wichtigsten Interessen des noch nicht tiefer konsolidirten, vielmehr in innerste Gefahr gebrachten, Zustandes gedrängt, sind noch nicht so sehr auf diese Art von Schadloshaltung gefallen; aber indem sie die Sachen und ihren Antheil daran ernster zu nehmen aufgeregt worden, haben sie sich für die Geringfügigkeit des individuellen Antheils ihrer Souveränetät an den öffentlichen Angelegenheiten, durch selbst genommenen Antheil auch an den Sachen in Insurrektionen, Klubs, Associationen u. s. f. entschädigt und Recht verschafft.

Die vorher berührte Eigenthümlichkeit einer Gewalt in England, welche untergeordnet seyn soll, und deren Mitglieder zugleich ohne Instruktion, Verantwortlichkeit, ohne Beamte zu seyn, über die Gesammtangelegenheiten des Staats beschließen, begründet ein Verhältniß zu dem monarchischen Theile der Verfassung; es ist zu erwähnen, welchen Einfluß die Reform-Bill auf dieses Verhältniß, und auf die Regierungsgewalt überhaupt haben möge. Für diese Betrachtung ist vorher an die nächste Folge der erwähnten Eigenthümlichkeit zu erinnern, daß nämlich in England durch dieselbe die monarchische Gewalt und die Re-

gierungsgewalt ſehr von einander verſchieden ſind. Der monarchiſchen Gewalt kommen die hauptſächlichſten Zweige der höchſten Staatsmacht zu, vornehmlich diejenigen, welche die Beziehung zu andern Staaten betreffen, die Macht, Krieg und Frieden zu beſchließen, die Dispoſition über die Armee, die Ernennung der Miniſter, — doch iſt es Etikette geworden, daß der Monarch direkt nur den Präſidenten des Miniſter-Konſeils ernennt und dieſer das übrige Kabinet zuſammenſetzt, — die Ernennung der Armee-Befehlshaber und Offiziere, der Geſandten u. ſ. f. Indem nun dem Parlamente die ſouveräne Beſchließung des Budgets (mit Einſchluß ſelbſt der Summe für die Suſtentation des Königs und ſeiner Familie) d. i. des Geſammt-Umfangs der Mittel, Krieg und Frieden zu machen, eine Armee, Geſandte u. ſ. f. zu haben, zuſteht, und ein Miniſterium hiermit nur regieren, d. i. exiſtiren kann, in ſofern es ſich den Anſichten und dem Willen des Parlaments anſchließt, ſo iſt der Antheil des Monarchen an der Regierungsgewalt mehr illuſoriſch als reell, und die Subſtanz derſelben befindet ſich im Parlamente. Bekanntlich hat Sieyes, der den großen Ruf tiefer Einſichten in die Organiſation freier Verfaſſungen hatte, in ſeinem Plane, den er endlich bei dem Uebergange der Direktorial-Verfaſſung in die konſulariſche aus ſeinem Portefeuille hervorziehen konnte, damit nun Frankreich in den Genuß dieſes Reſultates der Erfahrung und des gründlichen Nachdenkens geſetzt werde, einen Chef an die Spitze des Staats geſtellt, dem der Pomp der Repräſentation nach außen und die Ernennung des oberſten Staatsraths und der verantwortlichen Miniſter, wie der weitern untergeordneten Beamten, zuſtände, ſo daß die oberſte Regierungsgewalt jenem Staatsrath anvertraut werden, der Proclamateur-électeur aber keinen Antheil an derſelben haben ſollte. Man kennt das ſoldatiſche Urtheil Napoleon's, der ſich zum Herrn und Regenten gemacht fühlte, über dieß Projekt eines ſolchen Chefs, in welchem er nur die Rolle eines cochon à l'engrais de quelques mil-

lions sah, welche zu übernehmen sich kein Mann von einigem Talent und etwas Ehre geneigt finden werde. Es war in diesem Projekt übersehen (und hier wohl redlicher Weise, was in andern mit vollem Bewußtseyn und vollständiger Absicht eingerichtet worden ist), daß die Ernennung der Personen des Ministeriums und der andern Beamten der ausübenden Gewalt für sich etwas Formelles und Unmächtiges ist und der Sache nach dahin fällt, wo effektiv sich die Regierungsgewalt befindet. Diese sehen wir in England im Parlamente; wenn in den mannigfaltigen monarchischen Konstitutionen, deren Erschaffung wir erlebt haben, die formelle Scheidung der Regierungsgewalt, als der ausübenden, von einer nur gesetzgebenden und richterlichen Gewalt ausgesprochen, und jene sogar mit Pomp und Auszeichnung herausgestellt ist; so ist immer die Besetzung des Ministeriums das Centrum der Kontestation und des Kampfes, — des der Krone unbedingt zugeschriebenen Rechtes dieser Besetzung ungeachtet, — geworden, und die sogenannte nur gesetzgebende Gewalt hat den Sieg davongetragen; so ist, auch unter der neuesten Verfassung Frankreichs in den täglichen politischen und anderen Anfragen und Kontestationen, die Tendenz nicht zu verkennen, das Ministerium zu nöthigen, das Hauptquartier der Regierung in die Deputirten-Kammer zu verlegen, wo jenes selbst dahin gebracht worden ist, sich mit seinen Unterbeamten in öffentliche Kontestationen einlassen zu müssen.

Eine Beziehung auf die im Parlamente liegende Regierungsgewalt hat zunächst das, was die Gegner der Reform-Bill zu Gunsten der Burgflecken, durch deren Besitz viele Parlaments-Sitze von einzelnen Individuen oder Familien abhängen, anführen, daß nämlich vermittelst dieses Umstandes die ausgezeichnetsten Staatsmänner Englands den Weg in das Parlament und von da in das Ministerium gefunden haben. Es wird wohl geschehen, daß ein ausgezeichnetes gründliches Talent oft eher der Privat-Freundschaft bekannt wird, und in dem Fall ist, nur

durch individuelle Großsinnigkeit zu dem ihm gebührenden Platz gelangen zu können, den es bei mangelndem Vermögen und Familienzusammenhang von der Masse der Bürger einer Stadt oder Grafschaft sonst vielleicht nicht erreichen würde. Aber dergleichen Beispiele können dem Reiche der Zufälligkeiten zugeschrieben werden, wo sich einer Wahrscheinlichkeit leicht eine andere, einem möglichen Nachtheil ein möglicher Vortheil, entgegenstellen läßt. — Verwandt damit ist eine andere angebliche Folge von größerer Wichtigkeit, auf welche der Herzog von Wellington aufmerksam machte, der zwar nicht das Ansehen eines Redners hat, weil ihm die wohlfließende, stundenlang fort unterhaltende und an Selbstostentation so reiche Geschwätzigkeit abgeht, durch welche viele Parlaments-Glieder zu so großem Rufe der Beredsamkeit gelangt sind, dessen Vorträge aber trotz des Abgerissenen der Sätze, was ihnen zum Vorwurf gemacht wird, eines Gehalts und das Wesen der Sache treffender Gesichtspunkte nicht ermangeln. Er äußert nämlich die Besorgniß, daß an die Stelle derjenigen Männer, denen jetzt im Parlamente die Besorgung des öffentlichen Interesses anvertraut sey, ganz andere treten werden, und fragt ein andermal, ob denn die Krämer, aus welchen, wie früher angegeben, nach seiner Ansicht, in Folge der neuen Bill, die größere Masse der Wähler bestehen werde, die Leute seyen, welche die Mitglieder für den großen Rath der Nation wählen sollen, der über die einheimischen und auswärtigen Angelegenheiten, über die Interessen des Ackerbaues, der Kolonieen und Fabriken zu entscheiden hat? — Der Herzog spricht aus der Anschauung des englischen Parlaments, in welchem über der Masse unfähiger und unwissender, mit dem Firniß der gewöhnlichen Vorurtheile und aus der Konversation geschöpfter Bildung, oft nicht einmal hiermit versehener Mitglieder eine Anzahl talentvoller, sich der politischen Thätigkeit und dem Staats-Interesse gänzlich widmender, Männer steht. Auch dem größern Theile von diesen ist ein Sitz im Parlament gesichert,

Theils durch ihren eigenen Reichthum und den Einfluß, den sie selbst oder ihre Familie in einem Burgflecken, Stadt oder Grafschaft besitzen, Theils durch den Einfluß des Ministeriums und dann ihrer Partei-Freunde.

An diese Klasse schließt sich eine Menge Männer an, welche die politische Thätigkeit zum Geschäft ihres Lebens machen, sey es, daß sie dieß aus Liebhaberei thun und von unabhängigem Vermögen sind, oder daß sie öffentliche Stellen bekleiden und diese durch die Konnexion mit parlamentarischem Einfluß erlangt haben; aber auch wenn sie dieselben sonst erhalten haben, können sie sowohl nach ihrer amtlichen Stellung, als nach dem allgemeinen innern Beruf es nicht unterlassen, sich an die politische Klasse und eine Partei derselben anzuschließen. Wo der Staatsdienst nicht an sonstige Bedingungen z. B. gemachter wissenschaftlicher Studien, Staats-Prüfungen, praktischer Vorbereitungs-Kurse und dergleichen geknüpft ist, muß das Indiduum sich jener Klasse einverleiben; es hat in ihr eine Wichtigkeit sich zu verschaffen, ist durch ihren Einfluß getragen, wie umgekehrt der seinige derselben zugeschlagen wird. Seltene Anomalieen sind von dieser Konnexion isolirte Individuen, wie z. B. Hunt, die in das Parlament kommen, darin aber nicht unterlassen, eine seltsame Figur zu machen.

Ein Haupt-Element der Macht dieses Zusammenhangs, — dessen sonstige Bande, Familien-Konnexionen, Politisiren und Reden bei Gastmalen u. s. f., der unendliche, nach allen Theilen der Erde sich erstreckende, politische Briefwechsel, auch das gemeinsame Herumtreiben auf Landsitzen, Pferderennen, Fuchsjagden u. s. f., zwar nicht gestört werden, — die Disposition nämlich über eine Menge von Parlaments-Sitzen, erleidet allerdings durch die Reform-Bill eine bedeutende Modifikation, welche wohl die vom Herzog berührte Wirkung haben mag, daß viele andere Individuen an die Stelle solcher treten, die zu dem gegenwärtigen Kreise der sich dem Interesse der Staats-Regie-

rung Widmenden gehören, aber die auch den Erfolg nach ſich zu ziehen geeignet iſt, daß die Gleichförmigkeit von Maximen und Rückſichten, die in jener Klaſſe vorhanden ſind und den Verſtand des Parlaments ausmachen, eine Störung erfährt. Zwar ſcheint es nicht, daß z. B. Hunt, ſo ſehr er iſolirt ſteht, über die gewöhnlichen Kategorieen von Druck des Volks durch die Auflagen, Sinekuren u. ſ. f. hinausginge, aber der Weg in das Parlament mag durch die Reform für Ideen offen werden, die den Intereſſen jener Klaſſe entgegen, daher auch noch nicht in ihre Köpfe gekommen ſind; — Ideen, welche die Grundlagen einer reellen Freiheit ausmachen und die oben berührten Verhältniſſe von Kircheneigenthum, Kirchen-Organiſation, geiſtlichen Pflichten, dann die gutsherrlichen und die ſonſtigen aus dem Lehensverhältniſſe ſtammenden bizarren Rechte und Beſchränkungen des Eigenthums und andere Maſſen des Chaos der engliſchen Geſetze betreffen, — Ideen, die in Frankreich mit vielen weitern Abſtraktionen vermengt und mit den bekannten Gewaltthätigkeiten verbunden, unvermiſchter in Deutſchland längſt zu feſten Principien der innern Ueberzeugung und der öffentlichen Meinung geworden ſind, und die wirkliche, ruhige, allmälige, geſetzliche Umbildung jener Rechtsverhältniſſe bewirkt haben; ſo daß man hier mit den Inſtitutionen der reellen Freiheit ſchon weit fortgeſchritten, mit den weſentlichſten bereits fertig und in ihrem Genuſſe iſt, während die Regierungsgewalt des Parlaments kaum noch ernſtlich daran erinnert worden, und England von den dringenden Forderungen jener Grundſätze und von einer verlangten raſchen Verwirklichung derſelben in der That die größten Erſchütterungen ſeines geſellſchaftlichen und des Staats-Verbandes zu fürchten hätte. So enorm innerhalb Englands der Kontraſt von ungeheurem Reichthum und von ganz rathloſer Armuth iſt, ſo groß, und leicht noch größer, iſt der, welcher zwiſchen den Privilegien ſeiner Ariſtokratie und überhaupt den Inſtitutionen ſeines poſitiven Rechts einer Seits und anderer

Seits zwischen den Rechtsverhältnissen und Gesetzen, wie sie sich in den civilisirteren Staaten des Kontinents umgestaltet haben, und den Grundsätzen statt findet, die, insofern sie auf die allgemeine Vernunft gegründet sind, auch dem englischen Verstand nicht, wie bisher, so immer fremd bleiben können. — Die novi homines, von denen der Herzog von Wellington besorgt, daß sie sich an den Platz bisheriger Staatsmänner eindrängen werden, mögen zugleich an diesen Grundsätzen für den Ehrgeiz und die Erlangung von Popularität die stärkste Stütze finden. Weil es in England nicht der Fall seyn kann, daß diese Grundsätze von der Regierungs-Gewalt, die bisjetzt in den Händen jener privilegirten Klasse ist, aufgenommen und von ihr aus verwirklicht werden, so würden die Männer derselben nur als Opposition gegen die Regierung, gegen die bestehende Ordnung der Dinge, und die Grundsätze selbst nicht in ihrer konkreten praktischen Wahrheit und Anwendung, wie in Deutschland, sondern in der gefährlichen Gestalt der französischen Abstraktion eintreten müssen. Der Gegensatz der hommes d'état und der hommes à principes, in der Frankreich zu Anfang der Revolution gleich ganz schroff eintrat und in England noch keinen Fuß gefaßt hat, mag wohl durch die Eröffnung eines breiteren Wegs für Parlaments-Sitze eingeleitet seyn; die neue Klasse kann um so leichter Fuß fassen, da die Principien selbst als solche von einfacher Natur sind, deswegen sogar von der Unwissenheit schnell aufgefaßt und mit einiger Leichtigkeit des Talents, (weil sie um ihrer Allgemeinheit willen ohnehin die Prätension haben, für Alles auszureichen), sowie mit einiger Energie des Charakters und des Ehrgeizes für eine erforderliche Alles angreifende Beredsamkeit ausreichen und auf die Vernunft der zugleich eben so hierin unerfahrenen Menge eine blendende Wirkung ausüben; wogegen die Kenntniß, Erfahrung und Geschäfts-Routine der hommes d'état nicht so leicht sich anschaffen lassen, welche für

die Anwendung und Einführung der vernünftigen Grundſätze in das wirkliche Leben gleich nothwendig ſind.

Durch ein ſolches neues Element würde aber nicht nur diejenige Klaſſe geſtört, deren Zuſammenhang die Staats-Geſchäfte in Händen hat, ſondern es iſt die Regierungsgewalt, die aus ihrem Gleiſe gerückt werden könnte. Sie liegt, wie bemerkt worden, in dem Parlament; ſo ſehr es in Parteien unterſchieden iſt, und mit ſo großer Heftigkeit dieſe einander gegenübertreten, ſo wenig ſind ſie Faktionen; ſie ſtehen innerhalb deſſelben allgemeinen Intereſſes, und ein Miniſterwechſel hat bisher mehr nach außen, in Rückſicht auf Krieg und Frieden, als nach innen bedeutende Folgen gehabt. Das monarchiſche Princip hat dagegen in England nicht mehr viel zu verlieren. Der Abgang des wellington'ſchen Miniſteriums iſt bekanntlich durch die Minorität veranlaßt worden, in der es ſich über die vorzunehmende Regulirung der Civil-Liſte des Königs befand; — eine Veranlaſſung, die von dem beſonderen Intereſſe iſt, daß ſie eines der wenigen Elemente betraf, die noch von dem monarchiſchen Princip in England übrig ſind. Der Reſt der Domänen-Güter, die jedoch den Charakter von Familiengut, von Privat-Eigenthum der königlichen Familie, eben ſo gut hatten, als die Güter der herzoglichen, gräflichen, freiherrlichen u. ſ. f. Familien in England, war im vorigen Jahrhundert an die Schatzkammer überlaſſen und zur Entſchädigung eine dem Ertrag entſprechende, unter dem übrigen jährlich vom Unterhauſe zu verwilligenden Budget mitbegriffene Summe feſtgeſetzt worden. Dieß Domänen-Gut, der ſchmale Reſt des frühern großen Vermögens der Krone, das durch Verſchwendungen, vornehmlich durch das Bedürfniß, in bürgerlichen Kriegen Truppen und den Beiſtand von Baronen zu erkaufen, ſo ſehr geſchwächt worden war, hatte eine Ausſcheidung von dem, was Familiengut bleiben, und dem, was für allgemeine Staats-Zwecke verwendet werden ſollte, nicht erfahren. Wenn nun die Qualität von Familien- und Privat-Ei-

genthum, die einem Theile jenes Vermögensrestes zukam, wenigstens der Form nach durch seine Verwandlung aus Grundeigenthum in eine in das jährliche parlamentarische Budget eingeschlossene Verabfindungs-Summe bereits alterirt worden war, so blieb doch noch eine Gestalt monarchischer, obgleich dem Ministerial-Konseil unterworfener, Einwirkung auf diesen geringen Theil der jährlichen großbritannischen Staats-Ausgabe. Durch die neuerlich von dem Parlamente verfügte Ausscheidung eines Theils, der zur Disposition des Königs für sich und seine Familie gestellt ist, und der Anheimgebung des andern schon bisher auf Staats-Zwecke verwendeten an die parlamentarische Verfügung wird auch dieses Ueberbleibsel königlich-monarchischer Disposition aufgehoben. Es läßt sich dabei nicht übersehen, daß die Majorität, welche gegen ein monarchisches Element bedeutend genug war, um das wellington'sche Ministerium zur Abdankung zu vermögen, bei der zweiten Lesung der Reform-Bill, welche gegen aristokratische Prärogativen gerichtet ist, bekanntlich nur von Einer Stimme war.

Als charakteristisch für die Stellung des monarchischen Elements kann der, wie bei der katholischen Emancipations-Bill so auch in den Verhandlungen über die Reform-Bill, dem Ministerium gemachte Vorwurf angesehen werden, daß es nämlich die dieser Maaßregel zu Theil gewordene Zustimmung des Königs habe laut werden lassen. Es handelt sich hier nicht um die Ausübung einer monarchischen Machtvollkommenheit; was ungehörig gefunden wird, ist nur die Autorität oder der Einfluß, den die persönliche Ansicht des Königs ausüben könnte. So sehr damit einer Seits eine Delikatesse, bei der Verhandlung der Bill nicht in die Verlegenheit, dem Willen des Monarchen zu widersprechen, gesetzt werden zu wollen, geltend gemacht wird, so sehr liegt darin, daß das Parlament auch in Betreff der Initiative, welche dem monarchischen Elemente, der Krone, zusteht, es nur mit einem von ihm abhängigen und ihm inkorpo-

rirten Miniſterium, und eigentlich nur mit den eignen Mitgliedern, da die Miniſter nur in dieſer Qualität den Vorſchlag zu einer Bill machen können, zu thun haben wolle, wie denn auch das dem Könige, als drittem Zweige der geſetzgebenden Macht, zuſtehende Recht der Beſtätigung oder Verwerfung einer von den beiden Häuſern angenommenen Bill in ſofern mehr nur illuſoriſch wird, als das Kabinet wieder daſſelbe dem Parlamente einverleibte Miniſterium iſt. Der Graf Grey hat auf jenen Vorwurf erklärt, daß in der Einbringung der Bill durch das Miniſterium ſchon von ſelbſt die königliche Einſtimmung enthalten ſey, aber den Tadel der ausdrücklichen Erzählung, daß ſie die Zuſtimmung des Königs habe, nur dadurch abgewälzt, daß dieſe Erwähnung nicht von den Miniſtern, ſondern von anderwärts ausgegangen ſey.

Der eigenthümliche Zwieſpalt, welcher durch die neuen Männer in das Parlament gebracht werden könnte, würde daher nicht der Kampf ſeyn, mit welchem jede der mehreren franzöſiſchen Konſtitutionen jedesmal darüber begann, ob die Regierungsgewalt dem Könige und ſeinem Miniſterium, als welcher Seite ſie ausdrücklich zugelegt war, wirklich zukommen ſollte; in dem Zuſtande der engliſchen Staats-Verwaltung iſt längſt entſchieden, was in Frankreich einer entſcheidenden authentiſchen Interpretation durch Inſurrektionen und Gewaltthaten des inſurgirten Volkes immer erſt bedurfte. Die Neuerung der Reform-Bill kann daher nur die effektive Regierungsgewalt treffen, welche im Parlament etablirt iſt; dieſe erleidet nach dem bisherigen Zuſtande nur oberflächliche Schwankungen, die als Wechſel von Miniſterien erſcheinen, keinen wahrhaften Zwieſpalt durch Principien; ein neues Miniſterium gehört derſelben Klaſſe von Intereſſen und von Staatsmännern an, welcher das vorhergehende angehörte. Wenn nun auch das ſogenannte Intereſſe des Ackerbaues erklärt zu haben ſcheint, bei der neu einzuführenden Wählart ſeine Rechnung zu finden, auch ein großer Theil der bishe-

rigen Patronate für Parlaments-Sitze, und der Kombinationen der Käuflichkeit derselben, seinen Stand behält, so kann es doch nicht anders seyn, als daß die bisher im Parlament herrschende Klasse, die jedem Ministerium ein fertiges Material für das bisherige System des gesellschaftlichen Zustandes darbietet, eine Modifikation durch Einführung neuer Menschen und heterogener Grundsätze erleide. Die Reform-Bill für sich beeinträchtigt die bisherige Basis dieses Systems, nämlich das Princip des nur positiven Rechts, das den Privilegien, sie mögen zu den Rechten der reellen Freiheit ein Verhältniß haben, welches sie wollten, ihren Besitzstand sichert. Wenn Ansprüche neuer Art, die sich bisher kaum in bewußtlosem Stammeln und mehr in der unbestimmten Furcht vor denselben als in wirklicher Forderung vernehmen ließen, im Parlamente zur Sprache gedeihen, so verändert die Opposition ihren Charakter; die Parteien erhalten ein anderes Objekt, als nur die Besitznahme des Ministeriums. Fassen wir diesen vom bisherigen verschiedenen Charakter einer Opposition in seinem Extreme, wie er in Frankreich erscheint, auf, so bezeichnet er sich am sprechendsten in der Verwunderung, die sich in Frankreich bei jeder Ministerial-Veränderung darüber kund thut, daß die Individuen, welche aus der Opposition in das Ministerium übergehen, ungefähr nun nach denselben Maximen sich verhalten, wie die verdrängten Vorgänger; man lies't in französischen Oppositions-Blättern naive Klagen darüber, daß so viele ausgezeichnete Individuen bei ihrem Durchgang durch Ministerial-Funktionen, der linken Seite, der sie früher angehörten, ungetreu geworden zurückkehren, d. h. daß sie, wenn sie in abstracto vorher wohl zugegeben haben, daß eine Regierung sey, nun gelernt haben, was das Regieren wirklich ist, und daß dazu noch etwas Weiteres gehört, als die Principien. Diese bestehen daselbst bekanntlich in den allgemeinen Vorstellungen von der Freiheit, der Gleichheit, dem Volke, dessen Souveränetät u. s. f. Die Staats-Gesetzgebung ist für die

Männer der Principien im Wesentlichen ungefähr mit den von Lafayette verfaßten, den früheren französischen Konstitutionen vorgesetzten, Droits de l'homme et du citoyen erschöpft; eine weiter bestimmte Gesetzgebung, eine Organisation der Staats-Gewalten und der Behörden der Administration, wie der Unterordnung des Volks unter diese öffentlichen Autoritäten, wird freilich als nothwendig zugegeben und aufgestellt. Aber gegen die Bethätigung der Institutionen, welche die öffentliche Ordnung und die wirkliche Freiheit ist, wird auf jene Allgemeinheiten zurückgekommen, durch welche, nach dem, was sie für die Freiheit fordern, das Grundgesetz in sich schon widersprechend ist. Gehorsam gegen die Gesetze wird als nothwendig zugegeben, aber von den Behörden, d. i. von Individuen, gefordert, erscheint er der Freiheit zuwider; die Befugniß, zu befehlen, der Unterschied dieser Befugniß, des Befehlens und Gehorchens überhaupt, ist gegen die Gleichheit; eine Menge von Menschen kann sich den Titel von Volk geben, und mit Recht, denn das Volk ist diese unbestimmte Menge; von ihm aber sind die Behörden und Beamten, überhaupt die der organisirten Staats-Gewalt angehörigen Glieder, unterschieden, und sie erscheinen damit in dem Unrecht, aus der Gleichheit herausgetreten zu seyn und dem Volke gegenüberzustehen, das in dem unendlichen Vortheil ist, als der souveräne Wille anerkannt zu seyn. Dieß ist das Extrem von den Widersprüchen, in dessen Kreise eine Nation herumgeworfen wird, deren sich diese formellen Kategorien bemächtigt haben. Die Mitglieder des englischen Parlaments vom bisherigen Systeme und die Engländer überhaupt sind mehr von praktischem Staatssinne und haben eine Vorstellung von dem, was Regierung und Regieren ist; wobei in dem Charakter ihrer Verfassung zugleich liegt, daß die Regierung in die besondern Kreise des gesellschaftlichen Lebens, in die Administration der Grafschaften, Städte u. s. f. in Kirchen- und Schulwesen, auch in andere gemeinsame Angelegenheiten, wie Straßen-

bau, so gut wie gar nicht eingreift. Dieser freiere Zustand des bürgerlichen Lebens kann die Wahrscheinlichkeit vermehren, daß die formellen Principien der Freiheit bei derjenigen Klasse, welche über der niederen, in England freilich höchst zahlreichen und für jenen Formalismus am meisten offenen Klasse steht, sobald den Eingang nicht finden werden, den die Gegner der Reform-Bill in drohender Nähe zeigen.

Sollte aber die Bill, mehr noch durch ihr Princip, als durch ihre Dispositionen, den dem bisherigen System entgegengesetzten Grundsätzen den Weg in das Parlament, somit in den Mittelpunkt der Regierungsgewalt, eröffnen, so daß sie mit größerer Bedeutung, als die bisherigen Radikal-Reformer zu gewinnen vermochten, daselbst auftreten könnten; so würde der Kampf um so gefährlicher zu werden drohen, als zwischen den Interessen der positiven Privilegien und den Forderungen der reellern Freiheit keine mittlere höhere Macht, sie zurückzuhalten und zu vermitteln, stände, weil das monarchische Element hier ohne die Macht ist, durch welche ihm andere Staaten den Uebergang aus der frühern, nur auf positives Recht gegründeten, Gesetzgebung in eine auf die Grundsätze der reellen Freiheit basirte — und zwar einen von Erschütterung, Gewaltthätigkeit und Raub rein gehaltenen Uebergang verdanken konnten. Die andere Macht würde das Volk seyn, und eine Opposition, die, auf einen, dem Bestand des Parlaments bisher fremden, Grund gebaut, im Parlamente der gegenüberstehenden Partei sich nicht gewachsen fühlte, würde verleitet werden können, im Volke ihre Stärke zu suchen und dann statt einer Reform eine Revolution herbeizuführen.

IX.

Briefe.

IX. Briefe.

1. Aus dem Koncepte zu einem Briefe an J. H. Voß in Heidelberg.

Jena 1805.

Jena hat mich an ſich gezogen, als ich unter drei Aufenthaltsorten zu wählen hatte, in der Zeit, als ich mich der Wiſſenſchaft übergab. Denn wenn es auch nur die Gemeinſchaft des Wohnorts iſt, wo mit Eifer und aus eigenem Thun Kunſt und Wiſſenſchaft ſich regt, ſo hat dieſe Wirkſamkeit die Gewalt über den aufſtrebenden Geiſt, ihm einen höheren Begriff ſeines Thuns mit mehr Wahrheit vorzuhalten. — Daß Jena dieß Intereſſe verloren hat, wiſſen Sie ſelbſt am beſten, indem Sie es ſelbſt dadurch, daß Sie es verlaſſen, ſchmälern halfen. In Heidelberg ſehen wir das wieder aufblühen, was hier verloren gegangen iſt. In der Nähe des Kreiſes ſolcher Männer zu leben, die ſich dort verſammeln, muß ich zum wärmſten Wunſche machen. Meine Wiſſenſchaft, die Philoſophie, und zwar die neue Philoſophie, wird ſich dort keiner ungünſtigen Anſicht zu gewärtigen haben; die den beſonderen Disciplinen vorſtehenden Männer ſind gewiß überzeugt, daß ſie die Seele aller Wiſſenſchaften iſt, alle emporhebt und weiter treibt. Ohne Regſamkeit erſchlaffen die einzelnen Wiſſenſchaften, dieſe erhalten ſie durch den Begriff, der von der Philoſophie ausgeht, die die Wiſſenſchaften in ihr Eigenthum verwenden, ſo wie ſie wiederum von ihnen ihre Nahrung.

Materie und Reichthum erhält. In wie fern ich hierbei etwas zu leiſten vermögend ſeyn könnte, kann ich nicht ausſprechen; was ein jeder iſt, das muß er durch ſeine That und ſeine Wirkung auf Andere bewähren; ich kann mich nur auf unfertige Werke berufen. Wenn ich von dem, was ich in der Wiſſenſchaft leiſten könnte, ſprechen ſoll, ſo habe ich nach den erſten Ausflügen, die für den billigen Beurtheiler als Verſuche daliegen (in dem kritiſchen Journal), vor dem größeren Publikum geſchwiegen und vor einem kleineren Kreiſe Vorleſungen über die geſammte Wiſſenſchaft der ſpekulativen Philoſophie, Philoſophie der Natur, des Geiſtes und Naturrecht gehalten. Außerdem würde ich in Heidelberg über die Aeſthetik in dem Sinne eines cours de littérature leſen und mich glücklich ſchätzen, mich Ihrer Unterſtützung dabei erfreuen zu dürfen. Eine größere Arbeit (die Phänomenologie des Geiſtes) werde ich auf den Herbſt als ein Syſtem der Philoſophie darlegen; ich hoffe, daß wenigſtens ſich daraus ſo viel ergeben wird, daß es mir nicht darum zu thun iſt, den Unfug des Formalismus zu fördern, den die Unwiſſenheit gegenwärtig beſonders mit Hülfe einer Terminologie treibt, wohinter ſie ſich verſteckt. Luther hat die Bibel, Sie Homer deutſch reden gemacht, das größte Geſchenk, welches dem Volke geboten werden konnte; denn ein Volk iſt ſo lange barbariſch und ſieht das Vortreffliche nicht als ſein Eigenthum an, als es daſſelbe nicht in ſeiner Sprache kennt. Wenn Sie dieſe beiden Beiſpiele vergeſſen wollen, ſo will ich von meinen Beſtrebungen ſagen, daß ich verſuchen will, die Philoſophie deutſch ſprechen zu lehren. Iſt es einmal ſo weit gekommen, ſo wird es unendlich ſchwerer, der Plattheit den Schein von tiefem Reden zu geben. —

Dieß führt mich nun auf einen andern Gegenſtand, der mit den vorhergehenden in naher Verbindung ſteht. Es ſcheint die Zeit für Deutſchland gekommen zu ſeyn, daß, was Wahrheit iſt, offenbar werde, in Heidelberg ſcheint eine neue Morgenröthe dem Heil der Wiſſenſchaft aufgehen zu können, und Sie,

theuerſter Herr Hofrath, ſind es vorzüglich, der mir dieſe Hoffnung giebt. Ein Grundverderben ſcheint mir das Zuſehen, der Mangel an Publicität der Wiſſenſchaft, bei aller Freiheit, welche von Staatswegen eben ſo ſehr gewährt, als von unnützen Mäulern, welche nur das allgemeine Geſchwätz vorbringen, gerühmt wird.

Laſſen Sie mich noch meine Gedanken von der Hoffnung einer wirkſamen, in die allgemeine Bildung eingreifenden, Bethätigung der Wiſſenſchaft und Kunſt ausſprechen, einer Hoffnung, die mit meinem geäußerten Wunſche, den Lehrern Heidelberg's zugezählt zu werden, auch darum ſo nahe zuſammenhängt, weil ich die Erfüllung deſſelben vorzüglich Ihrem Rath und Ihrer Verwendung anheim ſtelle. —

---

2. An van Ghert in Amſterdam.

Hochgeſchätzter Herr und Freund!

Die Kataſtrophe von Jena hatte meine Verhältniſſe auf jener Univerſität allerdings zerſtört, und mich genöthigt, eine Beſchäftigung zu übernehmen, die mir eine augenblickliche Hülfe verſchaffte, und es erlaubte, die Zeit beſſerer Ausſichten abzuwarten. Ich bin nun ſeit einem Jahre Rektor und Profeſſor der philoſophiſchen Wiſſenſchaften am hieſigen Gymnaſium, mit ungefähr 1100 Fl. Beſoldung, wodurch für die nächſte Nothwendigkeit des ökonomiſchen Bedarfs geſorgt iſt. Ich hatte eine Hoffnung, durch die neuern politiſchen Veränderungen eine Gelegenheit zu einer Lehrſtelle auf einer Univerſität zu erhalten; inzwiſchen hat ſich jedoch noch nichts darüber entſchieden. — Sie werden nach Ihrer Theilnahme an meinem Schickſale hieraus gern erſehen, daß daſſelbe wenigſtens nicht ſo ſchlimm als Sie gefürchtet, und erträglich war. Meine Amtsbeſchäftigung hat zwar eine heterogene Seite, liegt jedoch meinem eigentlichen Intereſſe für Philoſophie in ihrem ſtrengen Sinn ganz nahe, und iſt zum Theil wirklich damit verbunden.

Ich könnte übrigens nicht anders, als meiner gegenwärtigen Lage diejenige vorzuziehen, zu welcher Sie mir eine Aussicht zu eröffnen und Ihre Verwendung anzubieten, die Freundschaft haben. — In Ansehung der Sprache, in der die Kollegien auf holländischen Universitäten zu halten gewöhnlich ist, so würde dieß in lateinischer Sprache, wenigstens im Anfange, geschehen müssen; wenn die Gewohnheit es erlaubte, hiervon abzugehen, würde ich mich bald in der Landessprache auszudrücken suchen; denn ich halte es an sich für wesentlich zur wahrhaften Aneignung einer Wissenschaft, daß man dieselbe in seiner Muttersprache besitzt. — Eines wichtigen Umstandes thun Sie Erwähnung, der in Holland herrschenden Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen Philosophie, besonders gegen deutsche. — Es käme hierbei näher darauf an, zu wissen, ob Philosophie wenigstens als allgemeines Erforderniß zur Bildung und zum Studium überhaupt angesehen wird, und für die Einleitung und abstrakte Grundlage der übrigen Wissenschaften gilt, und ob deren Studium, als von propädeutischem Werthe, vorgeschrieben ist. In sofern sie auf ein selbstständiges und sogar das höchste Interesse Anspruch machen kann, muß der Lehrer überdieß allenthalben zugeben, daß sie nur für Wenige diesen Werth hat. Je objektiver die Form ist, welche die Wissenschaft der Philosophie überhaupt gewinnt, desto unbefangener und anspruchsloser wird ohnehin ihre Gestalt, und desto fähiger, es dem Empfangenden zu überlassen, sie in der bloßen Bedeutung eines Mittels und Eingangs, oder aber in ihrem vollem Werthe zu nehmen, was auch in Deutschland nur bei dem geringeren Theile von Individuen der Fall seyn wird. — Zum Voraus wüßte ich doch, daß ich an Ihnen einen warmen und treuen Freund der Philosophie fände, und es wäre sehr angenehm für mich, in Ihrer Nähe zu seyn. — Eine nähere Hoffnung, auf einer deutschen Universität eine Lehrstelle zu erhalten, würde mich in Ansehung der Wahl in Verlegenheit setzen.

Was die Fortsetzung meines philosophischen Werkes betrifft, nach der Sie sich theilnehmend erkundigen, so habe ich nur unterbrochen daran arbeiten können. — Für Ihr gütiges Anerbieten, in Ansehung eines Verlags in Amsterdam sich bemühen zu wollen, bin ich Ihnen sehr verbunden, und behalte mir vor, von Ihrer gütigen Erlaubniß, mich darüber an Sie wenden zu dürfen, im Nothfalle, seiner Zeit Gebrauch zu machen.

Ich schließe mit der wiederholten Bezeugung meiner Freude über Ihr Wohlergehen und Ihr gütiges Andenken an mich; ich wünsche stete Fortdauer des erstern und bitte Sie um gütige Fortsetzung des andern, und bin mit der größten Hochachtung

Ihr, hochgeehrtester Herr und wertheſter Freund,

gehorsamster Diener und Freund

Nürnberg, d. 16. Decbr. 1809.

Rektor und Professor
Hegel.

An Denselben.

Hochgeschätzter Herr und Freund!

Nürnberg, den 15. Oktbr. 1810.

Die politischen Veränderungen in Ihrem Vaterlande werden ohne Zweifel auch auf die Einrichtung und den Bestand Ihrer sonst so wohl begründeten Universitäten Einfluß haben. Diese ehrwürdigen und reich dotirten Sitze gründlicher Gelehrsamkeit, die ihren Ruhm fortdauernd erhalten, werden, traurig genug, dem politischen Schicksale des Ganzen folgen müssen. Körper jener Art, die ein für sich bestehendes, freies Ganze ausmachten, gerathen freilich mit der Zeit in eine Art von Stagnation, behalten aber eine gewisse Gediegenheit, die unsern moder-

nen deutſchen Akademien immer mehr fehlen wird, je mehr ſie, wie es mit den franzöſiſchen Inſtituten der Fall zu ſeyn ſcheint, nach äußerer Nützlichkeit und nach Staats-Zwecken hin gerichtet werden, und nicht mehr als etwas, das an und für ſich und in ſich geſchloſſen ſeyn ſoll, als Werkſtätte der Gelehrſamkeit als ſolcher, gelten. Der Zweig der Philoſophie, der in den holländiſchen Inſtituten ſich keine tiefen Wurzeln gegraben hatte, wird freilich noch weniger dabei gewinnen; in jetziger Zeit müſſen wir nur darauf denken, daß ſie ſich in einzelnen Individuen erhält und fortpflanzt, bis die Regierungen und das weitere Publikum von ſeiner äußern Noth und Drang ſich wieder erhebt und nach Höherem ſieht.

Es hat mich ſehr intereſſirt, daß Sie ſich mit dem Magnetismus beſchäftigten; dieſe dunkle Region des organiſchen Verhältniſſes ſcheint mir auch darum große Aufmerkſamkeit zu verdienen, weil die gemeinen phyſiologiſchen Anſichten darin verſchwinden; gerade ſeine Einfachheit halte ich für das Merkwürdigſte, denn das Einfache pflegt immer für etwas Dunkles ausgegeben zu werden. Auch der Fall, in welchem Sie den Magnetismus angewendet, war eine Stockung in den höhern Syſtemen des Lebens-Proceſſes. Um meine Meinung kurz zu ſagen, ſo ſcheint er mir überhaupt in ſolchen Fällen wirkſam, wo ein krankhaftes Iſoliren in der Seite der Senſibilität, z. B. auch Rheumatism, eintritt, und ſeine Wirkung in der Sympathie zu beſtehen, in die eine animaliſche Individualität mit einer andern zu treten vermag, in ſofern die Sympathie derſelben mit ſich ſelbſt, ihre Flüſſigkeit in ſich, unterbrochen und gehemmt iſt. Jene Vereinigung führt das Leben wieder in ſeinen durchdringenden allgemeinen Strom zurück. Die allgemeine Idee, die ich davon habe, iſt, daß der Magnetismus dem einfachen allgemeinen Leben angehört, das ſich dabei als der Duft des Lebens überhaupt, ungeſondert in beſondere Syſteme, Organe, und deren ſpecielle Wirkſamkeit, als eine einfache Seele verhält und manifeſtirt,

womit der Somnambulismus und überhaupt die Aeußerungen zuſammenhängen, die ſonſt an gewiſſe Organe gebunden, hier von andern faſt promiscue verrichtet werden können.

Es iſt mir lieb, wenn die Anzeige meiner philoſophiſchen Schrift in den heidelberger Annalen, die Wirkung gehabt hat, das Publikum mehr aufmerkſam darauf zu machen, dieß iſt zunächſt das Weſentliche, was Recenſionen leiſten können; ſo wie es mich freut, daß Herr Bachmann ſich fortdauernd mit Philoſophie beſchäftigt, und nach ſeinem Eifer und Kenntniſſen etwas darin leiſten wird. Es ſcheint allerdings, wie Sie auch in Ihrem Briefe bemerken, der Inhalt habe ihn, wie auch einige andere Recenſenten vorzüglich beſchäftigt; das, worauf bei allem Philoſophiren, und jetzt mehr als ſonſt, das Hauptgewicht zu legen iſt, iſt freilich die Methode des nothwendigen Zuſammenhangs, des Uebergehens einer Form in die andere. Doch iſt jene Anzeige, ſo viel ich wenigſtens geſehen, noch nicht geſchloſſen, und kommt vielleicht noch darauf zu reden.

Ihr

ergebenſter

Hegel.

An Denſelben.

Hochverehrter Herr und Freund!

Endlich iſt Ihre gütige Abſicht erreicht, und Jakob Böhm ſammt den andern Beilagen mir wohlbehalten zugekommen. Ich ſtatte Ihnen für dieß ſchöne Geſchenk des Andenkens und der Freundſchaft meinen herzlichen Dank ab; es hat mich ſehr erfreut; die Ausgabe und das Exemplar iſt ſehr vorzüglich. — Ich kann Jakob Böhm nun genauer ſtudiren als vorher, weil ich nicht ſelbſt im Beſitz ſeiner Schriften war; ſeine Theoſophie iſt immer einer der merkwürdigſten Verſuche eines tiefen, jedoch ungebildeten Menſchen, die innerſte Natur des abſoluten Weſens

zu erfaſſen. — Für Deutſchland hat er das beſondere Intereſſe, daß er eigentlich der erſte deutſche Philoſoph iſt. — Bei der wenigen Fähigkeit ſeiner Zeit, und bei der eigenen wenigen Bildung, abſtrakt zu denken, iſt ſein Beſtreben der härteſte Kampf, das tiefe Spekulative, das er in ſeiner Anſchauung hat, in die Vorſtellung zu bringen, und zugleich das Element des Vorſtellens ſo zu gewältigen, daß das Spekulative darin ausgedrückt werden könne. Es bleibt deswegen ſo wenig Stätes und Feſtes darin, weil er immer die Unangemeſſenheit der Vorſtellung zu dem fühlt, was er will, und ſie wieder umkehrt; wodurch, weil dieſes Umkehren der abſoluten Reflexion ohne beſtimmtes Bewußtſeyn und ohne die Begriffsform iſt, eine ſo große Verwirrung erſcheint. Es wird ſchwer, oder wie mir ſcheint, unmöglich ſeyn, außer der Anerkennung der allgemeinen Tiefe ſeiner Grundprincipien, das zu entwirren, was auf Detail und Beſtimmtheit hingeht.

An Denſelben.

Nürnberg, den 18. Decbr. 1812.

Ich verdanke es vornehmlich Ihnen, daß meine Arbeiten in Holland Aufmerkſamkeit erregen; es thut mir leid, daß über das Schwere der Darſtellung geklagt wird. Die Natur ſolcher abſtrakten Gegenſtände bringt es aber mit ſich, daß ihren Bearbeitungen nicht die Leichtigkeit eines gewöhnlichen Leſebuchs gegeben werden kann; wahrhaft ſpekulative Philoſophie kann auch nicht das Gewand und den Styl locke'ſcher oder der gewöhnlichen franzöſiſchen Philoſophie erhalten. Uneingeweihten muß jene ihrem Inhalte nach ohnehin als die verkehrte Welt erſcheinen, als im Widerſpruche mit allen ihren angewöhnten Begriffen, und was ihnen ſonſt nach dem ſogenannten geſunden Menſchenverſtande als gültig erſchien. — Andern Theils aber muß ich zufrieden ſeyn, vor's erſte mir die Bahn gebrochen zu haben;

unſer ganzer Zuſtand bringt es mit ſich, daß ich dieſe Arbeit nicht noch zehn Jahre herumtragen und fort daran beſſern kann, um ſie in jeder Rückſicht vollendeter vor das Publikum zu bringen; ich habe zu dieſem und zu den Haupt-Ideen wenigſtens das Zutrauen, daß ſie ſich Eingang verſchaffen.

In Anſehung meiner Diſſertation würde ich gern Ihr Verlangen erfüllen; aber ich habe kaum noch ein Exemplar davon; Sie verlieren ohnehin nicht viel; — zum Studium der Aſtronomie iſt es beinahe gleichgültig, welche Anleitung Sie zur Hand nehmen; Bode's Lehrbücher haben viel populaires Verdienſt. In das Tiefere einzudringen, erfordert Geläufigkeit des Differential- und Integral-Kalkuls, beſonders nach den neueren franzöſiſchen Darſtellungen.

Ihr

aufrichtiger und ergebenſter

Hegel.

An Denſelben.

Heidelberg, den 25. Juli 1817.

— Die näheren Urſachen aber dieſes langen Aufſchubs waren, daß ich voriges Jahr das Schreiben ſo lange anſtehen laſſen wollte, bis ich Ihnen die Vollendung meiner Logik, deren zweiter Theil, wie ich aus Ihrem Briefe erſehe, nach meiner Weiſung angelangt iſt, — und da itzt die Unterhandlung meiner Verſetzung auf eine Univerſität einfiel, bis ich Ihnen die Entſcheidung hierüber melden könnte; ich war von der baierſchen Regierung nach Erlangen zur Profeſſur ernannt, zugleich erhielt ich auch einen Ruf nach Berlin, als ich eben für Heidelberg mein verbindendes Wort gegeben hatte; — eine Beſtimmung, die ich bisher noch keinen Augenblick zu bereuen Urſache gefunden habe. Vor Allem aus wünſche ich Ihnen, obgleich ich von den Letzten der Gratulanten ſeyn werde, recht ſehr Glück zu Ihrer

neuen Stelle in Brüssel, ich stelle mir sie als sehr delikat vor, besonders da Sie Protestant sind. — Einige der Professoren, die nach Belgien berufen worden, kenne ich; Becker, der hier studirte, hat vorigen Winter bei mir gehört; Stahl, aus Landshut, der ehemals in Jena war, ist, so viel ich weiß, protestantisch. Sie finden es nicht gut, daß man die holländischen und brabantischen Universitäten nicht mehr amalgamirt habe; ich muß darin anderer Meinung seyn; durch die scharfe Scheidung und genaue Bewahrung dessen, was jede Partei für ihr Recht ansehen kann, wird das erste Uebel, das allen Verbesserungen und Näherungen sich widersetzt, das Mißtrauen aufgehoben; sobald durch jenes Mittel ein Vertrauen gewonnen, so macht sich dasselbe so wie alle die Verpallisadirungen des Mißtrauens nach der Hand von selbst überflüssig und zerstört sich. — Auch habe ich in mehrern deutschen Ländern die Täuschung gesehen, daß die sich unparteiisch meinende Unparteilichkeit alle äußern Schranken aufhob, und dadurch die Möglichkeit gewann, unter dem Vorwande der Unparteilichkeit parteiisch zu seyn. — Sie erwähnten in einem frühern Briefe Friedrich Schlegel's, als eines, der wohl geneigt seyn möchte, für Freiheit von ultramontanen Grundsätzen thätig zu seyn; ich habe aber alle Gründe, zu vermuthen, daß gerade das Gegentheil bei ihm der Fall seyn möchte.

Für die Uebersendung Ihres zweiten Tagebuchs von einer oder vielmehr mehreren magnetischen Kuren, das ich vor etwa vier Wochen empfangen, danke ich Ihnen eben so sehr als für das erste; im zweiten insbesondere habe ich mehrere sehr interessante Umstände angegeben gefunden; wenn ich dazu kommen kann, will ich in den heidelberger Jahrbüchern eine Anzeige davon machen. —

Meine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften habe ich vor einigen Wochen zum Gebrauch bei meinen Vorlesungen vollendet; ich werde ein Exemplar davon an Sie bestellen las-

sen. — Bei der wenigen Nahrung und Ermunterung, welche das philosophische Studium seit langer Zeit gefunden, habe ich doch mit Vergnügen die Theilnahme bemerkt, welche für eine bessere Philosophie sich sogleich bei der Jugend zeigt, wenn ihr eine solche geboten wird, und ich bin daher sowohl mit diesem Interesse der Jugend, als mit meiner Situation auf der Universität ganz wohl zufrieden.

Ihr

Prof. Hegel.

---

3. An Daub in Heidelberg.

Hochwürdiger, Hochzuverehrender Herr Prorektor!

So sehr mich Ihr gütiges Schreiben vom 3. vorigen Monats erfreut hat, so haben mich insbesondere die freundschaftlichen Gesinnungen eines Mannes, für den ich seit lange eine wahre Verehrung empfinde, immer gerührt.

Auf die gemachte geehrte Anfrage, ob ich die Stelle eines ordentlichen Professors der Philosophie in Heidelberg, mit einem Gehalt von 1300 Fl. und den bezeichneten Naturalien anzunehmen geneigt wäre, beeile ich mich, zu erwiedern, daß mein gegenwärtiges Gehalt in 1560 Fl. besteht; dennoch bin ich aus Liebe zum akademischen Studium geneigt, dem Rufe gegen die angegebene Besoldung zu folgen; hoffe jedoch, da ich hier eine Amtswohnung habe, die in den hiesigen niedrigen Miethspreisen auf 150 Fl. anzuschlagen ist, daß mir auch der Vortheil der Wohnung zugestanden werde, die der abgehende Hofrath Fries inne hatte, indem in Heidelberg Wohnungen etwas schwer zu bekommen seyn sollen.

Ich hoffe auch die Zusage der Regierung zu erhalten, daß künftighin mein Fixum nach Verhältniß der Zufriedenheit derselben, die ich mir zu erwerben mich bestreben werde, und nach

dem Verhältniſſe des Gehalts der anderen Profeſſoren verbeſſert werden ſolle. Eine Univerſität giebt zwar den Vortheil durch den Fleiß, den ich meinem Amte ſchuldig bin, meine Einnahme zu verbeſſern; ich muß es vor der Hand dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob dieſes Kaſuelle meine dermaligen Accidenzen überſteigen wird. Ich glaube gegen Sie erwähnen zu dürfen, daß ich Ihr geſchätztes Schreiben wenige Tage nachher erhielt, als ich in Kenntniß geſetzt worden, daß ich zu der in Berlin erledigten Profeſſur der Philoſophie in Vorſchlag gebracht bin; für die Vortheile, die ich durch die Aufopferung dieſer Ausſicht aufgebe, darf ich in dem erwähnten Vortheile der Wohnung und der Zuſage einer künftigen Verbeſſerung eine Entſchädigung hoffen.

Wegen des Wittwen- und Waiſen-Gehalts erſehe ich aus Ihrem geſchätzten, daß bereits eine allgemeine Vorſorge für die Staats-Diener getroffen iſt.

Meinem Eintreten für das Winter-Semeſter wird dann nichts weiter im Wege ſtehen, ſo wie der angenehmen Ausſicht, bald die Verehrung und vollkommenſte Hochachtung perſönlich auszudrücken, mit der ich bin

Eurer Magnificenz

ergebenſter

Nürnberg, d. 6. Aug. 1816.

Hegel,
Schulrath und Rektor.

An Denſelben.

Eurer Magnificenz

beantworte ich mit umlaufender Poſt Ihr geſchätztes Schreiben vom 16. d. kürzlich, um Ihnen zu bezeugen, daß die ſo liberale Verwilligung einer Verbeſſerung der Beſoldung, wodurch ſie auf 1500 Fl. gebracht iſt, auch die letzte, die ökonomiſche Bedenklichkeit bei mir gänzlich aus dem Wege geräumt hat; ich bin Familienvater, habe, wie meine Frau, kein Vermögen, ich brauche

Ihnen daher nicht zu sagen, welche Wichtigkeit diese Seite für mich hat, und wie sehr ich die zugesagte Vermehrung anerkenne. Was die noch übrige Stipulirung des Quantums an Früchten, 1 Malter Korn zu 5 Fl. 30 Xr. und ein dergleichen Spelz zu 4 Fl. berechnet, betrifft, die die Aeußerung des Herrn Staats-Rath Eichrodt mir freistellt, so muß ich einer Seits glauben, je mehr mir an Früchten stipulirt werde, desto vortheilhafter sey es, anderer Seits darf ich eben so wenig unbescheiden hierin erscheinen, und ich weiß nichts Besseres hierüber zu thun, als, da Sie so viel bereits für mich übernommen, Sie auch noch zu ersuchen, nach dem, was stehen und gehen mag, das Quantum auszumachen, und die billige Bestimmung hierüber in Ihre Hände zu legen.

Was meine Vorlesungen betrifft, da Sie Logik und Naturrecht das nächste halbe Jahr nicht für wünschenswerth erklären, so will ich Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften und Geschichte der Philosophie lesen; mit jener glaube ich zugleich am schicklichsten meine Vorlesungen eröffnen zu können, indem dadurch eine allgemeine Uebersicht der Philosophie, so wie die Anzeige der besondern Wissenschaften, über die ich in der Folge eigene Kollegien anzuschlagen gedenke, gegeben werden kann; ausführlicher will ich mich über die Naturphilosophie, d. h. als Theil des Ganzen verbreiten, und dann keine besondere Vorlesung über diese halten; ein drittes Kollegium, die Geisteslehre, sonst Psychologie genannt, möchte für das Publikum wie für mich selbst für den Anfang zu viel werden; mit der Encyklopädie wird es zweckmäßig seyn können, ein Konversatorium zu verbinden. Ich müßte aber glauben, meine schuldige Achtung gegen meine dermalige Regierung zu verletzen, wenn eine von mir verfaßte Anzeige öffentlich erschiene, ehe ich von derselben meine Dimission erhalten, oder wenigstens mein Dimissions-Gesuch eingereicht hätte; indem ich aber in letzterem der Berufung durch die großherzogliche Regierung erwähnen müßte, so

wird dieß nicht wohl geſchehen können, ehe ich von der Genehmigung des Großherzogs benachrichtigt worden, was wohl unter der Signatur, der Sie erwähnen, zu verſtehen ſeyn wird. Ich füge über dieſen Umſtand nur dieß hinzu, daß ich in dergleichen Verhältniſſen ganz nur nach der Anweiſung eines darin erfahrenen Freundes zu verfahren gewohnt war, und da einer dergleichen mir gegenwärtig hier abgeht, ich nicht weiß, ob meine Anſicht über die Schritte, die ich in dieſer Beziehung nun zu thun habe, zu bedenklich oder richtig iſt. Auf jeden Fall dächte ich, könnte mit der Ankündigung vorgeſchritten werden, ſo wie jene Signatur, die großherzogliche Genehmigung enthaltend, oder die Benachrichtigung von Ihnen eingetroffen, denn zugleich werde ich doch davon benachrichtigt werden, und hiermit mein Dimiſſions-Geſuch unmittelbar einreichen. Auf die bisherige fries'ſche Wohnung, wenn dermalen noch nicht darüber disponirt iſt, ließe ſich vielleicht doch noch eine einſtweilige Abſicht haben; d. h. ganz als Privat-Sache, gegen einen ordentlichen Miethszins, ohne allen beſondern Vortheil, wenn nämlich um jene Wohnung ganz als um eine Privat-Wohnung verhandelt werden kann; ich werde Herrn Dr. Paulus um eine Beſtellung einer Wohnung für mich erſuchen, ſey es nun dieſe oder eine andere.

Und nun darf ich mich für ſo glücklich ſchätzen, mich von Geiſt und Herz ganz als den Ihrigen anſehen zu können; ich gehe mit verjüngtem Gemüthe meiner Beſtimmung, der Univerſität und den Wiſſenſchaften zu leben, der Aufforderung, die freundſchaftliche Güte, die Sie mir haben erweiſen wollen, zu rechtfertigen, der Hoffnung Ihrer baldigen perſönlichen Bekanntſchaft, meinen übrigen theuren Freunden, dem Bilde der Freundlichkeit und Heiterkeit, unter dem Heidelberg immer erſcheint, entgegen; und bin mit Verſicherung meiner vollkommenſten Hochachtung

Ihr ergebenſter

Hegel.

P. S. Ich habe mir Gewalt angethan, in vorliegendem Antwortschreiben nicht ganz die Dankbarkeit auszudrücken, die ich Theils für das Interesse, das Sie an meiner Angelegenheit nehmen wollen, Theils für das Mitgefühl empfinde, das Sie an dem Zustande der Philosophie in Deutschland und auf unsern Universitäten nehmen; eben so erfreulich ist mir Ihre Güte, mit der Sie meine bisherigen Arbeiten betrachten, und noch mehr von meiner Wirksamkeit auf einer Universität hoffen. Man ist in der That in keiner Wissenschaft so einsam, als man in der Philosophie einsam ist, und ich sehne mich herzlich nach einem lebendigern Wirkungskreise; ich kann sagen, er ist der höchste Wunsch meines Lebens; ich fühle auch zu sehr, wie meinen bisherigen Arbeiten der Mangel an einer lebendigen Wechselwirkung ungünstig gewesen.

Wie steht es aber mit der Theologie? ist der Kontrast zwischen Ihrer tiefen philosophischen Ansicht derselben und dem was häufig für Theologie gilt, nicht eben so grell oder noch schreiender? Mein Arbeiten wird mir auch die Satisfaktion geben, es als eine Propädeutik für Ihre Wissenschaft zu betrachten zu haben.

Ich hoffe meine, allenfalls ostensible Antwort, wird keine Schwierigkeit machen, nur darüber weiß ich nicht förmlichen Bescheid, ob meine Lektionen-Ankündigung früher erscheinen darf, ehe ich von meiner Regierung die Dimission habe. Mit unbegrenzter Hochachtung und Liebe ganz der Ihrige

H.

Meine übrigen Freunde in Heidelberg bitte ich vorläufig herzlich zu grüßen; ich habe dermalen von früh an bis in die Nacht das langweiligste Examen von Schullehrern, und keinen freien Augenblick, ihnen zu schreiben.

An Denselben.

Verehrungswürdiger Herr Prorektor!

Ihr geschätztes vom 20. benachrichtigt mich von der erfolgten Genehmigung des Großherzogs zu meiner Berufung. Nun ist denn auch dieser letzte Umstand in Richtigkeit, und es freut mich herzlich, daß auch dieser so schnell und glücklich sich hinzugefügt hat; ich erkenne auch hierin dankbarst das gütige und lebhafte Interesse, das Herr Staats-Rath Eichrodt an der Sache genommen, ich habe nach Ihrem Meinen jetzt schon ein Schreiben an denselben beigelegt, worin ich ihm meine dankbare Verehrung. so wie meine Bereitwilligkeit der Annahme erkläre. Aber wie soll ich Ihnen ausdrücken, mit welcher freudigen Sehnsucht ich meiner Hinreise zu Ihnen entgegen sehe. — Gestern habe ich mein förmliches Dimissions-Gesuch eingegeben, nachdem ich dasselbe vorläufig dem Herrn Geheimen Rath von Zantner annoncirt und um Beschleunigung der Ausfertigung gebeten; das Datum des Anfangs der Vorlesungen in Heidelberg ist mir nicht genau bekannt, wenn ich à la rigueur einzutreffen habe; im Laufe des Septembers hoffe ich aber jene Ausfertigung zu erhalten, um auf die zweite Hälfte Oktobers mein Eintreffen bei Ihnen einrichten zu können. Wegen Ankündigung meiner Vorlesungen habe ich schon das Letztemal geschrieben; meiner Vorstellung nach hat sie nun keinen Anstand mehr, und ich glaube, Sie daher um die Veranstaltung derselben ersuchen zu dürfen. Ein Beisatz bei meinem Namen, etwa „der erwartet wird," möchte dienlich seyn, die Positivität abzustumpfen, die vielleicht von meiner Seite nicht erscheinen sollte. — Also Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften (mit ausführlicher Behandlung der Naturphilosophie und einem Konversatorium), ferner, Geschichte der Philosophie; die Anzeige der Stunden muß ich auf meine Ankunft versparen. Zwar sehe ich seitdem in dem gedruckten Katalog, daß Herr Hofrath Weise diesen Sommer

das erstere Kollegium lies't, ich halte aber keines für so geeignet, um sowohl von dem Geiste und der Architektonik der Philosophie eine bestimmte und lehrreiche Idee zu geben, so wie mit meiner Ansicht und Behandlung bekannt zu machen. Sonst wollte ich auch Geistesphilosophie lesen.

Gestern habe ich auch ein Schreiben vom preußischen Ministerium des Innern aus Berlin erhalten, das ich sehr ehren muß, indem es einen Anstand wegen meiner achtjährigen Entfernung vom akademischen Vortrag mir selbst als einem redlichen Manne zur Prüfung und Beurtheilung überläßt. Wenn ich antworten kann, daß auf meinen unvollkommenen und schüchternen Anfang zu Jena ein achtjähriges Studium und Vertrautwerden mit meinen Gedanken und eine achtjährige Uebung auf dem Gymnasium, — eine wegen des Verhältnisses zu den Studirenden, vielleicht wirksamere Gelegenheit zur Befreiung des Vortrags, als der akademische Katheder selbst, — gefolgt ist, — so wird meine Haupterwiederung seyn, daß ich mich bereits in Heidelberg engagirt sehe.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen so viele Mühe verursache, ich kann Ihnen für alle diese freundschaftliche Bemühung nur meine dankbarste und aufrichtigste Hochachtung bezeugen.

d. 29. Aug. 1816.

An Denselben.

E. M.

glaube ich von dem Umstande meiner Ernennung zur Professur der Philologie in Erlangen, die im gestern erhaltenen königl. baierschen Regierungsblatt vom 4. d. angekündigt ist und von da ohne Zweifel in andere Zeitungen übergehen wird, Benachrichtigung geben zu müssen, um nöthigen Falles, wenn diese Erscheinung bei meinen für Heidelberg festgeknüpften Verhältnissen auffallend seyn sollte, die erforderliche Auskunft darüber, so wie

über mein Benehmen dabei, geben zu können. Ich meine Sie ſchon in Kenntniß geſetzt zu haben, daß ich am 24. v. M. mein förmliches Dimiſſions-Geſuch aus den baierſchen Dienſten eingereicht habe, nachdem ich Herrn Geheimen Rath von Zantner am 22. zum Voraus um ſeine Protektion zur baldigen Erledigung meines Dimiſſions-Geſuchs gebeten hatte, das ich einreichen würde, ſobald ich dazu in Stand geſetzt ſey; da ich die Benachrichtigung von der Genehmigung Sr. königl. Hoheit des Großherzogs durch Herrn Staats-Rath Eichrodt Tags darauf erhielt, ſo erfolgte alſo ſogleich meine Eingabe am 24. Auf meine am 25. geſchehene Ernennung nach Erlangen, folgte nun in Beziehung darauf ein königl. Reſkript vom 31. Aug., das mir am 6. Septbr. inſinuirt wurde, des Inhalts, da Se. Maj. mich für die Univerſität Erlangen zu erhalten wünſchen, mich ſchriftlich zu vernehmen, ob ich nun jene Stelle nicht dem Rufe nach Heidelberg vorziehe; meine geſtern den 7. abgegebene Erklärung geht dahin, daß wenn ich auch ſonſt den Ruf zur philoſophiſchen Lehrſtelle in Heidelberg der philologiſchen in Erlangen nicht vorzöge, wozu ich jedoch alle Urſache habe, mein gegebenes Wort, das mich bereits vermocht, einen Ruf nach Berlin abzulehnen, nur mein Geſuch um meine allergnädigſte Entlaſſung zu erneuern mich nöthige.

Sie werden aus dieſer Darſtellung erſehen, daß jene Ernennung mein Verhältniß auf demſelben Punkte gelaſſen hat, gegen die großherzogliche Regierung auf dem Punkte meiner Verbindlichkeit, gegen die königl. baierſche dem meines Anſuchens um die Entlaſſung, welche nun keinen Anſtand länger mehr haben kann, und deren baldiges Eintreffen ich ſehnlichſt wünſche, um ſo bälder meiner Beſtimmung und Ihnen entgegen eilen zu können.

Das Prorektorat zu Erlangen verlangte vor einigen Tagen die Ueberſendung meiner Anzeige dahin, worauf ich erwiederte, daß dieſe nicht mehr möglich ſey.

Nürnberg, d. 8. Sptbr. 1816. H.

An Denſelben.

Es war erſt gegen Ende des März, daß Herr D. Bork hieher gekommen (eine Krankheit hat ihn den ganzen Winter in München aufgehalten), und mir Ihren freundſchaftlichen Brief vom September v. J. gebracht hat. Dieß iſt die nächſte Urſache einer ſo ſpäten Erwiederung deſſelben. Ob aber gleich dieſe meine Zeilen durch jene Ihre Zuſchrift zunächſt veranlaßt ſind, ſo ſehen Sie dieſelben zugleich als aus dem eigenen Bedürfniß hervorgegangen an, mir durch ſchriftliche Unterhaltung gleichſam ein näheres Gefühl Ihrer Gegenwärtigkeit zu geben. Indem mir eine ſolche Unterhaltung zu einer Art von Reiſe und Beſuch wird, für deren ruhigen Genuß ich mit den andern Geſchäften abgeſchloſſen haben will, ſo geht es mir damit, wie es mit lange vorgehabten Reiſen zu gehen pflegt; man kömmt am ſpäteſten oft zu dem, was man am liebſten und am oftesten thun möchte. Ich kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie werth und unumwölkt mir das Andenken an Sie, und wie theuer und ſtärkend mir die Freundſchaft und Liebe iſt, die Sie mir vormals geſchenkt und die Sie mir ſo treu erhalten. Bei meinem Entſchluſſe, Heidelberg zu verlaſſen, habe ich ſehr wohl gewußt, was ich durch meine Entfernung von Ihnen verlieren würde und fühle dieß noch immer; Ihr herzliches Andenken an mich vermindert die Aufopferung, die ich gemacht; daß Sie an meinen philoſophiſchen Arbeiten Intereſſe finden, muß mir zur beſonderen Befriedigung gereichen, und ich muß es als ein ſeltenes Geſchenk betrachten, da Sie ſelbſt am beſten wiſſen, wie das Spekulative von unſern Schrift-, Sylben- und Redensarten-Gelehrten angeſehen wird.

Meine Rechtsphiloſophie ſoll längſt in Ihren Händen ſeyn; ich wünſche, daß die Hauptſachen wenigſtens Ihre Zuſtimmung erhalten; ich habe nicht auf alle Seiten, deren ſich ſo viele an dem Gegenſtande finden, das partikuläre Studium ausdehnen

können; dergleichen mußte ich mir auf die Zukunft verſparen und vornehmlich nur darauf ſehen, mit dem Ganzen durchzukommen; ſo habe ich mir das Studium Ihres Judas Iſcharioth auf fernere Durcharbeitung des moraliſchen Standpunkts vorbehalten. Laſſen Sie die Hoffnung, Ihre Dogmatik und Moral erſcheinen zu ſehen, nicht lange unerfüllt; auf erſtere bin ich um ſo begieriger, als ich mich dieſen Sommer an die Religionsphiloſophie gemacht habe. Schleiermacher läßt, ſo viel ich höre, gegenwärtig gleichfalls an einer Dogmatik drucken; die Xenie fällt mir dabei ein: „Lange kann man mit Rechenpfennigen zahlen, doch endlich muß man den Beutel doch ziehn!" — Ob dieſer Beutel aber auch weiter nichts als Rechenpfennige ausſchütten wird, müſſen wir ſehen; ſeine Abhandlung über die Prädeſtination iſt mir doch höchſt kahl vorgekommen.

So eben höre ich, daß mein Naturrecht in den heidelberger Jahrbüchern itzigen ſchmutzigen Gewandes, das ich allein davon geſehen, angezeigt ſey; ich hörte nur dies — und begehre, wenn Sie oder Hinrichs mir nicht eine Aufforderung machen, nicht mehr davon zu wiſſen, — daß das Abgedruckte ſich mit der Vorrede beſchäftige, daraus ſchließe ich auf meinen alten Landsmann Paulus! Mit meinem Vorwort und dahin einſchlagenden Aeußerungen habe ich allerdings, wie Sie geſehen haben werden, dieſer kahlen und anmaßenden Sekte, — dem Kalbe, wie man in Schwaben zu reden pflegt, — in's Auge ſchlagen wollen; ſie war gewohnt, unbedingt das Wort zu haben, und iſt zum Theil ſehr verwundert geweſen, daß man von wiſſenſchaftlicher Seite nichts auf ſie halte und gar den Muth haben könne, öffentlich gegen ſie zu ſprechen; auch hier, wo dieſe Partei insbeſondere das Wort zu führen gewohnt iſt und war, und ſich für eine puissance hielt, — habe ich freilich ſaure, wenigſtens ſtumme Geſichter gegen mich zu ſehen gehabt. Auf vormals ſogenannte Schmalzgeſell'nſchaft konnten ſie nicht ſchieben,

was ich gesagt, und waren daher um so mehr in Verlegenheit, in welche Kategorien sie die Sache bringen sollten.

Leben Sie nun recht herzlich wohl, lieber, verehrter Mann, erhalten Sie mir fortwährend Ihre wohlwollende Freundschaft.

Berlin, d. 9. März. 1821.

An Denselben.

Endlich, verehrtester Freund, bin ich so weit, heute oder morgen den Anfang mit Sendung Manuskripts der zweiten Auflage von meiner Encyklopädie machen zu können. Ich melde Ihnen dieß im Dankgefühl für die Gefälligkeit, die Sie mir erweisen, der Revision des Drucks sich freundschaftlichst annehmen zu wollen. So höchlich ich Ihnen dafür verbunden bin, so habe ich zugleich einiges übles Gewissen, darauf in Ansehung der Beschaffenheit des Manuskripts mich zu viel verlassen zu haben, denn es ist allerdings von der Art, daß es einen aufmerksamen Setzer erfordert, und daß Ihnen daher wohl mehr Bemühung gemacht wird, als ich billig in Anspruch nehmen darf. Doch bin ich bemüht gewesen, die Veränderungen, Einschaltungen u. s. f. sehr sorgfältig und bestimmt zu bezeichnen. Uebrigens gebe ich Ihnen freie Vollmacht, wo Ihnen Dunkelheit, Unverständlichkeit, auch Wiederholungen vorkommen, ganz nach Ihrem Dafürhalten zu korrigiren, streichen und einzuhelfen. Wünschen muß ich, daß Sie durch das Interesse des Gehalts einigermaßen unterhalten oder schadlos gehalten würden; es ist nur die freundliche Aufmunterung, welche Sie meinen Bestrebungen haben angedeihen lassen, die mir es erlauben kann, auch noch diese gütigen Bemühungen für mich anzunehmen.

Der Einleitung insbesondere habe ich eine vielleicht zu große Erweiterung gegeben, es hätte mich aber am meisten Zeit und Mühe gekostet, sie in's Engere zu bringen. Festgehalten und

zerſtreut durch die Vorleſungen und hier in Berlin auch mitunter durch Anderes, habe ich mich ohne Uebersicht darin ſo gehen laſſen, daß mir die Arbeit über den Kopf gewachſen und die Gefahr war, es werde ein Buch daraus; ſo habe ich ſie mehreremal herumgearbeitet; die Behandlung der Standpunkte, die ich darin unterſchieden, ſollte einem zeitgemäßen Intereſſe entſprechen; es iſt mir dieſe Einleitung aber um ſo ſchwerer geworden, weil ſie nur vor und nicht innerhalb der Philoſophie ſelbſt ſtehen kann. — Das Uebrige habe ich wohl beſtimmter, und ſo weit es geht, klarer zu machen geſucht; aber nicht abgeändert iſt der Hauptmangel, daß der Inhalt nicht dem Titel Encyklopädie mehr entſpricht, nicht das Detail mehr eingeſchränkt und dagegen das Ganze mehr überſichtlich gehalten iſt. Doch für meine Vorleſungen über die einzelnen Theile iſt wieder das ausführliche Detail auch paſſend.

Nun aber genug und zuviel hiervon. — Blum iſt wohl bereits bei Ihnen; von unſerem weitern berliner Lebweſen wird er Ihnen alſo mehr erzählen können. Ebenſo Marheineke, der in etlichen Wochen bei Ihnen zu ſeyn gedenkt, wird Ihnen von dem literariſchen Unternehmen, über das Sie Ihr Intereſſe bezeugt und Ihre thätige Theilnahme bereits zugeſagt haben, erzählen können; wenn es auch noch nicht im Zuge iſt, ſo iſt doch beſtimmter Anfang und Eingang gemacht. Vor Januar ſoll das erſte Heft fertig werden. Ebenſo hoffen wir auf Freund Creuzer's und Thibaut's thätige Mitwirkung; ich bitte, mich beiden beſtens zu empfehlen. Eine Hauptſchwierigkeit bei unſerem Unternehmen iſt die geringe Anzahl bedeutender Werke, die es verdienen, ſich mit ihnen abzugeben. Sie ſchrieben mir im Mai von einem hypochondriſchen Dämon; ich definire Hypochondrie als die Krankheit, nicht aus ſich herauskommen zu können. — Ich wüßte viele Arten dieſes Herauskommens. — Ich riethe aber die Ordnung, in der Sie das Verhältniß des Dämons und der Thätigkeit ſetzen, umzukehren, nicht auf den Abzug von

jenem zu warten, um dieſe eintreten zu laſſen, ſondern vielmehr durch dieſe jenen zu vertreiben.

Nun herzlichſtes Lebewohl.

Berlin, d. 15. Aug. 1826.

An Denſelben.

Hochgeſchätzter Freund.

Ich erhalte heute den 13. abgedruckten Bogen der Encyklopädie und bin eigentlich täglich im Falle, Ihnen meinen Dank für die mühſame Arbeit, die Sie übernommen, zu ſagen zu haben; ich wünſche nur, daß Sie durch das Intereſſe, das ich der neuen Bearbeitung zu geben ſuche, dabei einigermaßen unterſtützt werden: Mühe koſtet es mich wenigſtens ziemlich; das Beſtreben, gleichſam der Geiz, ſo viel als möglich ſtehen zu laſſen, vergilt ſich wieder durch die auferlegte größere Mühſeligkeit, Wendungen auszuſuchen, durch welche die Veränderungen den Texteworten am wenigſten Eintrag thun. Sie werden nun einige Bogen der Naturphiloſophie in Händen haben; ich habe darin weſentliche Veränderungen vorgenommen, aber nicht verhindern können, hie und da zu ſehr in ein Detail mich einzulaſſen, das wieder der Haltung, die das Ganze haben ſollte, nicht angemeſſen genug iſt. Ich vermuthe, daß die Druckerei Ihnen die ganze Arbeit der Korrektur übermacht, ſtatt der bloßen Reviſion, und dadurch Ihre Mühe weſentlich und ungehörig vermehrt; ich habe ein Billet hierüber an Herrn Oswaldt beigelegt. Gegenwärtig bin ich an der Geiſtesphiloſophie und mit der größeren Hälfte — bis auf das nochmalige Durchgehen — fertig; die zweite Hälfte werde ich freilich wohl ganz umarbeiten müſſen.

Eine der vielen Unterbrechungen, durch welche dieſe Arbeit aufgehalten wurde, liegt auch in einem Artikel, den ich für un-

sere kritische Zeitschrift (über Herrn W. v. Humbold's Abhandlung über die Bhagavatgita) verfertigen mußte, — (einen zweiten über dasselbe muß ich mir später versparen). Von Ihnen sehen wir mit Verlangen Arbeiten dafür entgegen.

Früher hat mir Marheineke die vergnügliche Nachricht gegeben, daß Sie eine Anzeige der zweiten Ausgabe der Encyklopädie zu machen gedenken; nichts kann mir so schätzbar und angenehm seyn, und ich glaube um so mehr darauf rechnen zu können, da sich ein solcher Artikel Ihnen leicht unter den Händen bei Ihrer gegenwärtigen Bemühung damit machen kann; und ich hoffe darauf als auf etwas, worauf wir uns verlassen können.

Aber nun kommt zugleich eine neue weitere Bitte an Sie, nämlich eine Anzeige der zweiten Ausgabe der Dogmatik von Marheineke zu machen; ich sage nichts von dem höchst intensiven Interesse, das dieses Werk hat, sondern erwähne vornehmlich den Umstand, daß wir außer Ihnen Niemand wüßten, der würdig von demselben sprechen könnte, und unumgänglich ist, daß nicht nur in unserer Zeitschrift, sondern daß überhaupt gehörig davon gesprochen wird, daß die Aufnahme, die es in den öffentlichen Blättern erfährt, nicht allein Mißhandlung ist, und das Volk, das darüber herfallen wird, nicht allein das Wort habe. Ich hoffe darum darüber eine günstige Zusage von Ihnen und noch mehr, einen baldigen Aufsatz; dieser braucht ja nicht, oder ganz beliebig, in ein Detail zu gehen und sich auf einzelne Lehren einzulassen; die Hauptsache ist die Besprechung des allgemeinen Standpunkts. — Es ist darum zu thun, daß bemerklich gemacht werde, daß Marheineke in seiner Dogmatik (bereits in der ersten hinlänglich) ein Zeichen seiner Richtung gegeben. Dieß hoffe ich von Ihnen. Auch von Freund Creuzer wünschten wir ein kritisches Lebenszeichen zu erhalten; ich ersuche Sie, ihm nebst meinen besten Grüßen zu sagen, daß ich den Auftrag habe, bei ihm anzufragen, oder sogar ihm aufzutragen, — daß er Böttiger's Ideen zur Kunst-Mythologie, vornehmen

möchte; ob dieß interessant genug ist, um eine Anzeige von ihm zu verdienen. Wäre es sonst etwas, worüber er sich aussprechen möchte, so möge er es mir zu wissen thun. Die Zeitschrift nicht bloß verspricht sich Beiträge von Ihnen beiden, sondern noch mehr wünsche ich, daß Sie beide Ihre gute Sache zu Worte bringen und geltend machen. Mit dem herzlichsten Lebewohl, hochgeschätzter, lieber Freund,

Ihr

Berlin, d. 19. Decbr. 1825. H.

An Denselben.

Hochverehrter Freund.

Mit der Absendung der Vorrede zu der neuen Auflage erwiedere ich Ihnen zugleich Ihren freundschaftlichen Brief vom 15. d.; ich ersah zunächst daraus, daß Sie an diesem Datum erst den 27. Bogen zur Revision vor sich hatten; so hat denn die Verzögerung des Abgangs der neuen Vorrede keinen Aufenthalt im Drucke gemacht; diese Vorrede ist — indem mir unter dem Aufsetzen derselben Tholuck's Buch von der Sünde zu Gesicht kam, — weitläufiger geworden, als ich im Sinne hatte. Ich danke Ihnen wiederholt für diese freundschaftliche Mühwaltung der Revision, deren gütige Uebernahme die Beschaffenheit des Manuskriptes doppelt und dreifach mühevoll, und um so viel schätzbarer und dankenswerther gemacht hat. Die Hauptverzögerung der ganzen Arbeit entstand daraus, daß mir die erste Ausarbeitung der Einleitung auch in ein Buch auszulaufen anfing, und ich daher eine Umarbeitung von vorne an vornehmen mußte. Dasselbe, um hiervon auf Weiteres überzugehen, das Sie in Ihrem Briefe erwähnen, sehe ich, ist mit einem Artikel über Marheineke's Dogmatik geschehen. Sie geben uns nur das allgemeine Versprechen, daß Sie einen vorläufigen Auszug unsern kritischen

Jahrbüchern bestimmen; in jeder Rücksicht, unter andern auch, daß dieselben größern Zuflusses an Manuskript sehr bedürftig sind, darf ich Sie bitten, uns denselben recht bald zukommen zu lassen. Wie haben Ihnen Carové's und Marheineke's Artikel über den Katholicismus und Katholisiren zugesagt? Es ist ebenso noch zeitgemäßeres Bedürfniß, die aufgeklärte und, wie sie sich nennt, die neue Theologie zu besprechen, mit der sich auch Marheineke in einem Artikel, — doch von einer etwas zu besonderen — Seite, zu thun gemacht; diese Theologie scheint beinahe in der Vorstellung zu seyn, das Monopol des Wortführens zu besitzen. Sie werden in den letzten Bogen der Encyklopädie und in der neuen Vorrede finden, daß auch ich an dergleichen Artikel, besonders an Herrn Tholuck gekommen bin.

Wenn Sie sich denn noch zu der Anzeige meiner Encyklopädie entschließen könnten, so würde dieß unsern Jahrbüchern eben so wie mir interessant und ehrenvoll seyn; nach Ihren freundlichen Aeußerungen in Ihrem Letzten, hatte Sie die Einleitung zunächst dazu aufgeregt, aber die Breite des Uebrigen eher abgehalten. Ich sollte meinen, daß dieß Ihre erste Absicht, Ihre Ansichten über die Gegenstände der Einleitung darzulegen, nicht rückgängig machen sollte. Eine Anzeige in unsern Jahrbüchern ist für sich schon geeignet, ein eigener Artikel aus Veranlassung einer Schrift — mehr als eine bloße Kritik und Anzeige derselben zu seyn — und ein Artikel von Ihnen würde von selbst eine höhere Voreinleitung in den Gegenstand derselben werden; wobei das Detail des Buches etwa nur kurz berücksichtigt, oder selbst übergangen werden kann. Den Standpunkt des Buches, und etwa den der eigenthümlichen wissenschaftlichen Behandlung auseinander zu setzen, würde ja ein ganz interessanter und genügender Stoff seyn, — und bloß solchen Stoff abzuhandeln, darauf würde Sie von selbst sowohl Ihr Interesse an der Sache als solcher, wie selbst Ihre Freundschaft beschränken.

Herr A. W. Schlegel hält seit acht Tagen Vorlesungen

über die bildenden Künste vor einem zahlreichen gemischten Publikum — tief kann er freilich nicht gehen, — aber für sein Publikum ist seine deutliche und beredte Art sehr passend.

Leben Sie nun herzlichst wohl — mit unveränderlicher Freundschaft und Hochachtung ꝛc.

Berlin, d. 29. Mai 1827.

An Denselben.

Längst hätte ich Ihre freundliche Zuschrift vom Frühling, worin Sie, verehrter Freund, mir Herrn Professor Roux's Schrift nebst dessen Brief überschickten, beantworten sollen. Der Schuldnerzustand meiner Korrespondenz, aus dem ich selbst gegen liebe Freunde nie herauskomme, ist eines der Leiden, die ich zu tragen habe.

Eine nähere Aufforderung, die mich ebenfalls hätte treiben sollen, früher zu schreiben, führte die Erledigung der philosophischen Lehrstelle in Heidelberg und die Anfrage eines Freundes herbei, ob er sich nicht den Gedanken machen könnte, daß auf ihn Bedacht genommen würde; es ist Rektor Gabler in Bayreuth. Er meinte, ob er nicht etwa der dritte Rektor seyn könnte, der aus Baiern nach jener Lehrstelle berufen würde. Er ist Ihnen wohl schon selbst aus seiner Propädeutik der Philosophie, und aus Recensionen in unsern kritischen Jahrbüchern bekannt, und so brauche ich zu seiner Empfehlung nach dieser Seite nichts hinzu zu setzen; gründliche philosophische Einsicht ist bei ihm ohne Schwindelei und Gähren, vielmehr mit Klarheit und Bestimmtheit vergesellschaftet, — Eigenschaften, die, wie sie die Laster seichter Philosophie, so bei gründlicher Richtung unschätzbar sind; er ist dabei ein sehr redlicher, einfacher, ruhiger und freundlicher Charakter. Ich habe seinem Wunsche, bei Ihnen eine Anfrage darüber zu machen, nicht entstehen wollen; ich bin überzeugt, daß Heidelberg

ſehr gut mit ihm fahren würde, und darf ſie um ein Wort der Antwort für ihn darüber erſuchen.

Herrn Profeſſor Rour bitte ich Sie, noch meinen Dank für die mir überſchickte Schrift zu machen; ich habe ſie der Redaktion der Jahrbücher übergeben, es iſt längſt beſtimmt, daß ſie angezeigt werden ſoll; aber Sie wiſſen, wie es mit dergleichen Aufträgen und Vorſätzen geht, — und wiſſen dieß an Ihnen ſelbſt. Längſt ſahen wir wieder einem Beitrag von Ihnen entgegen, beſonders nach der von Ihnen gemachten Hoffnung, daß Sie nach überſtandenen körperlichen Ungemächlichkeiten an ſolche Arbeit gehen wollten; ich hoffe, daß der Sommer, — der freilich nicht ſehr günſtig geweſen, — doch das Seinige zu Ihrer gänzlichen Wiederherſtellung beigetragen hat.

Ich habe — leider! muß ich es ſagen, — angefangen, Gegner, deren eine Anzahl voriges Jahr gegen meine Philoſophie aufgetreten, in den kritiſchen Jahrbüchern vorzunehmen; — beſchränkt man ſich auf das etwa nicht Abweisbare, eine dergleichen Schrift flüchtig durchzulaufen, ſo kommt man mit dem allgemeinen Verdruſſe ab; aber eine Kritik bringt es mit ſich, alle Einzelnheiten des üblen Willens und der Unfähigkeit des Denkens durchzugenießen. Ganz verloren beim Publikum mag jedoch die kritiſche Arbeit, ſo ſauer ſie iſt, nicht ſeyn; ſo groß ſich daſſelbe durch ſolche Schriften den leeren Kopf oft machen läßt und durch Stillſchweigen in dem günſtigen Eindruck beſtätigt wird, ſo giebt es denſelben auch wieder eben ſo leicht auf und will nichts davon gehalten haben, wenn man ihrer Blöße ſtark entgegen tritt. Es iſt in der That in dieſen Schriften Vieles zu niederträchtig. Die Zweifel über Seyn, Nichts und Werden, hat mir der Verfaſſer, Kollege und Freund Schmalz, ſelbſt zugeſchickt.

Iſt Gans nicht bei Ihnen geweſen? er iſt während meiner Abweſenheit von hier — ich habe eine kurze Tour nach Böhmen gemacht, — ich lebte in Carlsbad 5 Tage mit Schelling

in alter kordater Freundschaft zusammen, — abgereist, ohne, wie man mir sagte, noch recht zu wissen wohin? Er hat, wenn er, wie ich nicht zweifle, zu Ihnen gekommen ist, von unserm Lebwesen erzählen können, wie ich alsdann auch viel von Ihnen durch ihn zu hören hoffe. Noch bitte ich, meine herzlichsten Empfehlungen an die alten Freunde Thibaut und Creuzer zu machen. Ich verbleibe mit aller Verehrung und Liebe

Ihr treuer

Berlin, d. 27. Sptbr. 1829. H.

---

4. An Goethe *).

Berlin, den 24. Sptbr. 1821.

Ew. Excellenz erfreuliches Geschenk, das Sie dem Publikum mit einem neuen naturwissenschaftlichen Hefte und mir

---

*) Zum näheren Verständniß dieses Briefes theilen wir hier drei Briefe Goethe's an Hegel mit; zwar stehen nur die beiden ersten davon in unmittelbarer Beziehung zu Hegel's Briefe, allein man wird aus dem dritten ebenfalls gern erfahren, mit welcher Genugthuung Goethe seine Verdienste um die Naturwissenschaft von Hegel anerkannt sah.

1.

Ew. Wohlgeboren möge beikommendes Heft zur guten Stunde treffen! und besonders der entoptische Aufsatz einigermaßen genug thun. Sie haben in Nürnberg dem Hervortreten dieser schönen Entdeckung beigewohnt, Gevatterstelle übernommen, und auch nachher geistreich anerkannt, was ich gethan, um die Erscheinung auf ihre ersten Elemente zurückzuführen. Beikommender Aufsatz liefert nun, in möglichster Kürze, was ich von Anfang an, besonders aber in den letzten zwei Jahren bemerkt, versucht, verschiedentlich wiederholt, gedacht und geschlossen; wie ich mich Theils in dem Kreise gehalten, Theils denselben ausgebreitet, auch Analogien von manchen Seiten herangezogen und Alles zuletzt in eine gewisse Ordnung aufgestellt, welche mir die geläufigste war und die anschaulichste schien, wenn man die Erfahrungen selbst vor Augen legen und die Versuche der Reihe nach mittheilen wollte.

Möge das Alles einigermaßen Ihre Billigung verdienen, da es freilich schwer ist, mit Worten auszudrücken, was dem Auge sollte dargebracht werden. Fahren Sie fort an meiner Art, die Naturgegenstände zu

überdieß mit einem Exemplare deſſelben und einem ſo gütigen Schreiben gemacht haben, noch einmal recht durch zu genießen

---

behandeln, kräftigen Theil zu nehmen, wie Sie bisher gethan. Es iſt hier die Rede nicht von einer durchzuſetzenden Meinung, ſondern von einer mitzutheilenden Methode, deren ſich ein Jeder als eines Werkzeugs, nach ſeiner Art, bedienen möge.

Mit Freuden hör' ich von manchen Orten her, daß Ihre Bemühung, junge Männer nachzubilden, die beſten Früchte bringt; es thut freilich Noth, daß in dieſer wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkt eine Lehre ſich verbreite, woraus theoretiſch und praktiſch ein Leben zu fördern ſey. Die hohlen Köpfe wird man freilich nicht hindern, ſich in vagen Vorſtellungen und tönenden Wortſchällen zu ergehen; die guten Köpfe jedoch ſind auch übel daran, denn indem ſie falſche Methoden gewahren, in die man ſie von Jugend auf verſtrickte, ziehen ſie ſich auf ſich ſelbſt zurück, werden abſtrus oder tranſcendiren.

Möge ſich Ihr Verdienſt, mein Theuerſter, um Welt und Nachwelt durch die ſchönſten Wirkungen immerfort belohnt ſehen.

Treulichſt

Jena, d. 7. Oktbr. 1820. Goethe.

2.

Ew. Wohlgeboren fühle ich mich genöthigt auszudrücken, wie ſehr mich Ihre Zuſchrift erfreut hat.

Daß Sie mein Wollen und Leiſten, wie es auch ſey, ſo innig durchdringen und ihm einen vollkommenen, motivirten Beifall geben, iſt mir zu großer Ermunterung und Förderniß. Gerade zur rechten Stunde langten Ihre Blätter an, da ich, durch die neuſte Bearbeitung der entoptiſchen Farben aufgeregt, meine ältern chromatiſchen Akten wieder muſtern und mich nicht erwehren kann, gar Manches durch ſorgfältige Redaktion einer öffentlichen Erſcheinung näher zu führen.

Ihre werthen Aeußerungen ſollen mir immer vor Augen liegen und meinen Glauben ſtärken, wenn mich die unerfreuliche Behandlung derſelben Materie, deren ſich die Zeitgenoſſen ſchuldig machen, manchmal, wo nicht zum Wanken doch zum Weichen verleiten möchte. Nehmen Sie alſo meinen wiederholten Dank und erlauben eine von Zeit zu Zeit erneute Sendung. Da Sie ſo freundlich mit den Urphänomenen gebaren, ja mir ſelbſt eine Verwandtſchaft mit dieſen dämoniſchen Weſen zuerkennen, ſo nehme ich mir die Freiheit, zunächſt ein Paar dergleichen dem Philoſophen vor die Thür zu bringen, überzeugt, daß er ſie ſo gut wie ihre Geſchwiſter behandlen wird.

Treulichſt

Weimar, d. 13. April 1821. Goethe.

3.

Ew. Wohlgeboren Andenken, welches bei mir immer friſch und lebendig bleibt, wurde durch eine heiter von Berlin zurückkehrende Dame völlig zur

und dieß Geſchenk mit einigen meiner zufälligen Gedanken zu erwiedern, — um hierdurch wenigſtens das Intereſſe zu beurkunden, das ich daran genommen, — dieß Alles hatte ich mir auf die freien Feiertage vorbehalten gehabt; ich glaubte damals gegen Ew. Excellenz die Bezeigung meines Danks wohl bis dahin anſtehen laſſen zu dürfen, indem ich Sie für überzeugt glauben konnte, wie werth mir Ihr gütiges Andenken, dieſe neue Bereicherung meiner Einſichten und wie erfriſchend mir die ſonſtigen ernſt-heiteren Aeußerungen Ihres Genius ſeyn würden. In jenen Ferien iſt es mir jedoch nicht ſo wohl geworden, und ich kann es nunmehr nicht länger anſtehen laſſen, ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit von mir zu geben.

Unter dem ſo reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor Allem aus Ew. Excellenz für das Verſtändniß zu danken, welches Sie uns über die entoptiſchen Farben haben aufſchließen wollen; der Gang und die Abrundung dieſer Traktation, wie der Inhalt, haben meine höchſte Befriedigung und Anerkennung erwecken müſſen. Der ſo vielfachen Apparate, Machinationen und Verſuche über dieſen Gegenſtand unerachtet, oder vielmehr wohl gar um derſelben willen ſelbſt, — ja ſogar trotz Geoat-

---

Gegenwart verwandelt, ſo daß ich mich nicht enthalte mit Wenigem auch wieder einmal mich ſchriftlich unmittelbar darzuſtellen. Noch bin ich Dank ſchuldig für bedeutende Sendungen; leider ward ich von jenen Kapiteln abgezogen und weit ſeitwärts geführt, deshalb denn die Benutzung auch noch bevorſteht.

Da Ew. Wohlgeboren die Hauptrichtung meiner Denkart billigen, ſo beſtätigt mich dieß in derſelben nur um deſto mehr und ich glaube nach einigen Seiten hin bedeutend gewonnen zu haben, wo nicht für's Ganze, doch für mich und mein Inneres. Möge alles, was ich noch zu leiſten fähig bin, ſich immer an dasjenige anſchließen, was Sie gegründet haben und auferbauen.

Erhalten Sie mir eine ſo ſchöne, längſt herkömmliche Neigung und bleiben überzeugt, daß ich mich derſelben als einer der ſchönſten Blüthen meines immer mehr und mehr ſich entwickelnden Seelenfrühlings zu erfreuen durchaus Urſache finde.

Ergebenſt

Weimar, d. .. Mai 1824. Goethe.

terſchaft und Vaterſchaft, hatten wir von den erſten malus'ſchen und den ferneren hieraus hervorgegangenen Erſcheinungen nichts verſtanden; bei mir wenigſtens aber geht das Verſtehen über Alles, und das Intereſſe der trockenen Phänomene iſt für mich weiter nichts als eine erweckte Begierde, es zu verſtehen.

Um dieſe eben genannte Gevatterſchaft, — da Ew. Excellenz ſich noch einer Erwähnung, die ich von Beihülfe zu ein Paar Buchſtaben vormals an Sie gethan, haben erinnern wollen, — gleich von vorn herein abzuthun, ſo wiſſen Ew. Excellenz ohnehin, wie wenig mehr in unſeren Zeiten die Gevatterſchaft bei einem Kinde auf ſich hat; alsdann aber nöthigt mich doch jene Erinnerung, mich auf die ausdrückliche Erklärung einzulaſſen, daß es bei jener meiner Erwähnung einer Beihülfe, nicht auf eine Ehre, oder gar ein ſtilles Verdienſt meiner Seits, abgeſehen ſeyn, ſondern dieſe Erwähnung lediglich gleichſam eine Parabel vorſtellen ſollte, als bei welcher bekanntlich die gebrauchte Begebenheit nicht einen gefährlichen Werth für ſich haben, ſondern ganz allein eine allgemeine Vorkommenheit, — das fabula docet, — bedeuten ſoll; und zwar ſo, daß jener einzelne gebrauchte Fall völlig geringfügig ſeyn, und vollends, wenn die allgemeine Lehre auf einen andern Fall gedeutet wird, es geſchehen kann, daß er gegen dieſen in ganz und gar keine Vergleichung des Gehalts kommt und an ihn ſelbſt nicht mehr gedacht werden darf. So wie nun von Licht und Farbe die Rede wird, ſo liegt es nah, den geringfügigen Umſtand etwa eines Beitrags zu einem Buchſtaben oder Komma doch darum aufzunehmen, weil er von weitem paraboliſch an die häufige Vorkommenheit erinnert, daß ſolche, die was ſie haben und wiſſen, (wobei es ſich nicht um einen oder den andern Buchſtaben, ſondern um Alles handelt), ganz allein von Ew. Excellenz profitirt haben, nun thun, als ob ſie aus eigenen Schachten es geholt — und wenn ſie etwa auf ein weiteres Detail ſtoßen, hier ſogleich, wie wenig ſie das Empfangene auch nur ſich zu eigen gemacht, dadurch beweiſen, daß ſie

ſolches etwaige Weitere nicht zum Verſtändniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen, und es Ew. Excellenz lediglich anheim ſtellen müſſen, den Klumpen zur Geſtalt heraus zu locken und durch ſolche wahrhafte Gevatterſchaft ihm erſt einen geiſtigen Othem in die Naſe zu blaſen. Dieſer geiſtige Othem — und von ihm iſt es, daß ich eigentlich ſprechen wollte, und der eigentlich allein des Beſprechens werth iſt, — iſt es, der mich in der Darſtellung Ew. Excellenz von den Phänomenen der entoptiſchen Farben höchlich hat erfreuen müſſen. Das Einfache und Abſtrakte, was Sie ſehr treffend das Urphänomen nennen, ſtellen Sie an die Spitze, zeigen dann die konkreten Erſcheinungen auf, als entſtehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweiſen und Umſtände, und regieren den ganzen Verlauf ſo, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zuſammengeſetztern fortſchreitet, und ſo rangirt das Verwickelte nun, durch dieſe Dekompoſition, in ſeiner Klarheit erſcheint. Das Urphänomen auszuſpüren, es von den andern, ihm ſelbſt zufälligen Umgebungen zu befreien, — es abſtrakt, wie wir dieß heißen, aufzufaſſen, dieß halte ich für eine Sache des großen geiſtigen Naturſinns, ſo wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wiſſenſchaftliche der Erkenntniß in dieſem Felde. Newton und die ganze Phyſikerſchaft ihm nach, ſehe ich dagegen irgend eine zuſammengeſetzte Erſcheinung ergreifen und ſich in ihr feſtrennen, und ſo den Gaul beim Schwanze aufzäumen, um mich des Ausdrucks zu bedienen; es iſt ihnen hiebei geſchehen, daß ſie die dem Urſtande der Sache gleichgültigen Umſtände — ſelbſt wenn dieſe nichts Anderes wären, als daß ihnen beim Aufzäumen des Schwanzes ein Unglück paſſirt wäre, — für die Bedingungen derſelben ausgeben, und Alles, was vor- und rückwärts liegt, hineinſchuſtern, zwängen und lügen. An einem Ur laſſen ſie es dabei nicht fehlen; ſie bringen ein metaphyſiſches Abſtraktum herbei, — als erſchaffene Geiſter erſchaffen ſie den Erſcheinungen ein erſchaffenes, ihrer

ſelbſt würdiges Inneres hinein, und ſind in dieſem Centro über die Weisheit und Herrlichkeit eben ſo erfreut, eben ſo ernſthafte Arbeiter wie die Freimaurer um den Tempel Salomonis. — — Bei den Urphänomenen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. Excellenz der Farbenlehre hinzufügen, — von der Begegniß nämlich, wie Sie mit Büttner's ſchon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angeſehen und Nichts geſehen haben, als die weiße Wand; dieſe Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre ſehr erleichtert und ſo oft ich mit der ganzen Materie zu thun bekommen, ſehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. Excellenz mit Büttner's Prismen die weiße Wand betrachten, und nichts ſehen als weiß. Darf ich Ew. Excellenz aber nun auch noch von dem beſondern Intereſſe ſprechen, welches ein ſo herausgehobenes Urphänomen für uns Philoſophen hat, daß wir nämlich ein ſolches Präparat — mit Ew. Excellenz Erlaubniß, — geradezu in den philoſophiſchen Nutzen verwenden können! — Haben wir nämlich endlich unſer zunächſt auſternhaftes, graues oder ganz ſchwarzes — wie Sie wollen — Abſolutes, doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es deſſelben begehrlich geworden, ſo brauchen wir Fenſterſtellen, um es vollends an das Licht des Tages herauszuführen; unſere Schemen würden zu Dunſt verſchweben, wenn wir ſie ſo geradezu in die bunte verworrene Geſellſchaft der wiederhältigen Welt verſetzen wollten. Hier kommen uns nun Ew. Excellenz Urphänomene vortrefflich zu ſtatten; in dieſem Zwielichte, geiſtig und begreiflich durch ſeine Einfachheit, ſichtlich oder greiflich durch ſeine Sinnlichkeit, begrüßen ſich die beiden Welten — unſer Abſtruſes und das erſcheinende Daſeyn. So präpariren uns Ew. Excellenz auch die Geſtirne und ſelbſt etwas vom Metalliſchen zum Granit hin, den wir an ſeiner Dreieinigkeit leicht packen und zu uns hereinholen können, — wohl leichter, als ſich ſeine vielen, etwas aus der Art geſchlagene, Kinder in ſeinen Schooß zurückbringen laſſen mögen. Längſt haben wir es dank-

bar zu erkennen gehabt, daß Sie das Pflanzenweſen ſeiner und unſerer Einfachheit vindicirt haben. Knochen, Wolken, kurz Alles führen Sie uns näher herbei. — Wenn ich nun wohl auch finde, daß Ew. Excellenz das Gebiet eines Unerforſchlichen und Unbegreiflichen ungefähr eben dahin verlegen, wo wir hauſen, eben dahin von wo heraus wir Ihre Anſichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, — ja wie man es heißt, beweiſen, deduciren, konſtruiren u. ſ. f. — wollen, ſo weiß ich zugleich, daß Ew. Excellenz, wenn Sie uns eben keinen Dank dafür wiſſen können, ja Ihre Anſichten, ſelbſt das Stichelwort: Naturphiloſophiſch, dadurch ankriegen könnten, uns doch toleranterweiſe mit dem Ihrigen ſo nach unſerer unſchuldigen Art gebehrden laſſen, — es iſt doch immer noch nicht das Schlimmſte, was Ihnen widerfahren iſt, und ich kann mich darauf verlaſſen, daß Ew. Excellenz die Art der Menſchennatur, daß wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die Andern herbeirennen und dabei auch etwas von dem Ihrigen wollen gethan haben, erkennen. — Ohnehin aber haben wir Philoſophen bereits einen mit Ew. Excellenz gemeinſchaftlichen Feind — nämlich an der Metaphyſik. — Schon Newton hat die große Warnungstafel angeſchlagen: Phyſik! hüte dich vor Metaphyſik! Das Unglück aber iſt, daß, indem er dieß Evangelium ſeinen Freunden vermacht und dieſe es treulich verkünden, er und ſie damit nichts Anderes geleiſtet haben, als nur die unzählbaren Wiederholungen des Zuſtandes jenes Engländers zu geben, der nicht wußte, daß er ſein ganzes Leben hindurch Proſa geſprochen. Dieſer kam am Ende doch zur Einſicht, jene aber ſind dermalen noch nicht ſo weit, zu wiſſen, daß ſie verdammt ſchlechte Metaphyſik ſprechen. Ich laſſe es aber, von der Noth, den Phyſikern dieſe ihre Metaphyſik zu ruiniren, noch etwas zu ſagen. Ich muß auf eine der Belehrungen Ew. Excellenz zurückkommen, indem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen noch meine herzliche Freude und Anerkennung über die Anſicht zu bezeigen, die Sie über die Natur der doppelt refrangirenden

Körper gegeben haben; — dieſes Gegenbild von derſelben Sache, einmal als durch äußerliche mechaniſche Mittel dargeſtellt, — das andere Mal eine innere Damaſtweberei der Natur — iſt, meiner Meinung nach, gewiß einer der ſchönſten Griffe, die gethan werden konnten.

Dieſe Damaſtweberei, vor der Hand von Hellung und Dunklung, muß noch weiter führen; das Lebendige im Schönen iſt zugleich die Fruchtbarkeit, die es beſitzt. Weil es aber bei allen Dingen etwas zu bedauern giebt, ſo hätte ich allerdings dieß zu beklagen, daß ich die belehrende Reihe der Phänomene nicht mit leiblichen Augen, am liebſten freilich unter der Leitung Ew. Excellenz, habe durchlaufen können. Doch dürfte ich mir vielleicht in Jahr und Tagen noch dieſe Vergünſtigung verſprechen, und dieſe Hoffnung ſelbſt vertilgt jenes Bedauern, und um die Geduld Ew. Excellenz nicht noch durch längeres Plaudern in Anſpruch zu nehmen, erlaube ich mir nur noch, meinen vergnüglichen Dank für Derſelben gütiges Andenken und für die verlangten reichhaltigen Belehrungen zu wiederholen.

---

5. An den D. Hinrichs in Heidelberg.

Berlin, d. 7. April 1821.

Ich habe, hochgeſchätzter Freund, mit wahrem Vergnügen das überſchickte Manuſkript durchlaufen, — es ganz wörtlich durchzuſtudiren, dazu habe ich nicht kommen können, — und will die Rückſendung nicht länger aufhalten, um die weitere Behandlung und Beſtimmung dadurch nicht zu verzögern.

Ihren Wunſch, dieſe Ihre Schrift mit einem Vorworte von mir an das Publikum begleitet zu ſehen, werde ich herzlich gern erfüllen; damit hat es jedoch, während des Verlaufs des Abdrucks Ihres Manuſkripts, noch Zeit. Ich leſe dieſen Sommer

Religionsphilosophie, bin also damit veranlaßt, meine Gedanken ohnehin nach dieser Seite zu wenden.

Sie fordern mich auf, in meinem Vorwort meine Gedanken über die Tendenz Ihrer Schrift zu sagen; erlauben Sie mir aber, hier schon ein Urtheil gegen Sie und vornehmlich meine Wünsche über dasjenige zu äußern, was ich für vortheilhaft hielte, daß Sie für diese gewichtige Abhandlung, in Rücksicht auf ihre Richtung gegen das Publikum, und auf die Einrichtung derselben noch vornähmen. Diese Wünsche beziehen sich, wie gesagt, nicht auf den Inhalt und die Sache und deren Darstellung selbst; mein Urtheil ist, daß Sie sich in der Sache mächtig gezeigt, und ich habe mit wahrer Satisfaktion Ihr tiefes, spekulatives Eindringen erkannt; Sie geben mit dieser Schrift einen genügenden Beweis für Ihre Fertigkeit und Präsenz, in den höchsten Regionen der Spekulation mit Bestimmtheit und Freiheit sich zu bewegen, in einem konsequenten Gange die Sache aus dem denkenden Begriffe zu produciren und fortzuführen. — Einzelne Belege von dieser meiner Befriedigung will ich nicht anführen, — ich habe auch, wie gesagt, nicht alles Einzelne durchgemacht — aber z. B. Ihre Darstellung vom Beweisen des Daseyns Gottes, von dem, was Manifestation ist, von Gewißheit und Wahrheit — u. s. f. die Darstellung der schelling'schen Philosophie so wie der vorhergehenden u. s. f. — die dialektische Nothwendigkeit des Fortschreitens — u. s. f. haben mich recht sehr interessirt.

Meine Wünsche betreffen äußere Zuthaten, um den Leser, — d. h. nicht bloß den schon mit der Spekulation vertrauten, — desto eher einzuführen. Ihr Gang ist eine Vertiefung in den Inhalt, der gediegen fortwaltet, ohne dem Leser Ruhepunkte der Reflexion zu geben; solche, so zu sagen historische (nicht von äußerer Historie, sondern von der Vorhererzählung dessen, was Sie itzt im Gedankengange vornehmen werden, genommen) würden zur nöthigen, sogenannten Verständlichkeit ungemein beitra-

gen; und es ist bei der Herausgabe Ihrer Schrift sowohl darum, Leser zu haben, — als auch vornehmlich darum zu thun, daß Ihr donum docendi daraus ersehen werden könne. — Ich will versuchen, einige nähere Umstände darüber anzugeben. 1) Schon dieß würde zur Erleichterung beitragen, wenn Sie mehr Ein- und Abschnitte in den Absätzen machten; die fünf ersten Seiten sind ohne Einschnitt, die sechs folgenden eben so u. s. f. Von 223—238 ist Ein Absatz, so von 241—251 u. s. f. Diese à linea weiter durch 1), 2), 3), u. s. f. unterschieden, trüge sehr wesentlich zur Uebersicht bei; — 2) das Nähere aber müßten jene historischen Einschnitte der Reflexion thun, z. B. daß dieß und dieß, diese Stufe, Form u. s. f. diese Bestimmung habe, aber die nähere Betrachtung zeige den Uebergang, Auflösung dieses Standpunkts u. s. f., dieß erläutere sich durch Folgendes; — oder, dieß sey nun zu beweisen oder bewiesen worden u. s. f. — besonders wäre zu unterscheiden und herauszuheben, was nach verständiger Konsequenz gefolgert ist, und wo nun die dialektische Betrachtung anfange; — überhaupt eine subjektive Hinweisung für den Leser, daß itzt dieß vorzutragen, zu erläutern, zu beweisen sey, — es komme hier darauf an u. dgl. Die für sich runde Sache wird auf diese Weise gegen den Leser hingekehrt, sonst sagt er, er wisse nicht, wo er es anfassen, was er damit anfangen solle. — Wie über das Einzelne, so ist auch für das Ganze eine solche Uebersicht und — Uebersicht gebende Eintheilung — wenn gleich, wie gesagt, nur historisch, vortheilhaft und nöthig. — Gleich am Anfang der ersten Abtheilung wünsche ich auch eine solche vorausgehende Hinweisung und Orientirung, daß zuerst die Natur des Gefühls u. dgl. zu betrachten sey. Ein solches Einleiten für das Ganze und für die einzelnen Theile, ja für Absätze und Sätze wird Ihrer Abhandlung gewiß eine ganz andere Aufnahme verschaffen, als ohne dasselbe. An dem Inhalte würde nichts zu ändern kommen, aber durch jene einleitende Zuthaten würde sie um ein Viertel oder Drittel auszuweiten seyn; sie ist

so zu replet von bloßem Stoffe und Inhalt, und diese zweite Seite noch erforderlich, den Leser auf den Gang und die Resultate aufmerksam zu machen. 3) Noch einen Unterschied berühre ich, auf welchen aufmerksam zu machen, oder vielmehr das Bewußtseyn darüber selbst anzugeben wäre — was nämlich als Voraussetzung angenommen oder wo aus Voraussetzung gesprochen wird. So z. B. gleich von Anfang, was Sie über das Gefühl sagen, soll nicht als ein Deducirtes gelten, — sondern Sie setzen die Vorstellung (— oder Deduktion) des Gefühls voraus, und geben hier nur das an, was dasselbe enthalte; dieß würde ich ausdrücklich unterscheiden; (— ebendaselbst wünschte ich die nähere Bestimmung angegeben, in wiefern und nach welcher Seite das Gefühl zugleich das Unbestimmte ist — d. h. welche Weise der Bestimmung ihm fehlt) — die Erläuterung durch Beispiele würde hier, wo Sie voraussetzend sprechen, — an ihrer Stelle seyn.

Ich würde über dieß Alles nicht so weitläufig geworden seyn, oder auch gar nichts über diese Seite gesagt haben, wenn Sie nur für mich und einige wenige Freunde der einfachen Spekulation schrieben — (und auch für diese und für mich wünschte ich von jenen Zuthaten etwas; es würde mich große Anstrengung kosten, mich ganz durch das Einzelne hindurch zu lesen) aber Sie schreiben ferner für ein lesendes und studirendes Publikum, — aber noch mehr auch für ein nur lesendes Publikum, das durchaus jene Einleitungen und Reflexionen nöthig hat und sie fordert, und — mit Recht — vornehmlich darin das Lehren als solches sieht. — Der zehnte Theil des Stoffs, den Ihre Abhandlung enthält — oder der zwanzigste, dreißigste u. s. f. — mit jener Verdeutlichung vorgetragen, würde hinreichen, um mehr Eindruck zu machen, und wohl um mehr zu belehren, als jene Gediegenheit in ihrer abgeschnittenen Gestalt Sie bei dem Publikum einführen möchte, auf welches wir hierbei vornehmlich unsre Wünsche richten können. Sie verkennen meine Absicht nicht, in der ich allen die-

ſen ſcheinbaren Tadel vorbringe, und werden denſelben auch ſo beurtheilen, daß er vielmehr an ſich als ein Lobſpruch zu deuten iſt. — Nun noch kurz von dem Uebrigen; — daß Sie die Logik, wie ſie dermalen noch geſtaltet iſt, polemiſch vornehmen wollen, wird ein ſehr zweckmäßiges Werk und Verdienſt ſeyn; — es hilft am Ende nicht, wenigſtens nicht allein, wenn man die Sache ſelbſt darſtellt; man muß die Sache in des Feindes Land ſpielen; dieß nöthigt ihn eher, ſich umzuſchauen und das vornehme Ignoriren aufzugeben, — und ſich aus Beſchämung zur Vertheidigung einzulaſſen

Daß Sie mir die Redaktion der ſich nennenden neuen berliner Monatsſchrift zumuthen, macht mich um ſo mehr vermuthen, daß viele Andere, die mich weniger kennen, als Sie, mich deſſelben zeihen werden; es iſt freilich viel von mir darin die Rede, aber um ſo weniger ſollte man den Verdacht hegen, daß ich daran Antheil habe; — auch von meinen Gedanken — und gelegentlichen Einfällen etwa lauft auch Manches unter — aber wenigſtens habe ich dergleichen nicht zu ſolchem Gebrauch, wie daſelbſt davon gemacht iſt, geäußert; der Gedanke iſt übrigens gut an ſich ſelbſt; es muß immer auf verſchiedene Weiſe die Sache an das Publikum gebracht werden. —

Aufſätze von Heidelbergern, ſollte ich nicht glauben, daß eine beſondere Ausſchließung erfahren würden; ſchicken Sie dergleichen auf jeden Fall; hauptſächlich thut es der Zeitſchrift Noth, daß ſie einen mannichfaltigeren Ton, bei aller Einheit der Tendenz, erhielte. — Ich habe dem Hauptunternehmer von Ihrer Abſicht geſprochen — es iſt D. Förſter — ſchicken Sie an ihn, was Sie in's Publikum auf dieſe Weiſe zu bringen wünſchen.

Fahren Sie in Ihrer ſchreibenden und vorleſenden Thätigkeit fort; ſeyen Sie meiner herzlichen Theilnahme immer verſichert.

Ihr

Hegel.

An Denselben.

Berlin, den 4. April 1822.

Hier überschicke ich Ihnen Manuskript, ganz ist es noch nicht; es fehlen jedoch nur noch etwa 1 oder 2 Bogen; ich wollte aber Sie nicht länger verzögern, wenn ich am Ende nicht gar zu spät komme.

a. Das Manuskript in besseren Stand zu setzen erlaubte die Zeit nicht mehr; bei der unterbrochenen Arbeit hatte ich oft den Zusammenhang verloren; es kann also in der Redaktion nicht anders als der Nachhülfe bedürftig erscheinen.

b. Sie sind an Ort und Stelle des Drucks, werden also Sorge für den ordentlichen Abdruck haben; die Stellen, wo ein alinea zu machen, sind richtig bemerkt, — aber es bedarf eines aufmerksamen Setzers, — vielmehr eines aufmerksamen Direktors, und dieser müssen Sie seyn; wo es Ihnen zu fehlen scheinen sollte, müssen und werden Sie es reguliren.

c. Lassen Sie mir ein halb Dutzend Exemplare besonders abziehen. — Schicken Sie ein Exemplar etwa an unsern Herrn Minister. —

d. Ich bin auf Ihr Werk besonders neugierig; da es schon abgedruckt ist, hätte ich ein Exemplar bereits erhalten können.

Halten Sie mir das Allgemeine des Inhalts, — das zum Theil nur Wiederholung von anderswo Gesagtem ist, — zu Gute; — das Zerstreute meiner Existenz gestattet es nicht anders; — auf unsere jetzige Theologie hat es hin und wieder direkten Bezug, was Ihnen und Daub nicht entgehen wird. — Aber von Daub erwarte ich eine offene Erklärung, ob denn das die Dogmatik der unirten evangelischen Kirche sey, was man uns, — freilich nur in einem ersten Theile, vermuthlich weil man für Weiteres in diesen Zeiten der Unterdrückung, wie man es heißt, nicht traut, — als solche zu bieten die Unverschämtheit und Plattheit gehabt hat. — Von Daub sehne ich mich, bald einen

gedruckten Gruß zu vernehmen; sagen Sie ihm, wie sehr ich darauf hoffe und dessen benöthigt bin. An Creuzer werde ich in den nächsten Tagen schreiben.

Ihr

Hegel.

An Denselben.

Berlin, am Ostertage, den 9. April 1822.

Hiermit folgen, verehrter Freund, die Schlußblätter meiner Vorrede, der Anfang ist den 4. April von hier durch den Postwagen abgegangen, den Schluß macht eine Stelle aus einem Ihrer Briefe, über Ihren subjektiven Gang und Richtung der Schrift; die Stelle hat mich ebenso gerührt als erfreut, und ebenso freut es mich, sie hier abdrucken lassen zu können; sie sagt mit scharfer Bestimmtheit die Tendenz Ihrer Abhandlung aus, und wenn Sie selbst für den Druck sich über Ihr Bedürfniß hätten aussprechen sollen, so hätten Sie es nicht so einfach und unbefangen gethan. — Einige Zeilen hatte ich zuerst ausgelassen, weil ich erst heute das Stückchen Papier an dem abgerissenen Petschaft fand, das einige den Zusammenhang ausmachende Worte enthielt. Die Worte in Ihrer Abfassung, die meine Philosophie näher ausdrücken, habe ich weggestrichen. — Ein Wort, das ich zur Deutlichkeit anstatt eines Pronoms gesetzt, ist wohl Ihr Sinn gewesen, doch war es mir nicht ganz klar; um die Unklarheit wegzubringen, habe ich das Substantiv eingesetzt, — und wenigstens so wie es so lautet, ist es gut, und muß so bleiben. — Und nun meine besten Wünsche für den wirklichen Eintritt in die Welt; — welche Aufnahme Sie zu erwarten haben, habe ich in der Vorrede gesagt. — Vieles ist darin ausdrücklich für Daub gesagt, den ich herzlich zu grüßen bitte, und von dem ich auch bald etwas Gedrucktes zu sehen hoffe. Es thut Noth, daß wir nach und nach lauter werden.

Sagen Sie Daub ganz im Stillen, man ſpreche davon, ihn und Schwarz hierher einzuladen, um über Theologie und Kirche zu konferiren; — ſagen Sie ihm dabei, daß ich nichts ſehnlicher wünſchen könne, aber daß bei uns Jahre und Tage vergehen, ehe ein Gedanke, den man gefaßt, zur Ausführung komme. Wenn mir der Hr. Miniſter davon ſpricht, werde ich ihm ſagen, er brauche nur die beiden Herren 1) um die Artikel ihrer Union und 2) um eine Kritik der Dogmatik der evangeliſchen Kirche (wovon der Verfaſſer mit dem zweiten Theil, der ſchon Weihnachten erſcheinen ſollte, ſich wohl nicht getraut herauszurücken) zu erſuchen, ſo werde er ſchon klar genug finden können, was ſie von Theologie und ſolcher Berliner Theologie halten.

Ich hoffe bald gute Nachrichten über Ihre Hoffnungen in Heidelberg zu erhalten. — Ein ſolches Kleeblatt von ordentlichen Profeſſoren der Philoſophie, wie Sie in Heidelberg haben, iſt übrigens etwas ſo Exquiſites, daß es beinahe Schade wäre, wenn ein Blättchen ausgerupft würde. Wir werden anderwärts jedoch ſelbſt ſolche beſitzen, in Halle z. B. — Doch die Niederträchtigkeiten der daſigen Zeitung gegen mich mögen leicht, nicht von ſolchem Kleeblatt, ſondern vielleicht gar aus der Nähe von Ihnen, oder noch mehr von Daub, — einem vierten ſchlechten Blatte zu dem Kleeblatt ächter Art, kommen.

Leben Sie wohl!

Ihr

Hegel.

Wie ſteht es mit der Oswaldiſchen Buchhandlung in Heidelberg, iſt ſie noch auf guten Füßen, oder wenigſtens auf Füßen? Es intereſſirt mich, dieß zu wiſſen.

An Denſelben.

Berlin, den 13. Auguſt 1822.

Es iſt freilich ſchon ſehr lange, daß Sie, geſchätzter Freund, nichts von mir hören; ich wollte Ihnen über mögliche Ausſichten bei uns gern etwas ſchreiben können; und ob ich gleich noch nichts Beſtimmtes hierüber zu ſagen habe, ſo will ich es doch nicht zu lange anſtehen laſſen, Ihnen wieder Nachricht von mir zu geben.

Soviel weiß ich inzwiſchen, daß Ihre Schrift einen guten Eindruck gemacht hat; die ſpekulative Haltung und Tiefe iſt es, die bei uns, — d. h. in gewiſſer und zwar ſehr bedeutender Sphäre, — ſehr empfiehlt, Theils an und für ſich, Theils auch darum, weil ſie nach Außen keinen Anſtoß und die Blößen nicht giebt, welche zu Mißverſtändniſſen leicht aus populären Darſtellungen geſchöpft werden können. Flaches, bedeutungsloſes Philoſophiren theilt zwar auch dieſen Vortheil, nichts Gefährliches zu zeigen, und nicht Veranlaſſung, kompromittirt zu werden, zu geben; aber ſolches Philoſophiren erhält bei uns doch nicht den Vorzug vor dem anderen.

Der Hr. Miniſter drückte gegen mich keine ungeneigte Geſinnungen in Rückſicht auf Sie aus, als ich Veraulaſſung nahm, von meiner Vorrede auf Ihr Buch und deſſen Verfaſſer zu kommen.

Sonſt hörte ich, daß das Schreiben, mit dem Sie es begleitet, nur formell geweſen; — bei uns darf man wohl dem Miniſter des Unterrichts — auch ein konkretes Wort, auf Gehalt und Anſicht gehend, — ſagen. Sie haben ſich daher zunächſt auch einer ſolchen formellen Antwort zu gewärtigen; daß ſie aber ſo lange verſchoben worden, iſt immer ein Zeichen, daß man ſich das Buch gründlicher angeſehen, und ſich auch mit Rückſichten auf die Perſon des Verfaſſers beſchäftigt hat. Ein Hauptumſtand, um ſich zu etwas entſchließen zu können, iſt die

Bedingung, von polizeilicher Seite die Gewißheit zu erhalten, daß Sie wegen demagogiſcher Umtriebe und Geſinnungen nicht bekannt worden ſind. Indem ich die Ueberzeugung habe, daß Ihre ganze geiſtige Richtung ſo wie Ihr Charakter von dergleichen Geſchwätze, Gethue und Gemeine Sie ganz entfernt gehalten, ſo wird dieſe Seite wenigſtens kein Hinderniß in den Weg legen. — Sie werden daher etwa noch etliche Wochen höchſtens auf die Beantwortung Ihres Schreibens zu warten haben, und der Inhalt derſelben Ihnen über etwaige dermalige Ausſichten im preußiſchen Staate die Entſcheidung geben. — Meine und Ihre edlen Freunde, Daub und Creuzer, werden, im Fall es verlangt würde, gewiß an ihrem Zeugniſſe es nicht fehlen laſſen.

Dieß allein iſt es, was ich in dieſer Angelegenheit Ihnen zu ſchreiben habe; es reducirt ſich darauf, Sie auf das miniſterielle Antwortſchreiben, deren eines Sie auf jeden Fall erhalten, zu verweiſen.

So viel für dieß Mal; kaum bin ich dazu gekommen, dieß zu ſchreiben; meine Frau liegt ſeit beinahe drei Wochen an einer harten Krankheit darnieder, und ich habe bittere Leidenstage und Nächte gehabt; noch dürfen wir keine ſichere Hoffnung auf Beſſerung ſchöpfen. Meine beſten Grüße an Daub und Creuzer; ob der erſte den zweiten Theil von Schleiermachers Dogmatik geſehen?

Der Ihrige

Hegel.

---

6. An den Rektor und Profeſſor D. Gabler in Baireuth.

Berlin, den 4. März 1828.

Ich, der der erſte hätte ſeyn ſollen, Ihnen, hochgeſchätzter Freund, für das mir und dem Publikum gemachte Geſchenk Dank abzuſtatten, der ohnehin längſt auf Ihren, mit dem gü-

tigſt an mich überſchickten Exemplar verbundenen, freundſchaftlichen Brief hätte antworten ſollen, muß mich einer großen Verſchuldung anklagen; und es iſt nur, indem ich auf Ihre langmüthige Nachſicht zähle, daß ich jetzt mit meinem Danke nachkommen und von meiner Nachläſſigkeit ſprechen darf; Sie können aus dieſem Zuge derſelben ihren Grad erſehen, und ich kann nichts thun, als mir recht ſehr Ihre Verzeihung erbitten und nur dieß hinzufügen, daß dieß einer der erſten Briefe iſt, die ich nach langer Zeit wieder ſchreibe. So ſpät ich aber in der Aeußerung meines Danks bin, ſo werden Sie von ſelbſt überzeugt geweſen ſeyn, daß ich nicht der Letzte in der Freude über Ihr Werk und in der Anerkennung des Werthes deſſelben geweſen. Schon vor längerer Zeit wird Ihnen die Zuſicherung der guten Aufnahme zugekommen ſeyn, welche Ihre Schrift bei unſerem Herrn Miniſter gefunden. Ueber dieſe Seite will ich — da Sie wohl wünſchen möchten, hierüber etwas Weiteres zu vernehmen, — gleich dieß hinzufügen, daß ich nichts Beſtimmteres anzugeben weiß, — (was auch auf die Verzögerung meiner Antwort Einfluß gehabt hat), — ob die Wohlmeinenheit bald zu etwas Reellerem führen könne; eine Hauptſache dabei iſt, ob in dem Etat einer Univerſität eine Summe disponibel wird, und ein dringendes — äußeres Bedürfniß zur Beſetzung einer philoſophiſchen Lehrſtelle vorhanden iſt; — es iſt in mancher Rückſicht bei uns eine größere Latitüde dadurch, daß wir keine Nominal-Profeſſuren haben, aber es geht bei uns wie überall, daß die meiſten anderen — beſonders materiellen — Bedürfniſſe für dringender gelten als die der Philoſophie.

Ueber die Vorzüge Ihrer Schrift ſind wir Alle einſtimmig geweſen, daß ſie die Gründlichkeit der ſpekulativen Einſicht mit der Beſtimmtheit und Klarheit der Entwicklung und Darſtellung vereinigt. Beſonders ſehe ich die Exkurſe, worin Sie herbartſche und bei dieſer Veranlaſſung ariſtoteliſche Philoſopheme behandeln, für Muſter der Expoſition an. Wie erwünſcht wird

es seyn, wenn Sie in dieser Weise Anderes, das an der Tagesordnung ist, behandeln; die Verworrenheit der Gedanken wie die Flachheit und noch dazu die Unwissenheit ist gleich grell, in Vielem, was sich dick und breit und guter Dinge macht und das große Wort führt; es kann dem nicht entgegengearbeitet werden durch Deklamationen, sondern allein durch solche genau den Behauptungen nachgehende Expositionen, wie die Ihrigen sind. Ebenso nöthig ist es, diesem Kohle direkt zu Leibe zu gehen, ihn in seiner Ruhe und in dem Ignoriren zu stören, durch welches er sich gegen gründlichere Wissenschaft in seinem Wohlseyn erhält. Solche Expositionen haben ihre Schwierigkeiten, aber Sie haben diese Weise in Ihrer Gewalt, und es wird mir sehr erfreulich seyn, wenn Sie dieselbe in unseren berliner Jahrbüchern bald bethätigen werden, in welchen noch weniger der Art als Deklamationen eingekommen ist. Die Anzeige Ihrer Schrift in denselben ist Hinrichs in Halle aufgetragen und soll bald eintreffen.

Daß ich den Tholuck in meiner zweiten Ausgabe der Encyklopädie besonders berücksichtigt habe, ist im Ganzen zufällig, und nur durch hiesiges Aufsehen insofern bedingt gewesen, daß er mir eher als irgend ein Anderer, als ein Repräsentant des Geschwätzes vom Pantheismus in die Hand gekommen.

Ihre Exposition des Scheines, die Sie in Ihrem Schreiben besonders erwähnten, wo ohne Zweifel die Anmerkung zu §. 89 gemeint ist, habe ich vortrefflich gefunden; es ist einer der schwersten Punkte, und wenn man das Verhältniß ganz wohl einsieht, bleibt die Exposition noch das Schwierigste, die Ihnen vollkommen gelungen ist.

Noch einmal meine dringende Entschuldigung über meine lange Verzögerung meiner Antwort; meine Frau, die diesen Winter viel mit Unpäßlichkeit geplagt, wieder mit meinen beiden Jungen wohl ist, läßt sich Ihnen und der Ihrigen herzlich em-

pfehlen, wie auch ich mich Ihrer fortdauernden Freundschaft bestens empfehle — als

Ihr

ergebenster

Prof. Hegel.

---

7. An Dubac.

Berlin, den 30. Juli 1822.

Ich habe Ihnen, hochgeehrtester Herr, über die Verzögerung meiner Antwort auf das geneigte Schreiben, mit welchem Sie mich haben beehren wollen, meine Entschuldigung zu machen. Durch Ihren ersten Brief freute es mich, mit einem warmen Freunde der Wahrheit bekannt zu werden, und nun durch den zweiten ferner mit einem Kenner der Formen, in welchen die Philosophie die Wahrheit zu fassen bemüht ist, so wie dabei mit einem durch innere und äußere Erfahrung gereisten, in praktischer Bestimmung thätigen, und in dieser Thätigkeit, wie in seinen häuslichen Verhältnissen, zufriedenen Mann. Diese Notizen, die Sie mir von Ihnen geben wollen, erleichtern mir auch die Antwort, nicht nur indem sie mir nähere Ausgangspunkte für die Darlegung meiner Gedanken angeben, sondern auch indem die Einigkeit des Gemüths mit sich selbst und mit seiner Lage diese innere Gesundheit des Geistes beweist, welche wohl für das Individuum die Grundlage ächter Erkenntniß ausmacht, während beim Gegentheil das Nachsinnen leicht in ein krankhaftes Grübeln ausgehen kann, das kein Ende und keinen Anfang findet, — und zunächst darum, weil es in der That keinen finden will.

Was nun die Erklärung meiner Gedanken über die Wahrheit betrifft, wozu Sie mich auffordern, so wissen Sie selbst, daß solche Gedanken, um sich zu rechtfertigen, eine erschöpfende Auseinandersetzung fordern, und ein Brief nur bei allgemeinen An-

deutungen ſtehen bleiben kann; auch wünſchen Sie, daß ich Ihnen diejenige meiner Schriften angebe, worin Sie das Verlangte finden könnten. — Ich will die Erwiederung auf Beides zu verbinden ſuchen.

Ich kann es übergehen, davon zu ſprechen, daß dem Menſchen im Allgemeinen die Wahrheit in der Weiſe der Religion, belebt und befruchtet durch ſeine Gemüths- und Lebenserfahrung, zunächſt manifeſtirt iſt; denn es iſt ein weiteres Bedürfniß, ſie in Form des Gedankens zu erfaſſen, — ſie, um den von Ihnen gebrauchten Ausdruck anzuwenden, nicht bloß zu glauben, ſondern zu ſehen, — nämlich mit den Augen des Geiſtes, denn mit den leiblichen geht es nicht an, — d. i. ſie zu wiſſen, und das Intereſſe Ihres Geiſtes hat Sie längſt auf den Standpunkt dieſes Bedürfniſſes geſtellt. — Ueber das Verhältniß von dieſen beiden Formen habe ich kürzlich in etlichen Blättern geſprochen, von denen ich ein Exemplar beizulegen die Freiheit nehme (nur bitte ich, die angezeigten Druckfehler vorher ſorgfältig zu korrigiren), und die das Vorwort zu einer Schrift eines meiner Schüler, D. Hinrichs über die Religion im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, ſind.

Bei dem Gedanken aber, die Wahrheit im Denken zu erfaſſen, zu begreifen, begegnet uns ſogleich die kantiſche Anſicht der bloßen Subjektivität des Denkens, — eine Anſicht, mit der Sie bekannt, und über die Sie hinaus ſind; da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe ſehe, ein geborner Franzoſe, und dann ein in geſunder Wirkſamkeit lebender Mann ſind, konnten Sie bei deutſcher, hypochondriſcher Weiſe nicht ſtehen bleiben, welche ſich alles Objektive vereitelt hat, und dann nur noch dieſer Eitelkeit in ſich ſelbſt genießt. Aber auch abgeſehen von den übrigen Verdienſten der kantiſchen Philoſophie will ich doch dieß anführen, wie es intereſſant und lehrreich iſt, bei Kant nicht nur in ſeinen ſogenannten Poſtulaten das Bedürfniß der Idee, ſondern auch die nähere Beſtimmung derſelben zu ſehen; was in ſeiner

Kritik der Urtheilskraft von dem Gedanken eines anſchauenden Verſtandes, des Selbſtzwecks, der zugleich auf eine natürliche Weiſe, in den organiſchen Dingen exiſtirt, geſagt iſt, — kann ſehr gut als Einleitung für die weiteren Anſichten dienen; der dortige Standpunkt, daß dergleichen Ideen nur als eine ſubjektive Maxime der Betrachtung genommen werden, muß freilich abgezogen werden. — Ich knüpfe hieran ſogleich an, was Sie in Ihrem Briefe anführen, daß ich die Idee als Werden, als Einheit des Seyns und Nichts beſtimme. Ich bemerke zweierlei hierüber, — erſtens daß Seyn und Nichts die aller abſtrakteſten, ärmſten, darum anfangenden Formen des Gegenſatzes ſind; Seyn und Weſen, Seyn und Denken, Idealität und Realität, Begriff und Objektivität, — wie die reinholdiſchen Veränderliches und Unveränderliches, — Vereinigung und Unterſcheidung u. ſ. f. ſind andere Formen, an deren keine aber als ausſchließliche ſich zu halten iſt; vielmehr ſehe ich dieß allein als die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Idee an, daß der Fortgang, und zwar vom Abſtrakten aus, — denn aller Anfang iſt dieß, — zum Konkreten, — als die ſich aus ſich ſelbſt forttreibende und entwickelnde Idee aufgezeigt werde. Ueberhaupt iſt die Idee weſentlich konkret, als Einheit von Unterſchiedenen, und die höchſte Einheit iſt die des Begriffs mit ſeiner Objektivität; wie denn Wahrheit, — auch ſchon in Beziehung auf die Vorſtellungen als Uebereinſtimmung derſelben, mit den Gegenſtänden beſtimmt wird. Aber Wahrheit nehme ich dann in dem beſtimmteren Sinn, daß ſie den Gegenſtänden an ihnen ſelbſt zukomme oder nicht; ein unwahrer Gegenſtand kann wohl exiſtiren, und wir eine richtige Vorſtellung von demſelben haben; aber ein ſolcher Gegenſtand iſt nicht, wie er ſeyn ſoll, d. i. ſeinem Begriffe nicht gemäß (was wir auch ſchlecht heißen), eine ſchlechte Handlung iſt eine unwahre, der Begriff des vernünftigen Willens iſt in ihr nicht objektiv, und dieſer Begriff iſt das, was eine Handlung ſeyn ſoll, ihre eigenthümliche Beſtimmung.

So ist denn die Idee, in ihrer höchsten Bedeutung, Gott, allein das wahrhaft Wahre, d. i. das, wo der freie Begriff an seiner Objektivität keinen unaufgelösten Gegensatz mehr hat, d. i. auf keine Weise in Endlichkeit befangen ist. — Zweitens bemerke ich, daß zwar wohl solche Definitionen, wie die Idee ist die Einheit des Seyns und Nichts, des Begriffs und der Objektivität, des Veränderlichen und Unveränderlichen u. s. f., — und solche Sätze: das Seyn ist Nichts, der Begriff ist die Objektivität, das Ideale ist das Reale und umgekehrt u. s. f., aufgestellt werden müssen, daß aber zugleich nöthig ist zu wissen, daß alle dergleichen Definitionen und Sätze einseitig sind, und die Opposition gegen sie insofern ein Recht hat; der Mangel, den sie an ihnen haben, ist eben dieser, daß sie vornehmlich nur die Eine Seite, die Einheit, das Ist, — ausdrücken, und damit nicht auch den vorhandenen Unterschied (das Seyn und Nichts u. s. f.) und das Negative, das in Beziehung solcher Bestimmungen liegt. Reinhold's Weise sich auszudrücken: unterscheidende Vereinigung u. s. f. hat hierin ihren sehr guten Grund. Meine Ansicht ist insofern, daß die Idee nur als Proceß in ihr (wie Werden ein Beispiel ist), als Bewegung ausgedrückt und gefaßt werden muß; denn das Wahre ist nicht ein nur ruhendes, seyendes, sondern nur als sich selbst bewegend, als lebendig; — das ewige Unterscheiden und die in Einem seyende Reduktion des Unterschiedes dahin, daß er kein Unterschied ist; — was auch Empfindungsweise aufgefaßt, die ewige Liebe genannt worden ist; nur als diese Bewegung in sich, die ebenso absolute Ruhe ist, ist die Idee, Leben, Geist.

Doch es ist Zeit zu schließen, und ich füge daher nur noch dieß hinzu, daß ich dafür halte, daß dieser Inhalt in allem ächten Bewußtseyn, in allen Religionen und Philosophien vorhanden, daß aber unser jetziger Standpunkt ist, denselben entwickelt zu erkennen, und dieß nicht anders geschehen kann, als auf wissenschaftliche Weise, welche dann zugleich die einzige Art

iſt, wie er bewieſen werden kann. Zu meiner Stellung habe ich mir dieß genommen, auf die Erhebung der Philoſophie zur Wiſſenſchaft hinzuarbeiten, und meine bisherigen — freilich Theils unvollkommenen, Theils unvollſtändigen Arbeiten haben nur dieſen Zweck; eine Ueberſicht habe ich in meiner Encyklopädie zu geben verſucht, die aber ſehr einer Umarbeitung bedarf. Nach dieſem Zwecke wollen Sie alſo meine bisherigen und künftigen Schriften betrachten; eine Logik und dann die Rechts-Philoſophie (die dem demagogiſchen Volke großen Anſtoß gegeben) ſollen ſolche wiſſenſchaftliche Bearbeitungen, jene des Allgemeinen, dieſe eines Theiles der in der Wirklichkeit ſich offenbarenden Idee ſeyn, die in Allem die Eine; Sie werden daraus meine Methode näher erſehen können, die nichts als den aus dem Begriffe nothwendigen Fortgang entwickeln, und ſich ſonſt um keine guten Gründe und Meinungen umſehen und bekümmern ſoll.

Ich wünſche nun, daß dieß Wenige dazu dienen möge, Ihnen die verlangte Bekanntſchaft mit meiner Anſicht und Weiſe des Philoſophirens ungefähr zu geben; Sie werden in dieſem Verſuche wenigſtens erkennen, wie ſehr es mich gefreut hat, einen Freund der Philoſophie (des oberflächlichen Eigendünkels giebt es deren eine Menge) in Ihnen kennen zu lernen; mit aller Hochachtung

Ihr

ergebenſter

Prof. Hegel.

An Denſelben.

Berlin, den 29. April 1823.

Ich habe Ihnen, verehrter Freund, zuvörderſt recht ſehr Entſchuldigungen über meine Saumſeligkeit im Beantworten Ihrer beiden Briefe zu machen, und muß Sie darüber bitten, mit mir Nachſicht zu haben; es waltet hierin ein eigenthümliches

Mißgeſchick über mir; jeden Brief, den ich ſchreibe, ſehe ich mich genöthigt, mit Bitten um Verzeihung anzufangen. Indem ich aber jetzt unabänderlich an die Beantwortung kommen will, habe ich Ihre beiden Briefe, die ich mir vor Kurzem zu dieſem Behufe beſonders legte, nicht vor mir; um die Zeit und Luſt nicht wieder mit Suchen hinzubringen, muß ich nur aus der Erinnerung ſchreiben. Es ſind philoſophiſche Bedürfniſſe und Fragen, die Sie mir vorlegen, und die mir Ihr gründliches Intereſſe und Bemühen für die Erforſchung der Wahrheit bezeigen; unter den Veranlaſſungen zur Zögerung iſt dann auch dieſe geweſen, daß ich die Apprehenſion haben kann, in einem Briefe den Gegenſtand, um den es ſich handelt, nicht genügend auseinander ſetzen zu können. Ich will es nun verſuchen, freilich nur nach Anleitung der Erinnerung, mich über die Bedenklichkeiten, die ſich bei Ihnen erheben, zu erklären. Die eine entſtand, wenn mir recht iſt, zunächſt über das Reſultat meiner Expoſition des Kauſal-Zuſammenhangs. Was Ihnen dabei auffiel, ſchien mir nicht ſo ſehr die Natur dieſes Begriffes ſelbſt zu betreffen, als vielmehr die Folgen, welche es für andere Erkenntniſſe haben würde, wenn jener Begriff nicht Stand hielte. Außerdem daß ich hierüber bemerken würde, daß die Begriffe ohne alle Rückſicht auf Anwendung und Folgen zu betrachten, in der Logik ganz unerläßlich ſey, und dieſelben ganz nur für ſich ſtehen oder fallen müſſen, würde ich Sie an das Reſultat der kantiſchen Philoſophie erinnern, mit welchem Sie bekannt ſind, und das in Rückſicht der Verſtandesbegriffe dahin geht, daß vermittelſt derſelben ſich nur Erſcheinungen erkennen, aber nicht das Wahre ſich in jene Formen faſſen laſſe. Es handelt ſich in dieſer Unterſuchung nur darum, welches die Gedankenbeſtimmungen ſeyen, die fähig ſind, das Wahre zu faſſen. Es iſt darum nichts verloren, wenn dieſer oder jener Begriff ſich dazu nicht befähigt zeigt; dergleichen Beſtimmungen ſind in der endlichen Welt zu Hauſe, oder das Endliche iſt eben dieſes, in ſolchen Beſtimmun-

gen zu seyn; die Idee muß eine hiervon verschiedene Form ihrer Einheit mit sich haben, — zu welchem Standpunkte die kantische Kritik nicht fortgeht, — für die Erkenntniß des Wahren im Endlichen selbst muß sich hierdurch denn auch eine andere Weise bestimmen, als die jener Kategorien.

Ich wollte eben daran, von dem Zusammenhange des Gesagten mit dem Inhalte auch des zweiten Briefes zu sprechen, als ich nach wiederholtem Suchen denn doch glücklicher Weise ihren zweiten vom 3. März habhaft wurde; es geht derselbe weiter auf das Allgemeine, metaphysische Ansicht und Stellung des Erkennens zum Wahren zurück. Zunächst füge ich zum Gesagten, daß wenn im Geiste, Gemüthe, besonders in der religiösen Empfindung, — von der Sie im ersteren Briefe, auch im Zusammenhange mit Ihrem Lebensgange und Ihrem Verhältnisse als Haus- und Familienvater, zugleich ebenso gefühlvoll und gediegen als freundschaftlich-vertraulich sprachen, — also wenn im Menschen der Glaube, Gewißheit, Ueberzeugung oder wie wir es qualificiren wollen, an die Wahrheit, an Gott, für sich feststeht, es sich nicht erst darum handelt, diese Ueberzeugung durch die Erkenntniß zu erlangen, — oft wird es jedoch auch der Fall seyn, daß der Mensch auf dem Wege philosophischer Einsicht dazu kommt, — als vielmehr alsdann darum, diese für das Gemüth bereits feste Grundlage zu erkennen und zu begreifen. In dieser Stellung ist der Geist, so zu sagen, sicher gegen das Erkennen; befriedigt sich das Begreifen nicht, so thut dieß jener Gewißheit keinen Eintrag; sie kann unwankend bleiben, es sey, daß man das Mißlingen der Erkenntniß dem besonderen Wege, den man eingeschlagen, oder auch selbst der Natur des Erkennens überhaupt zuschreibt; die Erkenntniß kann nach dieser Stellung mehr als ein Luxus des Geistes, als für ein Bedürfniß desselben angesehen werden.

Hieran knüpft sich nun das, was Sie in Ihrem zweiten Briefe von dem Verhältniß sagen, welches Reinhold, — welcher

redliche Forſcher, wie ich aus den Zeitungen erfahre, vor kurzem geſtorben iſt, und beſonders auch von Ihnen betrauert worden ſeyn wird, — und die Schottländer dem Wahren und deſſen Vorſtellung zu einander geben; — daß nämlich das wahre Seyn an ſich wahr, und das Vorſtellen nicht zu ſeiner Vorausſetzung habe; das menſchliche Vorſtellen ſetze dagegen jenen unabhängigen Gegenſtand voraus, und wiſſe die Wahrheit nur als eine relative Uebereinſtimmung mit ſich, die Wahrheit des Seyns an ſich ſey dagegen abſolute Uebereinſtimmung des Seyns mit ſich ſelbſt.

Weil es nahe liegt, will ich hier die Bemerkung machen, daß, wenn von dem Seyn dieß geſagt wird, daß es eine Uebereinſtimmung ſeiner mit ſich ſelbſt ſey, und dann doch von demſelben als einem Unerkannten und Unerkennbaren geſprochen wird, — damit das Gegentheil von dem geſagt wird, was ſo eben geſchehen, — denn die Beſtimmung von dem Seyn, daß es die abſolute Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſey, iſt ja eine Denkbeſtimmung, d. i. eben hiemit wird es gedacht und in ſo weit erkannt. — Alle jene Sätze übrigens, in ſofern ſie ſich eben auf die Natur des Vorſtellens beziehen, gebe ich ganz zu; Vorſtellen iſt allerdings das nur im Relativen ſtehende, d. h. mit einer Vorausſetzung behaftete Erkennen. Aus demſelben Grunde aber enthalte ich mich des Ausdrucks, z. B. das Abſolute als Einheit des Vorſtellens und Seyns zu bezeichnen. Das Vorſtellen gehört einem andern Boden an, als dem der Erkenntniß des Abſoluten.

Von hier gehe ich zu der Darſtellung über, die Sie von meinen Gedanken machen, und worüber Sie ein Urtheil von mir haben wollen. Es hat mich gefreut zu ſehen, wie tief Sie eingedrungen ſind, und geradezu den Punkt, wo die Sache am ſpekulativſten iſt, ergriffen haben. Zunächſt will ich aus dem Geſagten wiederholen, daß ich dem Inhalte der reinhold'ſchen, ſchott'ſchen u. ſ. f. Philoſophie nicht entgegengeſetzt bin, ſondern

mich außerhalb ſolchen Standpunkts befinde, und darin nur ihnen widerſprechen würde, daß jener Standpunkt des Vorſtellens der höchſte und letzte ſey. — Zu Ihrer Expoſition von meiner Abſicht, — welche ich ſehr genau und gründlich aufgefaßt finde, — will ich nur dieß bemerken: daß, wenn Sie als Reſultat über den Unterſchied, der zugleich in Einem kein Unterſchied iſt, ſagen, dieſe ſcheinende Differenz ſey der bloße Schein der Differenz und die *abſolute Wahrheit* des Geiſtes ſey die abſolute Indifferenz, Identität, Einheit, das Wort: abſolut leicht den Sinn des *Abſtrakten* bekommen könnte (wie *abſoluter* d. i. abſtrakter Raum), und ſo wäre die Wahrheit nur die abſtrakte Indifferenz, Identität, Einheit, — wie oben das Seyn nur als Uebereinſtimmung mit ſich beſtimmt worden iſt. Aber im Sinne des philoſophiſch-Abſoluten beſtimmte ich das Wahre als das in ſich *Konkrete*, d. i. (wie Sie auch anführen), als Einheit *entgegengeſetzter* Beſtimmungen in ſich, ſo daß dieſe Entgegenſetzung in der Einheit noch erhalten iſt, — oder die Wahrheit nicht als ein Stehendes, Starres (alſo Identität, Seyn), ſondern als Bewegung, Leben in ſich ſelbſt, als Indifferenz nur als *in ſich ſcheinende* Indifferenz, oder mit einem Unterſchied in ihr, der als *in* ihr, in der Einheit, zugleich keiner, als ein *aufgehobener*, d. h. vernichteter und aufbewahrter iſt, — der darum, daß er ein ſcheinender iſt, nicht — nicht iſt.

Ich wünſche nun, daß dieſe Bemerkungen ihren Zweck, Ihnen die Richtigkeit Ihrer Darſtellung meiner Begriffe zu beſtätigen, erfüllen mögen; mit herzlicher Hochachtung und Freundſchaft

Ihr

ergebener

Hegel.

8. An Ravenstein,
Königl. Preuß. Premier-Lieutenant.

Ich habe recht sehr um Verzeihung zu bitten, auf Ihr bereits am 5. v. M. gefälligst an mich gerichtetes Schreiben nicht früher geantwortet zu haben; was ich über diese Verzögerung anzuführen hätte, daß es mir mit der Korrespondenz überhaupt nicht anders zu gehen pflegt, würde mehr nur eine Erweiterung meiner Schuld, als eine Entschuldigung abgeben.

Es konnte mir nicht anders, als sehr erfreulich seyn, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß das, was ich in der Philosophie versucht, Zustimmung bei Ihnen gefunden; so sehr der in seinem Denken lange einsam Beschäftigte, für sich in seinem Gange Befriedigung finden mochte, so sehr wird es ihm zur erfreulichen Bewährung und Stärkung, in dem Geiste Anderer eine Zustimmung ihm entgegenkommen zu sehen. Solche Theilnahme, wie Sie bezeugen, muß mir um so werther seyn, als ein tieferes Interesse an den großen Gegenständen unseres Geistes und der Ernst des denkenden Studiums derselben sich auf Wenige zu beschränken pflegt. Dieselbe ist auch ein reicher Ersatz gegen die Verunglimpfungen, deren Sie erwähnen; gegen diese hilft nichts anderes, als abgehärtet dagegen zu seyn, und man wird dieß um so leichter, als sich bald zeigt, daß die, welche sich solche erlauben, nicht einmal die billige Forderung erfüllen, eine Kenntniß von dem zu haben, was sie verunglimpfen.

Was Ihre Anfrage über eine frühere Schrift von mir: „Ueber die Differenz der fichte'schen und schelling'schen Philosophie" betrifft, so ist mir bekannt, daß dieselbe seit langem nicht mehr im Buchhandel ist, wie ich selbst sie auch nicht besitze und nicht mehr zu einem Exemplare derselben habe kommen können.

Ihren Wunsch, die Abschrift eines Heftes von meinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Religion zu erhalten, weiß

ich nicht zu befriedigen; Sie werden dieß eher durch Zusammenhänge mit Studenten bewerkstelligen können, unter denen solche Hefte, mir unbewußt, und nach den wenigen, die ich zu sehen Gelegenheit gehabt, eben nicht immer zu meiner Zufriedenheit, cirkuliren. Ich mache Sie bei dieser Veranlassung auf eine vor etlichen Monaten hier — bei E. Franklin — erschienene Schrift aufmerksam: „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen, — ein Beitrag zum Verständnisse der Philosophie unserer Zeit; von C. Fr. G....l" (so viel ich höre: Göschel, Oberlandesgerichts-Rath in Naumburg.) Der Verfasser beschäftigt sich darin vornehmlich mit meinen Darstellungen der christlichen Ideen, und einer nach allen Seiten sich wendenden Rechtfertigung derselben, und zeigt eine ausgezeichnete Vereinigung tiefer christlicher Frömmigkeit und des gründlichsten spekulativen Denkens.

Noch bitte ich Sie, dem Herrn D. Hügel, dessen freundschaftliches Andenken an mich Sie erwähnen, auf's beste mich zu empfehlen, und die nochmalige Versicherung des Interesses, das mir Ihre Theilnahme an meinen philosophischen Arbeiten erweckt, und meiner vollkommenen Hochachtung anzunehmen, mit der ich bin

Ihr

ergebenster

Berlin, d. 10. Mai 1829. Prof. Hegel.

---

9. An Varnhagen von Ense.

Eben war ich im Begriff die Feder anzusetzen, um Ihnen, verehrtester Herr Geheimer Rath, für das neulich von Ihnen erhaltene Geschenk meinen verbindlichsten Dank zu sagen, den ich aufgeschoben hatte, bis mich ein ordentlicheres Lesen in Stand

geſetzt hätte, zu dem allgemeinen Intereſſe, das mir ein Werk von Ihrer Hand, und ſo auch dieſes, bei dem erſten rapiden Durchlaufen erweckte, und zu der Empfindung über das Freundſchaftliche der Gabe etwas Näheres über den eigenthümlichen Eindruck und die beſondere Belehrung, die ich ſah, daß ich daraus gewinnen würde, hinzu zu fügen, als ich Ihr zweites Geſchenk empfange, mit dem Sie mir die Ehre haben erweiſen wollen, meinen Namen in nähere Verbindung zu ſetzen. Hierüber darf ich es nicht anſtehen laſſen, Ihnen zu bezeugen, wie ſehr ich den Werth dieſer Auszeichnung und der höchſt verbindlichen Art, die den Werth derſelben faſt bis zu einer Beſchämung erhöht, empfinde. Ich thue dieß jedoch mit mattem Kopfe, denn ich habe die wunderbare Anſchauung, die Sie uns dargereicht, vergangene Nacht noch verſchlungen, das Meiſte geleſen, ſo daß ich von den vielfachſten Erregungen durchbewegt bin. Wenn in Zinzendorf das Innere ohne Entwicklung, beinahe ohne Täuſchung und Kampf, von früher Jugend an entſchieden, und er nur dieſe Individualität iſt, ohne Individualität ein fertiges Werkzeug ſeines feſten Höchſten zu ſeyn; ſo führen Sie uns in Erhard einen erſtaunungswürdigen Autodidaktos vor, und der es nach allen Beziehungen iſt; unter dem großen Reichthum des Stoffs von Intereſſe und Geiſt verfehlt ihre Wirkung die wunderbare Erſcheinung nicht, die ſich ihm von der Jugendmacht ſeines Gemüths als ein Reſt treu erhalten hat, und die Sie mit dem tiefen Sinn für Individualität, der Ihnen ſo eigen iſt, ſo treffend und ſchön S. VIII bevorworten. Aber ich darf mich auf die Fülle von Anregungen, Stimmungen und Betrachtungen, die in mir erweckt worden, nicht einlaſſen, um die Bezeugung der beſonderen dankbaren Empfindung nicht zu verzögern, mit der mich das Freundſchaftliche Ihrer Güte erfüllt hat; ich verdanke derſelben ſchon ſo mannigfaltige Genüſſe und Belehrungen; wie ich jede Ihrer Produktionen mich mit ſolchem Gewinn erfüllend finde, eben ſo ſehr vermehrt jede die Hochachtung,

die ich Ihnen gewidmet und deren Ausdruck und meinen verbindlichsten Dank ich Sie gütig anzunehmen bitte.

Berlin, d. 23. Mai 1830. Hegel.

---

10. An den Professor Gauß.

Berlin, den 3. Oktbr. 1826.

Auf das zweite, geschäftsgewichtige Bülletin, — das ich heute erhalten, — mit umlaufender Post, in Eile, — vor Allem aber mit rückwärtssehender angenehmer Erwiederung auf das erste, nicht anders, als mit anerkennender Belobung der Preiswürdigkeit und Nützlichkeit der mehreren Subjekte, in's Besondere meines gehörig geschätzten Freundes Wendt, — eines Mannes, wie auserlesen zum Wesen ꝛc., welche Sie auf diesem, von mir in Dessau bei so schönem Wetter und in so vergnüglicher Gesellschaft, so oft mitgewünschten Wege, zusammgepustet, auf daß Andere thun mögen, was für den großen Zweck geschehen muß. — Auch Marheineke, wie ich zum Besten unserer guten Sache hier anführe, ist nicht ohne solche reiche Aufrührung Anderer zurückgekommen. Was Döderlein's Behandlung betrifft, denke ich wohl, daß Sie dieselbe nicht vollständig beschrieben, nur seine Eigenthümlichkeit gemeldet, die für sich die Würde unsers Unternehmens von oben herab benehmen that, als welches keine Recensir-Anstalt und kein Engagiren an eine Recensir-Anstalt involvirt, — freilich können unsere Gelehrten nur nach und nach sich zum Standpunkte eines rohen Canevas erheben, den sie als ihrer, nicht unserer eigenen Aktivität zustehend, ansehen zu lernen hätten; — kaum dürfen wir rotten boroughs merken lassen, um unsre parlamentarische Haltung gehörig zu schützen. Es ist nicht anders als zweckdienlich und nothwendig gewesen, daß Sie von Nürnberg gleich nach Stuttgardt geeilt, nachdem sich weder sonst die bestellten und selbst vorgehabten Briefe Cotta's noch auch am ersten Ort bei dem Gewürzkrämer Küffner die

gewünschte Auskunft gefunden. Daß Sie mit Cotta abgeschlossen, dieß ist nun die, d. h. Eine Hauptsache, — denn Sie wissen, daß zu Einer Sache viele Hauptsachen gehören. Nun Glück auf! Gut! Recht! Um so zweckmäßiger und verdienstlicher, ja nothwendig, zeigte sich die Reise und persönliche Gegenwart; — Cotta steckt in so vielen Verwicklungen und Zusammenhängen, die es erschweren, eine bedeutende Sache rein herauszuschälen und fest zu machen, die selbst ein so weitläufiger Komplex ist; er blieb auch vorher dunkel über solche weitere Anknüpfungen; hatte er uns, ja selbst seinem Geschäftsträger, dem Gewürzkrämer Küffner, nichts davon zu verstehen gegeben, so segelten wir über Klippen und Untiefen, wo wir reine Fahrt sahen. — Denn freilich München's Glanzschwangerschaft ist drohend für uns; es sind drei Requisite, mit denen eine solche wissenschaftliche Epoche sich, — und wehe! ob nicht auf unsere Kosten, versehen muß; 1) berühmte Namen — deren Ruhm werden Sie wohl in München erfahren; 2) eine thätige Buchhandlung, d. h. eine solche, welche schlechten Autoren ein beträchtliches Honorar bezahlt, und auf weißem Papier drucken läßt, und mit Unternehmungsgeist, mit oder ohne Kapital, nach einem Jahre einen eklatanten Bankrutt macht; 3) eine Literatur-Zeitung, nämlich aber wie nie eine gewesen, d. h., wenn nun Gott den Schaden besieht, so alltäglich oder alltäglicher als je andere gewesen sind. Den Cotta, an dessen Eisenkopf so viele dieser Glanz-Universitäts-Schwangerschaften und ihrer Buchhandlungen vorübergegangen und darin hart geworden, hat das neue süddeutsche Zion der Wissenschaft breit zu schlagen bis jetzt nicht verstanden.

Und so stehen uns denn desto herrlichere Aussichten bevor, höheren, welthistorischen Styls, die Vereinigung des südlichen Deutschlands, das auf seinen eigenen Beinen hochgesinnt gegen uns treten wollte, und des nördlichen Deutschlands, — eine Vereinigung, die schon auf's Würdigste begonnen, und von um so gründlicherer Wirksamkeit seyn muß, als für die patriotischen

Baiern, — somit auch in's Besondere für Thiersch, — solch ein Vorzeig ein Panier ist, dem sie gern und patriotisch, ja selbst mit Enthusiasmus, zu folgen sich gedrungen fühlen. Diese Ansicht a priori zu fassen, war übrigens überflüssig; sie wird sich Ihnen schon von selbst genug, — bei Altbaiern in's Besondere aufdringlich machen, als das einzige Motiv, womit sie zu beschwichtigen wären, — für solches Nachgeben und Weichwerden, wie es Thiersch schon angekommen seyn soll. Uebrigens haben Sie von selbst die weiteren Titel in Händen, die Einladung der etwaigen Brauchbarkeit Thiersch's, Fr. v. Bader's und einiger wenigen Anderen, — deren berühmte Namen Sie in München erfahren werden, — meines Freundes Niethammer wirkliche Thätigkeit, — dann eine psychologische Hauptgrundlage an der inneren Gewißheit, auch der Hohlen, von der Unzulänglichkeit, Leerheit und barbarischen Unbrauchbarkeit der Eifrigsten, — schließlich zu erwähnen, daß Sie mit Cotta abgeschlossen, also nur die weiteren Zwecke, die weitschweifige Bemantelung (womit Cotta zufrieden zu machen), die große welthistorische Absicht der Vereinung und das Zusammenpusten Anderer, die arbeiten, seyn werden.

Alles dieses also zur freundlichen Erwiederung Ihrer gefälligen Bülletins, um deren Freundschaftlichkeit und Vergnüglichkeit dankbarst, — so weit es von Weitem seyn kann, — zu honoriren, — so wie meinen Dank für die gefällige Besorgung der Angelegenheit bei meiner Schwester.

Nun noch, was ich seither an hiesigen Neuigkeiten gesammelt; — Grillparzer war hier, ein recht schlichter, verständiger und eifriger Mann, — dann haben Raupach's Nachtwächter nicht zu ihrem Vortheil getutet; sie haben vorgestern in Potsdam geblasen; ob den Herren da weniger Schaden geschehen, ist mir noch unbewußt. — Professor Blum ist gegenwärtig hier auf seiner Durchreise; — Leo ist in gestriger Sitzung bei der Bibliothek mit 400 Rthlr. angestellt worden. — Professor Abegg aus Königsberg ist hier, er und ich vermissen Ihre An-

weſenheit, er hat ſich kriminaliſtiſch und kriminell Schunke's und ſomit Puchta's Journal angeſchloſſen, hat ein und andere Moralia für Sie in petto, womit wir ihn aber nicht aufkommen laſſen. — Von Hülſen iſt heute abgereiſ't. — Meine Büſte iſt ſo gut als fertig. — Carové wird in wenigen Tagen hieher kommen; man könnte Pläne — zu kurrenter, betriebſamer, läufiger Sekretariats-Arbeit mit ihm haben. — Die Kunſtausſtellung hat ſeit zehn Tagen begonnen. — Mit Ihrer Nachhauſekunft hoffen wir Bericht über den Beginn und die Ausſichten zu unſerem erſten Hefte zu erhalten. Die herzlichſten Grüße an Hotho und an meine lieben, theuren münchner Freunde, und an Sie, mein lieber und geſchätzter Freund, deſſen Geſellſchaft ich ſo oft vermiſſe. —

Ihr

Hegel.

---

11. An den Oberlandesgerichtsrath Göſchel.

Es iſt ſchon geraume Zeit, über ein Jahr, daß ich von Ihnen den freundlichen Brief erhalten, der mich benachrichtigte, wie gütig Sie die Freiheit, die ich hatte nehmen wollen, Ihnen perſönlich meine Hochachtung zu bezeugen, haben anſehen wollen, und deſſen wohlwollender Inhalt und ſo gewichtige Worte für das Zeitverhältniß zu ſpekulativer Erkenntniß, mich für das Mißglücken jenes Verſuchs ſchadlos hielt. Ich habe über ſolche ungehörige Verſpätung meines Dankes Sie recht ſehr um Verzeihung zu bitten und meine ſehr große Entſchuldigung zu machen. Was müſſen Sie über ſolche Vernachläſſigung denken, — habe ich mir freilich oft ſagen müſſen, — während mir, voll von der innigen Verehrung gegen Sie, an der Erhaltung Ihrer gütigen Geſinnung gegen mich ſo ſehr gelegen iſt. Ganz darf ich nicht darüber weggehen, die Entſchuldigungsgründe anzuführen; als den hauptſächlichſten muß ich eine Idioſynkraſie

nennen, die es mir, der ich ohnehin kein Geſchäftsmann bin, nicht zuläßt, die Beantwortung eines werthen Briefes, wie der Ihrige, als eine Geſchäftsſache abzuthun: ſie gilt mir vielmehr als ein Umgang mit dem Manne, an den ich zu ſchreiben habe, — als eine ſolche Unterhaltung, zu der ich Sammlung und Ruhe bedarf und abwarten will, aber der ich in einem Zuſtande, in dem das Gemüth mit äußerer Zerſtreuung überfüllt iſt, nicht fähig bin; in einem ſolchen Zuſtande aber habe ich mich das verfloſſene Jahr über befunden, und indem ich die erſte Zeit der Muße zu ſolcher Unterhaltung benutzen wollte, bin ich von dem erſten Augenblicke an mit einem kalten Fieber heimgeſucht worden, mit dem ich mich ſeit einem Vierteljahre herumſchlage. Ein näherer Grund anfänglichen Aufſchiebens war der Wunſch, eine Anzahl anonymer Schriften, von denen mir berichtet war, daß Sie der Verfaſſer ſeyen, zu erhalten; mein langes Warten darauf aber war vergebens, und zugleich hoffte ich, bei bereits eingetretener Verſpätung, Ihnen im Frühling eine neue Ausgabe meiner Encyklopädie zuſenden zu können, deren Beſorgung alle meine freien Stunden in Anſpruch nahm, und von der ich den Verdruß gehabt habe, daß ſie ſo eben erſt erſchienen; ich nehme mir die Freiheit, ein Exemplar hiemit beizulegen, und ſie Ihrer gütigen Nachſicht zu empfehlen; im einzelnen Ausdruck habe ich Vieles zu verbeſſern geſucht. In der Vorrede zu dieſer Ausgabe habe ich mich nicht enthalten können, einen Gegenſtand zu berühren, über deſſen einen Theil Ihr Schreiben ſich geäußert hatte. Ohne Zweifel hatte die hallenſer Geſchichte Sie gleichfalls angeregt, welche das Publikum, das Miniſterium und ſelbſt höhere Etagen, auch die Gerichte in Anſpruch genommen hatte; aber Sie haben geſehen, was aus dieſer Bewegung für eine ſchlaffe Beruhigung hervorgegangen iſt. Sie hatten vielleicht gleichfalls die Hoffnung gefaßt, daß die Parteien ſich gegenſeitig nöthigen würden, an die Sache zu kommen und in eine Entwicklung von Inhalt einzugehen; wobei von ſelbſt Ihre Apho-

rismen zum Mittelpunkte der Diskuſſion hätten werden müſſen; (— dieſelben ſind [per parenth.] hier auch in höheren Kreiſen bekannt und geleſen worden; — doch pflegt auch daſelbſt die Wirkung nur etwa bis zum Verſtummenmachen zu gehen;) dazu aber haben ſie wohl mächtig mitgewirkt, daß die Apprehenſion vor Philoſophie und damit etwa auch vor Philoſophen ſich gemildert haben mag, worin die erwünſchte Bequemlichkeit, dieſelbe nun ruhig auf der Seite liegen laſſen zu können, gleichfalls ſich befriedigt findet. Indem ich ganz damit übereinſtimme, daß, wie Sie in Ihrem Schreiben ſagen, von Seiten der Philoſophie das Anerkenntniß des Inhalts des lebendigen wirklichen Glaubens nicht genug wiederholt werden könne, ſo kann man es zugleich wohl bedauern, daß in jener lautgemachten Angelegenheit ſo wenig Inhalt auch von dieſer Seite zum Vorſchein gebracht worden, und die Angriffe eine ſo ſubjektive und perſönliche Haltung hatten. Die andere Seite hat ſich in ihrer Weiſe mit der formellen Freiheit zu decken geſucht, und ſich wohl gehütet, ihre Blöße aufzudecken; die Behauptung dieſer ſogenannten Freiheit hat für ſich eine immenſe Popularität, und thut auch darum ſo trotzig gegen einen Angriff, weil ſie ſolchem, der das Dogma und die Form der Kirche vertheidigt, die gehäſſige Wendung eines Angriffs auf Amt und Brod der Individuen zu geben, gleich bei der Hand iſt; es iſt ein ähnliches Verhältniß, daß diejenigen, welche die Rechte der Regenten und des Staats vertheidigen, für ſich der Servilität, in Anſehung der ebenſo ſeichten Staatslehrer und -Redner, — als es in der Religion die Rationaliſten ſind, der Abſicht, ſie den Regierungen verdächtig machen, und deren Ahndung auf ſie ziehen zu wollen beſchuldigt werden. — Doch hat gegenwärtig das ungeheure politiſche Intereſſe alle anderen verſchlungen, — eine Kriſe, in der Alles, was ſonſt gegolten, problematiſch gemacht zu werden ſcheint. So wenig ſich die Philoſophie der Unwiſſenheit, der Gewaltthätigkeit und den böſen Leidenſchaften

dieſes lauten Lärms entgegen ſtellen kann, ſo glaube ich kaum, daß ſie in jene Kreiſe, die ſich ſo bequem gebettet, eindringen könne; ſie darf es ſich, — auch zum Behuf der Beruhigung, — bewußt werden, daß ſie nur für Wenige ſey. Indem ich mich daran gewöhnt, in dem Treiben derſelben die Befriedigung meines Geiſtes zu ſuchen, ſo iſt es mir zugleich höchſt erfreulich und erquicklich, wenn einiges davon in Anderen wiederklingt und ich ihnen auf gleichen Pfaden begegne; wie ſchätzbar mir die Begegnung mit Ihnen ſey, ſpreche ich mit tiefgefühltem Danke und mit inniger Verehrung aus; mit dieſer erlauben Sie, mich Ihrer ferneren gütigen Geſinnung zu empfehlen.

Ihr

Gehorſamer

Berlin, d. 13. Decbr. 1830. Prof. Hegel.

---

12. An den D. Förſter.

Sehr werther Flüchtling!

Es war am 24. September, daß mich der Inſtinkt zu der betrübten Strohwittwe führte, das für mich von Ihnen beſtimmte Blättchen abzuholen. Ich habe Ihr blumenbekränztes Bild mit herzlicher Freundſchaft begrüßt, Ihnen zu dem glücklichen Begebniß Ihrer Reiſe Glück gewünſcht und für Ihre freundliche Erinnerung und deren Quelle, wie für die gegebenen Notizen aus München, gedankt. Ich habe mit Schelling in Karlsbad (wohin ich auf der Tour durch Töplitz, Prag, dann Weimar, — zum achtzigjährigen Jüngling, — Jena, kam) 5—6 Tage in alter kordater Freundſchaft zugebracht. In Prag bitte ich nicht zu verſäumen, Herrn Profeſſor der Geſchichte, von Henniger (ſprich: Hennigahr), einen Schwager meines dortigen Onkels und hieſiger Tante, breite Gaſſe, ſchlichting'ſches Haus, dem ich Sie annoncirt, aufzuſuchen, — er iſt mit eigenem Triebe ſehr

bereitwillig, Ihnen für Nachforſchungen und Materialien zu Ihren Arbeiten auf alle Wege behilflich zu ſeyn. Machen Sie ihm und dann auch Herrn Bibliothekar Hanka meine beſten Empfehlungen, es wird von Intereſſe für Sie ſeyn, einige Tage für Prag zu beſtimmen. Der König hat ein Exemplar Ihrer Schrift an Graf Waldſtein zum Geſchenk gemacht. Leben Sie wohl, bald glückliche Rückkehr, die auch die andern vacirenden Kollegen nach und nach effektuiren. — Heute wird die Rentrée der Madame Crelinger (in Gabriele) celebrirt, wenn es nur nicht ein commencement de la fin (Wien ſoll ihr ſehr nach geſtellt haben) iſt.

Ihr

d. 3. Oktbr. 1829. treuer Hegel.

An Denſelben.

Lagrime Christi.

Daran können wir nun deutlich merken, daß die Thränen, die der Herr über das katholiſche Unweſen ausgegoſſen, nicht ſalziges Waſſer nur geweſen, ſondern Flaſchen tropfbaren Feuers.

Nun will Ihre Freundlichkeit und Güte dem lateiniſchen Redewaſſer, das ich dermalen durchzukneten habe, mit dieſem Feuer aufhelfen; ich habe Ihnen zuerſt dafür zu danken, und wenn dieß Gefäß, das dieſen Feuerſtoff durch zu deſtilliren hat, ihn nicht verdirbt, ſo ſollen es meine geplagten Zuhörer Ihnen verdanken, was von Wärme aus mir an ſie käme.

Ihr

Berlin, d. 22. Juni 1830. Hegel.

An Denſelben.

— — Dann habe ich geſtern noch einmal Ihren Aufſatz über Raupach's Semiramis geleſen, und wollte anfragen, ob es

nicht gerathener wäre, die Vergleichung mit Calderon ſo gut wie ganz auf die Seite zu ſtellen und ſo ein Stück ganz nur zu beurtheilen, wie es da vor uns auf der Bühne ſteht und geht; Sie ſelbſt haben an Shakespeare laborirt, — und haben damit für ſich zugleich das Intereſſe, die Zumuthung, uns auf dem Theater die Schönheiten eines Shakespeare, Calderon ꝛc. gefallen zu laſſen, nicht zu ſanktioniren, — doch nicht etwa den luſtigen Weibern von Windſor zu gefallen?!!

Zuletzt noch einmal meinen Beifall zum Ausritt des Großen Churfürſten, — es iſt in ſeiner Art klaſſiſch.

Hegel.

---

13. Seiner Excellenz dem Miniſter von Altenſtein.

Euer Excellenz

halten mir zu gute, wenn ich dem Drange nachgebe, in dieſen Tagen des herbſten Schmerzes, der noch über Euer Excellenz verhängt werden konnte, Dieſelben mit dieſen Zeilen anzugehen. Was von Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit, von Bekanntſchaft mit der ſegensreichen Wirkſamkeit Euer Excellenz in Ihrer hohen Stellung, mit den Arbeiten und ſchweren Verhältniſſen derſelben, mit den hohen Tugenden des öffentlichen und des Privat-Lebens, die der Gegenſtand der allgemeinen Hochachtung ſind, dann mit den ſchweren Leiden und Prüfungen, denen Euer Excellenz von höherer Hand unterworfen worden ſind, was von ſolchen Empfindungen und Erinnerungen ſich im Gemüthe geſammelt hat, vereinigt ſich bei dem Anblick ſolcher harten Lebenswendung in eine koncentrirte Vergegenwärtigung, die ſich zur Aeußerung getrieben fühlt; und der Schmerz der Theilnahme über den unermeßlichen Verluſt, den Hochdieſelben erlitten, drängt ſich in ſeinen Mittelpunkt, ſich in der Stätte niederzulegen, wo er in ſeinem ganzen Umfange und Stärke und damit in ſeinem

ganzen Rechte vorhanden ist; solche Stätte aber ist in dem Herzen, von welchem der volle, ausführliche, durch ein ganzes Leben hindurch erprobte Werth des Gegenstandes dieses Schmerzes gekannt ist. Von solchem Werthe ein Bild haben gewinnen dürfen, gehört zu den besten und seltensten Erfahrungen meines Lebens über die Menschen. In dem Bilde der verewigten Schwester Euer Excellenz wird das Andenken mit allen Tugenden beschäftigt, die eine weibliche Seele schmücken; und wenn dasselbe von der Vorstellung eines gebildeten Geistes, der Bekanntschaft mit dem Ernste des Lebens und der großen Verhältnisse, und der noch frühern mit den Schmerzen und Leiden desselben, aber der himmlischen einfachen Geduld und Ergebung, des liebenden Mitgefühls mit allen Leidenden, der theilnehmenden Freundschaft, der unendlichen Liebe zum Bruder, — diesem stärksten Gefühle einer edlen weiblichen Brust, — von der Reihe der einzelnen Tugenden gerührt und erfreut ist, so findet es noch den höchsten Werth und die eigenthümlichste Anmuth dieses Reichthums darin, daß derselbe sich in unzersplitterter Harmonie in die einfache Blüthe heiterer Natürlichkeit und Geradheit des Sinnes, ja einer jungfräulichen Jugendlichkeit einer edeln Natur, zusammengeschlossen befunden hat.

Wenn mir, an der Frische dieser aus allen Leidensstürmen klar fortfließenden Quelle mich zu erquicken vergönnt gewesen ist, wenn auch meine Frau, wenn ich dieß erwähnen darf, an der Verewigten eine mütterliche Freundin, die an Allem Theil nahm, gefunden, so hat es das unerbittliche Schicksal gewollt, daß gestern nichts mehr übrig geblieben war, als mit einer Thräne und einer Hand voll Blumen und Erde ihr zu nahen, und zum letztenmale solcher Gegenwart Abschied zu sagen. Dieser Verlust verliert sich in dem unermeßlichen Verluste, den Euer Excellenz erlitten. Das Schicksal hat seine Schläge vollführt; aber die Vorsehung hat Euer Excellenz die große Sache, die die Ihrige geworden, und das große Herz gelassen und bewahrt,

um daſſelbe zum Grabe des Herzens zu machen, an dem die Herbigkeit der Verhängniſſe ſich ausgelaſſen. Wenn dieſer letzte Schmerz in dieſe ſtille Gruft verſenkt und verzehrt iſt, ſo kann nun nichts mehr kommen, was den Frieden Euer Excellenz wahrhaft zu ſtören und zu erſchüttern vermöchte. Für ein ſo vielbefaſſendes, lebendiges Herz bewahrt der Schooß der zukünftigen Tage noch eine Erndte von Befriedigungen und Freuden. So wünſche ich auf's Innigſte, daß Euer Excellenz für ſolche Erndte ein langes Leben, an welches zugleich ſo große Intereſſen geknüpft ſind, beſcheert ſeyn möge. Mit der aufrichtigſten Verehrung

Euer Excellenz

Berlin, d. 27. Mai 1830.

unterthäniger Diener
(gez.) Hegel.

Antwort Sr. Excellenz des Miniſters ꝛc. v. Altenſtein an ꝛc. Hegel.

Euer Hochwohlgeboren

meinem Schmerze ſo unendlich freundlich gewidmete Zeilen haben ihren edeln Zweck ganz erfüllt. Ich hielt es kaum für möglich, daß Jemand, außer mir, in ſolchen Zügen die Verklärte in allen ihren Verhältniſſen auffaſſe, und dem Manne, der das geliebte mir entſchwundene Weſen, ſo meinem Herzen im treuen, lebendigen Bilde wieder gegeben hat, darf ich nicht erſt ſagen, wie unendlich wohlthätig mir dieſe Aeußerungen des zarteſten und zugleich kräftigſten und erhabenſten Mitgefühls ſind. Wie bei der geliebten Verklärten alles Edle und Großartige in dem anſpruchloſeſten Anſchließen und Verehren ſich äußerte, ſo hat ſich auch ihr Verhältniß zu Ihnen gebildet und immer feſter begründet. Sie ſetzte einen großen Werth auf Sie, und hatte die herzlichſte und zarteſte Theilnahme für Alles, was Sie und

Ihre verehrte Frau Gemahlin betraf. Um so theurer ist mir das Denkmal, welches sie in Ihrem Herzen hat, und welches Sie ihr durch Ihre Aeußerung über sie gesetzt haben. Auch mein Gefühl haben Sie richtig aufgefaßt. Noch läßt der Schmerz kaum ein freundliches Licht für das mich betroffene harte Geschick zu. Es fehlt mir ja das Wesen, welches bei den härtesten Schicksalsschlägen als schützender Engel mir das freundliche Licht gewinnen half. Es ist mein größter Schmerz, daß ich mich von der Idee nicht trennen kann, auch jetzt noch bei ihr Trost zu suchen, und mit der sich mir aufdrängenden Gewißheit, daß dieser für mich auf dieser Erde nicht mehr vorhanden sey, zu einem desto schmerzlichern Gefühl des unersetzlichen Verlustes erwache.

Mit großer Stärke hat die Verewigte, bei der treuesten Zärtlichkeit, wenn sie auch glaubte, mein Beruf übersteige meine Kräfte, mich von solchem nicht abgezogen, sondern mein Gefühl für Pflicht geehrt, und nur ihre Anstrengungen verdoppelt, mir alle Lasten des Lebens abzunehmen, und mich zu erheitern, vertrauend, daß ich im Schutze der Vorsehung so lange wirken werde, als es gut sey. Ich lebe auch jetzt, nachdem der Himmel alle übrigen schönen Bande dieser Erde gelöset hat, einzig meinem Berufe mit dem Gefühle, daß mich dabei der Verklärten Geist umschwebe und mich ermuthige, auch bei dem Verluste des Theuersten, ihres schützenden Beistandes, so wenig als bei früheren Verlusten, die sie mir tragen half, und die sie im höheren Lichte zu mildern wußte, zu verzweifeln. So werde ich auch ferner ihres Beistandes nicht entbehren, und so wird sie auch aus einer höhern Welt ihren wohlthätigen Einfluß auf alles das, was in meinem Leben einigen Werth hat, ausüben, wie sie ihn mit so himmlischer Milde und Hingebung, so lange sie auf dieser Erde weilte, ausübte.

Nochmals wiederhole ich Ew. Hochwohlgeboren meinen innigsten Dank für ein so wohlthätig und erhebend ausgesproche-

nes Mitgefühl, und verbinde damit den erneuerten Ausdruck meiner Ihnen gewidmeten ausgezeichnetſten herzlichen Hochachtung.

Berlin, den 31. Mai 1830.

(gez.) von Altenſtein.

An
des Rektors und ordentlichen Profeſſors
Herrn D. Hegel,
Hochwohlgeboren.

---

14. Auszüge aus Hegel's Briefen an ſeine Gattin.

A. Reiſe nach den Niederlanden in dem Jahre 1822.

Sonntag früh, den 15. September.

Guten Morgen, liebe Marie, aus dem Sonnenſchein von Marienburg, denn dieß iſt Magdeburg, die Magd iſt die h. Marie, der der Dom geweiht iſt, oder war.

Das Erſte, was ich Dir zum guten Morgen zu ſagen hätte, daß wir glücklich hier angekommen ſind, geht zum Theil daraus ſelbſt, daß ich ſchreibe, hervor; die Geſellſchaft waren ordentliche Leute; kalt wurde es in der Nacht; doch 4 wollene Leibhüllen ſchützten mich hinreichend, ſo daß ich, nachdem ich mich mit Mühe wieder abgeſchält, mich unverſehrt erhalten befunden habe. Geſtern Mittag um 1 Uhr kamen wir hier an, aber es iſt ſchwerer aus Magdeburg hinaus, als hinein zu kommen. Die Rührigkeit des Hrn. Poſt-Präſidenten und die preußiſche Intelligenz haben ihr Auge noch nicht auf das hieſige Poſtwagenweſen geworfen. Die Journaliere, mit der ich gekommen, ſteht mit keinen weiteren Kourſen in Zuſammenhang. Dienſtag Mittag erſt geht der Poſtwagen nach Kaſſel, aber welch ein Karren! — alſo beſchloſſen Extrapoſt zu nehmen, muß aber hören, daß ich auf

eben solchem Karren, Leiterwagen, unter freiem Himmel weiter gebracht würde. Hiermit kurz resolvirt, nach Berlin geschwind zurück zu reisen und meinen Reisewagen abzuholen, und hiermit gut ausgerüstet, gemüthlich weiter meine Gesundheitsfahrt anzutreten. Mit diesem frohen Gedanken, Euch Lieben bald wieder zu sehen, bin ich dann eingeschlafen und habe recht gut geschlafen; doch, Du siehst, nicht, wie Peter, beabsichtigend zu Hause zu bleiben, sondern im Gegentheil recht gründlich auszureisen. Ersteres wäre übrigens auch kein Wunder gewesen, denn ich bin in der That mit größerem Widerwillen, als ich sagen durfte, auf die Reise gegangen, so nöthig es mir in der That gewesen seyn mag.

Uebrigens habe ich gestern Nachmittag auch, was hier zu sehen, gesehen; — den berühmten Dom — merkwürdig mag er seyn, weil er ein Dom ist; — aber die ganze Architektur ist nicht eine so gute Konception, wie die nürnberger gothischen Kirchen, und was von Kunstwerk inwendig ist, eine Menge Geschnitzeltes und Gegossenes, Gemaltes und Gegypstes, ist gar zu schlecht. Die gegossenen Apostel von Vischer (dem Nürnbergee) sind nicht mit denen in Nürnberg zu vergleichen. Die Gegenstände sind ganz in's Handwerk herab verfallen! Das Liebste, was ich gesehen, ist General Carnot (der berühmte), ein liebenswürdiger Alter und Franzose; — er hat es freundlich aufgenommen, daß ich ihn aufgesucht. — Dann bin ich an die Elbe spaziert, es lief eine Flotte von 13 hamburger Schiffen mit hochgeschwollenen Segeln ein, — schöner Strom, schöne unermeßliche fruchtbare Ebenen, — dee heiterste Himmel. — —

So eben kommt ein Kutscher, welcher einen Engländer in drei Tagen nach Kassel beingt, an den will ich mich anschließen. — — —

Kaſſel, den 18. Septbr.

Alſo in Kaſſel bin ich glücklich heute früh angekommen, und nachdem ich mich Vor- und Nachmittag noch viel ergangen habe, will ich mich dieſen Abend mit Dir, meine Liebe, und mit der Relation meines bisherigen Lebe- und Reiſeweſens beſchäftigen. Meine Reiſe geht nicht ſo ſchnell, als ich Anfangs im Sinne gehabt. Es iſt mir bisher zwar leidlich gegangen, und für Leute, die Geld haben, und ſich an die Heerſtraße halten, iſt die Welt in gutem Zuſtande; — es gehört jedoch auch dazu, daß ſie gute Nachrichten von den Ihrigen haben; vielleicht bringt mir die Poſt von heute Abend noch einen Brief von Dir. Ich bin beruhigt wegen Deiner abgereiſt, aber ganz außer Sorge kann ich nicht ſeyn, und auch ſonſt habe ich mich mit großem Widerwillen auf den Weg gemacht, und reiſe eigentlich nur fort, weil ich einmal auf der Reiſe bin und ſeyn ſoll.

Doch nun zur Sache. Alſo aus dem Arrangement mit dem Lohnkutſcher iſt nichts geworden; ſo haben wir, ich und der Engländer, uns dann in Magdeburg Montags Nachmittag auf die Diligence geſetzt nach Braunſchweig. Dieſe Route nach Kaſſel iſt die gewöhnlichſte, nur eine oder zwei Meilen weiter als die, welche ich als die direkteſte im Sinne hatte, — hat allenthalben vortreffliche Landſtraßen und gute Poſtwagen; ich muß daher dem preußiſchen Poſtweſen, gegen das ich im vorigen Brief wegen der andern Route ungehalten war, Abbitte thun. — Beim Vorſchlag, über Braunſchweig zu gehen, war mir ohnehin eingefallen, daß mir der Hr. Regier.-Bevollm. Schulz von einem Gemälde geſagt hatte, das ſich daſelbſt befinde, und allein einer Reiſe werth ſey. — Wir haben alſo das dortige Muſeum, vornehmlich die Gemälde-Gallerie und zwar darin ganz vorzügliche und ausgezeichnete Stücke geſehen. Das Gemälde, das der Hr. Reg.-Bev. Schulz im Sinne hatte, iſt beſonders von ganz eigenthümlicher Vortrefflichkeit.

Nachdem ich nun den Nachmittag schöne Gärten, einen eisernen, 70 Fuß hohen, zum Andenken des gebliebenen Herzogs errichteten Obelisk, Abends noch eine schlechte Komödie gesehen, setzten wir uns nach 10 Uhr wieder auf die Diligence (mehr aber nach Wolff's Travestirung auf die Paresse). — Die Nacht war schön, herrlich leuchteten die Gestirne. — Besonders schön ging der Morgenstern auf. Jetzt in der Tagesgegend sahen wir eine andere Physiognomie der Natur als bisher, nicht mehr die unfruchtbaren, oder fruchtbaren Plänen, sondern schöne Eichenwälder, Berghügel, die sanften Abhänge mit Fruchtfeldern, die Gründe mit Wiesen, — kurz eine heimathliche Natur. Mit meinem Engländer kam ich sehr wohl zurecht, — er ist ein junger Mann von 25 — 26 Jahren, ein schöner Mann, gutmüthig, wohl unterrichtet, kommt aus Italien, und will durch Frankreich nach Konstantinopel reisen, ein Partikulier, nicht allzudick, reich, kurz wie ich mir auch in Zukunft Gesellschafter wünschte. In Nordheim, wo wir um 3 Uhr Nachmittag (gestern Mittwochs) ankamen, und der Wagen bis gegen 8 oder 9 Uhr Abends auf einen andern zu warten hatte, bedachte ich, daß es mir zu unbequem seyn würde, die dritte Nacht ohne Bett und Schlaf zuzubringen; ich nahm also Extrapost. — Es ging zuerst nach Göttingen, sage indeß nur dem lieb. Freund S..., daß ich als ordentlicher berliner Professor mir nichts daraus gemacht, in 5 Minuten weiter zu fahren, mir jedoch außerhalb des Thors den Staub zwar nicht von den Füßen geschüttelt, aber nur darum nicht, weil ich keinen mit denselben aufgelesen habe. So reiste ich vollends über Minden, wo ich übernachtete, hierher. Der Weg ist sehr anmuthig, Kassel liegt ganz vortrefflich in einem weiten Thale; — den Herkules auf Wilhelmshöhe erblickt man schon in der Entfernung von einigen Stunden als eine Spitze in der Mitte eines Gebirgszugs. Um Kassel selbst ist es sehr schön, die Aue ist eine Anlage ungefähr der Art, wie der neue Garten in Potsdam, schöner grüner Rasen mit gesunden

mannigfaltigen Bäumen, ohne alles Gebüsch, — also allenthalben durchsichtig, am Ende ein schöner Wasserspiegel, mit hängenden Weiden hie und da ein Ufer besetzt, Bänke u. s. f., auch ein Haus, wo man — im Freien Kaffee trinken kann, Kaffee, d. h. Cichorien-Brühe; seit vielen Tagen habe ich nur solche, und keinen Kaffee mehr zu trinken gekriegt; das ganze braunschweiger Land ist mit lauter Fluren dieser lügenhaften Wurzel bedeckt. Morgen werde ich auf die Wilhelmshöhe und in die Gallerie gehen. — — —

Freitag, den 19. Septbr.

Wie ich heute nach Tische wieder nach der Post ging, — wo ich mich auch für Morgen auf die Diligence nach Gießen einschreiben lassen, erhielt ich Deinen Brief, meine Liebe, — und kann Dir nicht genug sagen, welche Freude mir derselbe gemacht. — —

Nun noch etwas von meinem heutigen Tage; es ist kurz beisammen, denn eine Beschreibung, wenn sie genügend seyn sollte, müßte zu weitläufig werden; Vormittag also war ich auf der Bibliothek, und sah dann die Gemälde-Gallerie, von der wohl die vortrefflichsten Stücke von Paris aus, statt hierher, nach Petersburg gekommen sind; — aber es ist noch genug Vortreffliches da, — besonders von Niederländern. Nachmittags fuhr ich mit dem Engländer, den ich hier wieder fand, — nach Wilhelmshöhe, ein herrlicher Punkt! Nachdem wir aber 5 — 600 Stufen gestiegen, war es zu langweilig, noch zu dem Herkules hinauf zu steigen. — Es ist ein prächtiges Lustschloß, vom Churfürsten bewohnt, — mit den trefflichsten Spaziergängen und der weiten Aussicht auf Kassel und das fruchtbare Thal, von fernen Hügeln begrenzt. — Wir trafen es eben noch recht; auf dem Heimweg fing Regen an, — gerade am 19. Septbr., — der herbstlichen Nachtgleiche-Epoche, wie vor drei Jahren

auf Rügen; Gott gebe, daß nur auch wieder ſchönes Wetter darauf folgt, wie damals. — Damals feierten wir den Hochzeittag auf der See zuſammen, dieß Mal haſt Du etwa mit den Kindern lauter, ich aber deſſen in der Stille gedacht. — —

Sonnabend Vormittag, den 23. Septbr.

Ich bin zur Abreiſe gerüſtet; das Wetter klärt ſich auf; in Koblenz oder Köln hoffe ich einen Brief von Dir anzutreffen. — Ich muß endlich ſchließen. Lebt alle recht wohl, Ihr Lieben! —

Koblenz, den 24. Septbr.

Es lebe Immanuel! *)

Hier ſitze ich, meine Liebe, in Erfüllung meiner Beſtimmung, nämlich in Koblenz, — neben einem Fenſter, das gerade den Rhein, dieſen meinen Liebling, die Brücke und Ehrenbreitſtein unter ſich hat, — an Euch insgeſammt zu denken, und an Dich zu ſchreiben. Auf der Poſt bin ich heute früh geweſen, habe aber keinen Brief von Dir vorgefunden; in Köln hoffe ich, wenn hierher keiner von Dir mehr adreſſirt iſt, dann um ſo gewiſſer einen vorzufinden. Auf Immanuel's Geburtstag werde ich heut Mittag extra ein Glas trinken, und indem Ihr auf mein Wohlſeyn heute gleichfalls trinken werdet, — ſo ſoll hiermit ganz förmlich angeſtoßen ſeyn! Dem Immanuel wollte ich von Kaſſel etwas ſchicken, um Euch an ſeinem Geburtstag damit zu regaliren, es konnte aber erſt Montag mit der Poſt abgehen, und kann daher heute noch nicht in Berlin ſeyn. — Aber zum Feuerwerk iſt heute kein ſchön Wetter; Du ohnehin nimmſt Dich doch auch gehörig in Acht? — Eine Hauptſache weiß ich freilich noch nicht gewiß, doch kann ich kaum zweifeln, nämlich daß unſere

---

*) Hegel's zweiter Sohn.

liebe Mutter unter den Mitfeiernden und Mitanſtoßenden ſeyn wird; ſie wird daher in das Bild des Tiſches, mit dem ich anſtoße, gleichfalls eingeſchloſſen ſeyn. — Alſo Generalſalve, allgemeines Vivat!!

Nun hätte ich meine Reiſebeſchreibung fortzuſetzen. — Von Kaſſel bin ich Sonnabend Nachmittag abgegangen; mein Engländer blieb dort noch zurück; hier befand ich mich von nun an unter lauter deutſchen Landsleuten ganz volksthümlich — und vermißte meinen ſchönen, freien Engländer um ſo mehr. Wir waren zu ſechs, drei auf jedem Sitze; ich rückwärts (ein Student aus Göttingen hatte und behielt ſeinen Sitz Nr. 1. im Fond mir gegenüber unverrückt —), wir ſaßen eng, es war nicht zum Beſten. — Wir kamen bald an die Lahn, und folgten jetzt dieſer immer; ſchöne fruchtbare Gegenden! Sountags Mittag waren wir in Marburg, einer bucklichen, ſchlecht behäuſerten Univerſitäts-Stadt; aber die Gründe und Hügel ſehr anmuthig. Ich ſah da die Eliſabethkirche, in reinem gothiſchen Geſchmack; der Chor hat katholiſchen Gottesdienſt, das Schiff haben die Reformirten, — dieſe Kirche iſt etwas ganz Anderes als der magdeburger Dom, für den unſer König, wie die Magdeburger ſagten, 40,000 Thaler zur Ausbeſſerung ausgeſetzt. Das Grabmal der Eliſabeth iſt in der Art, wie das magdeburger, auch zwölf Apoſtel in derſelben Größe wie die nürnberger, aber ſitzend, — von Silber und Goldüberzug, geſchlagene Arbeit, — nicht vorzüglich.

Dann ging's nach Gießen, eine angenehme Stadt und Umgebung, — mit zwei hübſchen Burgen in der Nachbarſchaft. Hier war ich mit drei Konfratribus zuſammen; dem gießner Profeſſor der Philoſophie — Snell, — dem marburger desgleichen Creuzer, einem Vetter vom heidelberger — und einem außerordentlichen Profeſſor der Theologie, einem Manne von Streben, Einſicht und Bildung. Der gießener Konfrater hat uns gleich zum Wein geführt, und uns mit ſehr gutem Gewächs

traktirt. In Gießen war der Scheideweg derer, die nach Frankfurt gingen, worunter, wie wir im Anfang ausgemacht, ich nicht war. Ich war froh, von meiner bisherigen Gesellschaft loszukommen; ein jugendlehrender Kollege, ein israelitischer Schulmeister hielt bei mir aus; wir folgten der Lahn. — Weilburg hat eine romantische Lage, schönes vegetationsreiches, enges Thal, angenehme Krümmungen der Lahn, auch als ehemalige fürstliche Residenz — hübsche Häuser.

Gegen Tag kamen wir dort, und dann um 11 Uhr in Limburg an; in diesem vertrakten Neste wurden wir von der vortrefflichen fürstlich Taxischen Reichspost erst um 5 Uhr weiter befördert, und um 2 Uhr endlich kamen wir hier an; im Regen, stockfinsterer Nacht liefen wir in einem halben Dutzend Wirthshäusern herum, bis wir endlich ein Unterkommen fanden, wo ich diese dritte Nacht doch noch zu gutem Schlafe kam; ich suchte mir jedoch Morgens das Haus auf, wo ich jetzt bin, die drei Schweizer. Hasse aus Bonn habe ich vorhin auf der Straße getroffen und gesprochen. — Es wird immer viel Schreiberei, wenn ich auch meine, nicht viel zu erzählen zu haben.

Ich komme von einem Spaziergang auf der Veste Ehrenbreitstein zurück; herrliche Aussicht, schöne solide Werke! — Ich ging in eine Kanonenkasematte, wo eine schwäbische Maurersfrau ihre Haushaltung hat, und mir in schwäbischer Mundart die Sachen explicirte; es sind sehr artige Zimmer, schußfest, trocken. —

Du siehst, daß ich es nicht an Bewegung fehlen lasse, auch an marschirender, und daß die Strapazen mich gut bei Kräften erhalten. Jetzt geht's zu Tische, und obgleich gesättigt von den köstlichen Trauben, werde ich mir es doch schmecken lassen. Morgen werde ich nach Bonn kommen, es regnet diesen Nachmittag unaufhörlich, — übermorgen nach Köln. Wohin Du Briefe an mich adressiren sollst, kann ich kaum angeben; Antwort auf diesen Brief werde ich erst in zwölf Tagen erhalten können,

dann werde ich aber ſchon längſt Brüſſel paſſirt haben, nach Amſterdam, Emden, Hamburg. — — —

Köln, den 28. Septbr.

— — In Koblenz, wo mein letzter Brief aufhört, brachte ich noch den Nachmittag und den anderen Vormittag wegen des üblen Wetters meiſt zu Hauſe zu, ließ die Schnellpoſten, Waſſer-Diligencen und andere Gelegenheiten abgehen; doch Nachmittags am Mittwoch machte es ſich heiter; ich nahm einen Nachen und fuhr nach Neuwied auf dem ſchönen Rhein; ſah das herrnhuter Schweſterhaus u. ſ. w. Das Schönſte war der Abend, — herrlicher Mondſchein überglänzte den Rhein, der an meinen Fenſtern vorbeifloß; Eulen, die ich in meinem Leben noch nicht ſprechen gehört, muſicirten darein, — Morgens nach 8 Uhr auf die Waſſer-Diligence. — Anfangs konnte man etwas auf dem Verdeck ſeyn, dann aber wurde es windig, kalt, regnigt, zuletzt kontinuirlicher, heftiger, kalter Regen. Die Geſellſchaft war nun in die Kajüte eingeſchloſſen, darunter auch Studenten, die ihre Rheinreiſe machten, alſo den Ranzen mit grünem Wachstuch überzogen, an jeder Seite deſſelben einen heraus hängenden Stiefelfuß, breite neue Riemen, — alles in Ordnung. So machte ich denn auch meine Rheinreiſe, aber ſah darum nicht mehr, und ſtand ihnen darin nach, daß ich das ſtolze Bewußtſeyn, eine Rheinreiſe zu machen, nicht gewinnen konnte. Schon das Regenwetter in Koblenz, — vollends dieſe Rheinreiſerei, verleideten mir das Reiſen, und wenn es nur nicht ſo weit nach Hauſe zu Euch geweſen wäre, flugs wäre ich bei Euch angekommen. Ich reiſe doch im Ganzen nur aus Pflicht und Schuldigkeit, und hätte hundert Mal mehr Befriedigung, wenn ich meine Zeit zwiſchen meinen Studien und Euch theilen könnte. Wenn Du einmal mit mir an dieſen Rhein kommſt, ſo werde ich Dich anders führen; auf dem Waſſer ſieht man

weder den Rhein noch die Gegend, — jenen sieht man nicht durch Fluren und Hügel fließen, man hat ihn nicht als einen Theil des Gemäldes vor sich (was seine wahrhafte schöne Stellung ist), die Gegend sieht man nicht, denn man erkennt nicht einmal die Ufer und merkt höchstens, daß es hinter ihnen schön seyn möchte. In Linz sind wir an's Land gestiegen, wo ich das vom Hrn. Regier.-Bevollm. Schulz empfohlene Bild gesehen, und zwar in einer hochgelegenen Kirche, von wo man den Rhein und die schöne Gegend übersieht. In abscheulichem Regen gingen wir in Bonn an's Land. Hier suchte ich Windischmann und seinen Schwiegersohn Walther auf, — mit jenem, (der durch Vereinigung im Gebet mit Fürst Hohenlohe seit einem Jahre von einem sechsjährigen Augenübel geheilt worden und nun vollkommen gesund ist), habe ich mich recht gut verständigt, und wir uns, vor der Hand, recht sehr mit einander befriedigt. Ebenso gefreut hat mich Walther — diese Begegnung hat mich wieder recht erfrischt —, dazu kam die Aufheiterung des Wetters, und so reiste ich gestern Mittag in besserer Disposition ab. Bonn ist höckerig, ganz engstraßig, aber die Umgegend, Aussicht, botanischer Garten — schön, sehr schön, bin aber doch lieber in Berlin.

Köln ist sehr weitschichtig, den Dom habe ich gleich aufgesucht; das Majestätische und Zierliche desselben — d. h. dessen, was von ihm existirt, die schlanken Verhältuisse, das Gestreckte in ihnen, daß es nicht sowohl ein Emporsteigen als Hinaufsliegen ist — ist sehenswerth und bewundernswürdig, vollends als Konception Eines Menschen und Unternehmen Einer Stadt; es kommt einem darin eine andere Menschenwelt, — so wie eine andere Zeit in jedem Sinne, recht lebhaft vor Augen. Es ist da nicht eine Brauchbarkeit, ein Genuß und Vergnügen, ein befriedigtes Bedürfniß, sondern ein weitmantliches Herumwandeln in hohen, für sich bestehenden Hallen, denen es gleichsam gleichgültig ist, ob Menschen sich ihrer, zu welchem Zweck es

ſey, bedienen; — ein leeres Opernhaus, wie eine leere Kirche iſt ein Mangelhaftes, — hier iſt ein Hochwald und zwar ein geiſtiger, kunſtreicher, — der für ſich ſteht und da iſt, ob Menſchen da drunten herumkriechen und gehen, oder nicht, es liegt ihm nichts daran, — er iſt für ſich, was er iſt, er iſt für ſich ſelbſt gemacht, — und was ſich in ihm ergeht, oder betet, oder mit den grünen Wachstuchranzen, die Pfeife im Munde, ihn berheimreiſt, verliert ſich ſammt dem Küſter in ihm und iſt, wie es ſteht und geht, in ihm verſchwunden. — Frau Wittwe Horn, eine höchſt brave, wohlthätige, ächt kölniſche Frau, die ich bei Windiſchmann kennen gelernt, hat mich in Bonn ſchon auf heute zum Mittageſſen geladen; nach dem Mittageſſen hat mir ihr Sohn ſeine Sammlung von Glasmalereien, die reichſte, die wohl iſt, 100 große Fenſter, 4 — 500 kleine Pieces, gezeigt. Was der Dom auch für prächtige gemalte Fenſter hat! auch andere Kirchen. — Durch Vergünſtigung der Frau Horn habe ich auch die lieversberg'ſche Gemäldeſammlung geſehen, herrliche Stücke, eins wahrſcheinlich von Leonardo; — auf ihre Empfehlung bin ich auch bei Wallraf geweſen, — ein ſo kordater, lieber 75jähriger Mann! — ſeine Gemälde — eine herrliche ſterbende Maria (kleiner als die bei Boiſſerée), hat er mir noch gezeigt, mich dann eine halbe Stunde in der Stadt — durch alle römiſche alte campos herumgeführt; der Mann iſt ſehr freundlich und liebevoll gegen mich geweſen, — das iſt ein rechtſchaffener, braver Mann! —

Das iſt mein Tagewerk, — verſteht ſich, daß ich auch den Rhein, die unabſehbare Reihe von großen Zweimaſtern geſehen. Morgen Sonntags werde ich in Geſellſchaft der jungen Grafen Stolberg und ihres vieljährigen Lehrers, des Dechanten Kellermann, der bei Stolberg's Tod anweſend war, noch den Dom mit muſikaliſcher Meſſe — und Anderes ſehen, und dann Morgen Nachmittag nach Aachen abgehen.

In ſo weit bisher, gottlob, alles gut; wenn ich nur nicht

so weit von Dir und den lieben Jungen wäre, und wenn ich nur täglich wüßte, wie es Euch geht; so muß ich anfangen, so schließen. — — —

Brüssel, den 3. Oktbr., Donnerstag früh.

So siehst Du nun, meine Liebe, daß ich am Ziele meiner Reise, d. i. ungefähr am entferntesten Punkte derselben bin, — noch einige kleine Exkursionen in die Nachbarschaft, — aber meine Hauptrichtung wird nun nach Haus zu Euch, Ihr Lieben, seyn.

Ich habe hier noch keine Nachrichten von Dir; gestern Abend ging ich gleich nach meiner Ankunft nach der Briefpost, aber das Büreau war bereits geschlossen; nun wird in einer Stunde sich zeigen, ob Briefe von Dir da sind. Einstweilen will ich Dir also nur noch sagen, daß ich hier bei Freund van Ghert auf das Herzlichste aufgenommen und im Logis bin, diese Nacht bei ihm zugebracht habe und mich recht wohl befinde. — Von Köln habe ich Dir am Sonnabend geschrieben. Sonntag früh ließ ich mir Wallraf's Gemälde noch einmal zeigen, unter denselben war das Hauptbild der Tod der Maria, ohne Zweifel von demselben Meister Schoreel, von dem das Bild desselben Gegenstandes, das den Brüdern Boisserée gehört, — das Du gleichfalls immer so geliebt hast; — das wallraf'sche ist kleiner, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch, aber breiter. Der Donatar auf dem einen Flügel, wie die Frau auf dem andern, sind ganz ein und dieselben Portraits, sie waren mir völlig alte Bekannte. Die Anordnung der Figuren des Bildes, Stellung des Bettes ist verschieden. — Nachdem ich dem Gottesdienste im Dom beigewohnt und mich bei den guten Leuten, die mich so freundlich aufgenommen, verabschiedet hatte, fuhr ich Nachmittags nach Aachen in guter Gesellschaft eines ältlichen, aus einem Deutschen gewordenen Engländers und eines Advokaten aus Köln,

der Goethe's Fauſt als ſeine Bibel immer auf dem Leibe trägt, dabei unbefangener Weiſe ſich ſelbſt wohlgefällt. Wir kamen um 10 Uhr Nachts an. In Aachen ſah ich den Dom zuerſt, ſetzte mich auf Kaiſer Karl's Stuhl; es ſind zwei Marmorplatten auf den Seiten, ebenſo auf dem Rückenſitz, glatt, 1½ Zoll dick; ſie waren oben mit Goldblech überzogen, das eingegrabene Geſchichten hatte, wovon noch einige Stücke aufbewahrt werden. Auf dieſem Stuhl wurde 300 Jahr nach ſeinem Tode, Karl ſitzend vom Kaiſer Friedrich, glaube ich, mit dem Kaiſer-Ornat angethan, die Krone auf dem Haupte, Scepter in der einen, Reichsapfel in der andern Hand, gefunden; dieſe Sachen wurden zu den Reichskleinodien gethan und ſeine Gebeine beigeſetzt. Ich ſetzte mich auf dieſen Stuhl, auf dem 32 Kaiſer gekrönt wurden, wie der Küſter verſicherte, ſo gut wie ein Anderer, und die ganze Satisfaktion iſt, daß man darauf geſeſſen hat. — Die Hauptſache aber war, daß ich noch 3 Stunden Vormittags und ebenſo den Nachmittag die Sammlung des Herrn Bettendorf (die jetzt einzeln verkauft wird) geſehen. Sie iſt in Anſehung des Altdeutſchen das Gegenſtück zu der Boiſſeréeiſchen, beide vereint, wie beide Herren es ſich dachten — vom König gekauft — würden für dieſe Sphäre der Kunſt das Herrlichſte darſtellen. Herr Bettendorf hat keine ſo große und vorzügliche van Eyck's als Boiſſerée, aber ſeine Hemlinge *) ſind, ein Bild beſonders, wenigſtens ebenſo vortrefflich als das Boiſſeréeiſche. Einige der Figuren der Boiſſeréeiſchen Hemlinge, beſonders der Jude, der Manna aufklaubt, iſt ganz der nämliche, der auf dem Bettendorf'ſchen Bilde das Oſterlamm vorſchneidet. — Aber Ein Bild von einem Rogier **) iſt das Höchſte, was man ſehen kann; jede Partikularität, einige Trockenheit, — die man

*) Gegenwärtig in der Gemälde-Gallerie des königlichen Muſeums in Berlin.

**) Die Kreuzesabnahme von Rogier v. d. Weyde, gegenwärtig im königlichen Muſeum zu Berlin.

an den vortrefflichſten Eyckiſchen noch wegwünſchen möchte — iſt hier völlig verſchwunden, es iſt ebenſo herrlich italieniſch als niederländiſch. Ein Juwel iſt gleichfalls ein Bild — eine Kreuzabnehmung mit vielen Figuren, von Raphael gezeichnet und von Albr. Dürer gemalt; welche Lieblichkeit, welche Schönheit!! — Eine Frau mit einem Kinde — dem Michel Angelo von Einigen zugeſchrieben — iſt eine unendlich große Malerei. Aber vollends noch eine Nacht von Correggio! — wie ich die dresdenſche den Tag von Correggio genannt, ſo dieß die wahrhafte Nacht. Welch ein Bild! das Licht ebenſo vom Kinde ausgehend — Maria iſt mir hier lieber als auf dem dresdener Bilde, auch ſie, wie die Umgebung, lächelt, — alles iſt auch heiter — aber ernſter, und das Helldunkel, — wie auf den Bildern Correggio's in Sansſouci, — die ſpätere Manier dieſes Meiſters — von höchſter Vortrefflichkeit. Gegen Abend habe ich noch einen Spaziergang gegen Burtſcheid gemacht, und da in Aachen das berühmte Bad iſt, ein Bad genommen: das iſt heiß! und lauter Schwefelgeruch. — Dienſtag früh um $7\frac{1}{2}$ Uhr gingen wir von Aachen und kamen gegen 5 Uhr in Lüttich an; der Weg geht Hügel auf, Hügel ab, meiſt auf einem Hügelrücken, zu beiden Seiten tiefere Gründe, alles grün, mit unendlich vielen Hecken und Baumreihen durchzogen. Gegen Lüttich zu ſieht man in das ſchöne Maasthal; — ich war ſchon in Verſuchung, von Lüttich das Maasthal hinauf über Namür hierher zu reiſen — doch hätte ich beinahe zwei Tage länger, wegen des Kurſes der Wagen, zugebracht und einen Theil der Reiſe bei Nacht gemacht, wo man bekanntlich nichts ſieht. In Lüttich blieb ich mit einem der Reiſenden über Nacht; der Wagen, auf dem wir gekommen, ging gleich weiter, unter der Reiſegeſellſchaft war gerade wieder ein ſo platter, geſchwätziger Deutſcher, der auch ein Engländer ſeyn will, geweſen — läſtige Leute, wie ich bisher in jeder Geſellſchaft auf dem Wagen einen gehabt hatte. Meinen Geſellſchafter hielt ich zuerſt entweder für einen licht-

ſcheuen Schneider — oder auch für einen Engländer; es wieß ſich aus, daß er das Letzte iſt. — Wir vertrugen uns recht gut zuſammen, er duſelt oder dämmert ruhig in die Welt hinein, iſt in Italien, Frankreich, überall geweſen, duſelt für den nächſten Winter nach Paris, für den Sommer nach Wien. — Mit dieſem Reiſegeſellſchafter hatte ich geſtern früh den Wagen hierher allein; in Löwen ſetzten ſich noch drei Leute ein; der Weg, lauter fruchtbares Kornland, wie in ſchwediſch Pommern, dann von Löwen an herrlich abwechſelnde Gründe zur Seite — herrliches fruchtbares Land. — Tirlemont ein angenehmes Landſtädtchen, — Löwen eine große Stadt, mit ſchönen Häuſern, gothiſchem Rathhauſe, mit einem Saal, den ich nicht geſehen, worin 80 Quadrillen zugleich können getanzt werden ꝛc. — —

In den Niederlanden iſt's eine Freude zu reiſen, — von Lüttich bis Brüſſel ſind 24 Stunden, ſie werden auf gepflaſterter Straße — (Pflaſter wie das neue der Königsſtraße in Berlin) in 12 Stunden zurückgelegt — für 10 Franken. Dieß Land iſt reich. — —

So eben komme ich von einem Spaziergang mit van Ghert zurück. Brüſſel iſt eine ſehr ſchöne Stadt, in vielen Straßen die untere Etage nur Eine Reihe von großen Fenſtern mit den ſchönſten Waaren, elegant aufgeſtellt, viel geſchmackvoller, geputzter als in Berlin. Brod ebenſo hinter breiten ſchönen Fenſtern. Heute Nachmittag ſpazieren wir auf das Schloß Laeken. — —

Ich werde wohl bis Sonntag hier bleiben. — — —.

Antwerpen, Dienſtag, den 8. Oktbr.

— Es iſt ſeit einigen Tagen die erſte ruhige Stunde, in der ich allein bin und die Relation meiner Reiſe an Dich, meine Liebe, fortſetzen kann. — — Am Freitag beſuchten wir in einem Kabriolet das Schlachtfeld von Waterloo — und ich ſah

hier dieſe ewig denkwürdigen Gefilde, Hügel und Punkte, — insbeſonders zeichnete ſich mir die hohe, waldbewachſene Anhöhe aus, auf der man rundum viele Meilen weit ſieht, wo Napoleon, der Fürſt der Schlachten, ſeinen Thron aufgeſchlagen, den er hier verloren. In ſchwüler Mittagshitze liefen wir 3 — 4 Stunden auf den Wegen herum, wo unter jeder Scholle Tapfere begraben liegen. — Sonnabend ſahen wir die Gemälde-Gallerie, ſpazierten im Parke, beſuchten die St. Gudula-Kirche, beſahen ihre ſchönen Fenſter, die ſchönſten, die ich je geſehen, — ihre Gemälde, Marmorſtatüen u. ſ. f. — Sonntag früh ging noch mit Ausgehen, Kirchenbeſuch, Einkauf für Dich, meine Liebe, und Einpacken hin, und um 3 Uhr fuhr ich mit Herrn van Ghert, der die Freundſchaft, und zufälligerweiſe auch als Rekonvalescent von einer Krankheit, die Muße hatte, mich zu begleiten, — nach Ghent. — Hier ſahen wir am andern Morgen die ſchöne Kathedrale, einige andere Kirchen, und wohnten dann dem Akte der Uebergabe des Rektorats der Univerſität bei, was bis 1 Uhr dauerte, aßen dann geſchwind zu Mittag, und fuhren um halb 3 Uhr in einem Kabriolet hierher, wo wir geſtern nach 10 Uhr, gerade über von hier, an dem andern Ufer der Schelde ankamen. — —

Doch ich muß abbrechen — es iſt 8 Uhr Abends, um 9 Uhr geht die Diligence, muß einpacken — in 19 Stunden kommt ſie in Amſterdam an.

Breda, den 9. Oktbr.

Ich habe, ſtatt gerade aus zu fahren, der Begierde nicht widerſtehen können, hier abzuſteigen, um ein Denkmal, von Michel Angelo verfertigt, zu ſehen — von Michel Angelo! wo kann man wohl in Deutſchland eine Arbeit von dieſem Meiſter ſehen? — Aber um in meinem Berichte fortzufahren, ſo bleiben wir in Flamandſch Hooſt (Spitze von Flandern) über Nacht. —

Es iſt, wie geſagt, eine Luſt, in dieſem Lande zu reiſen; alle Landſtraßen ſind auf's ſchönſte gepflaſtert, der Weg geht durch Fruchtfelder, Gärten und Wieſen, die Chauſſee iſt mit Blumen bepflanzt. — Von Aachen bis Lüttich wimmelt es von Bettlern, hierher iſt uns keiner begegnet; man ſieht Erwachſene und Kinder auf den Dörfern nur gut gekleidet und fröhlich ſpielend, kein Kind in Lumpen, keins ohne Schuhe und Strümpfe, — wir kamen durch ein Dorf von 15,000 Einwohnern. —

Geſtern Morgens fuhren wir über die ſchöne, breite, ſtolze Schelde in das große Antwerpen, wieder von 60 — 70,000 Einwohnern; Ghent hat ebenſo viel. In dieſen Städten muß man Kirchen ſehen! In Antwerpen die weltberühmte Kathedrale — im Schiff derſelben, wie in dem unausgeführten Dom zu Köln, 3 Reihen Säulen zu jeder Seite; wie es ſich darin ſo weitläufig und frei herumwandelt! — Die Räume ſind nicht mit Kirchenſtühlen und Bänken verbaut, es iſt kein Kirchenſtuhl darin, alles frei, — aber es ſteht ein Haufen von 100 Seſſeln aufgeſtapelt, von denen ſich Jeder, der kommt, einen geben läßt, ihn von einem Altar zum andern trägt; — hier ein Häufchen, dort eine Menge, immer wandelbar, kommt und geht. — — —

Haag, den 9. Oktbr. Abends.

Es geht raſch vorwärts, ſchöne Wege, ſchöne Städte, Meerſchiffe in Hülle und Fülle — weite grüne Wieſen, alles niedlich und freundlich, wohlhabend, — gutes Wetter — und immer wird es weiter — und immer wird es breiter. Aber dieß iſt der äußerſte Punkt und nun wird es wieder zurück gehen. Heute Abend 8 Uhr bin ich hier angekommen, doch morgen muß die Nordſee noch geſehen werden, dieſer Verſuchung kann man nicht widerſtehen. — — —

Haag, d. 10. Oktbr. Nachts 11 Uhr.

Meine Schreiberei fängt an, sehr unordentlich zu werden — ich weiß nicht, wie ich wieder in Ordnung kommen soll, wenn ich Dir das noch nicht Beschriebene nachholen soll.

Also zuletzt war von den Kirchen die Rede. Die Kirchen, wie gesagt — in Ghent, Antwerpen, muß man sehen, wenn man erhabene, reiche katholische Kirchen sehen will, — groß, weit, gothisch, majestätisch, — gemalte Fenster, (die herrlichsten, die ich je gesehen, sind in Brüssel); an den Säulen marmorne Statuen in Lebensgröße, in einige Höhe gestellt, liegend, sitzend, — zu Dutzenden; — Gemälde von Rubens, van Dyck und ihren Schülern, große Stücke, herrliche darunter zu zwei bis drei Dutzenden in Einer Kirche; Marmorsäulen, Basreliefs, Beichtstühle ein halbes oder ganzes Dutzend, in der antwerpner Kirche — jeder mit vier lebensgroßen, vortrefflichen holzgeschnitzten Bildern geschmückt, — (ich habe an den englischen Gruß in Nürnberg gedacht); — die Rathhäuser eben so eigenthümlich gothisch. Wir sind in Antwerpen 4 Stunden Vormittags auf den Beinen gewesen; — ich habe seit acht Tagen viel geschwitzt, bei Waterloo dacht' ich, daß es doch nicht ganz so viel gewesen sey, als die Franzosen und die Alliirten geschwitzt haben. In Antwerpen trennte ich mich von meinem lieben Freund van Ghert, er ging nach Brüssel zurück, mit dem Auftrag, nachzufragen, ob nicht noch Briefe von Dir angekommen sind, und sie mir nach Amsterdam zu schicken.

Also Abends, nachdem ich an Dich geschrieben, auf dem Wagen nach Breda, — dort das herrliche Werk von Michel Angelo gesehen — ein Mausoleum. Sechs lebensgroße Figuren von Alabaster — ein Graf und seine Frau, liegend im Tode, und vier Figuren: Julius Cäsar, Hannibal, Regulus und ein Krieger stehen gebückt an den vier Ecken des schwarzen Steins, worauf jene liegen, und tragen auf den Schultern eben einen

ſolchen ſchwarzen Stein — herrliche, geiſtvolle Arbeit des größten Meiſters. —

Von Breda fuhr ich Morgens um 10 Uhr mit einer Diligence weiter, denn es gehen täglich drei von Antwerpen nach Amſterdam, eben ſo drei zurück; — nach Paris von Brüſſel gehen eben ſo alle Tage Diligencen, in 36 Stunden iſt man in Paris für 25 Franken, welche Verſuchung! wäre es nicht ſo ſpät in der Jahreszeit geweſen, und außerdem, — hätte ich Nachricht von Dir gehabt, — würde man einer ſolchen Verſuchung haben widerſtehen können? Nun aber von Breda ging's geſtern in einem fort, — fruchtbares Land — bis Mördyk, von da im Dampfboot über eine Bucht des Meeres, ½ Stunde breit. — Mein lieber Freund, der Südweſt, der mir ſo lange ſchön Wetter gebracht, half auch zu beſſerer Ueberfahrt; hier kamen Schiffe von weitem, ein ſtolzer Dreimaſter, wie ein Sultan; majeſtätiſcher, weißer Turban, ebenſo geſchwollenes weißes Mittelkleid, dann weißes, weiteres Unterkleid, und ein Mantel hinterdrein, wie Figura zeigt. Von hier nach Dortrecht, — große Seeſtadt, vierzig, oder Gott weiß, wie viel tauſend Einwohner; — von hier im eigentlichen Holland, — alle Häuſer aus röthlichen Backſteinen, mit weißen Linien; keine Kante, keine Ecke gebröckelt oder abgeſtumpft, — ſchöne Kanäle, mit Bäumen beſetzt, durch die Stadt gehend, Alles voll großer Schiffe; — dann wieder nach 3 Uhr über die breite Maas; dann um 5 Uhr in Rotterdam; welche große Stadt! wiederum dann durch Delfft und nach einer halben Stunde in das ſchöne Haag. Haag iſt in der That ein Dorf — allenthalben ſchöne grüne Wieſen, Gemüſegärten, ſo ſchön ſie Frau Voß nur halten kann, mit Reihen Bäumen unterbrochen und mit Waſſergräben von der Chauſſee, neben der immer ein Kanal geht, von einander abgeſchnitten, — überall Vieh darauf, — lauter ſchwarz- und weißſcheckiges; man ſieht Abends auf den Wieſen Leute, die die Kühe melken; man reiſ't unter lauter Potter's und Berghem's. —

Heute Vormittag zum Thor hinaus in einen Wald, wie der berliner Thiergarten, nur schönere Alleen von Buchen und Eichen, kein Gesträuch — lauter Hoch- und Laubwald; — eine Stunde nach Scheveningen, hier die unbegrenzte Nordsee — mein Freund Südwest blies heftig und brachte die schönsten Wellen. — Dann die Gallerie gesehen, Nachmittag im schönen bois spaziert, schöner als die Aue bei Cassel, herrliche Wasserstücke; — dann doch einmal eine französische Komödie und zwar drei in Einem Abend gesehen; ich mußte ausruhen, denn ich bin viel gegangen und gestanden; — in der Gallerie ist ein würtemberger Inspektor, — schöne, sehr schöne Sachen. — Ich habe heute vor dem Spiegel mein Halstuch angezogen und gesehen, daß ich, wie ich glaube, magerer geworden bin, denn ich habe viel Fatiguen gehabt, — aber ich bin sonst gesund und rüstig und wohl auf; auch mit dem Gelde geht's noch gut, — verloren hab' ich, glaub' ich, auch noch nichts, und ärgere mich fast darüber, denn in etwas muß man Unglück haben, — ich rechne aber, daß ich Alles darin büße, daß ich keine Briefe von Dir habe. — — —

Amsterdam d. 12. Oktbr. Abends.

Das Erste, daß ich Deinen und des lieben Karl's Brief heute hier auf der Post vorgefunden — mit unsäglicher Freude! ich kann Dir nicht sagen, wie ich gerührt worden bin, über diese glücklichen und erfreulichen Nachrichten von Dir. Endlich nun Gottlob! diese Erleichterung! Nun mit froherem Herzen noch die Relation. Also heute früh um 7 Uhr auf die Diligence, — durch Harlem hieher; welch schönes Land! das ist ein Land zum Spazierengehen, überall grüne Wiesen mit frohsattem Vieh, ohne Geißeljungen hinter sich — Lustwälder von Eichen, Buchen; Landhäuser — (Holland ist das bevölkertste Land von der Welt, doch auf dem platten Lande wenig Dörfer), Brabant hingegen ist ein Fruchtland voller Dörfer. Harlem reinlich,

groß und schön wie die andern Städte, hat neben sich das harlemer Meer, — es gäbe noch viel zu sehen, aber das Schönste und Beste, die Hauptsache habe ich gesehen. Jede Stadt ist reich, niedlich und reinlich. Wo man die gemeinen Leute und Armen, besonders in Haag, hinstellt, kann ich noch nicht einsehen, nirgends ein verfallenes Haus, kein gichtbrüchiges Dach, keine verfaulte Thüren, zerbrochene Fenster. — In Haag, und vollends hier, sind alle Straßen voll der schönsten Läden, unendliche Vorräthe, — Gold, Silber, Porcelan, Tabak, Brod, Schuhe, — Alles auf's Schönste rangirt. — In Amsterdam um 12 Uhr angekommen, — sogleich auf die Gemälde-Gallerie, — hier Stücke von Rembrand, von 15—20 Fuß breit, 12 Fuß hoch, noch habe ich nicht Alles gesehen. Diese Stadt ist die Königin der Meere gewesen und auf dem festen Lande ist sie es noch jetzt. Ich stellte mir eine alte räuchrige Stadt vor, sie ist eben so schön als die anderen; — unzählige Kanäle, Schiffe, — ein Gewühle, Gelaufe, alles voll Geschäft — wenn um 3 Uhr an der Börse geläutet wird, strömt es zu, wie wenn es in Berlin aus der Komödie sich drängt. — Jetzt denke ich an den Rückzug, — Tag und Nacht werde ich nach Hamburg eilen. — Ueber Emden, wohin Du mir schreiben willst, komme ich nicht. —

Harburg, Hamburg gegenüber, von dem mich nur die Elbe trennt, Nachts 10 Uhr, im Augenblicke meiner Ankunft, d. 18. Oktbr.

So weit wäre ich denn glücklich, meine Liebe. — — Mein letzter Brief aus Amsterdam wird nun in Deinen Händen seyn, ich schickte denselben Sonnabend früh ab, an welchem ich noch den zweiten, mannigfaltigsten, Theil des Gemälde-Kabinets sah — herrliche Sachen darunter, — ferner das ehemalige Rathhaus, das Napoleon zu einem königlichen Palast einrichten ließ. Diese Zimmereintheilung weggerechnet, so ist das Gebäude die herrlichste

Konception von einem Stadthause, die eine freie, reiche, die Künste liebende Bürgerschaft fassen konnte. Nach Besichtigung einer, durch ihre farbigen Fenster berühmten, Kirche und einem Mittagessen bei Herrn Besseling, setzte ich mich Abends um 5 Uhr auf die Diligence.

Ein Franzose hat ein Werk über die Kompensationen geschrieben und gezeigt, daß das Glückliche im Leben durch das Schlimme ausgeglichen werde; so war meine bisherige Reise ganz glücklich verlaufen, jedoch getrübt durch das Verfehlen Deiner Briefe; jetzt aber, nachdem ich in Amsterdam Nachrichten von Dir getroffen habe, ist das Uebel in die Reise geschlagen. Also statt die grade Route hieher einzuschlagen, haben mich die Kellner, — es ging Alles zu rasch, als daß ich mich genauer unterrichten konnte, — auf die Diligence nach Utrecht gebracht, wo ich übernachtete. Von hier ging's nach Deventer. Von Utrecht an, das gleichfalls eine schöne Stadt mit Universität ist, — adieu schönes Holland und Brabant, — von hier alles Haiden, doch noch mit Gesträuch bewachsen. In Deventer übernachtete ich wieder und setzte mich auf einen ächten deutschen Postwagen, auf ächt reichspostdeutsche Weise in deutsches Land zu reisen, — aber Deutschland hat gute Ausnahmen, und ein Theil von jenen gehörte noch den Niederländern an. Also auf jenem Postwagen ging's Tag und Nacht, durch öde Haiden, im Sande fort — auf besseren, steinigten Wegen war es noch ärger. In dieser Folterkammer brachten wir bis Mittwoch früh um 5 Uhr zu, wo wir in Osnabrück ankamen. Dankbar erinnere ich mich meines Reisegefährten — eines Herrn C. aus Hildesheim, — mit dem ich recht ruhig und zutraulich war.

In Osnabrück schlief ich einige Stunden recht fest nnd suchte dann einen ehemaligen jenenser Zuhörer, Professor Abeken, auf, den es freute, mich wiederzusehen und der mich auf das Freundschaftlichste begleitete. Die Umgebungen von Osnabrück sind recht anmuthig; ich sah auch den Saal, wo der westphäli-

sche Frieden geschlossen worden; — gegen 3 Uhr stieg ich auf die Diligence, die nach Bremen geht, und trennte mich hier unterwegs von meinem guten hildesheimer Herrn, der nach Hannover ging. Wir hatten schönes Wetter, — der Sonnenschein dauerte mich nur, solche Steppen beschreinen zu müssen. Gegen Bremen sah ich holländisch grüne Wiesen, mit der Nacht kamen wir dort an, von wo ich mich mit Extrapost hieher versetzte. Der Himmel verreguete den Bremensern ihren 18. Oktober-Patriotismus diesen Vormittag; doch der Abend ließ mich die hamburger Raketen und anderes Feuerwerk noch deutlich sehen. — —

Hamburg, d. 19. Oktbr.

So eben komme ich an, lasse meine Sachen vom Schiffe nach der Post fahren, um heute auf der Schnellpost zu sitzen, und auf's baldeste bei Euch, meine Lieben, zu seyn; — kein Platz mehr offen, selbst auf Mittwoch nicht, dagegen zur Kompensation finde ich zwei liebe Briefe von Dir vor; wie beruhigt und erfreut bin ich über diese guten Nachrichten von Dir. — — Sitze nun hier im König von Hannover — vor der schönsten Aussicht — aber bis Montag zu warten habe ich keine Geduld mehr, habe vor den Postwagen ohnehin eine Apprehension bekommen, werde — wenn ich meine Geschäfte und einige Besuche hier abgemacht — Extrapost nehmen und weiß nicht, ob dieser Brief vor mir ankommen kann.

B. Reise nach Wien im Jahre 1824.

Dresden, d. 7. Septbr. 1824.

— Meine Reise ist bis hieher ganz gewöhnlich und durch die Wetterveränderung sehr erträglich gewesen; am Sonntag bedeckter Himmel — einigemal Regen — bis Jüterbogk; dann

Montag's über Mittag in Herzberg, wo ich mich von einem Landprediger, eine Dame zur Gesellschaft bis Dresden mitzunehmen, beschwatzen ließ, — nicht häßlich, doch schon in die Jahre hinein, denke also nichts Uebles von dieser Gesellschaft; wäre ich übrigens ein ordentlicher Engländer auf Reisen geworden, so hätte ich mich nicht breit schlagen lassen, sondern mich allein gehalten; so aber, weil man noch immer ein Stück von einem Deutschen ist, vermochte ich nicht, es auszuschlagen, kaufte übrigens — wie wir Schwaben sagen — die Katze im Sacke, und der Besund war nicht uneben, aber unbedeutend. — Nach der Ankunft sogleich in den Gasthof, wo ich hörte daß Geheime Rath Schulze logire, — traf ihn noch glücklich und determinirte ihn, nachdem er schon Alles auf heutige Abreise bestellt hatte, noch einen Tag mit mir zusammen zu bleiben; es freute uns beide herzlich, uns zu treffen. — Diesen Vormittag bin ich mit S. zuerst bei Böttiger gewesen, dann auf der Gemäldegallerie, dann in Böttiger's Vorlesung, wo wir die Antiken wieder durchgesehen. — —

Nachmittags fuhren wir nach Plauen — ich war dießmal oben auf dem Felsen, sehr schöner, weitreichender Punkt, — nahm dann Abschied von S. — —

Den 8. September. Heute Vormittag Gallerie und Kunstausstellung; auf die brühl'sche Terrasse, wo mich die Aussicht heute besser vergnügt hat, — gestern hatte sie nicht viel Eindruck auf mich gemacht, — ich habe überhaupt genug an Dresden; — nicht zu vergessen, daß ich eine Stunde bei Ammon gewesen, — so heute nach diesem Briefe noch auf die Gallerie und zu Tieck.

Töplitz, den 11. Spbr.

— In Dresden Donnerstag Nachmittag noch einmal auf die Gallerie, — dann einen Spaziergang ins link'sche Bad, — Abends eine höchst ergötzliche — wahrhaft geniale — Vorlesung

einer holberg'schen Komödie bei Tieck, vor deren Ende ich mich jedoch zurückzog, weil ich schon ½5 Uhr zur Abreise fertig seyn sollte. — Allein ich machte mich bereits Nachts um 1 Uhr fertig, — fürchterliches Gewitter und Mondeshelle weckten, — bis mich die benachbarte Schildwache auf Befragen unterrichtete, daß es 1 Uhr sey, — also wieder ausgezogen und geschlafen und um ½5 Uhr fertig. — Wir kamen doch später weg; — unfreundliches Wetter, das den seidenen Schlafrock nicht gestattete, sondern zum Kleid und Ueberrock, ja bis zum Mantel veranlaßte. Ich hatte hier eine Gelegenheit angenommen, statt einen Wagen allein zu nehmen, und fand vermischte Gesellschaft, eine Komödiantin mit Kind und Hund, und zwei Würtemberger; — doch ging's. Das Reisen mit jeder ersten besten Gesellschaft wird mir immer langweiliger, — ja, wenn es mit Dir wäre! aber da Du einmal nicht dabei bist, so reise ich am liebsten allein. — Kein Buch irgend einer Art habe ich und muß stehen, wie ich mir die Zeit mit — Gedanken — auch nicht — mit Phantasien vertreibe. — Das schönste Wetter — fast des Guten zu viel, doch will ich es nicht gescholten haben, — habe ich fortwährend. — Der Hinabblick von der nollendorser Höhe und den Weg hinab, die Einsicht in's Böhmerland, in der That entzückend, reich und schön. Von hier geht es über Abensau, Kulm — (die Gegend der Schlacht von Kulm), durch lauter Abwechslung von Hügeln und Feldern — Alles angebaut und fruchtbar, bis Töplitz, das gar schön und anmuthig liegt. Ich logirte mich in einen ganz neuen Gasthof, weil sein Schild zum König von Preußen ist, ein. — Heute sogleich auf den Schlackenberg, der dem Gasthof gegenüber ist, — auf diesem Hügel übersieht man ganz die Umgegend von Töplitz, d. h. wenn man oben um den Hügel herumgeht; — eine äußerst anmuthige Ansicht, — die ganze weite Gegend — zuletzt von höheren Bergzügen begränzt, — die mannigfaltigste Abwechslung von Hügeln, Thälern, Häuserzügen — Alles höchst heiter. — Nachmittag auf dem

Schloßberg, — Aussicht über den ganzen Grund von Töplitz — ein Grund zwischen zwei Bergreihen, — die eine, das Gebirge, das Sachsen von Böhmen trennt, und eine zweite Reihe, südlich davon, dazwischen ein Grund von 3—4 Stunden Weite, — Töplitz mitten inne, — die nollendorfer Kirche auf der Höhe, Kulm, Marienschein, an dem Fuße der ersten Reihe, — Aussig liegt im Winkel an der Elbe, zwischen der Reihe gegen Osten. — (Die Jungen sollen auf der Charte zum siebenjährigen Krieg nachsehen.)

Dann noch um Töplitz spaziert — zuletzt in's Theater, ein paar Akte von Preziosa — einer noch viel zierhafteren Zierliesel, als die wir in Berlin gesehen. —

Sonntags noch Brunnen getrunken, dann in den clary'schen schönen Park, dann noch einmal auf den Schlackenberg, die anmuthige Aussicht noch zu guter letzt aufzufassen, — dann in den Wagen um 11 Uhr, — zuerst über die zweite der oben genannten Bergreihen, — Alles fruchtbar, reich, abwechselnd, — Hügel, Felder, Wiesengründe, Dörfer, Obstbäume; — nachdem der Berg in etwa 1½ Stunden überstiegen, geht's von nun an bergunter oder eben (einige kleine Anhöhen abgerechnet) bis Prag, — von der Berghöhe, in diese andere Pläne, unbegrenzte Aussicht bis Lowositz, eben so abwechselnd und reich, — von hier ebene Gegend, langweilige Fruchtfelder, — zweimal über die Eger — das zweite Mal mit den schönsten Reflexen des Mondscheins nach Meldros. — Heute durch eben so langweiliges Land, bis auf den Punkt, wo ich mit einem Male in das Moldau-Thal und auf Prag hinab sah, — eine allerdings sehr angenehme in Duft gehüllte Ansicht — und daselbst um 11 Uhr ankam. — Also in Prag schreibe ich dieses und hier giebt's sogleich zweierlei Interessantes: ein Brief von Dir, wonach zu sehen ist — und der O. v. H.., der aber, wie ich eben erfahre, heute früh auf das große Manöuvre ist und erst morgen zurückkommt. —

Prag, d. 14. Sptbr.

— Ich ſollte Dir ſo viel von meinem Aufenthalte in Prag ſchreiben, wenn ich nicht ſelbſt eines über das andere wahrſcheinlich ſelbſt vergäße, denn ich habe mir geſtern und heute die Beine ſehr müde und dem Lohnbedienten beinahe abgelaufen. — Meine Haupt-Direktion geht von dem aus, was mir Kollege Hirt vorgeſchrieben, und ich bin darin ſo pünktlich, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machte, etwas von dem Verzeichneten nicht aufgeſucht zu haben. — Aber was ich geſehen — beſonders, da es gelehrte altdeutſche Leckerbiſſen betrifft, — Dir zu beſchreiben, könnte Dich eben nicht ſehr intereſſiren, noch ich auch mit befriedigender Kennerſchaft ausführen. Geſtern früh vor Tiſch noch auf der Bibliothek geweſen, — Hauptſachen waren hier zwei altdeutſche Bilder; — dergleichen ferner im Kreuzherrnſtift, — nach Tiſch über die Brücke — auf die ſogenannte kleine Seite von Prag, d. h. auf den Theil, der auf der linken Seite der Moldau liegt. Dieſer Theil geht einen Hügel hinauf, auf dem die ſogenannte kaiſerliche Burg — (ſtelle Dir aber darunter einen modernen Palaſt vor, nicht ſo ein eckiges, winkelhaftes, und indefiniſſables, unwohnliches, unförmliches, fenſterloſes, fünfeckiges, ungeſtaltes Ding, wie die Burg von Nürnberg). Die Domkirche liegt herum gleichfalls, und dieß zuſammen heißt der Hradſchin. Da eben, wie ich da ankam, von den Wällen, von denen ich mich nicht mehr weit befand, kanonirt wurde, ging ich zum Thore hinaus; itzt rückten die Regimenter Rainer und Kutſchera wieder vor, drückten unter Kanonen- und kleinem Gewehrdonner den Feind immer weiter zurück, — ich immer nach, bis mir des ſiegreichen Marſches endlich zu viel wurde und ich mich, — jedoch nicht geſchlagen, — retirirte. Ich ſuchte noch Graf Buquoy auf, den ich aber nicht in ſeinem Palais fand, weil er gegenwärtig auf ſeinen Gütern ſich befindet. — Gehens ſatt kehrte ich nach Hauſe, aß, trank und ſchlief in Erinnerung und Träumen von Euch. Heute bin ich noch mehr

bein- und wagenweise umher gewesen; — erst einen Platz auf dem wiener Eilwagen auf Sonntag früh bestellt, — hierauf auf die Brücke und den Hradschin, — die Aussicht von der Brücke und vom letztern ist schön, und sehr schön, — ich habe sie heute erst recht gesehen und angesehen. Dann die berühmte Domkirche, — und welche Altdeutschicen da gesehen! Die Bildergallerie, die sogenannte ständische, — besteht aus lauter Gemälden, die Privat-Eigenthum sind, deren Besitzer ihre Schätze in einem schönen Lokale zusammengestellt. — Schöne, sehr schöne Stücke darunter; — auch wieder eine besondere Sammlung von Altdeutschicis, — für die Du aber, wie auch ich selbst, nicht gelehrt genug bist, um Dir Mehreres davon zu schreiben. Nach Tische zum Manöuvre hinausgefahren, wie ich aber kam, war es bereits vorbei, also wieder rückwärts und mich nur am Thore aufgestellt, um die Regimenter, besonders Kutschera, defiliren zu sehen. Bald kam unser stattlicher Herr O. v. H., an der Spitze seines Regiments, als kommandirend, Adjutant, Majore ꝛc. zur Seite, ich zog — unter dem übrigen Volk — meinen Hut, er fixirte und erkannte mich, sprengte auf mich zu, bog sich vom Pferde und umarmte mich recht herzlich. — — —

— Dann ging ich in's Theater, — von diesem Stück aber Dir eine Beschreibung zu machen, dazu gehörte mehr Zeit, Papier und Gedächtniß als ich habe, — begnüge Dich einstweilen am Komödienzettel, — Du mußt Dir dabei vorstellen, daß die allegorischen Personen nicht etwa stumm erscheinen, sondern eine förmliche Handlung und zwar eine sehr moralische, aufführen; der Held wird wahnsinnig, sucht nach seinem Kopf in den Rocktaschen, freut sich, den Kopf gefunden zu haben, beißt ihn aus Hunger an und wehklagt, daß er sich die Nase heruntergebissen, kurz, dergleichen ist für uns Theils höchst seltsam, Theils mitunter auch sehr possierlich.

Den 14. September. Gestern habe ich den ganzen Tag mit einer Reise nach Karlstein zugebracht, einem alten Schlosse,

vier Stunden von hier, wo noch alte Bilder hängen, sonst aber auch nichts zu sehen ist; — heute Vormittag habe ich Kirchen und Gallerien zum Theil repetirend besucht und bin mit meinem Geschäfte, — dem Sehen des Sehenswürdigen — fertig geworden. Das Mittagsessen bei dem O. v. H. hat mich jedesmal vortrefflich restaurirt, die Hitze des Vormittags hatte mich immer sehr matt gemacht. Es ist mir recht wohl bei ihnen und bei ihrer herzlichen und freundschaftlichen Aufnahme. — Nach Tisch führte uns der Herr O. im Wagen auf einen recht anmuthigen Vergnügungsort. — Hier ist alles Laub, ob es gleich lange nicht geregnet, noch ganz fest und grün. —

Wien, d. 21. Sptbr.

Alles in Ordnung, fuhren wir um 6 Uhr früh (der Eilwagen verdreifacht) zum Thor hinaus. Der Hauptwagen ist in zwei Zimmer getheilt, die durch eine Art von Fenster in Verbindung stehen, in jedem vier Personen. Meine drei Gefährten waren ein Herr und seine Frau, aus Karlsbad zurückreisend der dritte der Leibarzt des Erzherzogs Karl, so daß wir sehr zufrieden mit einander allseitig diesen Weg von 42 Meilen in 36 Stunden, Berg auf, Berg ab — Tag und Nacht fort, zurücklegten. Böhmen — ein einförmiges, fruchtbares Ackerland, — dann durch ein Stück von Mähren, Iglau, Znaim, — dann in's eigentliche Oesterreich, — hier Weinland, Felder, Hügel, Wälder, ein Ort am andern, weite Aussicht in diese reichen Gegenden, herrliches Land! — auf der vorletzten Station kamen wir in die Nähe der Donau, — ohne sie noch zu sehen, — auf einen niedrigen Grund, so einen Tag fort, — einförmig, man hat hier keine Ansicht von Wien, — nach 6 Uhr in Wien selbst, dann Mauth, Post, — Fiaker, ein Wirthshaus zu suchen, fand in dem Erzherzog Karl ein Zimmer in den Hof hinaus, eine Treppe hoch, — die nach vorn hinaus waren besetzt; wie ich nach Herrn

D. Parthey fragte, fand sich's, daß das junge Ehepaar und Klein mit Frau hier logire, aber so eben aus waren; — ich den Lohnbedienten angenommen und im Reiseschmutz (das Fellseisen liegt noch auf der Mauth, um 7 Uhr war ich im Wirthshause angekommen), um ½8 — in die italienische Oper — Stück von Mercadante — welche Männerstimmen! Zwei Tenore, Rubini und Donzelli, welche Kehlen, welche Manier, Lieblichkeit, Volubilität, Stärke, Klang, das muß man hören! — ein Duett derselben von der höchsten Force. Der Bassist Lablache hatte keine Hauptrolle, aber schon hier, wie mußte ich seine schöne, kräftige, eben so liebliche Baßstimme bewundern. Ja, diese Männerstimmen muß man hören, das ist Klang, Reinheit, Kraft, vollkommene Freiheit u. s. f. u. s. f. Sie haben auch eine deutsche Sängerin, Mlle. Eckerlin, die schöne, volle, starke Mitteltöne hat, die mich an Mad. Milder erinnerten, doch nur Mad. Milder könnte es mit jenen drei Männerstimmen aufnehmen und sie im Zaume halten. So lange das Geld, um die italienische Oper und die Heimreise zu bezahlen, nicht ausgeht, — bleibe ich in Wien! Nach der Oper und einem Pas de deux von zwei Parisern — (Alles so gut wie die Berliner, — wenn die Berlinerinnen nur einen rechten Winkel ausstrecken, — sie bis zum stumpfen) nach Hause, wo ich zu unserem gegenseitigen herzlichen Vergnügen Lilli und Klein fand; das ist mir nun recht angenehm, sie bleiben diese Woche hier und wir haben uns schon engagirt, mit einander herum zu ziehen; sie waren verwundert, daß ich aus der italienischen Oper komme, sie sind seit drei Tagen alle Abende im Casperl und deutschen Schauspiel gewesen und haben noch nicht die italienische Oper gesehen!! und noch nicht gehört!! Diesen Morgen geht's auf Belvedere, auf die Post — Briefe von Dir zu holen, auf die Mauth, — Paßangelegenheiten zu berichtigen.

Mittags. — So eben komme ich von der Bildergallerie. Welcher Reichthum, welche Schätze! heute kaum einen flüchtigen

Ueberblick! dazu iſt der Tag zu verwenden, der Abend zur italieniſchen Oper, — itzt zum Eſſen. — — —

Donnerſtag, früh d. 23. Sptbr.

Nun von meinem Lebweſen in Wien, das bisher nur drei Kapitel hat, k. k. Bildergallerie, italieniſche Oper und dabei gelegentlich Anſicht vom Aeußern Wiens; erſtere habe ich vorgeſtern Vormittag und geſtern Vor- und Nachmittag beſucht und heute wieder, bin nun orientirt und habe herrliche Dinge geſehen. — Aber die italieniſche Oper! Montag Doralice von Mercadante, vorgeſtern Othello von Roſſini, geſtern Zelmira von demſelben! (Letztere hat uns aber, im erſten Theile beſonders, ſehr ennuyirt) die Sänger und Sängerinnen von einer Vortrefflichkeit und Ausbildung, daß nur die Catalani und Mad. Milder Dir eine Vorſtellung davon geben können! Vorgeſtern iſt Mad. Fodor aufgetreten: welche Ausbildung, Geiſt, Lieblichkeit, Ausdruck, Geſchmack, das iſt eine herrliche Künſtlerin! obgleich von herrlicher Stimme, bemerkt man hie und da, daß ſie nicht mehr ganz in der Kraft ihrer Mittel iſt, aber ſie macht es ſo, daß ihr Sichlegen auf's Zarte, Geſchmackvolle, ganz als Abſicht, an ſeinem Ort und Stelle erſcheint. Mein Liebling, Rubini, und Donzelli, trefflicher Baryton, hatten an jedem Abend ſo viel zu ſingen, wie Baader in Olympia; vorgeſtern und geſtern der am meiſten bewunderte und gebeifallte David, herrliche Stimme und Kraft und Stärke — die oberen Töne Fiſtel, aber ſo leicht, ſo in Einem Uebergang, als ob's nichts Beſonderes wäre; dann der herrliche Baß Lablache, dann Botticelli, Cintimarra, zwei treffliche Baſſiſten, — dann auch Sra. Dardanelli geſtern. — Gegen das Metall dieſer, beſonders der Männerſtimmen, hat der Klang aller Stimmen in Berlin, die Milder, wie immer, ausgenommen, ein Unreines, Rohes, Rauhes oder Schwächliches, — wie Bier gegen durchſichtigen, goldnen, feurigen Wein, — feurigen Wein ſage ich, — keine Faulheit im Singen und

Hervorbringen der Töne, nicht seine Lektion aufgesagt, — sondern da ist die ganze Person darin; die Sänger, und Mad. Fodor insbesondere, erzeugen und erfinden Ausdruck, Koloraturen aus sich selbst; es sind Künstler, Kompositeurs, so gut als der die Oper in Musik gesetzt. Sra. Eckerlin (deren schöne Gestalt und herrliche Stimme mich zuerst an die Milder erinnerte) — vermag als eine Deutsche es nicht, ihre Seele ganz auf die Flügel des Gesanges zu legen, und freimüthig sich in die Melodieen zu werfen, sie würde schon jetzt viel leisten, wenn sie diese Energie des Wollens hätte. — Diese Italiener sind nur den Sommer hier; — Du mußt Dir nämlich vorstellen, daß die Elite von ganz Italien hier ist, und Klein und Parthey nichts besseres dort hören können, wie auch der letztere noch nichts dergleichen in Italien gehört hat.

Vom Aeußern Wiens kann ich noch nichts sagen, denn ich bin noch nicht in's Aeußere gekommen, vor allen müssen die Kunstgeschäfte abgethan werden. — Im Innern übrigens zwischen Stadt und den Vorstädten, anmuthige Spazierwege, grün, frisch noch, nicht herbstlich wie in Berlin, — ungeheure Palais, aber schmale Straßen, keine architektonische schöne Konstruktion ꝛc. wie um unsern Opernplatz alle sind.

Sonnabend, d. 25. Sptbr.

— Ich habe wieder viel gehört und gesehen und fahre fort, Dir so getreulich zu referiren wie bisher. —

Ich bin beim Donnerstag Vormittag stehen geblieben, wo ich die zoologische Sammlung sah; — sehr schön aufgestellt und reich, — die Aufseher sind alle mit berliner Professoren in Verbindung, und ich als Kollege, als der ich mich bekenne, bin sehr freundlich aufgenommen, — überhaupt sind alle Aufseher höchst gefällig und dienstfertig, — rechte brave und kenntnißvolle Leute. Um den Nachmittag kam ich durch ein Manöuvre, dem ich bei-

wohnen wollte, weil der Kaiser und die ganze Familie daselbst war, allein man durfte nicht so nahe hinzu; es war eine unermeßliche Menge von Menschen draußen. Der Kaiser brach das Manöuvre bald ab und ich habe nicht viel mehr davon gehabt, als ein paar Stunden gegangen und müde geworden zu seyn, — ohnehin bin ich den ganzen Tag auf den Beinen, gehend oder stehend, sitze nur Morgens, wenn ich an Dich schreibe und Abends im Theater; vorgestern, da kein italienisch Theater, sondern nur pantomimisches Ballet war, beim weltberühmten Casperl gewesen und also jetzt auch dieß vielberühmte Wunderding gesehen. — Es ist nicht so schwer, Dir einen kurzen Begriff davon zu geben. Die Hauptperson ist jetzt Herr Ignatz Schuster, — die Stücke in denen er spielt, sind die falsche Prima Donna — die Hüte im Theater, — ich sahe die schlimme Liesel, — also gar keine außerordentliche, eigenthümliche, noch grob komische Stücke. — Schuster ist ein nicht gemeiner Komiker — nicht niedriger und nicht gemeiner als Karl, den wir in München gesehen, ein kleiner, buckliger Mann und im Ganzen von derselben Force wie Gern. Das Stück war sonst sentimentalisch, moralisch lahm, — die übrigen Akteurs unendlich steifer und langweiliger, als die mittelmäßigen in Berlin. Dieß Stück dauerte etwa eine Stunde, dann kam eine Pantomime mit Musik, — die ewige Geschichte vom Harlekin mit seiner Colombine; da habe ich dann einmal diese Geschichte in ganzer Ausführlichkeit angesehen, — dieß ist eine ganze Hecke von lustigen Unsinnigkeiten, — Gassenhauer, Tanzmusik, ras't und tollt dieß drittehalb Stunden ohne Rast und Ruhe fort. Diese Vorstellung hat mich sehr unterhalten, — man hat kaum Zeit zum Lachen, — denn immer kommt etwas Neues und Anderes und Alles mit der größten Lustigkeit, Gewandtheit; auch Ballette kommen darin vor, — keine Beinausstreckereien, aber vorzügliche Springereien, — kurz, höchst ergötzt kam ich, beinahe erst 11 Uhr, davon nach Hause.

Gestern Vormittag war ich erst in einigen Kirchen, dann in der Sammlung von Erzherzog Karl's Handzeichnungen und Kupferstichen in Mappen; der Direktor blieb fast die ganzen drei Stunden mit mir, — natürlich kann man da nur Einiges sehen. Der Kupferstiche sind 150,000, — ich ging das Portefeuille von den Handzeichnungen des Michel Angelo durch, dann Mantegna's Zug, den wir einmal bei Geheimerath S. gesehen; — was man bei uns mühselig zusammenklaubt, unvollständig besitzt, große Aufsätze darüber macht, — ist hier in Hülle und vollauf; — dann die Portefeuilles von Martin Schön und einigen Anderen.

Nachher sah ich den kaiserlichen Privat-Garten und die Gewächshäuser bei der Burg, — ging hinein und heraus durch eine Art von unterirdischem Gang, durch den der Kaiser alle Tage geht, und einige Nachmittagsstunden in seinem Garten zubringt. — Aber der Flor — ich konnte nur auf Georginen und dergleichen treffen — ganz unbedeutend, — das ist auf der Pfaueninsel ganz anders.

Nachmittags wieder ein paar Stunden im Belvedere und dann im Figaro von Rossini, — Lablache welch ein Figaro! — Mad. Fodor welche Rosine! Das ist eine vollendete Sängerin; welche Schönheit, Anmuth, Kunst, Freiheit, Geschmack des Gesanges! und der treffliche Lablache, welch ein Baß! und wie heiter und freikomisch, überall nichts Niedriges, nichts Gemeines; wenn der ganze Chor zusammen singt, und das Orchester ebenso fortissimo aus allen Kräften drein rauscht, so hört es sich auf's Bestimmteste so an, als ob er Solo sänge, und das ganz ohne Anstrengung, ohne Geschrei, ohne schreienden Ton. Ambrogi auch wieder als Bartolo sehr gut, — dann noch ein neuer Sänger de Franco. — Es ist eine ganze Hecke, Theils der allervortrefflichsten, Theils tadellosen trefflichen. — Aber auch welchen Antheil nehmen wir Publikum! Drei bis vier Akteurs werden jedesmal beim ersten Auftreten applaudirt, dann

jede Paſſage applaudirt — oder Bravo! Bravo! gerufen, dann nach jeder Scene unmäßig applaudirt, der Sänger dankt und geht ab, — aber das Applaudiren dauert mit anhaltender Stärke fort, auf daß er oder ſie nicht beklatſcht, ſondern herausgeklatſcht ſey. Am Ende des Stücks dagegen findet kein Hervorrufen mit Redensarten ſtatt. So, wiederholt Parthey und Andere, kann man Figaro in Italien nirgends geben ſehen. — Ich las heute in einem wiener Theaterblatt, daß die Erfahrenſten darüber einig ſeyen, daß nach ihrer längſten Erinnerung ſeit 50 Jahren keine ſolche italieniſche Geſellſchaft in Wien geweſen, und gewiß die nächſten 50 Jahre nicht wieder kommen werde. — Klein's und Parthey's, nachdem ich ſie hinein gezankt, haben dann freilich keine Vorſtellung ausgelaſſen und ſind gemeinſchaftlich auf das Höchſte entzückt geweſen, ſo ſehr ſie die roſſiniſche Muſik herun-tergemacht, die auch mir als Muſik Langeweile macht. — Die-ſen Vormittag reiſten Klein's und Parthey's von hier ab; ſo wenig es ſich thun ließ, viel gemeinſchaftlich herum zu ziehen und zu beſehen, ſo ſahen wir uns doch bei Tiſch, wo mir ſolches Ausſprechen gar angenehm und erfreulich war. —

Dieſen Vormittag 1) auf der k. k. Bibliothek; 300,000 Bände in Einem Saal! 2) k. k. Schatzkammer geſehen, — er-ſter Diamant wird auf 1 Million taxirt u. ſ. f. 3) Antiken — eine Platte mit Münzen, ſchwer 2055 Dukaten, — kurz! man muß in Wien geweſen ſeyn!

Heute Abend geh' ich wohl zum geliebten Harlekin und ſei-ner theuren — ach rührend theuren und getreuen Kolombine! Morgen — was ſagſt Du dazu — iſt Figaro von Mozart — Lablache, die Fodor und Donzelli! — — —

Montag früh, den 27. Septbr.

— — Das ſchöne Wetter iſt nun vorbei, doch die ſchönen Tage in Aranjuez ſind noch nicht ganz vorüber, denn einige

werde ich hier noch zubringen; es ist noch Manches, was ich nicht kenne; erschöpfender zu betrachten — dazu reichten freilich einige Wochen nicht zu. —

Um nun in meiner Relation fortzufahren, so ging ich endlich Sonnabend Nachmittag in den Prater, wo man gewesen seyn muß, wenn man Wien gesehen haben will. Es ist ein Wald wie unser Thiergarten — mit Alleen durchschnitten, sonst von weiter keinen Anlagen. — Der Unterschied ist, daß der Boden mehr mit Gras bedeckt ist, mehrere und größere freie grüne Plätze und die Alleen breiter sind — eine unsägliche Menge Guinguetten liegen zerstreut umher, nicht aber wie unsere Zelte und Hofjäger, sondern etwas im Style wie Moabit und Pankow. —

Nach dem Prater in's leopoldstädter Theater; hier ein Vorspiel, worin Schuster, beinahe in derselben Manier wie früher, und dann abermals die Zaubereien; — wenn ich nur in dieser die Jungen bei mir hätte haben können, — auch Du selbst wärest nicht zu alt gewesen, um Dich dabei zum zweiten Male zu amüsiren, wie es mit mir der Fall war.

Aber nun hat es schrecklich in der Nacht angefangen zu regnen, den ganzen Sonntag durch und noch heute Vormittag fort! Was soll das werden? Doch man muß die Hoffnung nicht aufgeben. Sonntags Vormittags war's mir lieb, daß es so arg regnete — ich mußte einmal ausruhen, — nach Tische aber ließ ich mich, des Wetters ungeachtet, in den Augarten und nach Nußdorf fahren, — auf welchem Wege ich einen Birnbaum, so groß ein Birnbaum seyn kann, mit Blüthen bedeckt sah, die Früchte hat er bereits getragen; ich lege hier ein Blüthchen für Dich, das andere für die M., die selbst aus diesem Lande aufgeblüht, zu Zeichen: wie sehr ich die Vortrefflichkeit solchen Bodens erkenne und schätze. — Wie der Augarten und Nußdorf beschaffen, habe ich daraus vorläufig ersehen und sehr schön gefunden. —

Um zu Ende zu kommen, so bin ich Abends — wo? in Figaro's Hochzeit von Mozart gewesen. — Die italienischen Kehlen hatten in dieser gehaltneren Musik nicht so viele Gelegenheit, ihre brillanten Touren zu entwickeln, aber für sich, mit welcher Vollkommenheit wurden die Arien, Duette ꝛc. ꝛc., besonders die Recitative gegeben, — letztere sind ganz die eigenen natürlichen Schöpfungen des Künstlers; — Lablache welch ein Figaro! Fodor — Susanna, Sgra. Dardanelli — die Gräfin; ich saß dieß Mal näher bei'm Theater, als das erste Mal, da ich sie sah; — welch eine schöne Frau, ein lieblicher italienischer Kopf, und eine Ruhe, Noblesse und Haltung und Aktion — sehr lieblicher schöner Anstand, — fast wäre ich in Deinen Fall gekommen und hätte mich in diese Frau verliebt! sie ist in der That höchst anmuthig. Donzelli als Graf — stach ziemlich gegen sie ab; solche Situationen sind nicht gut für ihn.

Dienstag, den 28. Gestern Vormittag in der fürstlich lichtensteinischen Sammlung, — der herrlichste Palast und die herrlichsten Schätze! — was hat man auch da Alles zu sehen! Nachmittag noch die czerninische Sammlung — auch hier einige Trefflichkeiten; — Abends auch einmal in's Burg-Theater in das höhere Schauspiel; sehr großes Haus, ziemlich voll; Anschütz, den ich vor mehr als 25 Jahren gesehen, gereift, vorzüglicher Akteur, die Anderen mit guten Parthien und Seiten — aber lassen zu wünschen übrig. —

Ich lege noch ein Blatt an und schreibselige noch etwas, obgleich matt und müde — von ganz tägigem Stehen und Gehen in der esterhazischen Gallerie und in Schönbrunn, wo ich gegessen; da in einer halben Stunde die italienische Oper bevorsteht, kann ich nicht mehr von dem Einzelnen sprechen, das müßte eine zu große Relation werden; nur dieß, daß es gestern Vormittag sich aufgehellt, und heute das schönste Wetter von der Welt ist, nicht zu heiß, Beständigkeit versprechend. — Fleisch und Blut hat gekämpft mit dem Willen — Freitag, d. 1. Ok-

tober von hier abzureiſen; Du giebſt mir jedoch die Erlaubniß, länger auszubleiben, — ich habe im Strudel Alles geſehen, genoſſen, bin fleißig geweſen, den ganzen Tag auf den Beinen, und noch iſt ſo viel zu ſehen; — um das Gute zu behalten und mir einen Schatz der Erinnerung zu ſchaffen, muß ich es nun noch einmal ſehen, — die italieniſche Oper freilich ſehe ich nicht erſt zum zweitenmale; die ſchöne, unendlich mannigfaltige, liebliche Gegend habe ich heute erſt, und in welchem ſchönen Sonnenſchein verſchmeckt. —

Mittwoch, den 29. Septbr.

Ich fange ſogleich wieder an, wo ich es geſtern gelaſſen habe, um nicht in Rückſtand zu kommen, — in einer ſo reichen Welt wächſt der Stoff unter der Hand — ich muß mich ſummariſch verhalten. Wie viel zu ſchreiben wäre, wirſt Du ſchon daraus erſehen, daß eine ſolche Gemälde-Gallerie, wie die beiden, die fürſtlich lichtenſteiniſche und die fürſtlich eſterhaziſche — jede für ſich eine Stadt berühmt machen und für ſich eine Reiſe von 100 Meilen verdienen würden; — jede iſt in einem prächtigen Palaſte, der mit anmuthigen Gärten umgeben, von der ſchönſten Ausſicht. Für die Marmor-Treppe im fürſtlich liechtenſteiniſchen Palais wollte Kaiſer Franz 180,000 Fl. bezahlen. — Schätze von Gemälden, die zugleich auf's liberalſte dem Publikum offen ſtehen. Jeder dieſer beiden Fürſten hat einen eigenen Galleriedirektor und Aufwärter; — kein Trinkgeld wird gefordert, — doch ich gebe eins, — denn ich mache den Leuten mehr zu thun, komme auch an Tagen, wo die Gallerien geſperrt ſind, Vor- und Nachmittag bis 6 Uhr; — auch ſonſt iſt Alles auf's bequemſte eingerichtet; — ſie flüchtig durchzugehen, — wenn man nicht gerade durchrennt, ſondern Hauptbilder näher betrachtet, mit Uebergehung der anderen, — erfordert 3 — 4 Stun-

den; wollte man vollends ausſchnaufen, ſich niederſetzen, ſo brauchte man Tage. —

Aber Schönbrunn habe ich Dir noch zu beſchreiben, — ein Schloß mit einem Garten dahinter; auf ſanft anſteigendem Terrain ein freier ſonnigter Platz, von der Breite des Schloſſes, auf dem oberſten Punkt ein Pavillon, hier ganz rundum vollkommen freie Ausſicht, — ringsum das herrlichſte Panorama, Theils von Hügeln — Theils an anderen Stellen — von fernen Gebirgen begrenzt — ſteiermärkſchen, mähriſchen, — Theils grenzenloſer Horizont — voll von fruchtbaren Feldern, Dörfern, Schlöſſern, — in's Unabſehbare ſich erſtreckenden Alleen; — die Stadt Wien liegt in ganzer Breite vor den Füßen. Dieſe Lage macht die eigenthümlichſte Schönheit von Wien aus, der Donauſtrom thut übrigens nicht viel dazu. Um die Stadt ſelbſt zunächſt hohe Wälle, — Baſteien, — von ihnen — (es ſind Spaziergänge) überſieht man das Glacis, d. i. die ebene Umgebung um die Baſteien herum, Plätze zum Drachen ſteigen laſſen, für die Jungen ganz gemacht; grüner Wieſengrund mit Alleen durchſchnitten, die mannigfaltigſte Abwechslung von Paläſten und Gärten, Kirchen, großen und kleinen Gebäuden, ſo daß außer der Stadt und den Baſteien ſogleich ein ganz ländliches und dörfliches Leben und Anſehen vorhanden iſt. — Doch ich eile weiter. — Alſo Dienſtag Vormittag in der eſterhaziſchen Sammlung. — Mittag in Schönbrunn, wo ich weder Menagerie, noch botaniſche Gärten — die in größter Pracht ſeyn ſollen — geſehen habe. Nachmittag wieder in die eſterhaziſche Sammlung, — dann in's italieniſche Theater. Corradino! — Sgra. Dardanelli und David — wie haben dieſe zuſammen geſungen! Der zweite Akt fängt mit einem Septett an, und ſchließt mit einem Duett zwiſchen ihnen — welch ein Duett! Ich verſtehe nun vollkommen, warum die roſſiniſche Muſik in Deutſchland, insbeſondere in Berlin geſchmäht wird, — weil, wie der Atlas nur für Damen, Gänſeleberpaſteten nur für ge-

lehrte Münde, — ſo ſie nur für italieniſche Kehlen geſchaffen iſt; es iſt nicht die Muſik als ſolche — ſondern der Geſang für ſich, für den Alles gemacht iſt; — die Muſik, die für ſich gelten ſoll, kann auch gegeigt, auf dem Flügel geſpielt werden u. ſ. f., aber roſſiniſche Muſik hat nur Sinn als geſungen. — Wenn David und die freundliche Dardanelli ſo zuſammen ſingen, dann ſoll Einer noch kommen und Forderungen an die Kompoſition machen; — könnte ich dieſes Stück doch noch einmal hören. Ein neuer Baß, ein excellenter Buffo trat hier auf, ebenſo war aus dieſer Hecke auch im Barbier von Sevilla ein neuer hervorgekommen. — Ich gehe wo möglich in die vorderſte Bank (Sperrſitz à 6 Fl.) und kam hier mehrere Male neben einer Perſon zu ſitzen, — der Schließer ſagte: es ſey Prinz Ypſilanti — welcher? weiß ich nicht. Ich grüßte ihn, er dankte mit Bekreuzung der Stirn und Bruſt, — wir klatſchten tüchtig zuſammen.

Geſtern Vormittag einige Gänge gemacht, dann auf die k. k. Bibliothek, gelehrte Anſicht von Kupferſtichen. Dieſe Sammlung — (verſchieden davon iſt die des Erzherzogs Karl) hat 300,000 Kupferſtiche!! die ſehe einer durch; — ſieht er des Tags 300 Blätter, ſo braucht er 3 Jahre. Nachmittag nach Belvedere, zu dem Gallerieinſpektor Hrn. Ruß, mit ihm auf die Sternwarte, — dann in's italieniſche Theater — Barbier von Sevilla von Roſſini! zum zweitenmal; ich habe nun bereits meinen Geſchmack ſo verdorben, daß dieſer roſſiniſche Figaro mich unendlich mehr vergnügt hat als Mozart's Nozze, — ebenſo wie die Sänger unendlich mehr con amore ſpielten und ſangen; — was iſt das herrlich, unwiderſtehlich, ſo daß man nicht von Wien wegkommen kann. —

Freitag, den 1. Oktbr.

— Ich fühle noch die Müdigkeit von dem gestrigen Tag, dieß war ein starker Marschtag. — Nach der Schreibstunde, die ich mit Dir gehalten — (ich meine, ohne bei Dir zuerst eingesprochen zu haben, nicht ausgehen zu können), ging ich zunächst noch einmal in die Fürstlich lichtensteinsche Gallerie; — wenn ich noch zehnmal hinginge, würde ich ihre Schätze nicht erschöpfen; — bis 12 Uhr darin gestanden, — dann auf den Währing, — jene Gallerie ist eine halbe Stunde beinahe entfernt, — von da, — um meinen Kollegen, den Professor der hiesigen Lehrkanzel der Philosophie, Rembold, aufzusuchen. Er ist nicht so alt wie ich, ein ordentlicher Landsmann von mir, dem meine Schriften nicht unbekannt sind, — nur bleiben die Leute hier alle zu sehr verhocken, — das Reisen und sich Umthun geht ihnen nicht so leicht von statten, wie uns. — Von da über einen Donauarm gesetzt — und in den Augarten zum Mittagessen, noch nie so wohlschmeckend und wohlfeiler als in meinem Gasthof (wo das fatale Karteneſſen statt hat) und mit gutem Appetit gegessen; hierauf im Augarten mich umgesehen. Der Garten ist ebenso gehalten wie der in Schönbrunn, — breite, großartige Alleen, — die Bäume, Gesträuche in den Gängen zu senkrechten ebenen Wänden geschnitten, die Bäume wie Fächer, oder wie wenn Du an einer Birne den Stiel lässest, und sie auf ihm zu einer Scheibe schneidest, die so dick ist, wie der Stiel, — so daß man nur zwischen den Bäumen, nicht unter Bäumen und Laub spaziert, und immer den Himmel, der heute besonders schön blau war, über sich hat; auch steht die Sonne schon tiefer, also Schatten von den Wänden. — Oben am Ende des Augartens ist eine Aussicht auf den reichsten Grund, der die, etwa eine Stunde entlegenen, Hügel — Leopoldsberg, Kahlenberg zur Begrenzung hat, — in der schönsten Beleuchtung, die schönste Landschaft! — Um solche Punkte sind wir hier zu beneiden. — Hierauf in den Prater — ein Wald, wie

ich ihn liebe, mit grünem Rasen, ohne alles Gestrüppe und Gesträuche zwischen den Baumstämmen; — außer einer Anzahl von Schenken, Kegelbahnen, Karrousels, optischen Zimmerreisen, habe ich einige sehr elegante Kaffee-Pavillons gefunden; — endlich nach langem Umherwandern, aus Müdigkeit, um auszuruhen, nach dem leopoldstädter Theater, wo Schuster einen Magister ganz excellent machte, übrigens hochdeutsch sprach; das Zweite war wieder die Zauberbirn, und so ging ich, herzlich müde, im schönsten Mondschein, — das schöne Wetter ist unwandelbar getreu, — nach Hause und zum Nachtessen. —

Sonnabend Abend, d. 2. Oktbr.

Das meiste Interesse für meine Gedanken hat gegenwärtig der Wunsch, bald bei Dir, meine Liebe, zu seyn. Was ich meine Geschäfte allhier nenne, das Sehen und Hören der hiesigen Schätze, ist in soweit beendigt, als ich mich darauf einlassen konnte; — eine weitere Beschäftigung damit gäbe Theils nicht eine weitere Bekanntschaft, — sondern einen wiederholten Genuß, — freilich wann kann man aufhören, diese gemalten Bilder zu sehen, — wann diese Stimmen, David, Lablache, Fodor und Dardanelli, Ambrogi, Bassi ꝛc. zu hören? — Theils müßte es ein gelehrteres und weitläufigeres Eindringen werden, als es in jeder Rücksicht seyn konnte und sollte! — Ich bin also vornehmlich mit Gedanken der Abreise beschäftigt — und mit der Sehnsucht und dem Wunsche, — die Reiselangeweile überstanden zu haben! —

Vor allem kurz noch zur Relation, von da an, bis wohin ich gekommen. — Kaum weiß ich mir gegenwärtig vom vorhergehenden Tage Rechenschaft zu geben; ich werde später mir von Dir erzählen lassen müssen, wie ich meine Zeit hier zugebracht. Also gestern besuchte ich die ambrasische Sammlung, — was das ist, — in Zukunft, — oder hast Du viel Neugierde, so wende

Dich darüber an alterthums- und wienskundige Freunde; — dann nach Belvedere, — dann zu dem dabei wohnenden Freund Ruß, deſſen Frau und Tochter, — da er erſt nicht zu Hauſe, — mir indeß dürer'ſche und andere Kupferſtiche vorlegten. — Dann nach einem Spaziergange mit demſelben, beſuchte ich das Theater an der Wien, wo ich noch nicht geweſen war, — das ſchönſte Theaterhaus allhier, — auch mit fünf Ranglogen, hier Stöcke genannt, — doch hat es keine Parterrelogen. Es wurden zwei Stücke deſſelben Inhalts gegeben, — ein König, der unbekannt unter eine Familie geringen Standes tritt, — im zweiten Stücke war es ouvert Friedrich II., als ein Herzog betitelt, ſonſt alles preußiſche Namen, Uniformen u. ſ. f., es war wieder eine bekannte Anekdote von ihm in ein Stück ausgeſponnen worden, er ſcheint eine Art von ſtehender Figur in einem Kreiſe der Theaterwelt zu werden. Er, ſo bucklich, alt, Stock, Schnupftabak aus der Weſtentaſche; aber was da alles von dieſem Herzog geſagt wurde — und wie es ſich für uns, — es ſaß zufällig ein preußiſcher Offizier neben mir, — ausnahm! — im Ganzen mittelmäßig, — das Haus war in ſeiner immenſen Höhe ſehr leer. —

Nun heute früh zum dritten Male hinaus in die eſterhazy'ſche Sammlung; welche nicht genug zu bewundernden Schätze! — man kann eigentlich nicht ſatt werden. Die ſchönſten Stücke ſind in des Fürſten Privat-Zimmer, einem Gartenzimmer im Pavillon — neben dem Schloſſe, worin die große Gallerie iſt; — der Fürſt befand ſich in dieſem und als er über ſich herumgehen hörte, fragte er, wer da ſey? — da dieß keiner von den öffentlichen Tagen war; — er hat es gern gehört, daß es ein berliner Profeſſor ſey, der ſchon zum dritten Male gekommen, und hat dem Kammerdiener befohlen, mir ja Alles zu zeigen; da er bald ausfuhr, ſo konnte ich auch noch einmal die herrlichen Stücke des Kabinets ſehen — welch ein Wohnzimmer! — (Dieſer Fürſt kann ein paar Meilen von Wien an auf ſeinem

eigenen Grund und Boden bis an die türkiſche Grenze reiſen.) — Von 9 bis 11 Uhr da geblieben, —. hierauf — eine halbe Stunde nach Hauſe, — umgekleidet — auf's Antikenkabinet, deſſen Direktor, Profeſſor Sonnleitner, mich eingeladen — (er iſt ledig) — mit ihm in einem Gaſthofe mit einem Profeſſor aus Padua — einem ſehr gelehrten und lieben Manne — zu Mittag zu ſpeiſen. Wir Gelehrte ſind ganz anders ſogleich zu Hauſe mit einander, als mit Banquier's p. ex. — Hierauf einige Gänge in der Stadt, — zuletzt dann noch in die italieniſche Oper und zwar, wie ich ſo ſehr gewünſcht, Corradino il cuor di ferro, — das von der lieblichen Dardanelli geſchmolzen und erweicht wurde; — wie ſang ſie ſüß — und wie ſang wieder David mit ihr! Ich widerſprach einem Mann, mit dem ich geſtern Abend beim Eſſen mich in's Geſpräch einließ, — nicht, als er weitläufig ſogar behauptete, daß roſſini'ſche Muſik — Muſik für's Herz ſey. —

Sonntag, d. 3. Oktbr. Mittag.

Nun iſt endlich aller Unbeſtimmtheit ein Ende gemacht, nun habe ich den Eilwagen-Schein in der Taſche. — Geſtern erhielt ich zur Antwort, daß alle Plätze auf Dienſtag und Freitag beſetzt, ſich aber wohl zu Separat-Wagen noch Perſonen melden könnten. — Bei heutiger Nachfrage ſtellten ſich mit mir zugleich drei Prager ein, aber ſtatt auf Dienſtag — auf Mittwoch; ſo mußte ich wider Willen — aber um der Sache gewiß zu ſeyn — einen Tag zugeben. In 36 Stunden bin ich dann in Prag und Dir um die Hälfte der Entfernung näher, — ließe ſich nur dieſe zweite Hälfte eben ſo ſchnell zurücklegen, um bald bei Dir, meine Liebe, und in Eurer Mitte zu ſeyn, — daſelbſt zunächſt bei Dir auszuruhen — Dir zu erzählen — doch wird wenig übrig ſeyn, was ich nicht ſchon ſchriftlich erzählt, — mir von Dir deſto mehr erzählen zu laſſen — und auch zu arbeiten.

Heute Morgen habe ich ausgeruht, dann die Eilwagengeschichten arrangirt, — hierauf einen Gang um ein paar Basteien gemacht, dann in die Burgkapelle gegangen, wo ich die Predigt gehört; ich stand nicht nahe genug, um Alles zu verstehen, — nur schöne Sprache, Organ und Anstand wahrgenommen, — dann der Messe beigewohnt, — hier schöne Musik, besonders von den reinen Knabenstimmen, — und was die Hauptsache war, dabei den Kaiser und die Kaiserin sehr gut gesehen; jener ist in der That ein sehr würdiger, schöner Kopf, — auch den kleinen Napoleon, wie ihn die Leute nannten, die ich nach dem Namen des kleinen Prinzen fragte, — ein schöner Knabenkopf, dunkelblonde Haare, ruhig, ernst und natürliche Haltung.

Auf dem Rückwege durch die Promenade hoffte ich, etwa Gelegenheit zu haben, Dir von der hiesigen Eleganz der Damen eine Beschreibung machen zu können, — aber ich sah hier nur bürgerliche Leute; die vornehme Welt ist wohl nur zu Wagen im Prater zu sehen. Was ich hier auch in der Oper sah, giebt mir weiter keine bestimmte Vorstellung, es ist mir nichts Besonderes aufgefallen. — Es scheint mir, nach dem, was ich gesehen, die Eleganz wenigstens nicht größer, als bei Euch, und ein breites, platschiges Schuh- und Gangwesen ist gewiß hier allgemeiner als in Berlin. — Die Putzladen scheinen mir eben so zahlreich, — Fleisch- und Wurstläden, neben Damenhüten, — Silberläden neben Säulen u. s. f.; die verdammt vielen Schnapsboutiquen, Schnapstische, Schnapskneipen u. s. f., die sich in Berlin allenthalben einnisten, sieht man nicht. — Nun zur Mahlzeit; diesen meinen Brief schließe ich noch nicht, er wird der letzte von hier seyn, und dann möchte ich schneller fliegen können — als die Briefe. — Heute aber ist erster Akt der Zelmire, und weil morgen Franzens Tag ist — in allen Theatern der Gesang „Gott erhalte Franz den Kaiser.“

Montag, d. 4. Oktbr. Abends.

Sonntags Nachmittag ſchlechtes Wetter. — Weil ich auf dem Theater-Zettel: „Anfang außergewöhnlich ½7 Uhr," überſehen, erſt um 7 Uhr hingegangen und gerade die Hauptſache: Chorus „Es lebe unſer guter Kaiſer Franz" verſäumt; — dann Zelmira erſter Akt, — wie ſang die Dardanelli köſtlich! und vornehmlich Donzelli ein Recitatio, das ſein Triumph war! in der Opera seria iſt er unübertrefflich, — er und Lablache — bärtig mit ſchwarzen Locken, welche antike Köpfe! jener ein beginnender, dieſer ein reifer Mann, — man könnte ſie jeder antiken Statue aufſetzen! — Um 9 Uhr war dieſer erſte Akt aus; — dann Ballet — Amor und Pſyche. — Was ſoll ich aber von dieſen Figuren, Pantomimen, Füßen, Dekorationen, Verwandlungen, Scenerien erzählen? — Ein Chor von Figuranten, dann Kinder als Amouretten, mit ihnen oder allein, — letztere kamen einmal, jedes eine Papierlaterne auf hohem Stabe tragend, über der Laterne einen großen Blumenſtrauß; dann nahmen die Figuranten jeder eines von den Kindern auf die Schulter, wie jedes Kind ſeine hohe Laterne, und machen ſo Tänze, Verſchlingungen und Wendungen. — Unter andern wenigſtens ſechs Vorhänge aufgezogen, Nebel, Nacht, Pſyche darin, dann Mond mit Sternenhimmel, dann Morgendämmerung, dann Morgenroth, dann Sonne und endlich gläuzender Palaſt voll Blumenvaſen, ſilbernen Blättern. Amor und Pſyche: Sr. Forelli und Sra. Brugnoli, römiſche Köpfe, ſchwärzeſte Augen, gebogene Naſen, Feuer, Lebendigkeit, Beweglichkeit, Zierlichkeit, Ausdruck der Pantomime, — Alles lebendiger, bewegter, reizender als bei uns. Doch um 11 Uhr, wo ein neuer Akt begann, fing es an, Vielen zu lange zu dauern, ſie gingen ab; ich aber und andere Getreue hielten bis an's Ende aus, und ſo kam ich ½12 Uhr zum Nachteſſen. Heute früh — Einpacksgeſchäfte — mehrere Beſuche dabei gehabt; dann auf die k. k. Bibliothek im Regen, — Schätze durchgeſehen, — nach dem Eſſen ſind wei-

tere Mauth- und Postgeschäfte zu versehen, ob ich gleich morgen noch nicht gehe, — ein überflüssiger Tag, doch hoffe ich noch auf die italienische Oper, — heute ist deutsche Kälte aus französischem Frost übersetzt: der Schnee. —

---

d. 4. Oktbr.

— Meine Effekten sind schon auf der Spedition abgegeben, — einige Vermehrungen, — die Verminderungen gehören unter die Reisekosten; — diese sind jedoch kein Heidengeld, sondern alles an Christen ausgegeben und an mich — auch einen guten Christen — verwendet. Nun nach Vollendung solcher Geschäfte in's — wohin? in's italienische Theater zu — erstens dem Volksgesange — als heute am Franziskus-Tage. — Das Regenwetter hat übrigens die Illuminationen nicht aufkommen lassen, was sonst etwa die einzige Feier dieses Tages gewesen wäre; ich konnte von keinem weiteren Aufhebenmachens etwas erfahren. Auch ich habe diesen Tag gefeiert mit Anhören des erwähnten Gesangs, exekutirt auf der einen Seite von Sra. Fodor, à la tête, dann Dardanelli u. s. f., 13 an der Zahl, und von Sr. David à la tête auf der andern Seite 16 Mann hoch — zwar einstimmig, aber ohne Solo's; also für solche Mittel nicht That genug, — die Männer schwarz, — die Damen in weißem Atlas! Das Haus war dießmal gedrängt voll, sowohl um Franzens Tag, als auch mit um der deutschen Oper willen, die heute zum ersten Male gegeben wurde, — französische Musik von Deutschen und Deutschinnen aufgeführt. Eines Theils, wegen des gedrängt vollen Hauses, hatte ich zum ersten Male Gelegenheit, sehr viele, d. h. mehrere hübsche Damen zu sehen und andern Theils konnte ich meiner Seits von den wiener Damen mehr bemerken, weil ich keine Italiener und Italienerinnen auf der Bühne zu sehen und zu hören hatte! — Auch davon gehe ich zur deutschen Oper über, —

d. h. die französische niedliche Musik von Auber, von deutschen Kehlen vorgetragen! Im letzten Akt kommt durch einen französischen Coup Leidenschaft in die Stimmen und hier lassen sie sich aus, — aber früher kommt die Seele des Gesanges nur zum Pipsen und Sehnen und Kleinlautseyn. — Bei dem Italiener aber ist gleich sehnsuchtsloser Klang, — das Metall des Naturells vom ersten Augenblick an, entzündet; der erste Klang ist Freiheit und Leidenschaft, — der erste Ton geht sogleich mit freier Brust und Seele, selig in's Zeug! — der göttliche Furore ist von Haus aus melodischer Strom und beseligt und durchdringt und befreit jede Situation! Frage die Milder, ob es nicht so sey; — sie selbst in gluck'scher (nicht rossini'scher) Musik ist dieß, denn ihr Ton, Klang und Aktion ist von Haus und Anfang aus Leidenschaft und seelenvolle Durchdrungenheit, die in Wiedertönen oder auch nur Erinnerung dieser Fülle in Dir forttönt und fortlebt und fortstürmt. — Noch wäre zu erwähnen, daß zuletzt der erste Akt des gestrigen Ballets gegeben wurde; Eberle, eine Deutsche, tanzte vortrefflich, doch nicht ganz die italienische Tournure einer Sorelli, die mit ihren bewundernswürdigen Manieren mir auch vom italienischen Tanzen eine Vorstellung gab. — Nun aber von diesen profanen Anschauungen und Spielen etwas Anderes: — . . .

---

d. 5. Oktbr. Nachts.

— Das Wetter hat sich heute Vormittag wieder aufgeklärt; gewiß hat der berliner Dittmar dieß vorausgesagt; hier erst und in den hiesigen Zeitungen sehe ich, wie viel dieser Prophet hier, — wo sein Vaterland nicht ist, — gilt; aus welchem Grunde auch ich nicht in Schwaben geblieben, sondern über Nürnberg nach Berlin gegangen bin. Um auf meine trockene historische Relation zurück zu kommen, — heute Vormittag bei Zeiten auf die k. k. Bibliothek, bei Raphael und Marc Anton

geweſen. Welche ſeelenvolle Zierlichkeit, welche Unika! dabei wieder auch eine proſaiſche Bemerkung: — hier ſieht man an beſtimmten Tagen (die k. k. Bibliothek alle Tage), alle Schätze des künſtleriſchen Genie's — gratis; den bedienenden Aufwärtern giebt man etwa ein Trinkgeld und ich habe immer, auch wenn's nicht nothwendig geweſen, Trinkgelder gegeben, um der königlich preußiſchen Profeſſur Ehre zu machen; — dagegen habe ich, königlicher Profeſſor publ. ordin. an der königlichen Univerſität zu Berlin (und zwar Profeſſor vom Fach, nämlich der Philoſophie, als des Fachs aller Fächer —) in Berlin, Potsdam, Sansſouci, wo ich etwas ſehen wollte — einen Dukaten bezahlt — oder bezahlen ſollen! Ich werde meinen Bekannten, die Luſt haben könnten, Kunſtwerke zu ſehen, den Rath geben, die Dukaten und Thaler, die für Alles und Jedes — ſelbſt die Grabſtätte, nicht nur Friedrich's des Großen, ſondern auch ſeiner Hunde erforderlich ſind — zuſammen zu nehmen, die Reiſekoſten nach Wien damit zu beſtreiten und dann hier die herrlichſten Schätze, mehr in der That als ſie dermalen in Berlin ſehen können — zu ſehen. — Lies hiervon einiges meinem ſo lieben werthen Freunde Geheimen Rath D. J. Schulze vor, — eben daß er recht meinen Dank daraus erſehe für das, was mir durch ſein wohlwollendes, herzliches Intereſſe alles Liebes und Gutes geworden, und verſichere ihn dabei, daß bei Allem ich den hieſigen Profeſſoren Gelegenheit gegeben, zu ſehen, daß wir Niemand zu beneiden haben, — im Gegentheil! — Aber nun mit Gewalt denn doch noch auf meine Relation zurück zu kommen, ſo berichte ich kürzlich, daß ich heute Nachmittag das ſchöne Schönbruun mit ſeinen Ausſichten noch einmal beſucht, auch die Menagerie, doch nur die Anlage, und vom Beſtien-Volke nur das königliche, den Elephanten und den Strauß geſehen, — der übrige Pöbel hatte ſich ſchon zum Schlafen begeben. Eben ſo die Pflanzen, und da die Blumen nicht mit der Laterne ſich ſehen laſſen, ſo habe ich auch dieß auf ein ander Mal mir verſpart, — zuletzt —

keine Fodor, keine Dardanelli, kein Lablache, kein ꝛc.! — Morgen in aller Frühe auf den Galoppwagen — Gott geleite den Fuhrmann! darauf beschränken sich vor der Hand alle Wünsche meiner Brust. —

Donnerstag, Abends 7 Uhr.

Gute Nacht Wien, diese Zeilen schreibe ich in Prag, wo ich diesen Augenblick angekommen, — nach einer glücklich beendigten Reise, — obgleich der Anfang schief aussah, da ich gestern Morgen früh die Stunde des Eilwagens versäumte, — ich holte ihn jedoch bald ein, — auch dem Fortgang drohte Verzug, indem auf der letzten Station sich die Achse gesprungen zeigte, daher mit diesem Wagen sich die Reise nicht fortsetzen ließ, — also glücklich, und selbst noch so frühzeitig die Reise beendigt, wie die Regel ist. — Sogleich schickte ich zu H. nach Briefen und sitze hier in Erwartung derselben.

Und siehe! der Lohnbediente bringt mir Deinen lieben Brief, richtig hier eingetroffen und mich empfangend — mit der ersehnten erfreulichen Nachricht von Deinem Wohlbefinden. Wenn es Dir nur recht gut geht, — das ist mein verdoppeltes Interesse, — einmal, daß es Dir, meine Liebe, wohl sey, das andere-mal, daß es Dir wohl sey, nachdem es mir so wohl gegangen. Mein Gutgegangenseyn und Geschwelgthaben in geistigen Genüssen würde mir ein übles Gewissen gemacht haben, wenn ich hätte erfahren müssen, daß Du indeß nicht wohl daran gewesen seyest; es war mir oft ein beunruhigender Gedanke, ich genieße so viel Schönes und lebe in Utopien, — geht es meiner Marie auch gut? — so ist mein Gewissen beruhigt. — Aber Du hast vieles entbehrt an Genüssen, die ich allein, ohne Dich, gehabt, — wenn ich Dir nur alles Schöne mitbringen könnte, was ich gesehen und gehört, — wenigstens bringe ich mich Dir mit und mit diesem mußt Du, meine Liebe, vorlieb nehmen, — es ist

das Hauptstück, nicht wahr? So frag' ich, um mir Deine Antwort vorzustellen. — — Nun in Prag bin ich Dir um die Hälfte näher. —

Duran, d. 8. Oktbr.

Wo Duran in der Welt liegt, weißt Du wohl schwerlich; ich weiß es selbst erst seit einer halben Stunde, doch dem Hörensagen nach will ich Dir meine Kenntniß nun gleichfalls mittheilen. Duran liegt etwas über die Hälfte des Wegs von Prag nach Töplitz, und ich übernachte hieselbst.

Von Prag bin ich nach 11 Uhr durch das an Aussichten so schöne Böhmerland — (die böhmischen Dörfer aber sind armselig und mir jetzt keine böhmischen Dörfer mehr) — im schönsten, lieblichsten Sonnenschein gereis't, der Alles verschönert, wie jetzt der Vollmondschein und ein paar dünne Kerzen mir die Erinnerungen an Dich vergolden. Morgen Mittag komme ich in Töplitz und gegen Abend in Dresden an, wo ich einen Brief von Dir, meine Liebe, zu finden hoffe; wo und wann ich diesen auf die Post geben kann, weiß ich nicht. — — Ende gut, Alles gut, das nächste Ende ist die letzte Hälfte des Weges — das weitere gute Ende — Dich und Euch Alle wohl anzutreffen! — —

C. Reise nach Paris im Jahre 1827.

Cassel, Sonntag früh d. 20. Aug. 1827.

— — — Eben überlegte ich gestern Abend, als ich auf meinen Teller Suppe wartete, ob ich noch — es war 10 Uhr — an Dich zu schreiben anfangen sollte, als wer? — Herr Heinrich Beer — und seine Frau — in mein Zimmer trat. Du kannst Dir denken, wie sehr mich dieß unerwartete Zusam-

menfinden überraschte; da er direkt von hier zurückgeht, kann er Dir sagen, daß er mich wohlbehalten getroffen.

Die Reise selbst bisher war freilich nicht ohne Unbequemes; die erste Nacht war die schlechteste, — ich saß in einer Beichaise, wo wir aber zu vieren waren, auf jeder Station eine andere und immer schlechtere bekamen. Von Wittenberg ging's besser. — Mittags trafen wir in Halle ein, die Gesellschaft hatte sich vermindert; ich holte Hinrichs, aß zu Mittag, schlief Nachmittag recht gut, — um 6 Uhr reis'ten wir ab, nur noch ein Student dabei, nach Nordhausen, mit einem vortrefflichen Schnellwagen; jeder nahm eine Seite ein, — die Bank war wie ein Sopha, ich richtete mich darauf ein und schlief, da, wie Du weißt, ich auf dem Sopha zu schlafen gewohnt bin, beinahe die ganze Nacht. — Gestern wie vorgestern — das schönste Wetter, — aber in der ersten Nacht regnete es, von Mitternacht an, sehr heftig; — immer in Gesellschaft von Studenten machten wir gestern von Morgens 6 Uhr an — den Weg von Nordhausen hieher. Wie ich gestern von der Schnellpost abstieg, wartete ein junger Mensch schon auf mich, mich im Namen seines Vaters, des Vaters eines meiner Zuhörer, Konrektor Matthias, einzuladen, bei ihm abzusteigen, was ich natürlich nicht annahm.

Dieß ist meine ganze Erlebniß, seit Ihr mich habt abziehen sehen. — Heute Nachmittag oder Morgen früh breche ich wohl mit einem Miethkutscher auf nach Marburg. — —

Ems, d. 23. Aug.

So eben komme ich aus dem Bade und schreibe Dir flugs, da die Post um 3 Uhr abgeht und das Mittagsessen bevorsteht. — Du siehst aus dem Datum und dem genommenen Bade, daß ich mich bereits bei 80 Meilen vorgeschoben habe und mir meine Kur sehr angelegen seyn lasse. — Ich habe Dir zunächst den weiteren Bericht meiner Reise zu geben, der

aber ziemlich einfach ist. Herr und Mad. Beer werden Dir vor dem Empfang dieses Briefes bereits von dem vergnügten Tag, den wir in Cassel zusammen gehabt, erzählt haben. — — Die Schnellpost ging erst Dienstag von Cassel ab, ich fuhr daher mit einem Miethkutscher Montag d. 21. von Cassel nach Marburg — ohne Merkwürdigkeit; Abends konnte ich noch den Hofrath Suabedissen, Professor der Philosophie, besuchen, der aber eben Gesellschaft bei sich hatte, so daß ich mich gleich wieder fortmachte. Dienstag fuhr ich nach Wetzlar, besuchte Schulz, der außer der Stadt im Garten wohnt; — er und seine Frau hatten eine herzliche Freude über meinen Besuch; ich mußte den Nachmittag und Abend bei ihm bleiben. — Er ist mit Leib und Seele in sehr interessanten Studien, seine Unterhaltung war mir sehr belehrend. — — Diesen Morgen kam Schulz zu mir und führte mich, bis zum Einsteigen in die Schnellpost, bei dem Wenigen herum, was sehenswerth war. Gestern kam ich um 10 Uhr in Coblenz an; die Schnellpost von da nach Trier geht schon Morgen; dieß war zu früh; ich werde daher erst Montag mit ihr abgehen, — bis Trier in Einem Tag. Hätte ich es berechnen können, so konnte ich Dir aufgeben, mir nach Trier zu schreiben, wo ich — und zwar an meinem Geburtstage — einen Brief von Dir hätte bekommen können; ich werde an demselben auf Euer Wohlseyn und Vergnügtseyn trinken. — Nun herzlichen Kuß und Gruß an die lieben Jungen. In Paris versteh' ich kein Deutsch mehr. — Schreibe mir recht viel aus Berlin — von Euch und Sonstigem — — Grüße die Freunde. — —

Trier, d. 28. Aug.

Da ich so lange in Deutschland noch herum trödle, so habe ich mir vorgenommen, Dir nicht eher als aus Frankreich zu schreiben. Diesen Abend aber will ich Dir wenigstens meine Relation von dem bisherigen weiteren Betrieb meiner Reise machen,

wenn auch mein Brief erst auf einer ausländischen Post abgehen soll, um dem Zweifel nicht Raum zu geben, daß ich gar nicht über die Grenze kommen werde. Bergen kann ich nicht, daß mich das Reisen bereits manchmal langweilt, und daß ich mir nichts Besseres wüßte, als den Abend bei Euch zu Hause zuzubringen und mündlich zu erzählen, was ich den Tag über gesehen. An Merkwürdigem, Vorzüglichem und Freundschaftlichem, das ich allenthalben erfahren, hat es nirgend gefehlt.

Meinen Aufenthalt in Ems, wo schlechtes Wetter war, hätte ich freilich etwas kürzer einrichten können, er hat mich eigentlich um drei Tage zurückgesetzt; Sonnabends bin ich nach Coblenz zurück; Sonntags Vormittags habe ich einen Spaziergang nach Horchheim — am Rhein — eine kleine Stunde bis Coblenz — versucht, wo Herr Joseph Mendelssohn sein Landgut hat; ich fand Herrn Mendelssohn selbst, der meinen Besuch auf's freundschaftlichste aufnahm, seine Frau, die Du immer als eine feine würdige Frau ausgezeichnet hast, — seinen Sohn und die Schwiegertochter. Das Gut ist herrlich gelegen; Garten Weinberg, Haus, Alles in vortrefflichem, anmuthigem Zustande; ein sehr reizender — zum ruhigen Genusse gemachter Aufenthalt. Ich blieb beim Mittagessen; nach demselben brachte mich Herr Mendelssohn in die Stadt zurück, von wo aus Herr Bau-Inspektor Lassault mich noch auf die Karthause führte, — den schönsten Punkt bei Coblenz, — von wo man die reiche, herrliche Landschaft, den Rhein mit seinen belebten Ufern, mannigfaltigen Hügeln und Burgen, die ihn dort begrenzen, — unter andern Stolzenberg — Eigenthum des Kronprinzen, dessen Ansicht ich aus Rösel's Lichtschirmen gleich erkannte, — vor sich hat. —

Gestern mußte nun um 3 Uhr aufgestanden werden, um präcis um 4 Uhr mit der Schnellpost von hier abzureisen; die Tour ist über 16 Meilen sehr häufig blos Berg ab, Berg auf, doch auf schöner Chaussee; um 8 Uhr waren wir hier. — Ich

finde überall Leute, denen ich bekannt bin, und die sonst gefällig und freundschaftlich sind. Nachdem ich gut ausgeschlafen, machte ich mich nach 8 Uhr auf den Weg, unter Leitung eines Bruders des Gastwirths, der mir die merkwürdigen römischen Ruinen zeigte und in der Gegend, unter anderm auf einem Gute des Schwagers vom General-Prokurator Eichhorn, herumführte; wir waren bis ½2 Uhr auf den Beinen. — Trier hat eine vortreffliche Lage an der Mosel, ein schönes Thal von der größten Fruchtbarkeit, von sanften Rebhügeln umgrenzt. — Nachmittags war ich in den Kirchen.

Gestern habe ich auf Euer Andenken an mich und Euer Wohlseyn getrunken — und zwar in recht gutem Moselwein. — Was machen die guten Jungen? — hältst Du es für zweckmäßig, so nehme noch Privat-Unterricht für sie an; ermahne sie aber nur, daß sie alle Tage ein Pensum für mich machen. — — —

Luxemburg, d. 29. Aug. ¼4 Uhr.

Seit einer Stunde bin ich hier; in guter Gesellschaft hieher gefahren. — — Hier bin ich über die deutsche Grenze, aber noch nicht innerhalb der französischen; auch ist selbst jenes nicht genau, denn dieser Theil der Niederlande gehört noch zum deutschen Bunde. — — — — — — — — — — Ich komme von einem Spaziergange durch die Stadt und einen Theil der Festungswerke müde zurück. Die letzteren sind bewundernswürdig, so daß auch ich es einsehen kann; — auf die Diligence nach Metz bin ich eingeschrieben und werde Morgen früh dahin abgehen, — von da geht es dann auf das eigentliche Ziel meiner Reise los, wozu das Bisherige die Präludien waren. Du siehst, daß ich mich nicht übertreibe. — Die körperlichen Fatiguen sind nicht bedeutend, die geistigen bestehen in der Geschäftslosigkeit und dem Mangel der Unterhaltung mit Euch, dagegen in der Unterhaltung mit unbedeutender Gesellschaft;

doch geht auch dieß im Ganzen ziemlich gut; ein guter Brabanter aus Löwen, der eine Tour an den Rhein gemacht, um sich von dem kürzlich erlittenen Verlust eines Sohnes von 21 Jahren und einer Tochter von 17 Jahren zu zerstreuen, war heute mit in unserer Diligence, ein gefaßter, gehaltener Mann, der mich einlud, ihn in Löwen zu besuchen. — — — — —

Metz, d. 30. Aug.

Diesen Augenblick, nach 3 Uhr, komme ich hier an; — — ich könnte sogleich um 5 Uhr nach Paris abgehen; nach meinem bisherigen System aber will ich wieder ausruhen. — — So bin ich also in der That in Frankreich angekommen! — — Abends. Bereits habe ich mich auf die Diligence Lafitte im Coupé einschreiben lassen. Dieß ist das vorderste Zimmer der Wagenmaschine; es sind drei Kasten voreinander. Das Coupé hat drei Sitze neben einander und ist mit Fenstern geschlossen; der mittlere Theil heiß l'intérieur, und der hintere Kabriolet. — Vor Tisch besah ich kurz die Stadt etwas, die Kathedrale von außen; suchte vornehmlich die Aussicht von einem Theile des Walles, die höchst anmuthig ist; das Thal, — die Mosel fließt durch, — von sanften Hügeln begrenzt, weiter, reicher an Bebauung und Dörfern und reizender als die Umgebung von Dresden. Nach Tisch ging ich in's Theater, das ganz mit Officieren gefüllt war; kaum ein Dutzend Frauenzimmer und Civilpersonen; List gegen List, — auch in Deutschland auf dem Theater, — und dann ein Vaudeville, alles närrisches — und sehr kaltes — Zeug, aber mit einer Lebhaftigkeit gespielt und gesprochen, daß ich fast kein Wort, vollends von dem heillosen Singen, verstand. — —

Die Jungen, hoffe ich, sind fleißig und ordentlich. — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich habe keinen Anstoß von Unwohlseyn, noch von Verdruß

mit Douanen oder sonst gehabt. Ich habe recht sehr guten Appetit und schlafe gut; was mir fehlt, sind Nachrichten von Euch — die ich aber Sonntag (ich schreibe dieß Freitag früh), übermorgen zu erhalten hoffe. — — — —

Paris! d. 3. Sptbr. 1827.

Nun, meine Liebe, von dieser Hauptstadt der civilisirten Welt, im Kabinet vom Freund Cousin! der mir, um zuerst hievon zu sprechen, Deinen lieben Brief eingehändigt, so daß ich endlich Nachricht von Dir und den Jungen, deren Brief mich gleichfalls sehr erfreut, erhalten. — — — — — — —

Nach der Ordnung zu verfahren, müßte ich Dir meine Reise von Metz hieher noch beschreiben; das Beste ist aber gewöhnlich, die Reise selbst zu vergessen. — Wir sind Donnerstag 5 Uhr abgefahren, — zunächst über einen sehr hohen Berg, in der Nacht durch Verdun, dann durch weite Plänen, — nachdem wir St. Menehould les Islettes auf Bergen, einen Theil der Ardennen gesehen — berühmte Punkte im ersten Revolutions-Kriege, — auch insbesondere die Windmühle von Valmy vom 20. September 1792, — la Lune, — Erinnerungen meiner Jugend, die daran das größte Interesse genommen, — — bis nach Chalons sur Marne. Erinnere bei diesen Namen und jenen Plänen die Jungen an die Campi Catalaunici.

Die Marne hat uns nicht verlassen bis Paris; das Thal der Marne ist es, wo der Champagner-Wein wächst, — ein sehr schönes, reiches, anmuthiges Thal, — wir haben ihn in Chalons zuerst gekostet, dann in Juigny, kamen durch das berühmte Epernay, — dann bei Nacht wieder in einiger Entfernung von der Marne durch Montreuil, — vorher Chateau Thierry, — dann in die Nähe von Paris, — ein paar Stunden von Paris — auch Felder und Ebenen mit Gesträuch — nicht interessant — doch nicht unfruchtbar; — aber jene Thäler

der Mosel, der Marne, sind besonders fruchtbar, bebaut, reich an Dörfern; die Dörfer besser gebaut als unsere Deutsche, so wie insbesondere auch die kleinen Städte. Endlich — also nach Paris — Staub so schlimm oder schlimmer als bei und in Berlin. —

Hier zwischen 10 und 11 Uhr angekommen, — im Hôtel des Princes abgestiegen, — Cousin sogleich aufgesucht. — Aber hier überwältigt mich die Menge der großen Gegenstände, die ich bereits durchlaufen und gesehen habe, d. h. von außen. Boulevards, Palais royal, Louvre, Tuileries, Luxembourg, Jardin und Palais ꝛc. — gestern Abend Champs Elysées, wo Karroussel, Kneipen, d. h. Kaffées und zwar des Ambassadeurs, de l'Aurore, — ein Zustand wie bei den Zelten, — nur zehnmal mehr Menschen an Tischen, Philister mit Weib und Kindern u. s. f. — Gehe ich durch die Straßen, sehen die Menschen gerade aus, wie in Berlin, — alles eben so gekleidet, ohngefähr solche Gesichter, — derselbe Anblick, aber in einer volkreicheren Masse.

Daß ich und Cousin in herzlicher Kordialität zusammen sind, versteht sich von selbst, — wir haben uns nicht lange beim Déjeûner verweilt, (d. h. um 11 Uhr Côtelettes gegessen und eine Bouteille Wein getrunken) denn il a à veiller aux intérêts de Mde. Hegel, d. h. zu sorgen, daß dieser Brief noch heute auf die Post kommt, was um 2 Uhr seyn muß. — — — — — — — — — — —

Paris, d. 9. Sptbr.

— — — — Ich bin mit einer Bibliothek umringt, aus der ich die Interessen und die Gesichtspunkte des Geistes näher studire und kennen lerne, — ich habe freilich wenig Zeit dazu; es ist bisher unausgesetzt schön Wetter gewesen, und Regentage sind eben auch nicht zu wünschen. — — — Sonst theilt sich

denn mein Treiben in das Herumlaufen und Sehen der merkwürdigen Gegenstände, in Essen und Schwatzen mit Cousin, dessen vertrauliche Freundschaft in jeder Rücksicht für mich besorgt ist; wenn ich einmal huste, so ist er mit den Verpflichtungen da, die er gegen Mad. Egell habe. — Aber Beschreibungen von den Gegenständen kann ich Dir nicht machen; — das ginge zu sehr in's Weite und Breite. Paris ist eine Stadt von altem Reichthum, in der seit vielen Jahrhunderten kunst- und prachtliebende Könige, — zuletzt vollends der Kaiser Napoleon, und reiche Große, dann ein thätiges, industriöses Volk auf alle Weise Reichthümer aller Art zusammengehäuft haben; der Paläste, der öffentlichen Anstalten, — jede Fakultät der Universität z. B. hat einen Palast, etwa wie unser Universitäts-Gebäude,— ist eine Menge, — Jardin des plantes, eine prächtige Anstalt; eine große Anzahl von Gebäuden mit den naturhistorischen Sammlungen; dann Gebäulichkeiten und Gehege für Thiere aller Art, die Menagerie; — Alleen, Gewächshäuser, Beete — Alles dieß ist natürlich drei-, vier-, zehnfach ausgedehnter, weitläufiger und bequemer als bei uns, Alles zu der unmittelbaren Benutzung des Publikums, und doch Alles so geschützt, daß die Verderbniß abgehalten wird. — Das Palais royal, das Paris in Paris, — die unendliche Menge von Boutiquen und der Reichthum der Waaren, die schönsten Juwelier- und Bijouterie-Läden, — setzt in Erstaunen; — aber jede Straße ist ebenso auf alle Weise des Ueberflusses und der Pracht garnirt; man kann überall Alles haben; — z. B. überall Cabinet de lecture — (in jedem Café, Restauration, ohnehin alle Zeitungen), so auch im Garten de Luxembourg, wo man für 1 Sous die heutigen Zeitungen zum Lesen nimmt, — und Alles, was man mit den Leuten zu thun hat, geht einfach, verständig und honett zu; die Kirche St. Geneviève — eine neue Kirche — und die alte Kathedrale nôtre Dame sind grandiose Architekturen; — die Gemäldegallerie ist im Louvre, — Ein gerader, langer, oben

gewölbter Saal — die beiden Seiten mit Gemälden behangen; — ein Gang, fast unabsehbar, eine Viertelstunde lang; ich war ihn mit Cousin vor einigen Tagen schnell durchgegangen, gestern wollte ich gründlichere Studien oder Ansichten davon anfangen, da zeigte es sich, daß gerade gestern und heute noch Zeit ist, — von Morgen ist das Museum (d. h. die Sammlung der Gemälde und auch der Antiquen) geschlossen, wegen Zubereitung zur Gemäldeausstellung jetziger Meister; — es ist ein großer Reichthum und von den edelsten Meistern berühmte Stücke vorhanden, die man hundertmal in Kupferstichen gesehen; — von Raphael, Correggio, Leonardo da Vinci, Titian u. s. f., — ich gehe in einer halben Stunde wieder hin, um Raumer und Panofka, die ich gestern dort getroffen, wieder zu finden, und mit ihnen wegen heute Nachmittag, es ist Sonntag und Kirchweihe in St. Cloud (d. i. Fischzug in Stralau) Verabredung zu treffen; Cousin räth, nicht hinzugehen; dafür ist Course aux chevaux au champ de Mars. — R. hat heute Mittag Audienz bei Mlle. Mars; Cousin findet es lächerlich, zu ihr zu gehn, — zu Talma oder Mad. Pasta, — wenn sie noch da wären — hätte er mich geführt. A propos Mlle. Mars. — — Im Theater bin ich auch schon gewesen — in dem Français zweimal, — einmal Alzire von Voltaire und l'école des maris von Molière — also von den berühmtesten Pièces, — das andre Mal in Emilia, Tragédie nach W. Scott, — in Emilia hat Mlle. Mars, — dann Mlle. Leverd (die Königin Elisabeth) gespielt, — besonders die Mars sehr liebenswürdig und edel, freilich mit Eigenthümlichkeit, — man versteht Mlles. Mars und Leverd jedes Wort; sie spielen, wie im Ganzen auch die Männer, viel gehaltner, mit viel weniger pathetischem Toben als unsre Akteurs und Aktricen, — die Männer sind mittelmäßig, Lafond der berühmteste nach Talma, fast wie ein Fleischer; — die Franzosen sind überhaupt ruhiger und bestimmter im Aussprechen ihrer Empfindungen als wir. — — —

Menſchen habe ich ſonſt hier noch wenig geſehen und geſprochen; — es iſt in jetziger Zeit kein Menſch in Paris, es iſt Alles auf dem Lande; — die alberne deutſche Ehre, auch dieſen und dieſen geſprochen zu haben, iſt überhaupt hier nicht zu Hauſe. — — — — — — — — — — —

Die Jungen ſind ſehr brav in ihrer Korreſpondenz, ſie ſollen nicht verſäumen, mir recht oft zu ſchreiben, — dann nehme ich einmal Euch alle zuſammen mit nach Paris. — — —

Wegen des Eſſens habe ich mit Couſin Deliberationen oder Streit, — diniren wir zuſammen, ſo macht er die Ordonnanzirung; — — aber bin ich allein, ſo weiß ich nicht, was die enorme Liſte der Karte bedeutet; — indeß weiß ich jetzt eine table d'hôte, wo man doch ſehen wird, was man vor ſich hat, und mag oder nicht mag. — — —

Paris, d. 13. Sptbr.

— — — — — — — — — — — —

Mein pariſer Lebweſen von dieſer Woche wirft nicht viel Mannigfaltiges ab, das ich Dir erzählen könnte, — im Gegentheil, es iſt ſehr einförmig geweſen und es iſt über dieſe Einförmigkeit ſelbſt, das ich Dir vornehmlich zu ſchreiben habe; damit Du nicht anderswoher in unnütze Beſorgniß geſetzt werden mögeſt, und Du von mir ſelbſt mein vorübergegangenes Unwohlſeyn vernehmeſt. Ich habe Dir, glaub' ich, neulich geſchrieben, daß ich das Muſeum an dem Tage, wo es zum letzten Mal geöffnet war, noch beſuchen wollte, — was vorigen Sonntag war; — darauf, nachdem ich mit Couſin zu Mittag gegeſſen und einen großen Spaziergang durch die Champs elysées, nach dem berühmten Champ de Mars, gemacht hatte, wurde ich in der Nacht von Magenſchmerzen befallen; — ich habe auf dieſe Weiſe meinen Tribut bezahlt, den im Durchſchnitt alle Fremde an das hieſige Seine-Waſſer oder die Lebensweiſe abtragen müſ-

sen, wovon ich schon unterwegs näher berichtet worden bin. Ob man mir gleich versicherte, es bedürfe, um wieder gesund zu werden, keines Arztes, so beharrte Cousin, wie er mich den andern Tag unwohl fand, doch dabei, mir seinen Arzt aufzutreiben, und nach langem Suchen herbeizubringen; — dieser, ein junger, sehr verständiger Mann, von vieler Vorsicht, behandelte mich ganz auf französische Weise; — so gut und zuversichtlich ich mich dabei befand, konnte ich mich doch des Zweifels nicht erwehren, daß ich mit deutschen Mitteln in kürzerer Zeit abgekommen wäre. — — — So bin ich hiermit akklimatisirt, habe die Bedingung durchgemacht, unter der man in Paris leben kann, und darf auf diese Weise nun hier bleiben, so lange es mir gefällt — und es sonst gut ist — — —

Paris, d. 19. Sptbr.

— — — — — — — — — — — —

Ob meine Briefe richtig angelangt sind, ist mir eine um so ernstlichere Frage, als ich Dein Verlangen und Deine Aengstlichkeit darüber kenne. — — Solche Umstände, wie meine Unpäßlichkeit gehören zu der Menge von Zufälligkeiten, denen wir ausgesetzt sind und auf die wir gefaßt seyn müssen. — — —

Seitdem habe ich aber schon wieder mancherlei begangen oder befahren und besehen, doch mich dabei ausdrücklich vor zu großen Anstrengungen gehütet; — die Entfernungen hier sind sehr groß; — wenn man einmal den Anblick der Straßen von Paris kennt, so wird das Gewühl langweilig, — es ist weit und breit dieselbe Menge von Menschen, von wohlbesetzten Läden u. s. f. Die Einförmigkeit ist dieselbe wie in Berlin, nur anderer Art. Einige Gelehrte habe ich kennen gelernt und die große Manuscripten-Bibliothek besucht, — sie ist die bei weitem reichste in Europa. — Am Freitag werde ich einer Sitzung der Académie des Inscriptions, zu der mich Abel Remusat eingeladen, beiwohnen. Ge-

leſen, ſtudirt habe ich viel — ganz unabhängig von meinem Unwohlſeyn; — ich hatte mir vorgenommen, in Paris etwas zu ſchreiben, um meinen Aufenthalt doch zu einem beſtimmten Zweck zu verwenden, — aber ich habe dieß bald aufgegeben; übrigens iſt meine Lektüre für die Kenntniß des intellektuellen Zuſtandes Frankreichs nicht ohne Frucht geweſen. — Viele Plätze und Orte beſuchte ich hier ihrer hiſtoriſchen Denkwürdigkeit willen, — den Platz der Baſtille — den Grève-Platz, den Platz, wo Ludwig XVI. hingerichtet worden u. ſ. f., ich habe eine (nun die beſte) Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geleſen, — die Geſchichte hat eine präſentere Geſtalt, wenn man eine Anſchauung der Plätze, Straßen, Häuſer u. ſ. f. hat. Das Theater habe ich auf mehrere Tage ausſetzen müſſen, es zieht mich überhaupt nicht beſonders an. — Geſtern habe ich die engliſche Truppe, — Othello von Shakespeare — geſehen; Kemble, ein berühmter engliſcher Schauſpieler, gab den Othello, Miß Smithſon die Desdemona. — Dieß iſt freilich eine Sache ganz eigenthümlicher, von der unſeren ganz abweichenden Art. — Bei dem Geſang giebt es einen allgemeinen Maßſtab, und die Abweichung fällt auch in die Manier, jedoch vornehmlich in die größere und geringere Trefflichkeit überhaupt; aber hier fällt ſie überwiegend in die nationelle Weiſe, an die man ſich erſt gewöhnt, die man erſt zugegeben haben muß, um ſagen zu können, es gefalle einem oder nicht. Solche Leidenſchaft, Diktion und Deklamation käme keinem deutſchen Schauſpieler und Publikum in den Sinn. Schildern läßt ſich dieß freilich nicht; was vorzüglich auffällt, iſt das oft vorkommende, tief anhaltende, langſam feierliche oder auch löwenartig knurrende, Tönen und Sprechen, — dann wieder das Herausſtoßen, wie Schnarren — der Sylben; — manches davon kommt auf die Natur der engliſchen Sprache; es wird aber auch wieder ſchnell geſprochen! ſchmerzlich geſchrien u. ſ. f. Verſtanden hab' ich meiſt Alles, denn ich las Wort für Wort im Büchelchen nach.

Was nun insbesondere auffällt, ist das Zerarbeiten der Muskeln um den Mund und die Backen, — ein Verzerren, Grimaciren, das häßlich aussieht. —

Das Ganze ist ein neuer, großer merkwürdiger Anblick, — auf jeden Fall eine hohe, gründliche Ausbildung der Kunst, — eine Kühnheit, Freiheit und Vertiefung, die wir nicht gewohnt sind und die bei uns meist nur Karrikaturen hervorbringt. — Ich werde dieß noch öfter sehen. — — —

Donnerstag, d. 20. Sptbe.

— — — — — — — — — — — —

Um 10 Uhr bin ich mit Raumer und seiner Gesellschaft nach St. Denis und Montmorency gefahren. In St. Denis ist die berühmte Kathedrale, der Begräbnißort der Könige von Frankreich, — sie war immer noch schwarz behängt; — in Montmorency ist ein Landgut, Eremitage genannt, wo Rousseau eine Zeit lang lebte, — es sind da viele kleine Reliquien, auch ein Rosenstock, den er gepflanzt, — weswegen der Ort häufig pilgrimsartig — auf Eseln — (auch von mir mit solcher Reiterei) — besucht wird. Montmorency liegt hoch, und man besteigt die höhern Anhöhen hinter demselben, wo man Paris in der Entfernung von zwei Stunden, den Montmartre und die große reiche, mit Dörfern und Landhäusern besäete Ebene vor sich hat. — Es ist schön um Paris, fruchtbar, abwechselnd, — kein Wunder, daß so viel auf dem Lande gelebt wird. Diesen Abend gehe ich in die italienische Oper, die Pisaroni zu hören, — Vormittag noch auf die Gallerie im Louvre.

Ueber den Frauenputz, wie er hier aussieht, habe ich Dir noch nicht geschrieben; — ich kann keine Besonderheiten gegen Berlin bemerken, — freilich habe ich nicht die haute société gesehen, doch im Theater wohl vornehme Leute genug; — die Hüte, die man allgemein sieht, sind Strohhüte, mit fast durchgängig weißen Schleifen, lang, steif, hinausstehend, — die Krempe

natürlich, — rund, — doch auch bunte Blumen und alles Mögliche auf den Putzhüten. — — —

ich gedacht; — die kleinen Stücke sind artig, — doch bin ich bald damit fertig, — es sind Späße, die man gleich weg hat. Mlle. Mars spielt gegenwärtig nur in Emilia, in der ich sie gesehen. — Die Pisaroni hat gestern gesungen, aber wir zogen die Engländer, die in meiner Nachbarschaft sind (Odeon), vor.

In der großen Oper haben sie gegenwärtig nicht viel, — doch muß man dieß noch sehen.

Paris, den 26. Sptbr.

— — — Auf nächsten Montag ist unsere Abreise ungefähr festgesetzt; doch ist sich in so etwas nicht auf Cousin zu verlassen; — wenn wir zehnmal gesagt haben: convenu, so wird doch Alles wieder umgeworfen. Mit meiner Gesundheit geht es unausgesetzt gut; ich esse wie wir andern vernünftigen Deutschen um 1 oder halb 2 Uhr, die Pariser Ordnung oder Unordnung kommt noch von der Revolution her, die in diesem Punkt noch völlig in Schwung ist. — Von dem englischen Theater habe ich Dir das letzte Mal geschrieben; den Tag darauf war ich in der französischen Oper, und den folgenden in der italienischen — und zuletzt vorgestern in der großen französischen Opera und Ballet. Aber wie soll ich dieß Alles beschreiben, vollends die Stimmen lassen sich nicht malen. — In der französischen Oper, die im Odeon, — hat Mad. Schütz (Tankred) eine starke vortreffliche Stimme und gute Repräsentation, freie schlanke Gestalt; wenn ihre Kraft hie und da noch mehr Biegsamkeit, Weichheit, Methode erhält, wird sie sehr ausgezeichnet werden können. Mad. Garcia in der italienischen Oper eine klare, methodisch gebildete — doch nicht sehr mächtige Kehlstimme; — aber was ist von Mad. Pisaroni zu sagen, — eine kleine Figur, ungefähr bucklig, häßlicher als irgend Jemand aus Deiner Bekanntschaft; bei gewissen Passagen zieht sie den Mund in die häßlichste Schiefe

und hat dabei einen etwas krähenden Ton, — doch eine Stärke, Metallklang der Stimme in Höhe und Tiefe, — die man bewundern muß. In der französischen Oper ist Denivis Baß der ausgezeichnetste. — Außer den Genannten nichts Vorzügliches, — es wird nichts verdorben; Mittelmäßiges, aber nichts Schlechtes. — Das hiesige Publikum ist sehr gutmüthig, bei moralischen und rührenden Zügen wird es sehr erschüttert und bezeugt den größten Beifall, auch wenn Sänger und Akteurs dabei weiter kein Verdienst haben. Die reine Musik von Oedipe à Colone gefällt noch immer, wird ebenso rein vorgetragen und gegenwärtig fast ganz allein gespielt; — dieß ist für den Fremden ein Uebelstand, daß viele Wochen, besonders in jetziger Jahreszeit, immer dasselbe gegeben wird. — In die große Oper ist es beschwerlich zu gehen; sie fängt um 8 Uhr an und ist um 12 Uhr aus. Zuerst Oedipe in 3 Akten, dann Ballet in 3 Akten, — das Haus zum Drücken voll. —

Was soll man von dem Ballet erzählen; — ein Gegenstand, den zum Ballet zu bearbeiten noch keinem Menschen eingefallen ist — und nicht leicht einem andern eingefallen wäre, — nämlich eine Somnambule. Im ersten Akt wird getanzt — mit allen Chikanen; doch ist Handlung darin, und viel Grazie, Heiterkeit, Beweglichkeit hat auch das Corps de Ballet; — im zweiten Akt tritt eine Somnambule, durch's Fenster auf einer Leiter mit einer Laterne in der Hand kommend, im Schlafzimmer des Herrschaftsherrn auf, legt sich, — nachdem sie geknieet und gebetet. — (Franzosen um mich her sagten: „sie sey eine Protestantin, da es nicht eine Eglise ist, worin sie betet;" die protestantischen Kirchen heißen hier officiell Tempel). — Der Herr — aus Ehrfurcht — steigt ans demselben Fenster und läßt sie allein, — großes Applaudissement über dieß tugendhafte Benehmen. Der dritte Akt fängt mit dem höchsten Unwillen des Bräutigams der Somnambule an, daß sie im Zimmer des Herrn

schlafend gefunden worden. Der Herr erklärt ihm und dem gesammten Volke, daß sie als Schlafwandlerin in sein Zimmer gekommen; sie wollen's nicht begreifen, noch verstehen; da erscheint sie noch einmal auf dem Dach mit der Laterne spazierend und über eine gefährliche eingefallene Mauer hoch herabmarschirend; — Versöhnung endigt Alles. — In den beiden letzten Akten wird nicht getanzt — aber viel Grazie und Lebendigkeit der Pantomime, die freilich nicht allenthalben verständlich seyn kann. — Gestern war ich in St. Cloud, — schöne Umgebung, — am Ufer der Seine, deren Krümmungen hier fast einen ganzen Kreis bilden, den Rebhügel umschließend; vor dem Betrachter liegt Paris mit seinen schönen Thürmen und Kuppeln und unzähligen Häusern. —

Heute ist häßliches Wetter, ich hoffe für die Reise besseres, werde aber herzlich froh seyn, wieder bei Euch zu seyn. — —

Paris, den 30. Sptbr.

Vergebens habe ich gestern auf einen Brief von Dir, meine Liebe, gerechnet — desto mehr hoffe ich, daß an diesem Ausbleiben allein die Vorstellung Schuld ist, die Du Dir machst, daß ein Brief mich nicht mehr in Paris getroffen hätte; — ich will nicht anderen unbestimmten Besorgnissen nachhängen und bei dem Gedanken bleiben, daß Ihr Euch insgesammt wohl und vergnügt befindet.

Unsere Abreise (d. h. Cousins und meine) ist auf Dienstag festgesetzt; — in Brüssel wünsche ich dann einen Brief von Dir auf der Post vorzufinden.

Was meine hiesige Beschäftigung betrifft, so ist es vornehmlich das Theater, von dem ich zu erzählen habe. Daß ich einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften beigewohnt, dort

die Köpfe der berühmten Herren gesehen, auch einige gesprochen, andere aufgesucht, aber nicht getroffen habe, daß ich auf der Bibliothek, — wo aber gegenwärtig Ferien sind, — zu thun gehabt, ist nicht weitläufiger zu erwähnen. Die Verwicklungen des Sichtreffens und Nichttreffens und dann nach ausgemachter Sache doch wieder durch Zwischenvorfälle an der Erreichung des Zwecks gehindert zu werden, — das Alles nimmt Zeit in Menge hinweg. Im Theater habe ich seitdem zwei Hauptvorstellungen erlebt; die eine die Semiramis von Rossini auf dem italienischen Theater, — wo wieder die Pisaroni sang, — es hat mich sehr gefreut, sie noch einmal gehört zu haben, nicht nur ihr Gesang ist herrlich, auch ihre Aktion ist belebt, warm und voll Verstand; — die Oper war in jeder Rücksicht vortrefflich, eine ausgezeichnete Aufführung. — Es ist traurig, daß man in Berlin vorzüglich nur solches Zeug, wie die Italienerin in Algier, als Rossinisches kennt! (— oder dafür ausgiebt; man kann daselbst freilich nicht viel mehr geben.) — Das eigenthümliche Große aber der französischen dramatischen Kunst war vorgestern in Tartüffe und in Valerie (bei Euch Emilie, die Blinde) zu sehen; in beiden spielte Mlle. Mars, — man kann nicht anders, als sie bewundern, — ein ruhiger Anstand einer gebildeten Frau, die ihres Alters ungeachtet, — besonders en face, — noch sehr gut aussieht, und ihre schönen Augen hin und her bewegt; ihre Stimme ist ebenso klar, als der Ausdruck immer richtig, verständig und an seinem Orte empfindungsvoll; besonders in Emilie ist nicht leicht ein Auge trocken geblieben; sie hat die Augen offen, nicht so stier wie die Müller, sie bewegt auch die Augenlieder, die Augäpfel gehen aber freilich nur in's Unbestimmte hinaus; — sie ist höchst rührend, drückt aber das richtige Verständniß der Rolle, nämlich die innere Sinnigkeit ebenso wesentlich aus; — gestört wurde man mehrmals bei der Vorstellung durch ein allgemeines St! St! das nämlich die andere

Störung des Schneutzens, Seufzens, Schluchzens des Publikums bekämpfte. — Aus dem Spiel der Mars in Tartüffe sah ich erst ein, daß und warum Tartüffe eine Komödie ist; — Tartüffe wurde von Michelot ganz ausgezeichnet gegeben, ebenso Orgon, dessen Charakter wesentlich komisch seyn muß, um nicht bloß albern zu seyn. — Das Kammermädchen ist dabei durch ihr Spiel eine Hauptperson. Ebenso in Valerie sind alle Rollen vortrefflich und thun das Ihrige zu dieser tiefen Wirkung des Stücks. Wie kann doch das kritische Gesindel bei uns ewig über Scribe, den Verfasser der Valerie, schimpfen?

Gestern bin ich in Versailles gewesen und habe die dortigen Herrlichkeiten gesehen, nebst groß und klein Trianon, — die beiden letzteren sind meublirt, das Schloß von Versailles nicht, — man sieht also nur die Pracht seiner Thüren, Wände, Plafonds und Wandgemälde. Die letzteren meist ganz neu und mittelmäßig. — Die Gärten sind allzu altfranzösisch, — weite Plätze mit beschnittenen Hecken, — Bosquets, — besondere Seitenanlagen von Bäumen, Springbrunnen, Bildsäulen, Säulengänge u. s. f. (die Anzahl der marmornen Bildsäulen im Garten ist 130), — die Orangerie ist bewundernswürdig, der älteste Baum ist im Jahre 1420 gepflanzt. — Beide Trianon dagegen sind englische, anmuthige Anlagen, — doch auch mit Spielereien von künstlichen Felsen, Schweizerhäusern, — am meisten Wesens macht man vom Springen der Wasser, — was wir freilich nicht sahen. — —

Nach der Rückkehr von dieser Exkursion erhalte ich Deinen lieben Brief, worin Du mir über mein Uebelbefinden und Deine Besorgnisse darüber schreibst. — — — Immanuel schreibt, wodurch ich denn unwohl geworden? — er muß wissen, daß ich kein solcher Springinsfeld mehr wie er, sondern ein schon alter Vater bin, — daß ich mir höheres Alter und Gesundheit vornehmlich darum auch wünsche, um ihn und seinen Bruder noch

weiter gedeihen zu sehen, und das Meinige dazu beitragen zu können, — und um diese zu hoffende und an seinem Geburtstage in frischeres Andenken gebrachte Befriedigung mit Dir, meine Liebe, noch lange zu theilen. — — — —

Du bemerkst, daß ich nicht mit solchem Feuer oder Enthusiasmus von Paris schreibe, wie aus Wien, — und sagst dabei, daß Du den Freunden Vieles mitgetheilt hast; — dieß mag seyn, — aber es ist doch Alles zu flüchtig, was ich schreibe, als daß es eben vieler Mittheilung fähig wäre; — Du mußt bedenken, daß mein Unwohlseyn mich viele Zeit hat verlieren lassen — und dann, daß Alles so ungeheuer weit und weitläufig ist, daß man äußerlich ganz rüstig seyn muß, um Mehreres zu umfassen; ferner, daß es wesentlich nöthig ist, sich länger hier aufzuhalten, um in gründliche Berathungen und Eindringungen zu kommen; — es ist ein höchst interessanter Boden, aber etliche Wochen reichen nur hin, um aus der Betäubung heraus und zur Gewohnheit alles des Glänzenden und Mannigfaltigen zu kommen. — Heute z. B. bin ich nach einem Abattoir, d. h. Schlachthaus gefahren — in welcher Stadt der Welt würde ich nach einem Schlachthaus fahren? — aber dieß ist eine der Merkwürdigkeiten, die Paris noch Napoleon — wie hundert anderes Große — verdankt. Dann sind wir auf dem Montmartre gewesen, wo man den Reichthum an Häusern von Paris, und die herrlichen fruchtbaren, lebensvollen Umgebungen übersieht; — auch im Palais der Chambre des Deputés. — Die Börse — noch vor Napoleon angelegt — sahen wir vorher, welcher Tempel! — Um halb 6 Uhr speiste ich mit Cousin und Fauriel (dem Herausgeber der Griechenlieder, die auch in's Deutsche übersetzt sind). Vor einigen Tagen speisten wir zusammen mit Mignet, Thiers, Mustond, Fauriel u. s. f.; kurz, man muß ein Halbjahr in Paris seyn, um einheimischer zu werden mit allem dem, wofür man ein tieferes Interesse faßt, um, wie gesagt,

durch Gewohnheit alles Interesse an dem zu verlieren, was für die erste Zeit auffallend und sehenswürdig ist. — Cousin hat mich oft ausgelacht, wenn ich das sah und merkwürdig zu sehen fand, was mir das Gewissen eines Reisenden und das Manuel des Etrangers zu sehen auferlegte. — — —

Doch ich muß hier ebenso abbrechen, — wie ich abbreche, in Paris mehr zu sehen; so wenig mein Schreiben von dem, was in die Augen fällt, erschöpfend seyn kann, ebenso wenig könnte ich in noch 4 Wochen die Besichtigung alles dessen erschöpfen, was Reisende sehen müssen, die ihre Schuldigkeit, die Merkwürdigkeiten nach der Schnur zu sehen, thun wollen.

Du berichtest mir viele interessante Neuigkeiten, über die einzeln zu erwiedern zu lange werden würde. — Doch Goethe's liebevolle Ausdrücke haben zu viel Verführerisches, als daß ich nicht von meinem, zu Euch eilenden Reiseplan etwas abgebracht werden und einen Abstecher nach Weimar machen sollte. — Aber die Hauptsache, — diesen Abend haben wir, Cousin und ich, Billets auf die Diligence nach Brüssel genommen, wir haben vorgezogen, Dienstag früh abzureisen, — in 36 Stunden sind wir in Brüssel; — dieß ist also der letzte Brief, den Du aus Paris von mir erhältst. — In 14 Tagen etwa werde ich Euch, Ihr Lieben, mit herzlichster Freude umarmen, — doch schreibe ich Dir noch unterwegs. — — — —

Brüssel, den 7. Oktbe.

Also Brüssel! im Hause meines Freundes Herrn van Ghert und mit einer Feder, die mir Mad. van Ghert so eben geschnitten und zwar in einem Nu, durch Einen Druck. — Du siehst hiermit, daß es Ernst geworden, Paris zu entsagen, — woran Du in Deinem lieben Brief, den ich mir so eben von

der Post geholt, — daß es so bald geschehe, zweifeln wolltest. — — —

Vor Allem habe ich Dir den weiteren Verlauf meiner Fahrt zu berichten. — Von den letzten Tagen meines Aufenthalts in Paris habe ich Dir, glaube ich, geschrieben; ich sah noch die Giraffe, das Neorama (die Peterskirche in Rom vorstellend — bewundernswürdig —); während Ihr in Berlin seit einem halben Jahre an einem Haus zu einem Diorama baut, sind die Pariser längst weiter; — das Neueste ist das Neorama, sehr schön, sehr vollkommen; ich brauche jetzt nicht nach Rom zu reisen, um diese Basilika und den Pabst mit seinen Kardinälen u. s. f. auf den Knien anbetend den h. Peter — liegen zu sehen. — Dann den 2. Oktbr. sind wir Morgens um 7 Uhr abgereist — im Coupé, wo wir allein mit einander waren — höchst bequem! Es ist mir höchst befriedigend und ich danke es Cousin sehr, daß er mit mir reist, — ich bin des Reisens mit Fremden sehr überdrüssig geworden. Der Weg meist ganz eben, durch die fruchtbaren aber einförmigen Ebenen der Picardie, dann des Hennegau's und Brabant's über Senlis, Peronne, wo wir zu Nacht speisten (Ihr werdet diese Städte auf der Charte finden), durch Cambrai, Valenciennes, Mons — Mittag gehalten, — Abends am Mittwoch kamen wir hier an. — Auf dieser Reise, so wie ich Paris verlassen, hatte ich wieder sehr starken Appetit und esse und trinke so gut wie ein Niederländer. — Ich besuchte gleich meinen lieben Freund Herrn van Ghert, der, von meiner Ankunft nicht unterrichtet, eine große Ueberraschung und Freude hatte. Es half nichts, ich mußte gleich bei ihm übernachten. — — —

Alle sprechen mir von meinem viel besseren Aussehen als vor vier Jahren. — Donnerstags gingen wir umher, in dem schönen Park u. s. f., wo wir Herrn von Gouben, vormaligen Minister und Vorgesetzten des Herrn van Ghert trafen. — Das

Konkordat mit dem Pabst — ist die Hauptangelegenheit, — es wird tüchtig darauf geschimpft, — ist auch sehr nachtheilig — und macht meinem Freund, der jetzt vornehmlich diese Angelegenheit mit der katholischen Kirche zu bearbeiten hat, viel zu schaffen — und wird es noch mehr. — —

Freitags früh setzte ich mich auf die Diligence nach Ghent, sah' was vom dortigen eyckischen Bild noch vorhanden, wovon wir in Berlin die schönen Stücke haben; setzte mich um 2 Uhr in die Barke nach Brügge auf dem Kanal (— sie wird von Pferden gezogen; in der Kajüte wird gelesen, Whist gespielt u. s. f.), um 8 Uhr Abends kam ich in Brügge an, — in dem Aeußeren dieser Stadt ist das Eigenthümliche der niederländischen Bauart ganz erhalten, das schon in Ghent, und noch mehr in Brüssel verwischt und modernisirt ist.

In Brügge sah ich die höchst denkwürdigen, herrlichen Original-Werke von van Eyck und Hemling — und kann mich nicht genug freuen, diese Ansicht genossen und noch erreicht zu haben, — auch eine Maria mit dem Kinde in Marmor — von Michel Angelo. — Was alles in diesen Niederlanden ist! in ganz Deutschland und Frankreich ist kein Werk von Michel Angelo, und in den Niederlanden ist dieses höchst großartige, ganz eigenthümlich in ernster Hoheit aufgefaßte, herrlich ausgeführte Bild der Maria, und dann noch jenes unsterbliche größere in Breda, das ich vor vier Jahren gesehen. Gestern Nachmittag um 3 Uhr setzte ich mich wieder in die Diligence, auf der ich heute früh 6 Uhr hier angekommen, hierauf mich in's Bett gelegt, gefrühstückt, schnell nach Empfang Deines lieben Briefes geschrieben, um jetzt mit meinem lieben Freund und Cousin auszugehen. — Morgen früh geht's weiter — Cöln zu, wo ich einem Briefe von Dir entgegen sehe. — — — —

Elberfeld, d. 12. Oktbr.

Du wirst Dich leicht über das Datum, sowohl dem Orte als der Zeit nach, wundern, aber Du wirst, wenn Du auf der Charte nachsiehst, — finden, daß Elberfeld auf der Straße nach Cassel liegt, und was die Zeit betrifft, so muß meine Entschuldigung darin bestehen, daß wir ganz mit Gemächlichkeit gereis't sind, und daß wir uns bei Frau und Kind — und Mutter gerade hierauf berufen, — wenn sie uns vorwerfen sollten, daß wir nicht mehr Eile angewendet, in ihren Armen zu seyn.

Vor allem habe ich Dir meine Freude und Zufriedenheit über die Pünktlichkeit Deiner Briefe, die ich zur richtigen Stunde vorgefunden, mein Vergnügen über den Inhalt derselben — den freundlichen Inhalt der Liebe! dann den befriedigenden der äußern Sachen und Umstände — zu bezeigen. — — —

Das Arrangement mit unserer Wohnung gereicht mir eben so sehr für mich zur Zufriedenheit, als in Betreff auf Dich, da ich sehe und weiß, wie sehr es Dich befriedigt. Ich, der ich das Bedürfniß der Bequemlichkeit immer stärker zu fühlen fortfahre — und auf dieser Reise noch etwas weiter darin bestärkt worden, bin besonders zufrieden damit. Du konntest zur Sicherheit den Kontrakt auf zehn Jahre nur geradezu abschließen, — ich habe Dir ja Plenipotenz darin ertheilt, — H. v. H. hätte das Amt Deines Schirmvogts, (doch das ist nur ein schwäbischer Titel — es ist das Amt, die Frau selbst gegen den Mann zu vertreten). — — —

Alles was Du schreibst, ist gut gethan. — Ich will also am Kupfergraben leben und sterben; — sieh' du zu, auf wie lange Du akkordiren willst. — Nun aber auch von unserer Reise; — aus Brüssel habe ich Dir geschrieben, — in diesem Briefe wirst Du finden, wann wir abgereis't, — ich glaube es war Montag, nachdem wir Abends vorher die Illumination über den ersten Ausgang der Königin — mit angesehen. — — Also

zuerst über Löwen nach Lüttich — ein reiches Land — den andern Tag nach Aachen, wo wir mit Lichtern den Dom gesehen und uns auf Kaiser Karl's Stuhl abermals gesetzt, dann nach Cöln — beides kleine Tagereisen — von Lüttich nach Aachen, besonders reiche grüne Gründe, — in Lüttich wie in Löwen und Ghent — sind schöne Universitäts-Gebäude; — wir haben uns auf diesen Universitäten umgesehen, als einem dereinstigen Ruheplatz, wenn die Pfaffen in Berlin mir selbst den Kupfergraben vollends verleiden; die Kurie in Rom wäre auf jeden Fall ein ehrenwertherer Gegner. Also Mittwochs Nachmittags in Cöln angekommen, gleich Deinen lieben Brief abgeholt, — dabei erfahren, daß die Schnellpost erst Freitag, d. i. heute, nach Cassel geht — dann noch, — statt den Donnerstag in dieser alten, häßlichen Stadt Merkwürdigkeiten aufzusuchen, einen Abstecher nach Bonn gemacht, den lieben, alten Freund Windischmann meiner Seits — und dann gemeinschaftlich den Herrn v. Schlegel — zuerst sein Haus mit Gewalt — und da er endlich da heraus gekommen — ihn mit aller Kordialität und Munterkeit besucht; — die gute oder vielmehr höchst stattliche — und behagliche Einrichtung dieses Hauses — bis auf Hühnerhof und die Pfauenstange und deren Anstrich und Veranstaltung — verspare ich auf die mündliche Beschreibung. — Wir hätten in Bonn freilich mehrere Tage gemüthlich und ernsthaft (wozu wir jedoch überhaupt nicht aufgelegt) und interessant zubringen können. — — Daß wir den heutigen Vormittag mit abermaligem Besuch des erhabenen Doms, der wallraff'schen Sammlung, Besichtigung der sterbenden Maria u. s. s., Austernessen, Moselweintrinken u. s. s., nützlich zugebracht, — muß den Schluß machen, mit dem Beisatze, daß ich dann allein Mittags hieher mit nochmaliger Uebersetzung der Wipper, in Studententabakspfeifengesellschaft gelangt. — — —

Auf diesem neuen Blatte aber fasse ich Alles in das Eine

zuſammen, daß mir Freund Couſin nichts Angenehmeres hätte erweiſen können, als daß er mich bis Cöln begleitet, — das Landreiſen auf Schnellpoſten in der Geſellſchaft, die man darauf genießt, war mir ſehr verleidet, ſo daß ich ſchon darauf dachte, von Rotterdam zur See nach Hamburg zu gehen. — So haben wir mit Schwatzen, Eſſen und Trinken — an allen dreien haben wir es nicht fehlen laſſen, — eine höchſt vergnügliche und luſtige Tour mit einander gemacht. — Die Hälfte iſt nun überſtanden, und ich werde Couſin, den ich dabei noch lieber gewonnen habe, immer dankbar dafür ſeyn, — die andere Hälfte werde ich, nach Deinen mehrmaligen Aufforderungen und Berichten der Aufforderungen, — durch einen abermaligen Abſtecher nach Weimar, in ihrer trüben Monotonie unterbrechen, — aber vor Ende nächſter Woche kann ich dann ſchwerlich in Berlin ſeyn. — — — — — — — — — — — — — — Dem Karl, über ſeine Verſetzung nach Sekunda, bezeuge meine volle Zufriedenheit, — ich kann nichts mehr hinzufügen — für die Kinder und für Dich — als daß ich Euch herzlich grüße und küſſe. —

Weimar, d. 17. Oktbr.

— — Mein letzter Brief hatte mich alſo bis Elberfeld gebracht, von da ging's quer durch Weſtphalen über Arnsberg und Arolſen nach Kaſſel, — von Arnsberg ging, ſtatt einer Schnellpoſt ein gewöhnlicher alter Poſtwagen und zwar der letzte, — das nächſte Mal ein Eilwagen, — jenen letzten mußte ich aushalten; meine Hoffnung, am Sonntag noch nach Eiſenach zu gehen, ließ ſich alſo nicht in Erfüllung ſetzen; ich mußte in Caſſel, wo ich erſt Nachmittags ankam, übernachten, ruhte aus, ging eine halbe Stunde in's Theater — Goethe's Egmont — und fuhr erſt vorgeſtern, Montags, nach Eiſenach mit einem Miethkut-

scher — durch Waldthäler, ein eben nicht freundliches Land. — — Was wir von Westphalen sahen, das Wupperthal, dann andere Thäler, die Gegend um Arnsberg, war anmuthiger. — — Hier war ich nicht mehr in Frankreich noch in den schönen Niederlanden, weder den Gegenden noch den Wirthshäusern nach; auf die letzteren hat mich der gute Appetit, den ich habe, — aufmerksam gemacht, — Theils aber sind seit ein paar Tagen keine guten zu haben gewesen, Theils haben mich die Kutscher in die — ihrer Meinung oder ihrem Interesse nach — guten, d..h. schlechten, geführt. In Eisenach übernachtete ich; — Morgens vor Tag, — so daß ich von der Stadt nichts gesehen, (denn bei Nacht war ich angekommen) — fuhr ich mit einem Einspänner in dickem Nebel aus, der erst gegen Gotha hin von der Sonne bezwungen wurde; nun ging's, bei herrlichem Wetter, von dem freundlichen Gotha nach Erfurt, wo ich Herrn v. Griesheim aufsuchte, ihn aber nicht, doch seinen Bruder traf, und seiner Frau Mutter — einer recht lieben, gebildeten und verständigen Frau, der ich nicht unbekannt war, mein Kompliment machte. — Abends — bei sinkender Sonne kam ich dann gestern hier an. Also nach einigem Zurechtmachen, zum Ziele dieses Umweges, — dem alten verehrten Freunde geschritten. — Das Haus war illuminirt, der Großherzog hatte sich zum Thee ansagen lassen; ich ließ jedoch einstweilen meine Ankunft melden. — Goethe empfing mich auf's Freundlichste und Herzlichste; ich hatte ihm mancherlei zu erzählen; nach einer halben Stunde kam der alte Großherzog; — eine Hauptsache muß ich aber noch nachholen, — daß ich außer Riemer — Zelter bei Goethe antraf. —

Goethe präsentirte mich dem gnädigsten Herrn, zu dem ich mich auf den Sopha, — ich glaube sogar, ich saß ihm zur Rechten, — setzte, — er fragte nach Paris, — er ist etwas taub, — — so verging der Abend, so gut es mit dem alten Herrn ge-

hen wollte, in der Konverſation, — bis ½10 Uhr. Goethe ſtand dabei immer, ich merkte dieſem nach und nach ab, daß der Herr etwas taub war, und daß man, wenn es ſtill mit Sprechen wird, nicht zu unterhalten ſuchen müſſe, ſondern warten ſolle, bis ihm wieder etwas einfällt, — ſonſt ging alles ganz ungenirt, ich mußte ein paar Stunden auf meinen Sopha genagelt — aushalten; — Zelter und Riemer ſetzten ſich klüglicherweiſe in das daran ſtoßende Zimmer. — — Der Großherzog hatte mir empfohlen, ſeinen botaniſchen Garten in Belvedere zu ſehen; ich fuhr mit Zelter heute früh — Goethe hatte ſeine Equipage dazu bereit halten laſſen — um 10 Uhr hinaus; es ſind in der That ſehr große, ausgebreitete Anlagen; der Herzog iſt ſelbſt ein großer Botaniker, — es ſind ſchöne Exemplare von Pflanzen da zu ſehen; — wir beide waren freilich nicht Kenner genug, um Alles gehörig zu ſchätzen. — Mittags waren wir wieder hier; — ich machte Herrn und Frau v. Schwendler meinen Beſuch, wo ich vielem Bedauern, daß Du nicht dabei ſeyſt und daß ich mich von Goethe in Beſchlag nehmen laſſen ꝛc., zu begegnen hatte. — Dann einen Gang in die alten bekannten, vor 25 Jahren begangenen Wege des ſchönen Parks, in Begrüßung der Ufer der kleinen Ilm und ihrer leiſeren Wellen, die manches unſterbliche Lied gehört. — Um 2 Uhr zum Mittageſſen zu Goethe, das vortrefflich, und vom beſten Appetit honorirt wurde; — die Frau v. Goethe iſt, — ihre Entbindung erwartend, — unſichtbar, — war alſo nicht bei Tiſche, — die Schweſter, Fräulein v. Pogwiſch, recht munter, Hofrath Vogel der Arzt, ein D. Emmerich, Sekretair Goethe's, die zwei Enkel, der Sohn, Zelter und ich — ich ſaß neben Goethe, zu meiner Rechten das Fräulein; die weimaraner Gäſte ſtiller, wir aber gemüthlich, geſprächig, tapfer eſſend und trinkend, — ich mußte Goethe'n von den politiſchen und literariſchen Anſichten und Intereſſen in Frankreich viel erzählen, — es intereſſirte ihn Alles

sehr; er ist ganz kräftig, gesund, überhaupt der alte — immer junge — etwas stiller — ein solches ehrwürdiges, gutes, fideles Haupt, daß man den hohen Mann von Genie und unversiegbarer Energie des Talents darüber vergißt; wir sind als alte, treue Freunde ohnehin nicht auf dem Fuße der Beobachtung, — wie er sich zeige oder was er gesprochen, sondern kordat zusammen, und nicht um des Rühmens und der Ehre willen, dieß von ihm gehört und gesehen zu haben u. s. f. — Der Sohn hat mir nach Tisch sehr ausdrücklich gesagt, wie Goethe sich der Hoffnung, daß ich bei ihm auf meiner Rückreise von Paris einsprechen würde, erfreut habe; er sprach mir überhaupt ausführlich von seinem Verhältnisse und Empfindung zu seinem Vater in jeder Rücksicht, und man muß Goethe in seinem Alter und Lebensweise glücklich preisen, ihn in solcher Liebe und Pflege zu wissen und den Sohn darum achten und lieb haben. Diesen Abend bin ich dann noch im Theater gewesen, — und schreibe nun dieses an Dich, — und was ich dann vornehmlich hinzuzufügen habe, ist über unsere Pläne oder vielmehr Beschlüsse, endlich nach Hause zu gehen; so reisen wir also übermorgen; Zelter eben so satisfacirt, daß ich mit ihm, — als ich, daß er mit mir die weitere Reise macht. Aber da wir nach gerade beide alte Herren sind und die Bequemlichkeit uns annehmlich und nützlich ist, so sind wir nicht zur Tapferkeit der Schnellpost aufgelegt, sondern wir werden mit dem Miethkutscher, den wir bereits gemiethet, Freitags abfahren, und, so Gott will, Sonntags dann bei Euch eintreffen, wo Dich dann Dein Odysseus, — nach den vielfarbigen Fahrten zur Einfärbigkeit des häuslichen Lebens zurückkehrend — umarmen wird. — — — — — — — — — —

Ich wäre freilich gern Sonnabend eingetroffen, um den Sonntag zu einem ruhigen Tage zu haben, ehe das Meldungs- und sonstiges Gethue angeht; — sage daher nicht, daß ich Sonn-

tag, ſondern wohl erſt Montag komme, damit ich Sonntag wenigſtens einen ruhigen Abend mit Dir und den Kindern habe, — und nun küſſe ich Dich und ſie zum letzten Male ſchriftlich, — das nächſte Mal mündlich, — ich ſchriebe gern noch lange fort, aber Papier und Zeit ſchließen. — Grüße alle Freunde ꝛc. —

X.

Nachtrag zu den Briefen.

X. Nachtrag zu den Briefen.

1. An den Studiosus Zellmann *).

Jena, d 23. Januar 1807.

Ihre gütige Zuschrift v. 18. Novbr. 1806 habe ich erst spät im December, und zwar in Bamberg, erhalten, wohin ich auf einige Wochen gereis't war; die Rückreise und andere Geschäfte haben die Antwort von meiner Seite verzögert, worüber ich Ihnen meine Entschuldigung mache.

Es hat mich gefreut, daß Sie mein Andenken in Ihrer Abwesenheit bewahren, noch mehr, daß Sie diesen Winter der Einsamkeit und dem Studium der Philosophie widmen. Noch ist Beides ohnehin vereint; die Philosophie ist etwas Einsames; sie gehört zwar nicht auf Gassen und Märkte, aber noch ist sie von dem Thun der Menschen fern gehalten, worein sie ihr Interesse, so wie von dem Wissen, worein sie ihre Eitelkeit legen. Aber auch Sie zeigen sich auf die Geschichte des Tages aufmerksam; und in der That kann es nichts Ueberzeugenderes geben als sie; davon, daß Bildung über Rohheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davon trägt. Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird eben so sehr davor bewahren, vor den Begebenheiten thierisch zu staunen, oder klü-

*) Christian Gotthilf Zellmann, eines Bauern Sohn aus dem Eisenach'schen, gehörte zu den ältesten Schülern Hegel's, starb aber leider schon im Jahre 1808.

gererweiſe ſie Zufälligkeiten des Augenblicks oder des Talents eines Individuums zuzuſchreiben, die Schickſale der Reiche von einem beſetzten oder nicht beſetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen. Was gegenwärtig verloren geht, daran meinen die Menſchen ei: Gut oder göttliches Recht beſeſſen zu haben, ſo wie ſie Das, was erworben wird, dagegen mit böſem Gewiſſen beſitzen werden. So falſch ihre Gedanken vom Rechte ſind, ſo falſch auch die Meinung von den Mitteln oder Dem, was die Subſtanz und die Kraft des Geiſtes ausmacht; ſie ſuchen ſie in ſolchen Umſtänden, die bis zum gänzlich Lächerlichen gehen, und überſehen das, was ihnen am nächſten liegt, und halten das für vortreffliche Stützen, was ſie gerade in den Untergang zieht.

Die franzöſiſche Nation iſt durch's Bad ihrer Revolution nicht nur von vielen Einrichtungen befreit worden, über die der Menſchengeiſt als über Kinderſchuhe hinaus war, und die darum auf ihr, wie noch auf den andern, als geiſtloſe Feſſeln laſteten, ſondern auch das Individuum hat die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben, das bei Veränderung der Kouliſſen keinen Halt mehr in ſich hat, ausgezogen; dieß giebt ihr die große Kraft, die ſie gegen andere beweiſ't. Sie laſtet auf der Verſchloſſenheit und Dumpfheit dieſer, die, endlich gezwungen ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in dieſe heraustreten und vielleicht, indem die Innerlichkeit ſich in der Aeußerlichkeit bewahrt, ihre Lehrer übertreffen werden.

Vom Katholicismus iſt für's nördliche Deutſchland wohl nichts zu fürchten. Intereſſant würde es werden, wenn der Punkt der Religion zur Sprache käme, und am Ende könnte es wohl dazu kommen. Vaterland, Fürſten, Verfaſſung u. dgl. ſcheinen nicht die Hebel zu ſeyn, das deutſche Volk emporzubringen; es iſt die Frage, was erfolgte, wenn die Religion berührt würde. Ohne Zweifel wäre nichts ſo zu fürchten, als dieß. Die Führer ſind vom Volke getrennt, Beide verſtehen ſich

gegenseitig nicht; was die Ersteren zu leisten wissen, hat diese Zeit ziemlich gelehrt, und wie das Letztere es treibt, wenn es für sich handelt, werden Sie aus Ihrer Nachbarschaft am besten gesehen haben.

Leben Sie wohl, grüßen Sie Ihren Freund Köhler vielmals; es wird mich freuen, Sie bald wieder hier zu sehen. Mit Ihrer Schuld machen Sie es nach Bequemlichkeit. Ich bin mit Hochachtung Ihr ergebener Freund

Hegel,
D. und Prof. d. Phil.

---

2. An Knebel.

Bamberg, den 30. Aug. 1807.

— — Von Zeit zu Zeit habe ich vernommen, daß Sie und Ihre geschätzte Familie sich wohl befinden, und ob Sie gleich dieses Frühjahr noch von einem harten Schlage betroffen worden sind, so werden Sie doch auch davon sich wieder erholt haben und in der Besserung des allgemeinen Zustandes mitgegangen seyn, der doch wenigstens gemäßigt und so geworden ist, daß wir es ertragen können. Es ist ein Hauptzweck dieses Schreibens an Sie, Sie um Nachrichten von sich und Ihrem Thun und Ergehen zu bitten. Was ich, und warum ich es treibe, wissen Sie. Sie wissen auch, daß ich immer einen Hang zur Politik hatte. Dieser hat sich aber beim Zeitungsschreiben vielmehr geschwächt, als daß er dadurch Nahrung gefunden hätte. Denn ich habe hierbei die politischen Neuigkeiten aus einem andern Gesichtspunkte anzusehen als der Leser. Diesem ist der Inhalt die Hauptsache, mir gilt eine Neuigkeit als Artikel, daß er das Blatt füllt. Die Verminderung des Genusses, den die Befriedigung der politischen Neugierde gewährt, wird jedoch durch Anderes ersetzt; das Eine ist der Ertrag, — ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der Bibel über-

zeugt und ihn zu meinem Leitstern gemacht: trachtet am ersten nach Nahrung und Kleidung, so wird Euch das Reich Gottes von selbst zufallen; — das Andere ist, daß der Zeitungsschreiber selbst ein Gegenstand der Neugierde, und fast des Neides ist, indem Jedermann das zu wissen wünscht, was dieser noch in petto behalte, was, wie man versichert, das Beste seyn soll. Unter uns gesagt, weiß ich jedoch niemals mehr, als in meiner Zeitung steht, und sehr oft dieß nicht einmal. Ganz leer an geheimen politischen Neuigkeiten will ich Sie jedoch nicht ausgehen lassen; ich kann Ihnen also sub rosa sagen, daß Lucian Bonaparte König von Spanien und Portugal, und Berthier König der Schweiz wird; — der Krieg zwischen Baiern und Oesterreich ist ohnehin eine bekannte Sache.

Lassen Sie eine solche Mittheilung nicht unerwiedert; Sie, eingeweiht in die höhere Politik, wären im Stande, die niedrigere Zeitungsschreiber-Politik in etwas zu erheben. Unterstützen Sie Ihren Freund durch milde Beiträge; außer dem Interesse der Sache hätten solche Artikel einen Beigeschmack, nämlich sie der Gefälligkeit eines Freundes zu verdanken zu haben, der den Werth des Inhalts selbst noch überträfe, wenn dieser auch in Kaisern und Königen, und der Austheilung von Königreichen und Prinzessinnen bestände. In dieser traurigen Friedenszeit, die das für die Zeitungsschreiber ist, was der schöne Mondschein und gute Polizei für Diebe und — —, habe ich alle Hülfe nöthig, um der Neugierde des Publikums ihr Futter zu liefern. Ihre Gegend ist zwar an großen politischen Begebenheiten — die zu große der Schlacht von Jena ausgenommen, dergleichen in hundert oder tausend Jahren nur einmal vorkommt — nicht sehr ergiebig; inzwischen sind große politische Begebenheiten und Zeitungsnachrichten nicht gerade ganz dasselbe, und an letzteren fehlt es nicht, — es reist doch hier und da ein Marschall durch, oder der Gesandte Herr Reinhard, die Abreise der herzoglichen Familie, vornehmlich das neue Fürstenthum Jena giebt ganz

preiswürdige Artikel. Ich weiß wohl, daß, einen Zeitungs-Artikel abfaſſen, Stroh eſſen heißt, gegen das Schwelgen in den Griechen und Ausmeißeln lucreziſcher Hexameter, voll tiefſinniger Philoſophie; aber da in der epikuräiſchen Philoſophie die Verdauung des Magens nicht unbeachtet gelaſſen werden kann, und für die Unterſtützung derſelben das Zeitungsleſen zu Hülfe gerufen wird, ſo könnte ich denken, daß von dieſer Stunde auch ein Viertelſtündchen zur Abfaſſung von Zeitungs-Artikeln angewandt, die Verwandlung des paſſiven Zeitungsgeſchäfts in ein aktives ſogar eine Erhebung wäre. Doch ich ſehe eine noch zweckmäßigere Ausführung dieſer Gefälligkeit, um die ich Sie erſuche, — giebt ſie nicht für Karl,*) den ich herzlich grüßen laſſe, ein Uebungsmittel in jenem objektiven Styl, welchen man Zeitungs-Styl nennt, und der am fähigſten iſt, dem Hange der Jugend, die Einbildungskraft oder das Gefühl, den Witz laufen zu laſſen, ein Gleichgewicht zu halten? Außer dieſem Vortheile der Bildung ſoll Karl auch den Nutzen haben, daß ihm für jeden Artikel ein Krug guten bamberger Bieres, wenn er es anders liebt, gutgeſchrieben und bei einer ſich ergebenden Summe richtig geliefert werden ſoll.

Ueberlegen Sie alſo meine Bitte. Es wäre mir eine große Gefälligkeit, einen Korreſpondenten in der dortigen Gegend zu bekommen. Einmal iſt mir von Weimar — doch ohne Angabe von wem oder von welcher Behörde — ein officieller Bericht über die Vorfälle beim weimar'ſchen Kontingent vor Kolberg zugeſchickt worden, für den ich, ich weiß nicht wem, Dank ſchuldig bin. Ich habe ſchon daran gedacht, mich an Falk oder an Herrn D. Müller deswegen zu wenden. Sie ſind mit Beiden bekannt, und hätten vielleicht die Freundſchaft, darüber etwas mit dem Einen oder dem Andern auszumachen, oder mir Ihren Rath zu geben, ob ich mich an Einen wenden könnte; über

*) Der ältere Sohn Knebel's.

das Honorar würden wir uns schon verständigen. Jedoch setze ich mein liebstes Zutrauen in Karl, und fasse Alles darin zusammen, daß ich Sie bitte, hierin von dem Inhalte meines Wunsches ganz abzusehn, und nur die Gefälligkeit, welche Sie mir durch Gewährung desselben erweisen, zu beachten.

Noch ein Wort von meinen übrigen Verhältnissen; Sie wissen vielleicht, daß ich in Weimar für dieses halbe Jahr um Urlaub angehalten hatte. Ich habe mich nun in nähere Verbindung mit dem Zeitungs-Institute eingelassen und werde hiermit der vom Herzog mir verwilligten Pension entsagen, was aber vielleicht überflüssig ist, da mir das Quartal von Mai bis Juli nicht mehr ausbezahlt wurde, das ich nachgenießen zu können glaubte. Uebrigens werde ich es mir zur Ehre schätzen, noch als Professor von Jena angesehen zu werden und mich so nennen zu können; in meine vorigen Verhältnisse aber werde ich nicht mehr zurückkehren können. Sollte sich ihre ökonomische Seite jedoch einst ändern lassen, so werde ich keinen Anstand nehmen, die Zeitungs-Redaktion gegen den philosophischen Katheder umzutauschen; ich sehne mich vielmehr nach einer solchen Aenderung. Von diesem Wunsche macht die Aussicht, Ihrem freundschaftlichen Umgange wieder näher zu kommen, keinen geringen Theil aus. Ich werde die weitläufige Kommunikation, in welcher ich täglich mit der ganzen Welt stehe, gern gegen ein Paar wöchentliche Stunden der Unterhaltung mit Ihnen aufgeben. Das Bier ist hier gut, aber — kämen Sie doch hierher, und tränken es an der Quelle im Felsenkeller, und vornehmlich, hälfen Sie es würzen! Ich bitte Sie, wegen dieser letzteren Nothdurft, um so dringender um das Pfefferkorn einiger Zeilen von Ihnen. Empfehlen Sie mich auf's Angelegentlichste, wenn ich bitten darf, an Frau v. Knebel und an die übrigen Freunde.

Hegel.

3. An Heinrich Beer.

Sonnabend, d. 1. Sptbr. 1831, im grunow'schen Garten.

Es ist mit unendlichem Schmerz, daß ich diesen Abend erfahren muß, welch ein ungeheurer Schlag des Unglücks Sie, mein lieber, werthester Freund, in Gemeinschaft mit Ihrer lieben, vortrefflichen Frau, betroffen hat. Man hat es bis Abend mir verborgen, ich hätte sonst sogleich versucht, Sie zu sprechen, nicht, um Ihnen Worte des Trostes, — denn ich wüßte dermalen noch keine, die in diesem unmittelbaren, so neuen Leid, Platz greifen könnten, sondern nur meine Mitempfindung zu bringen, Ihren Schmerz zu theilen, und solchen unersetzlichen Verlust mit zu beklagen. Ich hätte Sie nur dieß fragen können, was ich meine Frau bei einem ähnlichen, aber frühern, Verlust des noch einzigen Kindes fragte: ob sie es vorziehen könnte, das Glück, ein solches Kind gehabt und — in seiner schönsten Zeit — gehabt zu haben, und dessen verlustig zu werden, oder aber dieses Genusses gar nicht theilhaftig geworden zu seyn. Ihr Herz wird dem ersten Falle, der der Ihrige ist, den Vorzug geben. — Es ist vorbei! — es bleibt Ihnen aber die Empfindung jenes Glücks, die Erinnerung des lieben Knaben, seiner Freuden, seiner glücklichen Stunden, seiner Liebe zu Ihnen und zu seiner Mutter, und seiner kindlichen Sinnigkeit, wie seiner Gutmüthigkeit und Freundlichkeit gegen Jeden. Seyn Sie nicht undankbar gegen die Befriedigung und das Glück, das Sie genossen, behalten Sie dessen Andenken lebhaft und fest vor sich gegen den Verlust der Gegenwart; so ist Ihnen der Sohn und der Genuß, den Sie in dem Besitz desselben gehabt, unverloren.

Es ist dieß ein Moment Ihres Lebens und der harten Lebenserfahrung, in welchem Ihre, im ruhigen Verlauf des Lebens auf den höchsten Werth anzuschlagende Gutmüthigkeit und Men-

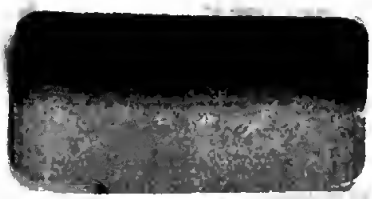
ſchenliebe, auch die innere Stärke eines noch tiefern Grundes zu bewähren hat, damit das Vermögen des Geiſtes, auch ſolches zu ertragen, ſich beweiſen kann.

Ich drücke Ihnen mit dem innigſten Schmerze der Freundſchaft die Hand; — ich werde morgen Vormittag ſehen, ob ich Sie ſprechen kann; ſprechen Sie auch Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin meine lebhafteſte Mitempfindung aus.

Meine Frau, tiefererſchüttert von ſolcher Nachricht, trägt mir auf, Sie und Ihre Frau Gemahlin ihres innigſten Antheils zu verſichern.

Ihr

Hegel.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

MAG 2003922